ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

FR. VON BEZOLD · G. DEHIO · W. DILTHEY · H. FINKE
W. GOETZ · K. HAMPE · O. LAUFFER · C. NEUMANN
A. SCHULTE · E. SCHWARTZ · E. TROELTSCH

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG STEINHAUSEN

8

ACHTER BAND



1910
LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

Mit Genehmigung der
B. G. Teubner Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart
veranstalteter Nachdruck
KRAUS REPRINT LTD.
Vaduz
1965

Printed in U. S. A.

INHALT

MISZELLEN

LITERATURBERICHT

REZENSIONEN

(einschließlich der in dem „Literaturbericht“ und den „Kleinen Mitteilungen“ besprochenen selbständigen Schriften)

AN DIE LESER DES ARCHIVS FÜR KULTURGESCHICHTE

Das Archiv für Kulturgeschichte ist mit dem vorliegenden Heft in den Verlag von B. G. Teubner in Leipzig übergegangen. Im Zusammenhang mit diesem wichtigen Moment in seiner äußeren Entwickelung wird es eine neue Ausgestaltung und innere Hebung erfahren, um das Interesse aller Fachgenossen an dem einzigen rein kulturgeschichtlichen Organ zu vermehren.

Noch mehr als bisher soll das Archiv zu einer Zentralstätte für die Arbeit auf dem Gebiete der gesamten Kulturgeschichte gemacht werden. So erscheint es zunächst notwendig, im Zusammenhang mit neueren Richtungen der geschichtlichen Forschung die Geschichte des höheren Geisteslebens stärker in den Vordergrund zu rücken und der verheißungsvollen Arbeit auf diesem Gebiet ein geeignetes Organ zu sichern.

Von besonderer Wichtigkeit ist dann ein zweites. Die Kulturgeschichte befindet sich in der eigentümlichen Lage, daß ihr, soweit sie ein eigenes spezielles Stoffgebiet, also kurz das der nichtpolitischen Geschichte, für sich in Anspruch nahm, ein Zweig nach dem andern als neue Spezialwissenschaft entrissen wurde. Literatur-, Kunst- und Rechtsgeschichte haben von Anfang an neben und vor ihr eigene Sondergebiete gebildet. Aber auch die Wirtschaftsgeschichte, die man früher als einen wesentlichen Teil der speziellen Kulturgeschichte in deren Rahmen behandelte, ist heute eine eigene, kräftig blühende Disziplin. Ähnlich steht es mit der Religionsgeschichte. Die Altertumskunde, die Volkskunde sind eigene Wissenschaften geworden. So wird es schließlich auch mit der Sittengeschichte usw. der Fall sein. Aber in der Lösung ihrer eigentlichen Aufgabe wird die Kulturgeschichte damit durchaus nicht beeinträchtigt, vielmehr wird sie für diese

durch die Verselbständigung ihrer ursprünglichen Zweiggebiete erst eigentlich frei. Denn Kulturgeschichte ist keine bloße Addierung von Ergebnissen der Religions-, Literatur-, Kunst-, Sitten-, Wirtschaftsgeschichte usw. Vielmehr besteht ihre Aufgabe besonders darin, aus dem ganzen für die geschichtliche Erkenntnis einer bestimmten Zeit vorhandenen Material das für deren Gesamtkultur und Gesamtgeist Bezeichnende festzustellen, unter Berücksichtigung der Haltung des Durchschnittsmenschen, während jene Einzeldisziplinen doch vielmehr die für eine Seite der Kulturentwickelung charakteristischen Erscheinungen verschiedener Zeiten herausheben und miteinander unter fachlichen, oft formalen Gesichtspunkten in Beziehung setzen. Kulturgeschichtliche Forschung wird auch ihrerseits in erster Linie als Spezialforschung wissenschaftlichen Charakter tragen; sie wird jedoch in ausgedehntem Maße sich die Ergebnisse sonstiger Spezialforschung, freilich nicht durch einfache Übernahme, sondern durch selbständige Verarbeitung unter ihren besonderen methodischen Gesichtspunkten und für ihre besondere Aufgabe, zunutze machen dürfen und müssen.

In dieser Hinsicht erscheint als ein wesentliches Erfordernis die Organisation regelmäßiger Literaturberichte, die je ein Spezialgebiet in diesem Sinne in Bearbeitung nehmen und das für die kulturgeschichtliche Forschung Wertvolle aus der Fülle der literarischen Erscheinungen des betreffenden Gebiets unter kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten herausheben werden.

Diese Berichte behandeln folgende Gebiete: Allgemeine Kulturgeschichte und Methodenlehre (Spranger), allgemeine und lokale deutsche Kulturgeschichte (Goetz), Geschichte der wirtschaftlichen Kultur, der politisch-rechtlichen Kultur und Verfassung (Werminghoff, Rapp), der gesellschaftlichen Kultur und der Sitten (Steinhausen), des Erziehungswesens (Schiele), der Naturwissenschaft und Medizin, der technischen Kultur (Matschoß), der religiösen und ethischen Kultur (Clemen, Troeltsch), der literarischen Kultur (Legband), der Musik (Heuß), der künstlerischen Kultur, der geistigen Kultur und Weltanschauung (Zeller, Funk, Hashagen), der Persönlichkeitsentwickelung (Misch), Volkskunde, Anthropologie und Gesellschaftsbiologie.

Im Vordergrund soll bei den Berichten über die einzelnen Kulturgebiete die europäische, insbesondere die deutsche Kultur des Mittelalters und der Neuzeit stehen. Sie sollen ergänzt werden durch zusammenfassende Berichte über italienische Kulturgeschichte (Andreas), französische Kulturgeschichte (Ganzenmüller), englische Kulturgeschichte (Hoops), antike Kulturgeschichte (Laqueur), das Fortleben der Antike in Mittelalter und Neuzeit, islamitische Kulturgeschichte, indische Kulturgeschichte, ostasiatische Kulturgeschichte. Die Berichte sollen je nach Bedeutung alle zwei Jahre oder seltener erscheinen.

So hoffen wir, daß sich das Archiv zu den alten Freunden viele neue erwerben wird, um so mehr, als gerade die oben skizzierte Hinleitung der Kulturgeschichte von einem teilweise antiquarischen Betrieb zu einer allgemein-historischen Disziplin, die ihren Schwerpunkt letztlich in der Geistesgeschichte hat, der andererseits im eigentlichsten Sinne nichts Menschliches fremd ist, in besonderem Maße geeignet erscheint, ihr ein vertieftes Interesse sowohl bei den Vertretern aller übrigen historischen Einzeldisziplinen, zwischen denen sie ihrer Stellung nach eine universale Verbindung zu stiften berufen ist, als auch in weitesten Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten zu sichern.

Eine Bürgschaft für die Durchführung der erweiterten Ziele des Archivs bieten die Namen der Gelehrten, die ihre besondere Mitwirkung zugesagt haben.

Herausgeber und Verlag
des Archivs für Kulturgeschichte.

GESCHICHTE UND KULTURGESCHICHTE

VON WALTER GOETZ

Niemand wird in Deutschland große Neigung tragen, Auseinandersetzungen zu erneuern, die vor einem Jahrzehnt als sog. geschichtswissenschaftlicher Streit die Köpfe eine Weile erhitzten. Es erwies sich damals sehr deutlich, daß der Sinn der deutschen Historiker nicht nach langen philosophischen Diskussionen steht. Das hat Bernheim schon in den 80er Jahren bedauert — er selber hat inzwischen durch den Ausbau des ,,Lehrbuchs der historischen Methode und (wie in der neuesten Auflage hinzugesetzt ist) der Geschichtsphilosophie" viel getan, die jüngere Generation mit diesen Fragen in Verbindung zu bringen. Jener geschichtswissenschaftliche Streit hat aber doch einige bestimmte Ergebnisse gehabt — in der weiteren Entwicklung wenigstens der historischen Arbeit in Deutschland und auch in Frankreich scheinen sie mir deutlich erkennbar zu sein. Die erdrückende Mehrzahl der kompetenten Forscher hat abgelehnt, was dem einen Teile der damals Streitenden als das Wesentliche erschien: die biologische Gesetzmäßigkeit der Geschichte, die Formulierung bestimmter Kulturzeitalter, die Vorherrschaft der sozialpsychischen Faktoren, die vergleichende Methode — das alles sind Anschauungen, die in Deutschland unterlegen sind und die auch durch die immer wiederholte Versicherung auf künftigen Sieg nichts an innerer Gewißheit gewinnen. Daß es in Deutschland nicht die beschränkte zünftige Gelehrsamkeit ist, die diese Theorien verständnislos ablehnt, zeigt wohl einwandfrei ihr Zurückweichen in Frankreich, wo der Boden für philosophische Bezwingung der Geschichte ein so viel günstigerer ist und wo dennoch das Hauptorgan solcher Anschauungen, die Revue de Synthèse historique, über allen naturwissenschaftlichen Schematismus weit hinausgewachsen ist.

Aber was viel stärker noch gegen eine Voreingenommenheit der deutschen Historiker in diesen Fragen spricht, ist die Tatsache, daß die jüngere Generation in Deutschland zu einem guten Teile dennoch zu einer Erweiterung des historischen Arbeitsfeldes,

zu dem, was Lamprecht als Kulturgeschichte bezeichnet hat, hinneigt; je entschiedener diese Kreise Lamprechts geschichtsphilosophisches und methodologisches System ablehnen, um so ruhiger können sie bekennen, was sie den Anregungen Lamprechts zu verdanken haben. Freilich hat wohl der eine oder der andere, wie Lamprecht selber, diese Anregungen direkt von W. H. Riehl, von Gustav Freytag, von Jacob Burckhardt oder auch von Viktor Hehn erhalten — Janssens Geschichte des deutschen Volkes bedeutet in unvollkommener, v. Bezolds Geschichte der deutschen Reformation in vollkommener Weise die kulturgeschichtliche Bewältigung eines Zeitalters; Riezler hat seine Geschichte Baierns von Anfang an auf diese breitere Grundlage gestellt, und eine ganze Reihe von Werken der 70er und 80er Jahre zeigen die langsame Erweiterung des Rahmens der Darstellung. Aber wie dem auch sei — Lamprecht wurde der laute Prophet dieser Gedanken, und da er sie (was immer mehr wert ist als die theoretische Forderung) auf eine große Darstellung der gesamten deutschen Geschichte übertrug, so ist er schließlich doch viel stärker der Ausgangspunkt dieser Anregungen geworden als seine streitabgewandten Vorgänger. Daß er dann Eigenes, was sich mit dem Wollen der französischen Positivisten berührt, in starkem Umfang hinzugefügt hat, bedarf keiner weiteren Feststellung. Mit diesem Eigenen ist er zum größten Teile an dem Widerspruch der Fachgenossen gescheitert — aber auch das ist für diejenigen unter uns, die wir noch Lernende waren, eine fruchtbare Anregung zur Auseinandersetzung mit der eigenen werdenden geschichtlichen Anschauung gewesen. Das möchte ich als das zweite, wenn auch nur indirekte Ergebnis des geschichtswissenschaftlichen Streites bezeichnen: neben der Ablehnung der im engeren Sinne Lamprechtschen Theorien dennoch eine starke Zunahme des kulturgeschichtlichen Interesses bei der jüngeren Generation. Es liegt mir fern, mich in theoretische Auseinandersetzungen einzumischen, für die ich mich gar nicht genugsam zuständig fühle; aber die an einem neuen Abschnitt des „Archivs für Kulturgeschichte“ Beteiligten haben wohl das Recht, von der nun einmal gegebenen Sachlage zu sprechen und die Aufgaben des Unternehmens zu prüfen. Anders freilich als von meinem privaten Standpunkte aus kann und will ich

über diese Dinge nicht reden. Mir ist wohl bewußt, daß der Herausgeber dieses „Archivs", der bekanntlich ein von Lamprecht völlig unabhängiger Kulturhistoriker ist und seinerseits an die Traditionen der Freytag, Burckhardt, Riehl anknüpfte, zwar nicht bezüglich der Stellungnahme gegen Lamprecht, wohl aber in anderen Punkten von mir verschieden denkt, wie er denn z. B. eine Scheidung zwischen politischer und Kulturgeschichte, ferner die Einbeziehung des Volks- und gesellschaftlichen Lebens in das Arbeitsgebiet der Kulturgeschichte, endlich auch die besondere Wichtigkeit der sozialpsychischen Faktoren vertritt und die Bedeutung des Staates geringer einschätzt.

Ein negatives Ziel hätte das „Archiv" insofern, als es sich um die endgültige Beseitigung des Kulturgeschichtlichen im älteren Sinne handeln müßte. Seitdem es eine Volkskunde gibt, ist sie als die glückliche Erbin alles dessen anzusehen, was man früher so gern als Kulturgeschichte bezeichnete. „Kulturgeschichtliche Kuriosa", wie ein neuerer Autor ein Buch genannt hat, deuten mit dem Titel an, daß der Verfasser sich über den heutigen Begriff der Kulturgeschichte noch nicht ganz klar geworden ist. Was ins Gebiet der Volkskunde oder des gesellschaftlichen und Sittenlebens gehört, sollte nicht mehr als Kulturgeschichte bezeichnet werden. Freilich ist der Begriff Kulturgeschichte auch in wissenschaftlichen Kreisen noch strittig; Bernheim lehnt eine Gleichsetzung mit Universalgeschichte als zu vage ab und möchte nur „die Geschichte der Entwicklung der sozialen Lebensformen und -prozesse, Arbeitsmittel und -resultate, geistigen wie materiellen, die vorwiegend aus der nichtpolitischen Tätigkeit der Menschen hervorgehen", damit bezeichnen. Er stellt neben diese Kulturgeschichte die politische Geschichte — diese beiden Wissenschaftszweige bilden dann also miteinander die Gesamtgeschichte.[1]) Aber es erhebt sich bei dieser Einteilung doch die Frage, ob das politische Leben nicht auch Kulturleben ist, ob der Staat als scheinbar außerhalb der Kultur stehend bezeichnet werden darf.

[1]) Ähnlich wünschte Gothein, Die Aufgaben der Kulturgeschichte (1889), neben der politischen Geschichte eine selbständige Kulturgeschichte. Dagegen schon Below, Gött. Gel. Anz. 1892, S. 286: er wünscht Vereinigung beider mit dem Nachdruck auf der politischen Geschichte.

Die den Staat schlechtweg dem Kulturleben überordnen wollen, werden mit solcher Begriffsbestimmung einverstanden sein; die anderen aber — den Staat als Ergebnis des gesamten Kulturlebens ansehend — werden in einer solchen Scheidung von Kulturgeschichte und politischer Geschichte eine Zerreißung innerer Zusammenhänge erblicken — für sie wird Lamprechts Definition von Kulturgeschichte als Zusammenfassung alles geschichtlichen Geschehens unter dem Gesichtswinkel der Entwicklung (freilich ohne Gesetzmäßigkeit!) sympathischer sein. Vielleicht wäre es noch besser von Allgemeiner Geschichte oder von Gesamtgeschichte zu sprechen — aber Begriffe haben ihr eigenes Leben, und das Wort Kulturgeschichte ist heute bereits verständlicher als irgendein anderes Wort: wer eine Vorlesung über Kulturgeschichte des Mittelalters anzeigt, kann darauf rechnen, daß die Studenten darunter eine Zusammenfassung von politischer, wirtschaftlicher, geistiger Geschichte des Mittelalters verstehen. Am besten wäre es allerdings, wenn mit dem Worte Geschichte so selbstverständlich eine Gesamtgeschichte verstanden würde, daß es der andern Begriffe nicht bedürfte — dann müßten freilich alle Spezialwerke sich als solche kennzeichnen: als politische Geschichte des Mittelalters usw. Wenn heute hie und da Kulturgeschichte mit Geistesgeschichte gleichgesetzt wird, so schleicht sich dabei ein Irrtum ein: steht auch gewiß hinter allem geschichtlichen Geschehen der denkende und handelnde Mensch, so ist die Geschichte des geistigen Lebens doch nur ein Bestandteil der Gesamtgeschichte, über dessen Wichtigkeit man streiten kann wie über die Wichtigkeit des Staates für das geschichtliche Leben (s. unten!). Der Begriff Kulturgeschichte bleibt ein Hilfsbegriff wie jeder andere; aber er deckt sich mit der zu bezeichnenden Sache besser als irgendein anderer.

Die wichtigere Frage ist, ob der Historiker es als seines Amtes ansehen darf, Geschichte in diesem unendlichen Umfang zu treiben. Daß die politische Geschichte nicht die gesamte Geschichte ist, bestreiten auch ihre einseitigsten Vertreter nicht; wie hoch man auch die Geschichte des Staates einschätzen will — es bleibt daneben ein großes Leben übrig, das ebenfalls Geschichte ist. Was die politischen Historiker behaupten, ist ja nur, daß der Staat

das Wesentliche im geschichtlichen Verlaufe sei und daß das Arbeitsgebiet des Historikers, der Begrenztheit der menschlichen Kräfte entsprechend, auf diesen wesentlichen Teil der Geschichte zu beschränken sei. Die Forderung der Beschränkung soll die Grundlage wissenschaftlicher Vertiefung sein. Dabei bleibt die Frage offen, wer denn das Recht zur Zusammenfassung alles geschichtlichen Lebens habe — es sei denn, daß man grundsätzlich solche Zusammenfassung als unmöglich ablehne.

In der Zeit der Beschaffung, Ordnung und Durchprüfung eines ungeheuren Quellenstoffes, in der Zeit des Aufbaues einer gesicherten historischen Methode war die Beschränkung vieler Forscher auf die politische Geschichte begreiflich, ja notwendig. Aber wie oft ist schon damals die Grenze überschritten worden, wie viele gute und fruchtbare, ja glänzende Werke danken dem Drange nach weiterem Ausblick in das geschichtliche Leben ihre Entstehung. Neben den eigentlichen Kulturhistorikern hat Treitschke doch gewiß alle Fesseln rein politischer Geschichtschreibung gesprengt. Die besondere Aufgabe hat zudem jederzeit zur Abweichung von vorgeschriebenen Methoden geführt: Reformationsgeschichte hat tiefgründig niemals ohne starke theologische Anleihen, die Geschichte der Französischen Revolution nicht ohne philosophische Studien, die Geschichte jedes großen Krieges nicht ohne militärische Kenntnisse geschrieben werden können. Auch der politische Historiker steht, wenn er nicht hinfälliges Stückwerk geben will, überall an den Grenzen des eigenen und vor den Toren fremden Wissens — er muß sie sich öffnen, wenn er in das Wesen der Dinge eindringen will. Liegt nicht schon in der Forderung, daß die Geschichtsforschung den Staat, seine Verfassung und sein Recht schildern solle, der Zwang zur Überschreitung selbstgezogener Grenzen? Denn Verfassung und Recht sind Arbeitsgebiete des Juristen und nicht des Historikers. Wenn die deutsche Verfassungsgeschichte vorwiegend von Historikern ausgebaut worden ist, so zeigt dies nur aufs deutlichste, daß der Historiker je nach seinen besonderen Aufgaben das Recht zur Arbeit auf Nachbargebieten hat. So ist auch der Gang der Dinge gewesen: wollte man die geschichtlichen Meisterwerke des 19. Jahr-

hunderts zusammenstellen, so würde sich ergeben, daß ihre Verfasser je nach Neigung und Veranlagung nach allen Richtungen des geschichtlichen Lebens hin gearbeitet haben, und daß die Geschichte der Geschichtschreibung gerade in ihren besten Leistungen eine bestimmte Begrenzung nicht kennt. Ranke selber hat sich, wenn auch zaghaft, auf das Gebiet der Geistesgeschichte begeben, als er seine Abhandlung „Zur Geschichte der italienischen Poesie" schrieb (Werke Bd. 51, S. 155ff.). Wenn die Forderung nach Schilderung alles geschichtlichen Lebens erst am Ende des 19. Jahrhunderts erhoben worden ist, so liegt der Grund dafür nicht in dem Widerspruch der historischen Methode, sondern allein am Mangel bestimmter Voraussetzungen: eine gewisse Aufarbeitung der engeren Wissenschaftsgebiete muß erfolgt sein, eine starke Literatur der Grenzüberschreitungen muß vorhanden sein, ehe der Gedanke an eine Verbindung aller geschichtlichen Lebensgebiete entstehen kann. An einem bestimmten Zeitpunkt wissenschaftlicher Arbeit werden vorher unmögliche Aufgaben möglich — das ist der Gang aller wissenschaftlichen Entwicklung.

Und es ist eine Notwendigkeit, daß solche neue und größere Ziele aufgestellt werden. Auch die Wissenschaft kennt das Gesetz der Ermüdung an Idealen. Wenn dem Historiker das Arbeitsgebiet auf die Dauer in gleichmäßiger Begrenzung vorgeschrieben sein sollte, würde diese Wissenschaft schließlich zu einer dumpfen Reparaturwerkstätte herabsinken: kleine Erweiterungen des Gebietes, immer kleinlichere Verbesserungen der Vorgänger und im ganzen eine unerträgliche Summe von Wiederholungen würde das Ergebnis sein. Eine Wissenschaft, die an Gründlichkeit und an Langeweile, d. h. an Unfruchtbarkeit zugrunde gehen würde; eine Wissenschaft zudem, die eines der obersten Gesetze ihres Daseins vergessen hätte: sich mit dem Leben der gesamten Nation verbunden zu fühlen. Die Geschichtswissenschaft kann ihre große Stellung als Lehrmeisterin der Nation nur bewahren, wenn sie den Erweiterungen alles Lebens auch ihrerseits Rechnung trägt — das heißt im engeren: wenn sie die Ergebnisse einer auf allen Gebieten vertieften Einzelforschung immer wieder in große, verständliche Zusammenhänge zu setzen vermag. Wenn die

Gelehrten das nicht zustande bringen, so geht die Nation zu den Dilettanten — womit sich die Aufgabe aller echten Wissenschaft von selber ergibt. Der Wille zu tieferen Einblicken in die Zusammenhänge des geschichtlichen Lebens wäre selbst dann noch berechtigt, wenn wir vor unlösbaren Aufgaben ständen. Denn die Gründlichkeit allein ist doch nur ein scheinbarer Gewinn einer Wissenschaft; ihr Leben beruht in gleicher Weise auf dem Vorwärtsschreiten im Zusammenhang mit der Gesamtwissenschaft, mit den Erweiterungen des allgemeinen Denkens — selbst mit dem bloßen Suchen einer Zeit darf lebendige Wissenschaft Fühlung halten.

Der Hinweis freilich auf die bei einer Gesamtgeschichte auch des kleinsten Zeitraumes notwendigen Übergriffe in völlig fremde Gebiete wie Naturwissenschaft und Technik kann den Glauben an die Möglichkeit so umfassender Geschichtsschreibung erschüttern. Die Aufgabe für unmöglich erklären bedeutet aber nichts anderes als ein Sichzurückziehen aus der geistigen Weiterarbeit der Nation; die Aufgabe nur gerade dem Historiker verweigern, weil sie seines Amtes nicht sei, wäre eine Bescheidenheit, die uns nur Mißachtung eintragen könnte. Auch vernichtet jedes Zuviel an Bescheidenheit das Selbstvertrauen, aus dem die starken Leistungen allein hervorgehen. Es fragt sich, ist die Erweiterung der Aufgaben der Geschichtswissenschaft wirklich so unmöglich?

Die Altertumswissenschaft hat niemals die Grenzen gekannt, die die Geschichtswissenschaft sich selber setzen möchte. Der klassische Philologe hat jederzeit die Gesamtheit der antiken Kultur als sein Arbeitsgebiet angesehen, bis hin zur antiken Medizin, Naturwissenschaft oder Technik. Die Ägyptologen haben in der Schilderung der ägyptischen Gesamtkultur ihre Aufgabe gesehen, genau so wie die Theologen uns jüdische „Kulturgeschichten" geschrieben haben. Mommsen hat sich eine Darstellung der römischen Geschichte nicht denken können ohne Einbeziehung von Wirtschaftsleben und Religion, Literatur, Kunst und Wissenschaft. Eduard Meyers Geschichte des Altertums ist Kulturgeschichte in unserem Sinne. Man rennt im Grunde offene Türen ein, wenn man solche Geschichtsauffassung gegenüber einer rein

politischen verteidigen will.[1]) Und niemand kann heute noch behaupten, es sei der geringere Umfang des Materials, der für das Altertum solche Zusammenfassung ermögliche — das Material ist auch in diesen Gebieten ins Uferlose angewachsen. Was aber für das Altertum möglich ist, darf auch für Mittelalter und Neuzeit möglich sein. Es war gewiß vor Jahrzehnten eine unlösbare Aufgabe, eine wissenschaftlich haltbare Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters zu schreiben; wie haben sich aber seitdem die verschiedensten Wissenschaften gegenseitig in die Hände gearbeitet, wie viele Vorarbeiten erleichtern die Aufgabe! Vor allem für die historischen Vorlesungen sollte man als Ziel eine möglichst umfassende geschichtliche Darstellung festhalten. Den künftigen Lehrern ist mit der ausführlichen Wiedergabe jedes Romzugs und jeder politischen Verhandlung herzlich wenig gedient — die herkömmliche Breite in diesen Dingen sollte energisch beschränkt werden zugunsten eines Einblicks in das gesamte mittelalterliche Leben. Es ist den Studenten nicht möglich, über Literaturgeschichte und Kunst, Wirtschaftsleben und Kirchengeschichte, Philosophie und Wissenschaftsgeschichte Spezialvorlesungen zu hören; der Historiker muß die Aufgabe übernehmen, einen Teil dieser Spezialvorlesungen zu ersetzen und das bei allen andern Getrennte wieder zur geschichtlichen Einheit zusammenzufügen. Nur so ist für den künftigen Lehrer eine historische Anschauung erreichbar.

Daß es sich dabei nicht um eine Ersetzung der Spezialvorlesungen im vollen Sinne handeln kann, ist klar. Dem Kunsthistoriker oder dem Philosophen usw. sich gleichzusetzen, wäre eine lächerliche Anmaßung des Kulturhistorikers. Er lebt von ihrer Arbeit, aber er trägt in alle Anleihen ein Neues, sein Eigenes hinein, indem er die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen Lebensgebiete aufdeckt, ihre jeweilige Bedeutung für das Gesamtleben und für die geschichtliche Weiterentwicklung feststellt und den einheitlichen Kräften, die dieses vielgestaltige Leben treiben,

[1]) In der soeben erschienenen „Einführung in das Studium der neueren Geschichte“ lehnt Gustav Wolf die Möglichkeit einer Gesamtgeschichte für die neuere Zeit ab und empfiehlt Beschränkung auf die politische Geschichte (S. 19). Hie und da sind also die Türen doch noch geschlossen!

nachspürt. Damit ergeben sich sofort die Grenzen kulturhistorischer Forschung und Darstellung: nur das für die geschichtliche Weiterentwicklung Wesentliche soll aus den Arbeitsgebieten anderer Wissenschaften herausgeholt werden. Niemals soll also die Geschichte der Naturwissenschaften Aufgabe kulturhistorischer Darstellung sein, sondern allein die Bedeutung naturwissenschaftlicher Fortschritte für das geschichtliche Leben soll geschildert werden: zur Klärung mancher sonst unverständlichen Erscheinungen dieses geschichtlichen Lebens. Wenn ich statt geschichtlichen Lebens sagen wollte: des staatlichen Lebens, so würde sich das eben Formulierte nicht von demjenigen unterscheiden, was weitsichtige politische Historiker als Aufgabe unserer Wissenschaft bezeichnet haben. Und ich stehe auch gar nicht an, den Staat als den wesentlichen Mittelpunkt dieses geschichtlichen Lebens zu bezeichnen. Er ist für einen großen Teil des Kulturlebens das ordnende, das bedingende Prinzip. Aber wenn sich „in der Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Staat" die Geschichte vollzieht,[1]) so ist äußeren Einwirkungen auf den Staat ein geschichtlicher Platz eingeräumt, und diesen Einwirkungen nachzugehen ist genau so gut die Aufgabe des Historikers wie die Geschichte des Staates im engeren. Der Staat führt unter allen Kulturmächten das stärkste Dasein, alles andere stärker bestimmend als er selber bestimmt wird — aber seine Entwicklungen sind nicht seine eigene Arbeit allein, sondern hinter ihm stehen Mächte, die ihn zeitweise beherrschen oder in neue Bahnen hineinzwingen: religiöse, wirtschaftliche, geistige Mächte. Auch der Staat steht unter dem Gesetz der Wechselwirkung aller geschichtlichen Kräfte, und so ist er nur ein Teil des Ganzen. Weil er aber die umfassendste geschichtliche Macht ist, wird auch die Kulturgeschichte im Sinne einer Gesamtgeschichte den Staat grundsätzlich nach Möglichkeit in den Mittelpunkt der Arbeit zu stellen haben, mit dem Vorbehalt freilich, daß auch der Staat ein bedingtes geschichtliches Leben führt[2]). Daß in letzter

---

[1]) Moriz Ritter, Der Streit zwischen politischer und Kulturgeschichte. Beilage zur Allg. Ztg. 1893, Nr. 262.

[2]) Die Bedeutung des Staates im Verhältnis zur Kultur ist von Schäfer, Geschichte und Kulturgeschichte (1891), von Below (Gött. Gel. Anz. 1892,

Linie die Kulturgeschichte eine Geistesgeschichte sei, weil hinter Staat und Kirche, Wirtschaft und Kunst usw. der denkende Mensch stehe, ist eine nicht völlig einleuchtende Hypothese. Die aktiven Seelenkräfte des Menschen vermögen die Entwicklung des Staates zu bestimmen; aber der Staat vermag diese Seelenkräfte in lange, jahrhundertelange Passivität zu zwingen, und wenn man dem Staat diese Macht nicht zuerkennen wollte, müßte man physiologische Voraussetzungen des Seelenlebens als eine Kraft anerkennen, die auf die seelischen Entwicklungsstufen treibend und hemmend einwirkt. Der geschichtliche Stillstand eines Volkes oder irgendeine geschichtliche Entwicklung wie z. B. die religiöse des Abendlandes und des Orients geht in letzter Linie vielleicht stärker auf physiologische als auf psychische Bedingungen zurück. Aber wie schwankend ist dieser Boden geschichtlicher Verursachung! Vielleicht sind künftig einmal tiefere Einsichten möglich; heute kann man doch nicht anders, als auf solchen Gebieten höchste Zurückhaltung üben. Man kommt zunächst wohl kaum über das Gesetz der Wechselwirkung der geschichtlichen Kräfte hinaus — womit der Geistesgeschichte ihr volles Recht neben den anderen Gebieten gewahrt bleibt, womit aber auch dem Staate eine Vormachtstellung im geschichtlichen Leben eingeräumt werden darf.

Das Ergebnis also wäre: die letzte Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist eine Gesamtgeschichte der Entwicklung des Menschengeschlechts vorwiegend innerhalb seiner staatlichen Verbände (= Kulturgeschichte). Theoretisch entfernt sich diese Anschauung nicht allzuweit von der Meinung der politischen Historiker, die in eine Staatengeschichte alles geschichtliche Leben einfügen wollen. Auf das Gleichmaß der Ausführung kommt es freilich an: 500 Seiten politische Geschichte und 50

S. 287ff.) und von Ritter (a. a. O.) so ausführlich erörtert worden, daß eine neue Diskussion kaum weiter führen würde. Über die Bedeutung des Staates mit den vorgenannten völlig einig, kann ich mir den Staat doch nicht anders als innerhalb des Kulturlebens denken, von ihm bestimmt und es selber wieder bestimmend. Die Religion des alten Ägyptens ist zeitweise wichtiger als der Staat; ebenso steht es mit der Kultur der Renaissance. Und beim Mittelalter könnte man schwanken, ob nicht Religion und Kirche wichtiger sind als der Staat.

Seiten „Kultur“ ist weder eine Verarbeitung noch ein ausreichendes Abwägen der miteinander wirkenden geschichtlichen Kräfte. Johann Friedrich Böhmer wird kaum als kulturgeschichtlicher Phantast angesehen werden, und doch stammt von ihm der Satz: „Als eigentliches Objekt einer Geschichte denke ich mir die Volkspersönlichkeit, ihre Urzustände, ihre innere Entwicklung, ihre äußeren Verhältnisse, ihr Absterben, also ihr Lebensalter, ihre Jahreszeiten; die politische Geschichte der Kern . . .“[1]) In durchaus schlechter Gesellschaft befindet sich also der Kulturhistoriker der Gegenwart nicht. Was ihn diskreditiert hat, ist das Übermaß des Neuen gewesen, das er — nach einigen — bringen sollte: an Stelle einer naturgemäßen Erweiterung seines geschichtlichen Arbeitsfeldes auf den Grundmauern bisher geleisteter Arbeit vermaß man sich, mit einer naturwissenschaftlich aufgebauten Kulturgeschichte die Geschichte überhaupt erst zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Man kann dem Enthusiasmus viel zugute halten — die großen Fortschritte der Wissenschaft wurden aber zumeist ohne Zuhilfenahme lauter Reklame gemacht. Auch auf die Erfindung einer neuen Methode hat man sich viel zugute getan — aber diese „vergleichende“ Methode der historisch-kritischen gleichsetzen und die neue Wissenschaft der Geschichte darauf aufbauen, heißt doch das Exakte mit dem Inexakten stützen. Wenn der neuen Schule heute mit Recht Verwilderung der wissenschaftlichen Arbeit vorgeworfen wird, so verdankt sie dies dem schwankenden Boden, auf den sie sich selber gestellt hat.[2])

[1]) J. Janssen, Böhmers Leben S. 191. — In einem Brief an Janssen von 1854 hält Böhmer die Forderung einer mehr kulturhistorischen Richtung für wohl begründet, aber er spricht sich für eine Trennung von Kulturgeschichte und politischer Geschichte aus (Böhmers Leben und Briefe III S. 118; vgl. auch I S. 357). Man sieht daraus, wie Janssen zu seiner kulturgeschichtlichen Darstellung gekommen ist.

[2]) Das Urteil Ernst Troeltschs über die wissenschaftlichen Qualitäten der Arbeiten aus Lamprechts Schule hat eine gereizte Erwiderung Lamprechts im Lit. Zentralblatt 1909, n. 45 (6. Nov.) hervorgerufen. Und doch ist, was Troeltsch ausgesprochen hat, so ziemlich das allgemeine Urteil über einen großen Teil der Leistungen der Lamprechtschen Schule. Wenn man über das literarische Porträt des 10. Jahrhunderts auf Grund allein der Übersetzungen in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit“

Jede Erweiterung der wissenschaftlichen Arbeit wird auch Erweiterungen der Methode hervorrufen. Da es sich bei der Zusammenfassung spezialwissenschaftlicher Forschungen zu einer Gesamtgeschichte nicht um eine bloße Kompilation handelt (wie Gustav Wolf in seiner „Einführung in das Studium der neueren Geschichte" S. 19 irrigerweise annimmt), sondern um die Ergründung des Gemeinsamen und Entgegenstrebenden, der Einwirkung des einen Kulturgebiets auf die andern, der Bedeutung jedes einzelnen Gebietes für die Weiterentwicklung des geschichtlichen Gesamtlebens handelt, so bedarf es in der Tat neuer methodischer Maßstäbe. Die meisten dieser Fragen liegen auf dem Gebiete der Geistesgeschichte, so daß diese zu einem der wichtigsten Hilfsmittel der Kulturgeschichte wird. So fällt die Ausbildung einer geistesgeschichtlichen Methode als eine der nächsten und nötigsten Aufgaben dem Kulturhistoriker zu. Auch der kleinste ernsthafte Versuch auf diesem Gebiete wird aber zeigen, daß eine solche geistesgeschichtliche Methode nur unter Voraussetzung der historisch-kritischen bestehen kann. Man suche doch z. B. die geistige Stellung eines

---

schreibt wie Kircheisen, wenn man das literarische Porträt bei Macchiavelli schildert lediglich auf Grund der „Florentiner Geschichten" und ohne Zugrundelegung der italienischen Texte wie Kemmerich, wenn man „das älteste japanische Seelenleben nach seinen literarischen Ausdrucksformen" ohne sicher datierte Literaturwerke und ohne Kenntnis des Japanischen bestimmt wie Leo, wenn man das chinesische Seelenleben auf Grund von Holzschnitten zeichnet, hinsichtlich deren Datierung die Gelehrten um Jahrhunderte voneinander abweichen wie Hoerschelmann, wenn man die Barotse schildert ohne genügende ethnographische Vorkenntnisse wie Martin Richter — und wenn hinter dem allen das ewig gleiche Schema gesetzmäßiger kulturgeschichtlicher Entwicklung steht, so darf sich das Haupt der Schule über zweierlei nicht wundern: daß man diese Arbeiten nicht als wissenschaftlich betrachtet und daß man die fortwährende Versicherung, in dieser Schule werde nicht auf die Worte des Meisters geschworen, als ein Zeichen bösen Gewissens ansieht. Fügt man noch hinzu, daß Schaumkells Schrift über die deutsche Kulturgeschichtschreibung als ein Plagiat bezeichnet worden ist, so genügt wohl diese kleine Übersicht zur Bestätigung von Troeltschs Urteil! Einzelne dieser Themen — andere sind in einem von Lamprecht herausgegebenen Reklameheft über die Arbeiten seiner Schüler enthalten — überschreiten die Grenzen der Geschichtswissenschaft durchaus und sind Eingriffe in fremde Gebiete, bei denen die Bearbeiter notwendig scheitern müssen.

Geschichtschreibers und seines Werkes zu bestimmen ohne fortgesetzte kritische Prüfung des Eigenen und des Entlehnten, des Historisch-Zuverlässigen und des Erdichteten, der genauen Entstehungszeit seines Werkes — überall beruht die geistesgeschichtliche Forschung in erster Linie auf der historisch-kritischen, ehe sie ihre eigenen Maßstäbe anlegen kann. Die Annahme von historischen Gesetzen, der Glaube an die Exaktheit einer vergleichenden Methode verdrängt mit Notwendigkeit in der Geschichtswissenschaft jede induktive Forschung — der Beweis ist schon reichlich genug geliefert, daß diejenigen, die die Geschichte zum Rang einer exakten Wissenschaft erheben wollten, der Deduktion die Tore weit geöffnet haben.[1]) Dabei soll gewiß nicht Untersuchungen über Analogien, über das scheinbar Gesetzmäßige gewisser geschichtlicher Erscheinungen, über die letzten treibenden Faktoren des geschichtlichen Lebens, über die Bedeutung von Individuum und Gesamtheit im geschichtlichen Verlaufe usw. der Boden entzogen werden: die deutsche Geschichtswissenschaft bedarf unzweifelhaft einer fortgesetzten Erörterung dieser Fragen im Anschluß an alle neueren geschichtsphilosophischen, soziologischen, ethnographischen und ähnliche Forschungen; aber es ist ein anderes, diese Wissensgebiete für höchst beachtenswert ansehen oder halbfertige Wissenschaften zur Grundlage historischer Forschung machen wollen. Die Kulturgeschichte als Wissenschaft hat zunächst nur Aussicht auf Anerkennung, wenn sie aus dem Zustand eines vagen Enthusiasmus auf den Boden methodischer Arbeit geführt wird. Wie kann man Gesetze für

[1]) Man vergleiche Hoerschelmanns reizenden Einfall in seiner Arbeit über „die Entwicklung der altchinesischen Ornamentik". S. 3 stellt er fest, daß jede Möglichkeit einer absoluten Chronologie bei den altchinesischen Kunstwerken fehlt. Er glaubt deshalb einen anderen Weg einschlagen zu müssen. „Das wiederholte eingehende Studium der Abbildungen befestigte in mir mehr und mehr die Überzeugung, daß in diesen verschiedenartigen Gebilden nicht das regellos wirre Durcheinander von Ausgeburten einer bizarren Phantasie vorliege, sondern daß es sich um Kunstwerke handle, welche von Menschen durchaus verschiedener Kulturstufen in gesetzmäßiger Aufeinanderfolge im Laufe von Jahrtausenden geschaffen worden seien." Man sieht, daß es für diese Art von Kulturgeschichte keinerlei kritische Schwierigkeiten mehr gibt! Man konstruiert sich die Dinge so, wie man sie haben möchte.

die Entwicklung des geistigen Lebens einer Nation aufstellen, wenn das geistige Leben ganzer Perioden noch so gut wie unerforscht ist und wenn vor allem die Grundsätze seiner Ermittlung noch fehlen? Mit Eindrücken und subjektiven Wahrnehmungen ist da nichts getan; es handelt sich vielmehr um ein Sammeln und Abwägen, um ein Eindringen in Motive und um eine Schärfung der Beobachtung, wie sie uns z. B. dem Mittelalter gegenüber heute noch zum guten Teil fremd ist. Aber es ist hier nicht die Stelle, die Grundsätze einer geistesgeschichtlichen Methode zu entwickeln; es kommt nur darauf an, mitten aus der Arbeit über solche Fragen heraus festzustellen, daß die historisch-kritische Methode die Voraussetzung, der Unterbau jeder geistesgeschichtlichen Arbeit ist — wie die Mathematik die Voraussetzung jeder Technik. Damit ergeben sich Verbindungen zur Rankeschen Schule — so sei etwas einseitig die bedeutendste Richtung in der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts genannt —, die jeden inneren Gegensatz aufheben und jede Großmannssucht der kulturgeschichtlichen Richtung ausschließen. Das Neue ist die notwendige Entwicklung unzähliger Keime dieser älteren Geschichtswissenschaft, ist die Fortführung der wissenschaftlichen Arbeit unter dem Einfluß vorwärtsstrebender Nachbarwissenschaften und unter der Einwirkung der allgemeinen Erweiterung unseres Denkens.

Dem Ideal steht die praktische Durchführung auch hier gegenüber. Lehrbar und lernbar ist die vollkommene Geschichtsschreibung so wenig wie das künstlerische Meisterwerk. Man kann immer nur gewisse Vorbedingungen lehren und lernen. Jede neue wissenschaftliche Richtung ist in der üblen Lage, dem eingeschulten Personal einer herrschenden Richtung nur ungeschulte Kräfte gegenüberstellen zu können. So ist auch die Kulturgeschichte bei dem Mangel methodischer Richtpunkte gewiß noch im Rückstand gegenüber innerlich so gesicherten Gebieten, wie es z. B. die politische Geschichte, die Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte sind. Aber da eine jede Wissenschaft solche Zeit des Werdens durchgemacht hat, so wird man schwerlich daraus einen Vorwurf ableiten können — es sei denn, daß einer solchen Richtung der ernste Wille zu wissenschaftlicher

Vertiefung fehle. Wie alle junge Wissenschaft wird aber die Kulturgeschichte die Pflicht haben, bei der Verkündigung ihrer Resultate Zurückhaltung zu üben und die lernende Generation zu wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit zu erziehen. Der historische Unterricht unserer Universitäten darf nicht auf Kulturgeschichte zugeschnitten werden. Die Zukunft unserer Wissenschaft beruht nicht auf dem Überwiegen von Kulturhistorikern, sondern auf dem Vorhandensein von Historikern aller Art. Das klassische Geschichtswerk kann sein, was es will — ein Gesetz dafür gibt es nicht. Und das Blühen der Wissenschaft beruht auf dem Blühen aller einzelnen Zweige. Nur dann wird hie und da dem einzelnen die große Zusammenfassung gelingen.

Aber nicht nur, weil die Züchtung von Kulturhistorikern unerwünscht wäre, soll die Kulturgeschichte auf der Universität vor Übermaß bewahrt bleiben, sondern auch weil die Erziehung zum Historiker allein durch die historischen Unterdisziplinen und nur mit Hilfe der historisch-kritischen Methode geschehen kann. Nur wer diese gelernt hat, sollte in das kulturgeschichtliche Arbeitsgebiet eingeführt werden. Und auch da wird der Lehrer die Aufgaben so zu wählen haben, daß der Schüler vom festen Boden aus zu sammeln und zu beobachten hat. Durch Doktoranden das Seelenleben von Jahrhunderten darstellen zu lassen, gehört in jedem Falle in ein Gebiet, wo die wissenschaftliche Diskussion aufhört.

Was die Kulturgeschichte aber bei solcher im eigensten Interesse liegenden Beschränkung zu fordern hat, ist nicht nur die Anerkennung ihres Daseins und ihrer Ziele, sondern auch die Verstattung eines bestimmten Raumes innerhalb des Universitätsunterrichts. Die großen Vorlesungen über deutsches Mittelalter und deutsche Neuzeit (beim Altertum ist es zumeist selbstverständlich) müssen streben, allgemeine Geschichtsdarstellung zu sein. So gut wie Vorlesungen über Weltgeschichte ein Bedürfnis sind (selbst wenn sie rein politisch wären, damit doch wenigstens von einer Seite her das Leben aller Völker in den Gesichtskreis des Lernenden träte), so gut muß auch die deutsche Geschichte dem künftigen Lehrer in ihrem vollen Umfang erschlossen werden. Mag selbst das Schreckliche geschehen, daß

der Lehrer dabei Irrtümer begeht (die übrigens auch der politische Historiker regelmäßig begeht, sei es nun durch Unkenntnis des 20. Aufsatzes über denselben Gegenstand oder durch subjektive Deutung der Tatsachen), so bleibt das Gesamtbild doch wesentlicher als der Teil, der für das Ganze gegeben wird. Es bleibt Raum genug, in Spezialvorlesungen die Einzelfächer mit voller Gründlichkeit zu behandeln. Vor allem aber werden die historischen Übungen ganz überwiegend der historisch-kritischen Methode in ihrem weitesten Umfang vorzubehalten sein — an diesem Punkte darf die Kulturgeschichte nicht mehr fordern, als den gereifteren Semestern ein neues Gebiet zu erschließen. Denn nur wer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit von der historisch-kritischen Methode gelernt hat, wird für weitergehende Arbeiten fähig sein.

Was hiermit für die Kulturgeschichte gefordert wird, ist sicher kein Radikalismus. Auch nichts Neues, im Grunde etwas Selbstverständliches. Es kam mir darauf an, eine vorhandene Lage zu schildern; wenn ich nicht überall das Richtige getroffen haben sollte, so darf ich dennoch behaupten, daß ein großer Teil der jüngeren Generation von ähnlichen Gedanken beherrscht ist. Und das ist eine Tatsache, die für die Weiterentwicklung unserer Wissenschaft bedeutsam ist — die heranwachsende Historikergeneration der sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts hat zum größeren Teile noch anders gedacht und sah in anderen Arbeiten ihr Ideal. Strebt heute die jüngere Generation anderen Zielen zu, so hat sie ein gutes Recht dazu, denn nur die selbsterlebten Ideale sind unser Eigentum und Förderer unserer Schaffenskraft. Aber die vorstehenden Ausführungen wollten zeigen, wie Neues und Altes sich verbinden läßt und sich verbinden muß, wenn eine Verwilderung unserer Wissenschaft aufgehalten werden soll.

DIE BEZIEHUNGEN DER ARAGONESISCHEN KÖNIGE ZUR LITERATUR, WISSENSCHAFT UND KUNST IM 13. UND 14. JAHRHUNDERT

VON HEINRICH FINKE

„Höchsten Adel gibt in diesem Leben die Wissenschaft allein", so sagt nicht ein Vertreter des süßen neuen Stils, nicht Dante im Convivio, sondern ein aragonesischer König, Martin, in einer Urkunde des Jahres 1398, worin er für die Ritter der Sciencia gaya — der „fröhlichen Wissenschaft" — eine Stiftung macht.[1]) Ein merkwürdiges Königsgeschlecht, diese Nachkommen Ramon Berengars: in einem Zeitraume von ein paar Jahrhunderten werden sie aus edlen Kriegern, denen der Krieg ein vornehm Ritterspiel war, kühne Eroberer und berühmte Herrscher, die zum kleinen Südpyrenäengebiete große Teile des nördlichen Randes des Mittelmeeres, das sonnige Valencia und die Inselperlen: Mallorca, Sizilien und Sardinien hinzu gewannen, ihre Arme nach dem italienischen Festlande ausstreckten, bald als Freunde, bald als Feinde der Kirche auftraten, schließlich, dem Einfluß stärkerer Kultur unterliegend, nach Italien selbst übersiedelten und so den raschen Verfall des glänzenden Staatswesens verschuldeten. Kaum 300 Jahre dauert der aragonesisch-katalanische Königstraum, dann verliert das Land seine Selbständigkeit für immer, seine Kultur für lange Zeit! Denn eine hohe und höchst eigenartige Kultur hat dieser östliche Streifen der Iberischen Halbinsel besessen; freilich keine große Kultur von originaler Stärke. Die Kunst kommt von Osten, literarisches Leben

[1]) Quoniam sola sciencia dicitur summa nobilitas in hac vita. Coll. de doc. ined. del Archivo gen. de la corona de Aragon VI, 469. — Die Anregung zu obiger Arbeit erhielt ich durch die von mir veröffentlichten Acta Aragonensia (1907), 2 Bde., vor allem aber durch die verdienstvolle Publikation des bekannten Literarhistorikers Antonio Rubió y Lluch, Documents per l'historia de la Cultura Catalana mig-eval I (1908). In einer gut charakterisierenden Weise hat der Verf. in der Einleitung (I—XXXVI) einige Ergebnisse zusammengestellt. Da eigentlich jede Nummer zu zitieren wäre, so begnüge ich mich mit den wichtigsten Zitaten und verweise im übrigen auf Rubió und auf die Abschnitte XVIII und XIX in meinem Werke.

vom Norden aus der Provence, dazu starker kastilianischer und hie und da maurischer Einschlag, viel Entlehnung in diesem Gemisch, keine ganz großen selbständigen Gedanken und Geister; darum konnte diese Kultur so rasch zu Anfang des 16. Jahrhunderts verschwinden bis auf den Klang der Sprache.

I.

Am katalanischen Kulturleben haben sich die Herrscher des Landes rege beteiligt.[1]) In ihrem Lande tönte nicht bloß der Sang der Troubadours, die Könige waren ihnen Gönner und Freunde, solange das Sängergeschlecht blühte. Alfonso II., der durch einen Gewaltstreich die Provence nahm, erfuhr wohl die harten Rügelieder Bertran de Borns, aber dafür spendeten andere ihm das vielfältigste Lob. Seine Freigebigkeit wurde hoch gepriesen; um seine wie seines Sohnes Pedro II. Gunst warb manches Gedicht. Und der Heldentod Pedros bei Muret (1213) war auch für die Sängerwelt ein folgenschweres Ereignis. Die kriegerische Persönlichkeit des Conquistadors[2]) hat wie in jungen so in alten Tagen große Beachtung bei den Troubadours gefunden. Nicht immer sind es freundliche Klänge; aber auch aus haßerfüllten Tönen klingt der Respekt wider. Und als er dahinschied, mischte sich in „els plors e 'ls crits e els plants" der Untertanen die Totenklage eines Mateo de Quercy. Denn auch an seinem Hofe hatte die Poesie stets freundliche Aufnahme gefunden; mit dem berühmtesten Dichter der Zeit, Peire Cardenal, soll der König sogar das Gemach geteilt haben.

Noch mehr! Die Mehrzahl der aragonesischen Könige dichtete selbst. Von Alfonso II. stammt ein zartes, wohlgefügtes Minnelied; Pedro der Große, der Eroberer Siziliens, den in jungen Jahren Paulet von Marseille als den „liebreichen Infanten von Aragon" gefeiert, „der so mächtig, jung, stark und groß, schön und gut ist", dichtete in den Tagen der Bedrängnis, als auf Veranlassung Papst Martins IV. ein Kreuzzug gegen ihn gepredigt, Karl von Valois

[1]) Ich verweise für das Folgende auf Diez-Bartsch, Leben und Werke der Troubadours 2. A. (1882) (hieraus habe ich ein paar Übersetzungen genommen); Vaissette-Molinier, Hist. de Languédoc (1885); Milá y Fontanals, Obras completas II und III (1889f).

[2]) Daß Jayme I. Dichter gewesen, halte ich für ganz ausgeschlossen.

mit dem ihm abgesprochenen Erbe belehnt wurde, ein trutziges Sirventes, das auch jetzt noch nicht seine Einwirkung auf den Leser verfehlt: „Peire Salvatge", redet er einen Hofdichter an, „große Not machen mir in meinem Hause die Lilien" — Frankreichs Wappen —, „die herzukommen denken, ohne Recht und Vernunft zu befolgen". Er bittet darum seine Freunde, „nicht gleichgültig zu bleiben, wenn Blumen mich meiner Länder berauben. Aber mancher hofft hier Ablaß zu finden, dem der Ablaß zu großem Elend gereichen wird". Pedro III. starb im Kampf. Seine Söhne retteten durch kluges Verhandeln und Nachgeben sich und den Ihrigen Aragonien und Sizilien.

Zwei von ihnen sind Dichter. Friedrich, der schließlich Sizilien erbte, war eine trotz Dante[1]) sympathische Heldengestalt, der mit dem ihn vergötternden Volke kämpfte, litt und hungerte, bis dem Lande ein erträgliches Schicksal beschieden war. Als ihn aus politischen Gründen der eigene Bruder, Jayme II. von Aragonien, im Bunde mit dem Anjou von Neapel bekriegte, da schrieb er dem älteren Bruder, „den er als Vater verehrte", einen Brief voll packender, bitterer Vorwürfe; zugleich machte er aber auch in einem Gedichte an den treuen Anhänger seiner Vorfahren, den Grafen Ponce Hugo von Ampurias, seinem vollen Herzen Luft. „Siziliens Reich gehört von Rechts wegen mir; den Kriegsruf lasse ich erschallen von Katalonien und Aragonien bis hin nach Alemannien". „Sage allen, die noch nicht sich entschieden, daß ich zu Untertanen Männer wünsche, die die Tapferkeit und Beständigkeit der alten Römer empfiehlt. Sie werden mich treu finden, die mir die Treue bewahren."

Ganz anderes Empfinden herrscht in der dancia[2]) seines Bruders Jayme II., die uns eine Traktatensammlung des berühmten Arztes Arnald von Villanova erhalten hat. Es ist ein Gebet an die Jungfrau, daß sie dem bedrohten Schifflein der Kirche zu Hilfe komme.

Mayre de Deu e filha,
Verge humil e bela,
Vostra nau vos apela
Que l'aydets, quar perylha.

[1]) Die Begründung muß ich mir für einen andern Ort aufsparen.
[2]) Vgl. Revue des langues Romanes XXXI, 289ff. und Finke, Aus den Tagen Bonifaz VIII. (1902) S. XXIVf.

Bedroht, weil die Stürme, d. h. die Kämpfe der Großen es umbrausen, die Nachlässigkeit des Steuermannes, des Papstes, es nicht hütet, die wilde Habgier der Gläubigen es nicht weiter treiben läßt, die allgemeine Unwissenheit der Christen den Pfad verdunkelt. So steht's in der scholastischen Erklärung, die der Arzt dem Gedichte seines königlichen Herrn hinzugefügt hat. Sie bewegt sich ganz in den gewöhnlichen Gedankengängen dieses pessimistischen Kirchenreformers. Einen leisen Zweifel an der Echtheit des Gedichtes kann ich deshalb nicht unterdrücken trotz der klaren Aufschrift[1]), die auf Jayme II. als Verfasser hinweist. Nur in der Sammlung Arnaldscher Schriften findet sich das Gedicht; wir wissen jetzt, daß es dem großen Arzte und kleinen Charakter auf eine Fälschung nicht ankam.[2]) Dieser weit-, aber auch vorsichtige aragonesische König hat, trotz seiner tiefreligiösen Grundstimmung und trotz seiner Freundschaft mit den Päpsten seiner Zeit, sich zwar wiederholt über kirchenpolitische Einzelvorgänge beklagt; aber es waren das Klagen über praktische Dinge. Prinzipielle Beschwerden gegen die Kirche und ihre Leiter hat er immer mit einer nervösen Energie zurückgewiesen.

Freilich sind das nur Bedenken des Historikers. Vom literarischen Standpunkte könnte der König ganz gut der Verfasser des einfachen, aber in seiner allegorischen Durchbildung, in seinem fast biblischen Schwunge nicht ganz unbedeutenden Gedichtes sein. Von Jayme II. besitzen wir die größte Briefsammlung eines mittelalterlichen Herrschers. Auch wenn wir die Urkunden im eigentlichen Sinne beiseite lassen, zählt seine Korrespondenz nach Zehntausenden von Nummern.[3]) Was an Antworten und Berichten noch erhalten ist, erweckt das Staunen der Forscher. Gewiß sind diese Erzeugnisse nicht eigentlich literarischer Natur; wir wissen nicht einmal, wie weit der König bei der überwiegenden Mehrzahl der Dokumente persönlich beteiligt gewesen ist. Aber

[1]) Incipit dancia illustris regis Aragonum cum comento domestici servi eius.

[2]) Vgl. P. Diepgen, Arnald von Villanova als Politiker und Laientheologe (1908), besonders S. 72ff.

[3]) Über die Bedeutung des Kronarchivs in Barcelona und seinen Reichtum ist die Einleitung zu meinen Acta Arag. zu vergleichen.

es bleiben doch verstreute als literarisch anzusprechende Stücke, aus denen Gemüts- und, ich möchte sagen, literarische Stimmung des Herrschers zur Genüge hervorleuchtet: so der Briefwechsel mit seinem Bruder Friedrich über religiöse Dinge, die Korrespondenz mit seiner Tochter Isabella, Gemahlin des österreichischen Friedrich des Schönen.[1]) Für mich steht der Briefwechsel zwischen Vater und Fürstenkind, das mit 12 Jahren den sonnigen Süden mit dem rauhen Osten Europas hatte vertauschen müssen, einzigartig da! Die ganze Skala väterlicher Empfindungen von der stolzen Genugtuung, daß seine Tochter die Gemahlin des römischen Königs, des kommenden Weltkaisers, geworden, bis zur tiefsten Erschütterung über den jähen Umschwung der Dinge, bis zum wärmsten väterlichen Mitgefühl mit der armen, halberblindeten Tochter, der Gemahlin eines Gefangenen, klingt aus diesem halben Hundert Briefen wider. Wer solche Herzenstöne zu finden vermochte, der konnte auch die „dancia" abfassen.

Wie dieser Monarch als vorzüglicher Familienvater seine Kinder für ihre verschiedenen Berufe erzog oder erziehen ließ, deuten allerlei bunte Schnitzel, die ich in den Acta Aragonensia zusammengetragen habe, an; vor allem die Erziehung der dem religiösen Leben geweihten Infanten. Einen tieferen Einblick in den Erziehungsgang, seinen Umfang und seine Methodik gewinnen wir allerdings nicht; auch aus der späteren Haus- und Hofordnung Pedros IV. läßt sich hierfür wie für das ganze geistige Leben am Hofe nicht viel Positives entnehmen. Nur das geht mit Sicherheit aus den Erfolgen hervor: das religiöse Moment muß dabei stark hervorgetreten sein. Nicht bloß das sympathischste unter den königlichen Kindern, der Infant Johannes, widmete sich dem geistlichen Stande, auch der Thronfolger erklärte plötzlich, als der Tag der Heirat herannahte, daß er ehelos bleiben und als Mönch Gott dienen wolle! Weder die Tränen der ihm bestimmten Braut noch der Zorn des bestürzten Königs und die Bitten seiner Umgebung vermochten ihn umzustimmen.

[1]) Vgl. zu ersterem Menendez y Pelayo, Historia de los heterodoxos españoles I (1880), Anhang; zu letzterem Wiener Sitzungsberichte (der phil.-hist. Kl.) Bd. 137 und 140.

Freilich als es mit dem Ordenshabit ernst wurde, da suchte der haltlose Jüngling Ausflüchte, bis die Staatsräson ihn beinahe zwangsweise an den Johanniterorden fesselte.[1])

Interessant ist, daß die beiden berühmtesten Katalanen des Mittelalters: Ramon Lull und Arnald von Villanova wenigstens indirekt an der Erziehung der königlichen Kinder teilgenommen haben. Der große philosophische Phantast spendete dem Könige sein umgemodeltes Werk „de proverbiis", das nach seiner eigenen Ansicht viele Subtilitäten enthält, die der Mensch notwendig wissen muß; der Laie, der sie kennt, wird mit seinem Intellekt „alle anderen Laien überragen. Deshalb würde es gut sein, wenn die Infanten daraus lernten, damit sie später das Regieren verstünden". Und der Arzt faßt einen praktischer gearteten Katechismus für die königlichen Kinder ab, aus ihm sollen sie die Anfangsgründe des religiösen Lebens kennen lernen.[2])

Von Jaymes II. Söhnen hat nur einer anscheinend das dichterische Talent seiner Vorfahren geerbt: Infant Pedro, über dessen Heiratsprojekte ich allerhand hübsche Züge veröffentlicht habe. Mit sympathischer Naivität schildert er selbst seine Pläne und die ins Auge gefaßten Bräute; schwer ist er zu befriedigen, zumal nach dem Zerschlagen eines französischen Planes er mit der Familie Philipps d. Sch. nichts mehr zu tun haben will. Dieser Infant hat zur Krönung seines Bruders die Poesie geliefert. „Beim Krönungsmahle", erzählt Ramon Muntaner, „erschien Infant Pedro mit zwei Edlen, die ihn an der Hand führten, und er in ihrer Mitte trug eine dancia novella, die er selbst gedichtet, vor"; dann kamen Gedichte von ihm bei den einzelnen Gängen, und schließlich trugen jutglars Schöpfungen seiner Muse, darunter ein Gedicht von nicht weniger als 700 Versen, vor.[3]) Er bildet in gewissem Sinne das Bindeglied zwischen der alten provenzalischen und der neuen katalanisch-tolosanischen Poesie. Wahrscheinlich beeinflußte er stark die Erziehung seines königlichen Neffen, dem der Vater

[1]) Vgl. Acta Aragonensia CLXXXVIff. Neuerdings hat auch J. Miret y Sans einiges über den unglücklichen Prinzen veröffentlicht.

[2]) Vgl. Acta Arag. 879 und Burger in Röm. Quartalschrift 1907 Heft 4.

[3]) Chronik Ramon Muntaners, cap. 298 (Schlußkapitel). Das Folgende nach Rubió.

früh starb und den eine rohe Stiefmutter verfolgte. Ihm, der in alten Tagen das Gewand des Minoritenordens trug, widmeten nicht bloß die jungen Dichter wie Cornet und Castellnou ihre poetischen Traktate, sondern Pedro selbst sandte ihm seine poetischen Schöpfungen wie das Sirventes über „bon aire y noblea“ Sardiniens, als er dort weilte.

Dieser Neffe, König Pedro IV., führte den bezeichnenden Beinamen el Ceremonioso. Er ordnete alles: sein Staatswesen so gut wie seine Kanzlei suchte er durch tausenderlei, zum Teil pedantische Gesetze und Bestimmungen aufs genaueste zu regulieren. Setzte er doch sogar Strafgelder für Zuspätkommen in der Kanzlei fest! Wenn er dichtete, und das tat er wiederholt, so ging's auch hier nicht ohne Pedanterie und Sonderbarkeiten ab. Seine Verse brachte er in seinen Registerbänden unter! Hier inmitten der trockensten politischen Materie nehmen sich die Kurzzeiler recht kurzweilig aus. Wenig erfreulich sind seine poetischen Regeln für die Erlangung der Mitgliedschaft eines Ritterordens. Er schrieb sie, als er schon bei Jahren war. Sechzigjährig verfaßte er auch das genießbarere Scherzgedicht, worin er die dritte Heirat seines Sohnes Juan I. verspottet:[1])

Mon car fill, per sent Anthony!
Vos juram, quets mal consellat,
Com laxats tal matrimoni
En queus dan un bon regnat,
E quen haiats altre fermat
En imferm ab lo demoni.

Ein feines Zartgefühl zeigt das Poem allerdings nicht. Dem Könige selbst gefielen seine Dichtungen so, daß er mit ihnen zuweilen nicht bloß seinen Sohn, sondern auch eine Reihe Höflinge beglückte.

Pedros Stellung in der Geschichte der katalanischen Poesie darf trotzdem nicht unterschätzt werden. Zum ersten Male seit dem Verschwinden der Troubadours erscheint in seiner Umgebung ein wahrer dichterischer Hofstaat, Herren und Höflinge, Jaume March, Pere March, Bernat de Só, Bernat de Bonastre, Guerau de Queralt, der Vicomte de Rocaberti, Bernat

[1]) Ich zitiere nach P. de Bofarull y Mascaró, Los condes de Barcelona vindicados II (1836), 288 f.

Metge u. a. Rubió betrachtet das Erscheinen der ersten Schule katalanischer Lyriker zur Zeit Pedros IV. als das wichtigste Faktum der vaterländischen Literatur.

Seine Nachfolger, die Brüder Juan I. und Martin, müssen eine überaus sorgfältige, ja gelehrte und literarische Erziehung genossen haben; nicht als ob sie großen Geist besessen, aber sie interessieren sich für alles, was wir Kultur nennen. Das bezeichnendste Dokument für Juan ist wohl die Sendung eines „rondell notat"[1]), das er kürzlich gemacht „ab sa tenor e contratenor e ab son cant", an seinen Bruder Martin mit der Bitte, es selbst zu singen, singen zu lassen und möglichst zu verbreiten! Er ist Dichter[2]) und Musiker in einer Person. Bernat Metge sieht ihn in seinen „somni" umgeben von Hunden — er war ein leidenschaftlicher Jäger und verunglückte auf der Jagd — mit einem Musikinstrument (rota) in der Hand.[3]) Ihm verdanken die poetischen Feste Barcelonas, die Feiern der „gaya sciencia", ihre Organisation; er gab den Bittstellern Siegel, das Recht, die eingehenden poetischen Werke zu beurteilen, Titel und Ehrengeschenke zu verleihen, sowie die Privilegien, deren sich die Veranstalter der poetischen Spiele von Paris und Toulouse erfreuten. König Martin stiftete dann 1398 eine stattliche Summe für Ankauf eines Schmuckes, der dem Sieger in der „gaya sciencia" übergeben werden sollte.[4]) Ob König Martin selbst gedichtet, steht dahin; sicher war er ein warmer Förderer und Verehrer der Poesie wie der begeisterte und beredte Panegyriker der Größe der katalanischen Nation. Als ein paar Jahrzehnte nach seinem Tode König Ferdinands Sohn, Alfonso IV., nach Italien übersiedelte,

[1]) Rubió, Documents I, Nr. 307.

[2]) Vgl. Rubió, Documents I, Nr. 266 (vom J. 1374): Der Dichter Bernat de Bonastre hat dem Infanten Juan eine Abschrift der „cobles" des Guerau de Queralt, der „reposta" des Königs darauf und der „traversa", die Bernat selbst gemacht hat, geschickt. Inzwischen hatte der Infant selbst eine Abschrift erhalten und dazu die „traversa" gedichtet. Naiv ist der Schluß: De la qual sabents — d. h. die prinzliche „traversa" —, que us sera plaer, vos trametem traslat. Nr. 267: Der Infant schreibt an seinen Vater über seine „traversa". Später hat ihn Pere March ein sirventes geschickt, und er hat die „respost" gemacht. Jetzt sendet er ihm traslat de les dites cobles, respostes, traversa e sirventes. Natürlich müssen auch Mutter und Brüder diese Leistungen kennen lernen.

[3]) Milá y Fontanals II, 151 Anm. [4]) Vgl. S. 20, Anm. 1.

da war es neben der Herrlichkeit des Landes vor allem der Geist der literarischen und künstlerischen Renaissance, der ihn an Neapel fesselte und die Heimat beinahe vergessen ließ.

An allen europäischen Höfen des Mittelalters gibt es ioculatores, jutglars — Sänger, Spielleute —, aber nirgends werden sie so häufig und in so eigenartiger Stellung erwähnt wie am aragonesischen Königshofe.[1]) Ein „regnum arlotorum", vom König bestätigt und beschützt, hat nach einem Privileg Jaymes II. schon seit alten Zeiten dort bestanden. In der königlichen Hausordnung erscheinen außer in Mallorca zuerst in Barcelona einige jutglars zum Hofstaat gehörig. Unzweifelhaft ist ihre Stellung viel gehobener als in anderen Ländern. Kein Hoffest ohne ihre Gegenwart; zahlreiche Privilegien schützen sie, und ebensoviele Empfehlungen nützen ihnen. Vielleicht ist Mossen Borra, jutglar König Alfonsos, der im Gefolge König Sigismunds auf dem Konstanzer Konzile verweilt, halb als Gesandter, halb als Spion, der charakteristischste Typus. Komische und doch instruktive Schilderungen des Lebens und Treibens der Konzilsstadt und Süddeutschlands, vorzügliche Charakteristiken der leitenden Kreise, von erstaunlicher Frische und Kühnheit, eingehüllt in einen beabsichtigten halbnärrischen Ton, verdanken wir ihm. „In Straßburg, einer Stadt von der Größe Valencias und Saragossas, blieben wir einen Monat; täglich tanzte und turnierte man; nie habe ich so viele schöne und geputzte Damen gesehen. Der letzte Ball, den man dort gab, begann um 5 Uhr nachmittags und dauerte die ganze Nacht durch bis zum hellen Morgen, als bereits die Sonne strahlte. Man trank zwei große Fässer Wein leer und aß für 100 Taler Süßigkeiten. In der Morgenfrühe wurden an alle Damen Broschen, Diamanten, Ringe usw. verteilt."

II.

Zwei aragonesische Herrscher rangieren unter den zünftigen Historikern: Jayme I. und Pedro IV.; beide kamen als Kinder

[1]) Über das Folgende wird demnächst die Arbeit eines meiner Schüler Ausführlicheres bringen, besonders über die Stellung der ioculatores in der mittelalterlichen Gesellschaft. Zu Mossen Borra vgl. meine Bilder vom Konstanzer Konzil, Schluß, wo die grundlegende Arbeit von F. de Bofarull benutzt ist.

auf den Thron und beide haben mehr als 60 Jahre (1113—1276), (1335—1386) regiert, können also viel erzählen. Des Conquistadors Selbstbiographie zählt zu den Perlen der katalanischen Literatur. In zahlreichen Arbeiten ist die Frage nach der Authentizität dieser wunderbaren Ich-Erzählung mehr gestreift als tief angegriffen oder gar entschieden worden.[1]) An sich ist die Tatsache schon höchst auffällig, daß ein Herrscher, dem das Kriegshandwerk als liebstes galt, von dem wir sonst kein literarisches Erzeugnis besitzen, dessen Urkunden nach keiner Richtung hin darauf hinweisen, sich als einer der glänzendsten Ich-Erzähler und Charakterdarsteller des Mittelalters entpuppt. Stammt das Werk von Jaymes Hand, so muß er zu den hervorragendsten mittelalterlichen Erzählern gerechnet werden. Mit welchem Takt zeichnet er das Verhältnis seiner Eltern, Pedros des Katholischen und seiner Mutter Maria von Montpellier, die der König später verstieß; welch warme Töne weiß er für die Charakteristik seiner Mutter, die als Heilige starb, zu finden! Und die gleiche staunenswerte Gewandtheit zeigt das ganze Werk bis zum seligen Lebensende des Helden, das doch wohl von anderer Hand herrührt! Man lese nur die Reihe von köstlichen Szenen, die uns das Buch vom Aufenthalte des greisen Monarchen in Lyon auf dem zweiten allgemeinen Konzil (1274) bietet: 'Wie er absolut entblößten Hauptes vor dem Papste stehen will, wie man ihm einen Sitz

[1]) Vgl. den tiefgehenden Artikel von J. Massó Torrents, Historiografia de Catalunya in der Revue Hispanique XV, besonders S. 503ff. Ich benutze den katalanischen Text, den M. Aguiló y Fuster in der Bibl. Catalana (1873) ediert hat, dort Kap. 523ff. die Stellen über das Lyoner Konzil. Dazu mein Papsttum und Untergang des Templerordens I, Anhang. Die latein. Fassung noch unediert. Daß sie von der Hand Pedro Marsiliis ist, ergibt sich aus einem Vergleich mit Acta Arag. Nr. 566, die sicher von Pedro selbst geschrieben ist. Ich habe nur einige Kapitel verglichen. Für das Ganze sind noch immer wichtig die zusammenfassenden Bemerkungen von Morel Fatio im Grundriß der Roman. Phil. II, 2 (1897), S. 118f. Vgl. auch das Register zu Rubió, Documents I. Zu Nr. 117, dem wichtigen Briefe an den Abt von Poblet, möchte ich vorschlagen zu lesen: Miramur de vobis et merito, quare librum pergamenum, quem, ut nobis dixistis, ad opus nostri (statt vestri) rescribi sfacere debebatis et sumi ex quodam alio papireo libro nostro facto, cilicet gestis dive recordationis domini Jacobi regis Aragonum abavi nostri, nobis tamdiu mittere tardavistis. So kommt Sinn in die schwer deutbare Stelle.

fast in gleicher Höhe mit dem päpstlichen anbietet, wie er in einer Notabelnversammlung durch seine generösen Anerbietungen zum Kreuzzuge die Franzosen, die Templer und Hospitaliter beschämt und vor Neid erblassen macht, wie er, der beinahe Siebzigjährige, dann beim Nachhauseritt sein Roß lustig kourbettieren läßt, so daß die Franzosen kaum an sein Alter glauben wollen, und wie er vergnügt ausruft: Heute stehen mal wieder die Aragonesen vor aller Welt geachtet da! Oder man betrachte das hübsche Bildchen, das er am Schluß zeichnet: Es ist Zeit zur Abreise. Der König will aber nicht handeln wie die, von denen das Sprichwort sagt: Schlimm reisen sie nach Rom, schlimmer kehren sie heim! Er will dem Papste beichten. Und so geschieht's am Abend: Der Papst Gregor X. ist glücklich und gibt ihm keine andere Buße als den Rat, daß er im Guten beharren möge.

Sollte das alles der Eroberer von Mallorca, Valencia und Murcia geschrieben haben? Die Sache wird noch verwickelter. Dieses Werk, der „Libre dels feyts", Jaymes I. taucht zum ersten Male 1343 im Kloster Poblet auf. Vorher gibt's aber ein Werk: Gesta Jacobi regis, das der Dominikaner Petrus Marsilii verfaßt und 1314 beendet hat; die Originalhandschrift liegt, wie sich nunmehr aus einem Vergleich mit einem von mir veröffentlichten Briefe des Dominikaners mit Sicherheit ergibt, in der Universitätsbibliothek in Barcelona. Beide Werke, das katalanische und das lateinische, sollen inhaltlich miteinander übereinstimmen, und zwar derart, daß das eine eine Übersetzung des andern zu sein scheint. Das stimmt in den von mir eingesehenen Teilen; nicht in dem Sinne, daß Wort für Wort aus der einen Sprache in die andere übertragen ist; die lateinische Fassung ist etwas knapper — aber eine Folgerung ist daraus schwer zu ziehen. Ob nicht doch durch eine vollständige Vergleichung beider Texte sich Sicherheit gewinnen ließe? Fast möchte ich's glauben. Jedenfalls ist eine solche noch niemals vorgenommen worden. Ein auffälliger Unterschied herrscht zwischen dem katalanischen und lateinischen Text: ersterer ist in der Ich-Form, letzterer in der dritten Person erzählt. Und da drängt sich fast von selbst die Frage auf: Gibt's um diese Zeit ein Literaturwerk, das aus einem Geschichtswerk, das die Erlebnisse eines dritten aufzählt, in ein

selbstbiographisches Ich-Werk umgewandelt ist? Ich glaube, man muß da lange suchen, um Ähnliches zu finden. Zudem wissen wir, daß Petrus Marsilii eine wie immer geartete Vorlage benutzt hat. Anderseits ist neben dem Außergewöhnlichen, das doch einer Selbstbiographie Jaymes anhaften würde, zu bedenken, daß bis zum Jahre 1343, dem ersten Auftauchen des katalanischen „libre dels feyts", nur vom liber gestorum oder ähnlichen Ausdrücken in den königlichen Schreiben gesprochen wird, die alle unzweifelhaft sich auf das Werk des Dominikaners beziehen. Vielleicht bringen die nächsten Jahre die so lange aufgeschobene energische Inangriffnahme des Problems und damit auch die Lösung. Mag sie zugunsten des lateinischen oder des katalanischen Textes ausfallen, mag er dem 13. oder 14. Jahrhundert angehören, jedenfalls bleibt der „libre dels feyts" eines der hervorragendsten Zeugnisse katalanischer und mittelalterlicher Kultur.

Eine merkwürdig wißbegierige Natur zeigt König Pedro IV. Seinen Beinamen „Ceremonioso" begreift man, wenn man sich durch seine mehr als 1000 Registerbände durcharbeitet und dabei die Neigung des Herrschers bemerkt, sich in die nichtigsten Kleinigkeiten mit derselben Liebe wie in die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu vertiefen. Kostümkunde, Sittenanschauungen, Ordensregeln, Personalien aller Art lernt man in buntestem Gemisch kennen. Die königliche Hand spürt man in allem. Freilich begnügt er sich gern mit dem Stoff aus zweiter Hand; nicht einmal die berühmten Ordenacios[1]) des königlichen Hauses, durch die jedem Beamten seine Stellung und Tätigkeit aufs genaueste geregelt wurden, sind sein Eigentum. Das verhaßte Haus seiner Verwandten in Mallorca war vorausgegangen mit den Ordinationes oder den Leges palatinae, die uns noch in einem illuminierten Brüsseler Kodex erhalten sind. Pedro IV. kopierte Jayme II. von Mallorca und brachte nur die notwendigen Änderungen an, gab dazu alles in katalanischer Sprache. Er kopierte überhaupt

[1]) Coll. de doc. ined. Bd. V. Ich habe dieselbe mit den leges palatinae Jaymes II. von Mallorca in Acta SS. Junii tom. III. verglichen. Wahrscheinlich sind diese mallorcanischen Ordinaciones 1343 mit der Bibliothek des Königs Jayme III. in die Hände König Pedros gekommen. Man vergl. Rubió, Documents I, Nr. 116: Illos septem libros nostros, quos penes vos tenetis, quique fuerunt incliti Jacobi de Maiorica usw.

gern fremde Gedanken.[1]) So schmückt er seine Urkunden-Arengen mit biblischen Texten und Vergleichen. Er ist der König David, der das Reich eint und vergrößert.[2]) Pedro liebt die Theologie, er weiß sie für seine Zwecke vorzüglich zu verwenden, sich mit theologischen Gründen stets zu rechtfertigen. Gott schützt ihn, seinen Stellvertreter, stets sichtbar in allen Gefahren.[3])

Eine solche Natur mußte Sinn für die Taten seiner Vorfahren haben, wenn auch nur, um zu zeigen, wie Gott das Haus Aragonien gesegnet, um den Eroberer-Vorfahren als „heiligen" Gottgesandten gefeiert zu sehen. Immerfort sammelt er geschichtliche Bücher über sein Reich, die benachbarten wie die entfernten Länder. Mit heißer Wißbegierde verschlingt er sie.

Hat er auch selbst Geschichte geschrieben? In vergangenen Zeiten hat man's ebenso fest geglaubt, wie man es in neuerer Zeit bestritten hat; alles wurde seinem Sekretär Descoll zugeschrieben. „Gegenwärtig gibt's nichts, was die Tätigkeit des Ceremonioso als Geschichtschreiber beglaubigte", beginnt Hurtebise einen interessanten Artikel in der Revista de bibliografia Catalana.[4]) „Der von ihm am heißesten begehrte Ruhmeskranz, der des Historikers seines Volkes, liegt entblättert am Boden. Man will nur noch den Astrologen, Dichter, Rechtsgelehrten und Diplomaten gelten lassen. Als rey historiador scheint er dauernd aus dem katalanischen Pantheon ausgeschlossen zu sein." Hurtebise ging

[1]) Bezeichnend Rubió, Documents I, Nr. 214: Er hat seinem verstorbenen Protonotar Matheu Adria 3 Bücher in kastellanischer Schrift und Sprache gegeben: en los quals libres son contengudes les leys del emperador . . . per tal que aquells fes tresladar en nostre lenguatge e fessem ordenar semblants leys, les quals propriament poguessen esser dites nostres.

[2]) Man lese die Revue hispanique XV, S. 547 von Massó Torrents angeführte Stelle aus seiner Chronik: Com altre David, al qual stech dit: Non recedat gladius de domo tua. So ist auch in seiner Zeit das Schwert ihm nicht aus der Hand gekommen. Diese ständige Erwähnung seiner Feinde und Gegner in Verbindung mit biblischen Bildern zeigt, wie stark die Lektüre des Alten Testaments auf diesen König gewirkt haben muß.

[3]) Dabei ist dieser großartige Pedant von einer unglaublichen Neigung zum Lehren und Belehren. Man vgl. statt vieler nur das Schreiben, mit dem er seine Bibliothek dem Kloster Santas Creus (? nicht Poblet) übergibt, bei Rubió, Documents I, Nr. 331 Anm.

[4]) IV, 188ff. La crónica general escrita por Pedro IV. de Aragon.

dann selbst ans Werk, sammelte aus dem riesigen Regestenstoffe Stein um Stein und suchte so die Grundlagen der früheren Anschauungen von neuem zu legen und zu festigen. Seine Untersuchung läßt sich in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Pedro schrieb selbst eine Crónica de los reyes de Aragón y condes de Barcelona; sie war unzweifelhaft schon 1366, vielleicht schon sieben Jahre früher fertig. 2. Diese Chronik deckt sich wahrscheinlich mit dem berühmten Kodex von S. Joan de la Penya. 3. Schon 1349, also kaum dreißigjährig, hatte Pedro bereits einen Teil seiner Selbstbiographie vollendet, und er beabsichtigte sie fortzusetzen. So steht augenblicklich das vielerörterte Problem. Ich möchte mich für Hurtebises Auffassung erklären. Ein Mann so unendlich regen Geistes wie Pedro hat sich nicht damit begnügt, die Aufzeichnungen seines Sekretärs über seine eigene Persönlichkeit und seine Vorfahren geduldig mit seinen Bemerkungen zu begleiten, er griff selbst an!

III.

Wie eng die aragonesischen Könige in den zwei Jahrhunderten, wie eng gerade Pedro IV. mit dem ganzen geistigen Leben Kataloniens verbunden gewesen ist, zeigt die schon mehrfach erwähnte und benutzte neueste Publikation Rubiós. Ob man für irgendein Land eine derartige Sammlung wie die „Documents per l'historia de la Cultura Catalana mig-eval" zusammenbrächte? Ich glaube es nicht. Auch nicht in Rom, wo die päpstliche Kurie, oder in Frankreich, wo die glänzende Zeit des 13. Jahrhunderts noch am ersten die Möglichkeit böte. Einzigartig ist dieses Werk, in dem sich das Interesse der Herrscher für alle schöngeistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit so offenkundig dartut, wie das Lob der Akropolis, das uns darin am Ende des 14. Jahrhunderts aus einem Schreiben Pedros entgegentönt: Con lo dit castell sia la pus richa joya, qui al mont sia. Mit Recht hat Rubió das hochwichtige Schriftstück photographisch dem Buche beigegeben.

Schon in meinen Acta Aragonensia durfte ich auf die prächtigen im Kronarchiv erhaltenen Geschenkverzeichnisse hinweisen. Sie beginnen mit den Tagen Jaymes I. Unter den Geschenken,

die für die Gemahlin, Kinder und Verwandten, für treue Diener und fremde Monarchen aus den Schatzkammern genommen wurden, befinden sich auch fast stets Bücher, zunächst natürlich religiöse, zuweilen poetische oder gelehrte Werke. Aber auch sonst werden in Urkunden und Briefen schon in den Tagen Jaymes II. allerlei wissenschaftliche Werke genannt, die der König besitzt oder zu besitzen wünscht, astrologische und medizinische Werke, aber auch schon ein Titus Livius, der vielleicht der erste Klassiker ist, der so öffentlich auf den Büchermarkt kommt. Rubiós systematische Durchsuchung der Archivbestände liefert erst jetzt einen vollständigen Einblick in die königlichen Kulturbestrebungen. Da erscheint vor allem Alfonso II. 1287 mit dem Auftrage, eine französische Bibel ins Katalanische zu übersetzen.[1]) Ein zweites Exemplar französischen Ursprungs hatte schon Peter d. Große besessen. Jayme II. wird hauptsächlich in seinen zahlreichen literarischen und sonstigen Beziehungen zu Arnald von Villanova, Ramon Lull und Ramon Muntaner, dem berühmten Historiker, zitiert. Auch seiner Gründung der Universität Lerida geschieht Erwähnung. Die Hochschule war zunächst noch ein Schmerzenskind des Gründers und seines Sohnes Alfonso III. Die Lehrer fehlten oft; Klerus, Bürgerschaft und Schüler konnten sich schwer ineinander einleben. Harmlose, aber auch schlimme Streitigkeiten hinterließen starke Verstimmungen, so daß wiederholt an die Verlegung nach einem günstigeren Orte wie Barcelona gedacht wurde.[2])

Nur ein paar Dokumente nennen sonst Alfonso III. Er besitzt eine astronomische und eine juristische Handschrift, beide illuminiert; er wünscht das Geschichtenbuch seines Urgroßvaters und ein französisches Exempelbuch, die beide verliehen sind, zurück. Das ist alles! Um so reicher fließen die Quellen für die Zeit Pedros und seiner beiden Nachfolger. Pedro leiht und entleiht von und nach allen Seiten, kauft, schenkt und verpfändet; wenn sein Sohn Bücher haben wolle, soll er es ihm schreiben, denn er hat gerade einen Kopisten zur Verfügung; er erläutert brieflich ein Geschichts-

[1]) Vgl. dazu Rev. de bibliogr. Catalana IV, 48 ff. F. Carrera i Candi, Primera traducció Catalana de la biblia.

[2]) Hier enthalten meine Acta Arag. noch einiges nicht Benutzte.

werk und kritisiert einzelne Kapitel; er will seine Bücher an einem Orte haben, er legt in Poblet eine Bibliothek an, die er „libreria del rey en Pere" heißt. Er will alle seine Bücher einbinden lassen. Sehr hübsch zeichnet folgendes die Bücherliebhaberei seines Sohnes Juan: Er kommt nach Casp, steigt zur Johanniterburg empor und geht sofort, trotz des Widerspruchs eines Johanniters, in die Bibliothek. Dort findet er den Vegetius de re militari und nimmt ihn ohne Erlaubnis mit, wie er selbst dem Großmeister Juan de Heredia zur Aufklärung schreibt. Rubió spricht nicht mit Unrecht von einer leidenschaftlichen Liebhaberei Juans für fremde Bücher und von einem Gebaren, das zuweilen an moderne Bibliomanen erinnere.[1]) In ihrer Begeisterung benutzen beide Könige sogar die kirchlichen Inquisitoren für ihre Zwecke. Es berührt doch seltsam, wenn man liest, daß diese Glaubensorgane Aufträge zur Beschaffung klassischer Werke bekommen oder gar zur möglichst raschen Übersetzung eines echtweltlichen Werkes gedrängt werden. Ja, gerade für solche literarischen Dienste bekommt ein Dominikaner das Inquisitorenamt zugesagt.[2])

Vier Hauptgruppen von Büchern werden immer wieder genannt. Zuerst die Bibel: im ganzen ungefähr 40 mal, und es sind meist verschiedene Exemplare. Sie wird gekauft, im In- und Auslande, einem Nachlasse entnommen, wie z. B. bei der Beschlagnahme des Besitzes eines politischen Gegners, zuweilen auf andere Weise erworben; sie wird der königlichen Bibliothek einverleibt, als Geschenk für Verwandte oder den Beichtvater verwendet oder

[1]) Rubió, Documents I, Nr. 259, 283, 317, 331, 413. S. XXXIV: En ell la passió dels llibres pren carácters més vehements, trenca tota mena de respectes humans y es revesteix algunes voltes de formes bibliopiràtiques com en certs famosos bibliòmens moderns.

[2]) Rubió, Documents I, Nr. 226, 355 und Anm. 363, 420. Ich führe aus letzterer die Hauptstelle an: Ad servicia per vos — fr. Matheus de Deo, ord. Pred. — nobis in transportando et exponendo aliquos libros de latina lingua in maternam impensa . . . habentes respectum . . . tenore presentis comitimus sive etiam comendamus vobis eidem fratri Matheo officium inquisitionis fidei catholice in civitate et regno Maioricarum et in comitatibus Rossilionis et Ceritanie, quam primo ipsum tam post cessum vel decessum fr. Jacobi Raymundi, ordinis predicti, qui officium obtinet in presenti, quam alias quomodocumque vacare contingerit. Also eine Exspektanz in regelrechter Form auf das Inquisitorenamt!

vertauscht für andere Bücher. Ein paarmal wird die Bändezahl, einmal, was wichtiger ist, die Absicht einer Korrektur angegeben (la qual vos haviem lexada per corregir). Mehrfach ist von Übersetzungen der Bibel ins Katalanische die Rede; so sendet der König Pedro seiner Schwester, der Königin von Kastilien, ein katalanisches Exemplar.[1]) Auf Veranlassung König Juans hielt ein Dominikaner in Barcelona quandam leccionem sacre scripture in Romancio, die von Laien und Geistlichen sehr gut besucht war! Leider läßt sich aus der Stelle schwer entnehmen, ob es sich um ein bloßes Vorlesen der heiligen Schrift auf Katalanisch oder um eine Erläuterung handelt. Jedenfalls hatten die lecciones, die von den praedicaciones des magister in s. pagina Fr. Bernardus Jauberti geschieden werden, Anstoß oder Neid erregt, und der König schreibt darüber an den Papst.[2]) Neben der Bibel werden auch viele kirchliche Handbücher genannt.

Bei Pedro IV. treten am meisten die Geschichtswerke hervor. Immer wieder sucht er Chroniken über heimatliche und spanische Geschichte. Die Autobiographie seines Ahnen Jayme ist von ihm am häufigsten genannt. Französische und sizilische Chroniken zu besitzen, gehört ebenfalls zu seinen Lieblingswünschen. Aber auch allgemeine und alte Geschichte interessiert ihn, selbst Werke über Dazien, Norwegen, Ungarn sollen in Paris erworben werden. Er gibt auch wohl mal den Preis und das Incipit an.[3]) Daß die Zeit der Renaissance im Anzuge ist, zeigen bei ihm und Juan die Nachforschungen nach Livius, Plutarch, Trogus Pompejus, Sueton; einen Seneca in zwei Bänden erbittet König Martin vom Papst Benedikt XIII. Ovid wird ein paarmal zitiert, Virgil merkwürdigerweise gar nicht, abgesehen von einer bildlichen Darstellung auf einem Arazzo. Die Beziehungen zur italienischen Renaissance und ihren klassischen Neigungen möchte ich bei seite lassen, da sie für diesen Zeitraum noch nicht allzuviel bedeutet

[1]) Vgl. das Register bei Rubió. So auch bei den folgenden Werken.

[2]) Rubió, Documents I, Nr. 410.

[3]) a. a. O. Nr. 200 gibt er aus dem Kopfe den Anfang an: Fem vos mencio de ço que a nos ades recorda del començament e continencia del dit libre. Und dann erzählt er die Geschichte von Meroveos, seine Vertreibung, seinen Aufenthalt ab lo rey de li Tiringia, qui en romanç es de Loerrene.

und manches noch recht unklar ist. Immerhin weiß Infant Juan von einem griechischen „Philosophen", der in Diensten Juans de Heredia steht und griechische Werke ins Katalanische übersetzt, und König Martin zitiert 1408 in einem ganz amüsanten Vergleich eine Stelle aus Dantes Paradies.[1]) Und wie tief Kenntnis und Schätzung der römischen Geschichte bei diesen Herrschern allmählich geworden ist, bekundet sehr lehrreich ein Schreiben Martins, worin er 1397 die Valenzianer zu ihrem Entschlusse, gegen die Mauren zu kämpfen, beglückwünscht und sie zugleich noch mehr zu begeistern sucht. Er erinnert sie an das glorreiche römische Volk und seinen Opfermut im zweiten punischen Kriege. „Ihr kämpft ja gegen die Nachkommen jener Afrikaner." Sie sollen des römischen edlen Curtius gedenken, der in den verderbenatmenden Schlund sprang; des Marcus Atilius, der in Carthago, „qui vuy es Tunic", gefangen und nach Rom gesandt dem Vaterlande zum Segen, sich aber zum Verderben Rat erteilte, „denn er starb eines grausamen Todes."[2]) Unter ähnlichen Verhältnissen benutzte König Juan einige Jahre vorher in einer Gesandtschaftsinstruktion die Frankengeschichte, während Pedro IV. den Wagemut der Barcelonesen durch die Erinnerung an die eigene große Geschichte zu entflammen suchte.

---

[1]) a. a. O. Nr. 509. König Martin schreibt seinem Generalgouverneur von Katalonien, daß er ihm verschiedene Briefe gesandt, um vom Papste (Benedikt XIII.) eine Anzahl Gnaden zu erlangen. Er sei aber ohne Antwort geblieben: E semblents, que aço sia la faula de Sibilla, que Dant toque en lo seu llibre, dient, que com lo seu sepulcre fos en un gran bosch e molts vinguessen alli per haver responssions de lurs demandes, los quals scrivien ab letres dor en les fulles dels roures e puys els se n anassen e a cap dalgu temps tornassen alli matex per haver les dites respostes e trobassen les fulles dels dits roures perdudes, les unes per vents, les altres per sequedat, seguie s que, per gran treball que sostinguessen, no podien trobar ni haver les dites respostes. Aquesta Sibilla excuse Dant molt, dient que no era la culpa sua, mas dels homens, qui per lur paguesa li fahien la dita interrogacio: per que nos volriem esser clars ab vos, si es culpa vostra o peguesa nostra de demanarho. — Es kann sich hier doch nur um die Stelle Paradiso XXXIII, 65f. handeln:

Also ging der Sibylle Spruch verloren
Beim Windeswehen auf jenen leichten Blättern?

Von vieler Entschuldigung ist allerdings hier nicht die Rede.

[2]) a. a. O. Nr. 437, 429, 339.

Die Bücher der dritten Abteilung, schöne Literatur, werden vor allem aus Frankreich erbeten, so von der französischen Gemahlin Juans I., die sich immer wieder danach sehnt. Öfter wird der liber Lanzaloti verlangt, einmal erscheint er in katalanischer Übersetzung. Zweimal wird ein Buch „tabula rotunda" (taula redona) gewünscht, das wohl mit der Artussage zusammenhängt. Zuweilen läßt sich bei den vagen Angaben der Charakter des Buches nicht mit Sicherheit bestimmen.

Astrologische[1]) und (weniger) alchimistische Werke finden sich sehr häufig. Beide Afterwissenschaften wurden auf der spanischen Halbinsel lebhaft gepflegt; von hier aus hat manches Werk seinen Weg nach Mitteleuropa genommen. Spanien war zudem die Brücke, über welche die arabischen Werke dieser Art nach Norden zogen. Auch die aragonesischen Könige pflegten sie. Jayme II. läßt sich in alten Tagen aus dem Archiv noch heimlich ein Buch über Geomantie zusenden, das er als junger Mensch benutzt hatte. Pedro IV. beauftragt zwei Kenner mit der Abfassung einer neuen „art de astrologia" und läßt ihnen dafür alle astrologischen Werke des Archivs zukommen, mit Ausnahme der beiden Bücher des Ali-Aben-Ragel — eines toletanischen Astrologen des 11. Jahrhunderts —, deren Benutzung für sie nicht nötig sei. Aus Rubiós Werk geht zur Genüge hervor, daß wohl alle Herrscher, in gesunden und kranken Tagen, sich der Ergebnisse der Astrologie bedient haben. Freilich zuweilen auch mit gesunder Kritik, wie aus einer Korrespondenz König Juans hervorgeht, die zudem zeigt, daß sich auch bekannte Theologen mit der „astronomia pronostica" beschäftigten. Der Minorit Francesch Ximeniz hatte in seinem „Christià" auf die Frage nach dem Ende der Welt gesagt, daß er solches nicht wisse, daß aber einige behaupteten, nach der Kirchenreform Ende des 14. Jahrhunderts werde in Jerusalem Papsttum und Kaisertum erneuert werden und die Träger würden bekehrte Juden sein; dann würden alle Könige ihre Königsgewalt verlieren mit Ausnahme des französischen Königshauses wegen seiner Verdienste um die Kirche! Schließlich werde alle Welt unter einem Papst

[1]) Vgl. besonders Rubió, Documents I, Nr. 191, 201ff., 258, 304 und die Anmerkung S. 280f.

und einem Kaiser leben, überall Republik sein und Frieden überall herrschen bis zur Ankunft des Antichrists. Natürlich behagte König Juan diese Aussicht wenig. Er wundert sich über die Einmischung des Mönches in die ,,art de astronomia pronostica", und er drückt ihm sein höchstes Befremden darüber aus. ,,Hätten wir ihn nicht so gern, so würden wir ihm in anderer Weise beikommen." Francesch muß sich genügend entschuldigt und dabei auf eine merkwürdige andere astrologische Prophezeiung hingewiesen haben. ,,Wir haben großes Gefallen an Eurer guten Entschuldigung gehabt", schreibt der König; ,,der Hinweis in Eurem Briefe auf das Schreiben des Kardinals von Albano und des Fr. Johan de Rochafist an meinen Vater, den verstorbenen König, daß noch in diesem Jahrhundert dem Hause Aragon die Weltleitung zufallen würde, stimmt; denn wir haben das Schreiben vor mehr als Jahresfrist in unserem Archiv gefunden. Auch Meister Crexques, unser Hofastrologe, der viel von solchen Deutungen verstand, und andere Astrologen, die unsere Nativität kannten, haben dasselbe gesagt. Wir glauben aber nicht daran und stellen es im übrigen Gott anheim." Man wird hierbei unwillkürlich an die eschatologischen Äußerungen des heiligen Vicente Ferrer, des gewaltigsten Bußpredigers der Zeit, und an den Widerspruch, den sie hervorriefen, erinnert; auch Vicente war ein Untertan des aragonesischen Königs.[1])

Da die gewaltigen Meisterwerke spanischer Kunst dem kastilischen Gebiete entstammen, so trat begreiflicherweise der Osten in der kunsthistorischen Forschung stark zurück. Erst neuerdings kommt die katalanische Kunst u. a. in den Publikationen von Sampere y Miquel, J. Puig y Cadafalch, Antoni de Falguera, J. Goday y Casels mehr zu Ehren. Ich berühre hier nur das Interesse der aragonesischen Herrscher des 14. Jahrhunderts am künstlerischen Schaffen, ein Gebiet, dessen genauere Erforschung bis jetzt fast ganz unterblieben ist. Die ersten Spuren stärkeren Interesses zeigen sich im 13. Jahrhundert in den erwähnten

[1]) Aus Morel Fatios Schrift (im Grundriß der Roman. Phil. II, 2) S. 98f., worin er ausführlich über F. Eximeniz spricht, läßt sich auf eine Bekanntschaft der beiden berühmten Katalanen schließen. Die Weissagung des Kardinals von Albano ist mir unbekannt.

Schenkungen aus der königlichen Schatzkammer: während es größere Kunstinventare des königlichen Hauses nicht gibt, besitzen wir diese köstlichen Schenkungsverzeichnisse zu vielen Dutzenden. Natürlich ist in erster Linie das Kunsthandwerk da vertreten, vor allem reich verzierte Waffen, seidene Gewänder, kostbare Hausgeräte, Schnitzereien, Limousiner Arbeiten usw., deren Herkunft allerdings meist nicht feststeht. Daneben erscheinen zahlreiche Miniaturwerke. Und hier können wir aus den Urkunden zuweilen auch die aragonesische Herkunft erkennen. So gibt Jayme II. Aufträge, eine Bibel zu illuminieren; er bestimmt genau den Umfang der Malereien: de capitibus litterarum et aliis figuris. Oder aber bei einem Psalter, den er seinem kleinen Sohne, dem Kleriker Johann, schenkt, verlangt er nur Initialen, während der Illuminator Bernard Gonteri gern die istorie passionis Christi gemalt hätte. Meister Bernard scheint der vornehmste Buchmaler im Zeitalter Jaymes II. gewesen zu sein. Bezeichnend für die Verbreitung des Künstlerstandes ist die Empfehlung für den Maler Bernard de Puteo aus Barcelona, der sich in Balaguar niederlassen will, weil dort noch kein Maler wohnt.[1])

Von drei Malern aus Pedros IV. Zeit lernen wir die Gemälde kennen. Von Ramon dez Torrent scheint ein Bild in der königlichen Kapelle in Lerida zu stammen. Forreo Bassa aus Barcelona hatte für dieselbe Kapelle, zehn Jahre früher (1346), einige Gemälde fertiggestellt und zu Anfang der Regierungszeit des Königs den Auftrag erhalten, zwei sehr schöne Gemälde (duo pulcherrima retabularia) für die Kapelle der königlichen Aljaferia in Saragossa zu liefern. Die Cambra morisca dieser Aljaferia besaß Wandgemälde mit der istoria de Jaufre. Ein dritter Maler aus Barcelona, Laurentius de Cesaraugusta, erhält 1366 eine Anzahlung für ein Bild mit der Geschichte des heiligen Nikolaus, das für das Clarissenkloster in Calatayub vom Könige gestiftet ist; ein zweites mit der Legende der heiligen Katharina will der König dem neu zu erbauenden Franziskanerkloster in Teruel schenken. Beide sind dreiteilig und auf Holz gemalt.[2])

---

[1]) Vgl Acta Aragon. Nr. 581 und 601; Rubió, Documents I, Nr. 49—54.

[2]) Rubió, a. a. O. Nr. 102, 132, 160, 170, 174, 218. Über den flüchtigen Maler Johann von Brügge vgl. Nr. 261.

Höher wie die katalanische Malerei stand wohl die Bildhauerkunst.[1]) Auch die Trümmer des gewaltigen Grabdenkmals, das Jayme II. seinem Vater Pedro d. Gr. in Santas Creus errichtete, und über dessen Herstellung eine Anzahl Dokumente köstliche Details geben, zeugen noch von stark entwickeltem Kunstverständnisse jener Leute mit dem einfachen Namen lapicida. Pedro IV. hatte im Kloster Poblet seine und seiner Gemahlin Grabstätte gewählt. Dort ließ er auch zwei Statuen seines Ahnen Jayme el conquistador anbringen: die eine stehend als König mit der Krone, die andere als Mönch liegend.

Pedro IV. hat sich auch bereits seine marmorne Ahnengalerie geschaffen! Der Bildhauer Meister Aloy hat um 1342 den großen Auftrag erhalten, die ganze aragonesisch-katalanische Herrscherreihe aus lapides alabaustri für den Königspalast in Barcelona herzustellen, und zwar in möglichst schönen Figuren: die acht Herrscher, die den Königstitel bis auf Pedros Zeit geführt haben, und elf Statuen der Grafen von Barcelona. Er erhält für jede Statue 15 Pfund, für alle zusammen 335, und 1000 Solidi für Nebenauslagen. Während es nach dem ersten Dokument den Anschein hat, daß die unbehauenen Steine nach der Hauptstadt gebracht werden sollen, heißt es später, daß mehrere Statuen in Gerona und Umgebung hergestellt sind, von dort zum Meere gebracht und dann zu Schiff nach Barcelona überführt werden sollen. In Castellon d'Ampurias hat Meister Aloy eine Bildsäule Pedros hergestellt (quandam ymaginem lapideam ad similitudinem nostri factam), die nach Perpignan geschafft werden soll. Allerlei Andeutungen finden sich, die erst die spätere Kunstforschung ausnutzen kann. So verlangt der König vom Abte von Ripoll genaue Auskunft über die in Ripoll bildlich dargestellten Grafen von Barcelona: in welchem Alter, Farbe des Bart- und Kopfhaares, Manteltracht, was sie auf dem Kopfe oder in der Hand tragen!

Bemalte Teppiche erscheinen schon unter Jayme II., vor allem aber in Pedros Zeit: ein Teppich cum istoriis novem militum kostete 50 Goldgulden, einer mit istoria de les dues passes et militis ist nicht so teuer, vier andere werden genannt drap del ca-

[1]) a. a. O. Nr. 112, 150, 156, 184, 235.

valler de la Penitencia, Titus- und Vespasianusteppich, Teppich der heiligen Katharina. Die Königin Eleonora ließ 1356 für die Infantinnen eine Anzahl Teppiche in Montpellier und Avignon kaufen: einen Arazzo (vocatum de raç) mit der istoria venandi, einen zweiten mit istoria militum mense rotunde (Tafelrunde), einen dritten cum istoria cuiusdam stulti et septem sapientium, einen vierten mit der bekannten istoria Virgilii. Auf weiteren waren die Schöpfungsgeschichte, Kinderleben, kämpfende Ritter, Geschichten Karls d. Großen gestickt. Der letzte zeigte das castrum amoris.[1])

Ein silbernes castell d'amor[2]), das von drei silbernen Figuren getragen wurde, mit Türmen und Fenstern versehen war, wird gelegentlich einer Verpfändung durch den König 1360 ganz genau beschrieben. Die Goldschmiedekunst blühte gerade in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Der am meisten genannte Silberarbeiter ist der Valenzianer Pere Bernes.

HEILIGENGEOGRAPHIE

VON E. A. STÜCKELBERG

Hierzu 1 Tafel

Der Zoologe, der Botaniker, der Geo- oder Mineraloge sind imstande, aus der Komposition der Fauna, Flora des Erdreichs und des Gesteins zu sagen, in welchem Gebiet sie sich befinden; sie werden auch die Entwickelungsgeschichte der untersuchten Gegend aufzuklären vermögen.

In analoger Weise soll der Hagiograph aus den Heiligennamen heraus ein Land oder einen Ort erkennen und über die Schichten seiner Kultur und Geschichte Auskunft erhalten und geben können.

Gesetzt also den Fall, der Hagiograph werde mit verbundenen Augen und Ohren in irgendeine entlegene Landesgegend der Christenheit versetzt, oder es werde ihm eine hagiologisch ge-

---

1) a. a. O., besonders Nr. 135, 209, 240, S. 171.
2) a. a. O. Nr. 195, 193.

naue Karte oder Beschreibung[1]) einer ungenannten Gegend vorgelegt, so soll er imstande sein, aus den vorkommenden Heiligennamen zu erkennen, wo er sich befindet. Die Patrozinien von Kirchen, Kapellen, Altären, die Bilder, Reliquien, Taufnamen sollen ihm zeigen, in welchem Bereich er steht. Die Frage erhält praktische Bedeutung, wenn es z. B. gilt, eine Litanei, ein Martyrolog, einen Kalender nach ihrem Ursprungsort zu bestimmen. Aber wie wenige haben bis jetzt versucht, diesen Weg zu gehen! Und wie groß sind die Schwierigkeiten, die durch Verwechslung infolge Gleichnamigkeit oder andere Mißverständnisse entstehen! Stellen wir daher versuchsweise ein Programm auf für hagiogeographische Untersuchungen.

Es ist nicht nötig, hier zu sagen, daß die römische Kirche neben ihrem universalen Charakter Lokalfarben besitzt, daß jede Kirchenprovinz, jede Diözese, ja fast jeder Gau eine andere Mischung oder Komposition von Heiligenkulten aufweist. Es ist bekannt, daß überall neben Ur- oder Welt- oder Ordensheiligen von allgemeiner Bedeutung und Kultverbreitung lokale Heilige treten, deren Verehrung auf eine größere oder kleinere Gruppe von Landschaften oder Orten beschränkt ist. Auf der ganzen Welt werden wir dem Heiland, der Mutter Gottes, dem Täufer, den Aposteln, dem Erstmärtyrer, einigen Blutzeugen der Urzeit, den großen Mönchen, Missionären, Bischöfen und Ordensstiftern begegnen. Ihre Verehrung erscheint selbstverständlich. Neben sie aber treten schon in der Frühzeit die örtlichen Schutzpatrone, deren Kult sich von der Stätte ihres Grabes ausbreitet. Ein Blick auf Longnon's Géographie (S. 631—632) zeigt, wie schon im VI. Jahrhundert die Lokalheiligen konkurrierend neben den Urheiligen als Kirchenpatrone stehen; und näheres ergeben die Kapitel Gregors von Tours über die Gloria Martyrum. Die Lokalheiligen werden in

[1]) Eine ideale hagiographische Ortsbeschreibung müßte umfassen: die erhaltenen und die überlieferten Titel der Gotteshäuser und Altäre, die Patrozinien der Bruderschaften, Zünfte, Stände usw., die Reliquien, die Bilder, die herrschenden Taufnamen. Bis jetzt ist noch für keine Landesgegend ein derartiges Inventar angelegt worden. Einzig den Kirchenpatronaten sind einige Arbeiten gewidmet, so von Kampschulte 1867, Korth 1904, Oechsler und Sauer 1907.

die Verzeichnisse eingeschoben, das römische Martyrolog, die römische Litanei für die einzelnen Gegenden akkommodiert, d. h. komplettiert durch die Namen örtlicher Patrozinien.

Eine Reihe von Einschiebseln im sogenannten Hieronymianum wie in den Karolingischen Litaneien zeigt uns deutlich diesen Vorgang. Auch im kleinen läßt er sich verfolgen: betrachten wir die älteste Litanei des Klosters St. Gallen.[1]) Sie führt auf: die Begründer des Mönchtums, zunächst in Ägypten, den Stifter der Benediktinerregel, irische Mönche: St. Columba und den Stifter der columbanischen Regel, dann den Stifter von St. Gallen, endlich den ersten Abt dieses Klosters. Man sieht deutlich, wie die Reihe sich individualisiert und sich zum lokalen Kolorit akzentuiert. Dasselbe gilt von der Litanei der heiligen Jungfrauen: zunächst Urheilige aus Italien, dann die Märtyrerin von Augsburg, eine irische Heilige, die Patronin von Zürich und die Patronin von Zurzach. Da St. Gallen keine eigene weibliche Heilige besaß — St. Wiborad u. a. erscheinen erst später —, nimmt es die beiden damals berühmtesten Patroninnen der Nachbarschaft in seine Litanei auf. In neuerer Zeit beliebte man die Voranstellung der einheimischen Heiligen, man vergleiche die heutige Einsiedler-Litanei für Allerheiligen und für die Georgsprozession[2]), wo St. Meinrad am Kopf der Märtyrerlisten erscheint. Einen rein nationalen Inhalt hat die schweizerische Litanei von 1858, die alle schweizerischen Heiligen aufführen will.[3])

Und neben das allen Bistümern eigene römische Brevier tritt in jeder Diözese ein Proprium dioecesanum mit den partikularen Offizien. Diese letzteren tragen durchaus lokalen Charakter und beziehen sich auf besondere Heilige des Bistums.

Alles, was wir in dem Gotteshaus und um dasselbe herum sehen, lesen, hören und erkennen, zeigt den lokalen Einschuß. Ein paar Beispiele mögen das illustrieren: im Basler Münster stehen 1441/69 Altäre von St. Verena-Zurzach, St. Imer-Saint-Imier, Gall-St. Gallen, Fridolin-Säckingen und außerdem

[1]) Faksimile bei Rohault de Fleury, Les Saints II, pl. 198.
[2]) Vademecum religiosi Einsidlensis 1862, Kempten, p. 116 ff.
[3]) Gedruckt bei Marianus Benziger, Einsiedeln.

von St. Heinrich, dem kaiserlichen Stifter. In anderen Basler Kirchen sind außer diesen Heiligen folgende Patrone aus der Nachbarschaft verehrt: Ursus, Victor von Solothurn, German und Randoald von Moutier-Granval, Moriz von Saint-Maurice, Beat von St. Beaten, Theodul von Sitten usw.

Ein Altar von St. Blasien enthält 1509 folgende Patrone aus der Nähe: Verena, Gall, Felix und Regula. Am Schnitzaltar von Chur sehen wir abgebildet die Heiligen der Churer Diözese: Florin von Remüs, Lucius von Chur, Emerita von Trimmis, Placid und Sigisbert von Disentis und die zwei Hauptheiligen des nahen Klosters St. Gallen: Gall und Othmar. In Töß finden wir 1315 die Patrone der benachbarten Abteien Zürich und St. Gallen sowie Moriz verehrt. In St. Ursanne sind Kapellen von St. Walbert und St. Imer, die auf Luxeuil und St. Imier weisen.

Im Reliquienrotel von letzterem Ort sind verzeichnet: Partikeln des Ortsheiligen St. Imer (sechs mal), von St. Moriz (Saint-Maurice), St. Theodul (Sitten), St. Urs (Solothurn), St. Morand (Altkirch); in Murbach (1413) Reliquien von Gall, Columban und Walbert (Luxeuil); in St. Blasien von Othmar (St. Gallen), Arbogast und Fridol (Säckingen). In Salem findet man (1185) Partikeln von St. Konrad (Konstanz), Gebhard (Petershausen), Gall und Othmar (St. Gallen), Emerita (Trimmis - Chur); in Hirsau Heiltum aus Füssen, St. Gallen, Konstanz, Reichenau, Regensburg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Säckingen, Zürich, Trier, Köln, Como, Mailand usw. In Istein finden wir St. Arbogast (Straßburg) und St. Konrad (Konstanz) 1618.

Die Glasgemälde von Maschwanden im Kanton Zürich zeigen die Patrone dieser Stadt und die des Bistums, in dem das Dorf liegt, nämlich St. Conrad und Pelagius von Konstanz.

Der Kopf des Kalenders von Engelberg zeigt die lokalen Heiligen und Seligen Frowin, Adelhelm, Conrad und Berchtold, außerdem noch den Ordensstifter Benedikt und Katakombenheilige, die in Engelberg ruhen. Der Kopf des Basler Bistumskalenders, ebenfalls im XVIII. Jahrhundert in Kupfer gestochen, bringt die Bilder der Juraheiligen Morand, Imer, Ursiz, German, Randoald, ferner Patrone, deren Reliquien vorlagen, wie Pantal

und Ursula, den Stifter Kaiser Heinrich und den Elsässer Papst Leo IX.

Tausende von weiteren Beispielen ließen sich beibringen. Daneben gibt es natürlich auch Heiligenreihen, die uns in geographischer Beziehung nichts sagen oder zu sagen scheinen. Bei näherer Untersuchung aber läßt sich meistens doch etwas präzisieren. In einer Kirche fanden wir Altäre mit folgenden Patrozinien[1]: Maria, hl. Kreuz, Jakob, Nikolaus, Maria, Katharina, Kosmas und Damian, Martin, Johann Baptista, Magdalena, Drei Könige. Fast alles sind allgemein verbreitete Invokationen; zwei Namen aber beschränken den Kreis in geographischer Hinsicht. St. Martin weist auf das Frankenreich, als dessen Patron er besonders in merovingischer und karolingischer Zeit hervortritt. Die Drei Könige aber weisen auf einen Ort zwischen Mailand und Köln, einen Ort aus der wirklichen oder vermeintlichen Translationsstraße[2]) der Dreikönigsleiber.

In chronologischer Beziehung ist zu sagen, daß das Martinspatronat auf eine alte Stiftung weist, das Dreikönigspatronat aber in die Zeit nach 1162 gehört. Die Altäre standen in der Peterskirche, die urkundlich im XI. Jahrhundert schon erwähnt ist, zu Basel, wo St. Martin ein uraltes Heiligtum besitzt. Wie für die Geographie, so sind die Daten der Heiligennamen auch für die Chronologie benützbar; in erster Linie ist hiebei das Todesjahr des Heiligen, hauptsächlich aber die Zeit der Kultverbreitung[3]) oder -Einführung in Betracht zu ziehen.

Der Hagiograph, der eine Gegend durchstreift, wird stets in erster Linie die Leitheiligen treffen; wandert er in der Diözese Sitten, so stößt er fast in jedem Dorf auf St. Theodul, zieht er durch das Bistum Aosta, so begegnet er überall St. Gratus, steht er im Bistum Mailand (oder in der Kirchenprovinz Mailand), so trifft er stets St. Ambros, im Bistum Como wieder und wieder

[1]) Jahrzeitbuch E des Staatsarchivs Basel, p. 208. Eintrag des XV. Jahrhunderts.

[2]) Außerhalb dieser Zone ist die Verehrung der hl. drei Könige nicht sehr intensiv verbreitet.

[3]) Nicht das gelebte, sondern das posthume Leben kommt für das Studium der Kultverbreitung in Betracht; dies ist gegenüber häufigen irrigen Anschauungen zu betonen.

St. Abundius. Diese Leitheiligen und ihre dichte Verehrung in ihren Gebieten sind zunächst festzustellen. Je weiter man sich vom Kultzentrum[1]), dem Heiligengrab, entfernt, je dünner, je spärlicher werden die Spuren der Verehrung. Karten (Abb. 1 und 2) mögen dies veranschaulichen.

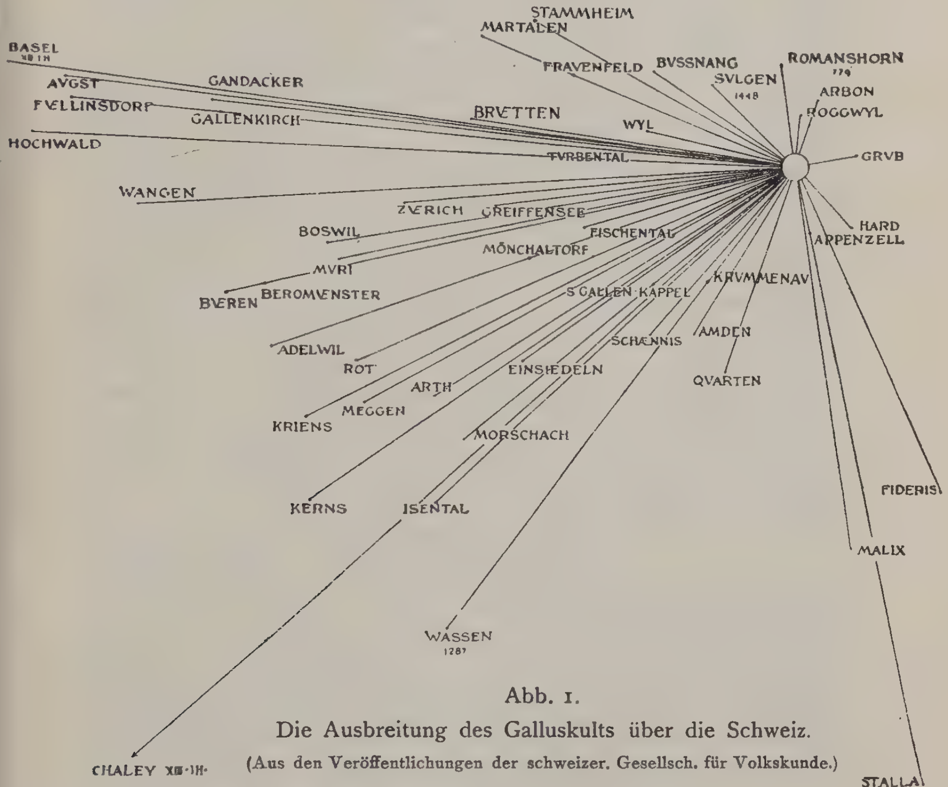


Abb. 1.

Die Ausbreitung des Galluskults über die Schweiz.

(Aus den Veröffentlichungen der schweizer. Gesellsch. für Volkskunde.)

Neben den Lokalheiligen dieser Art gibt es aber solche, deren Kult nicht als leitend betrachtet werden darf; er ist vielmehr

[1]) Eine Topographie des Saints où l'on rapporte les lieux devenus célèbres par la Naissance, la Demeure, la Mort, la Sépulture et le Culte des Saints ist 1703 in Paris erschienen; einen knapperen Catalogue alphabétique des Noms de Lieux cités dans les listes générales de Saints veröffentlichte C. Chastelain 1866 in Paris. Eine topographische Karte der schweizerischen Heiligen in des Verf. Büchlein: Die schweizerischen Heiligen, 1903.

sehr begrenzt und enthält nur durch Zufälle weitere, zerstreute Ausdehnung. Als Beispiel erwähnen wir die Verehrung des Älpler- und Sennenpatrons St. Uguzo[1]) (il Uguccione, Luguzonus, Luzzon, Luzi usw.). Die Spuren seines Kultes sind folgende: Diözese Bergamo, verschiedene Orte; Bogno, eine Bruderschaft; Carlazzo, Taufnamen 1496; Carona, Fresko von 1486; Cavargna, Wallfahrtskapelle, Kultzentrum, Gemälde, Statuen usw.; Cimadera, Wallfahrt; Codogno (Diözese Cremona), Ölgemälde und Vita; Cremona, Festtag und Vita; Dasio, Fresko von 1516; Ferrara, Taufname; Giornico, Fresko XV. Jahrhundert; Jesi, Taufname; Isone, Wallfahrt; Lodi, Taufname, Festtag; Lucca, Taufname; San Lucio, Wallfahrtskapelle auf dem Luciopaß; San Lugoncello, Kapelle; Lugano, Fresko von 1280; Mailand, Bruderschaft, Gemälde; Maggia, Fresko; Massino, Fresko; Monza, Kirche; Novara, Taufname; Pavia, Wallfahrt; Peccia, Gemälde; Pesaro, Taufname; Pieve Delmona (Diözese Cremona), Kirche, Bilder; Pienone, Verehrung; Puria, Altar, Statue und Gemälde; Sarsina, Taufname; Semione, Fresko des XV. Jahrhunderts; Seriana Valle (Diözese Bergamo), Verehrung; Sinigaglia, Taufname; Sonvico, Kapelle, Bild, Legende; Sutri, Taufname; Tavordo, Fresko von 1628; Vercelli, Taufname; Verscio (bei Locarno) Fresko.

Beruht also die Kultverbreitung nicht auf der kirchlichen Organisation, so ist sie eine Folge von Wallfahrten oder ähnlichen Verkehrsbeziehungen, wie bei St. Uguzo.

Auf politischer Organisation fußt die Kultverbreitung da, wo ein Heiliger zum besonderen Schutzpatron einer politischen Einheit wird: St. Moriz war der Schutzheilige der kgl. Abtei[2]) St. Maurice, dann des Königreichs Burgunds, dann der deutschen Könige und des Hauses Savoyen. Deshalb reicht sein Kult über Burgund von Rom bis Norddeutschland und hat sich dann noch weiter ausgedehnt. St. Felix und Regula sind die Patrone des Großmünsterstifts, der Abtei, dann der Stadt und des Standes Zürich[3]); ihr Kultgebiet deckt sich hauptsächlich mit

[1]) Persönliche Nachforschungen des Verfassers, veranstaltet in der Lombardei 1909.

[2]) Kärtchen für die schweiz. Kultstätten in des Verf. Heiligen des Mittelalters, p. 79.

[3]) Kärtchen a. a. O. p. 38.

dem Kanton Zürich und seiner Umgebung. Urs und Victor, Patrone des Stifts und der Stadt Solothurn, sind die typischen Heiligen des Kantons Solothurn[1]) geworden, was sich heute noch in der Namengebung spiegelt. Auch hier haben wir es mit Leitheiligen zu tun.

Dynastische und Familienbeziehungen haben in einzelnen Fällen ihren Anteil an der Verbreitung eines Kultes. Schon Jovinus, militiae praefectus per Gallias, soll seinem Blutsverwandten Vitalis (Märtyrer von Bologna) in Reims um 340 eine Kirche errichtet haben.[2]) Johann, Bischof von Basel,[3]) und Conrad[4]), Propst zu Granval, beide aus dem jurassischen Geschlecht der Senn von Münsingen, ließen sich beim Altar des Juraheiligen Imer zu Basel bestatten. Die vornehmen Geschlechter von Mailand[5]) und Como[6]) beanspruchten heilige Bischöfe als ihre Geschlechtsgenossen, wie die Herren v. Menthon den Archidiakon St. Bernard von Aosta zu den Ihren zählen, wie Atticus und Odilia als Habsburger, Meinrad als Hohenzoller, Gerold als Graf von Sax oder Herzog von Sachsen, Notker als Herr von Elgg ausgegeben wird. Daß Tizian seinen angeblichen Geschlechtsgenossen St. Tizian, Bischof von Oderzo, für seine Vaterstadt gemalt habe, berichtet uns Vasari. Wie weit derartige Ansprüche gehen, zeigt Schönlebens Opus.[7])

Nichts ist deshalb geeigneter, uns über einen Kult genauen Aufschluß zu geben, als die kartographische Darstellung. Wir sehen sofort an der Dichtigkeit, daß wir es mit einer intensiven Verehrung[8]), an der Spärlichkeit, daß wir es mit einem beschränkten, an der diffusen Zerstreutheit der Punkte, daß wir es mit einem

[1]) Kärtchen im Jahresbericht des Basler Kunstvereins für 1905; Basel 1906, p. 64: Tafel. [2]) A. A. S. S. Nov. II, p. 242.

[3]) Stückelberg, Das Basler Münster, p. 67.

[4]) Liber Vitae (Ms. Staatsarchiv Basel) 24.—25. Feb.

[5]) Gams Series Epp., p. 195. [6]) Mülinen, Helvetia Sacra I, p. 4.

[7]) Annus Sanctus Habsp.-Austr. s. Quingenti S., B., et Venerabiles utriusque sexus augustissimae domui Habsp.-Austr.sanguinis et cognationis nexu illigati. Salzburg 1696.

[8]) Joseph Sauer zählt als Hauptmomente, die der Auswahl des Patroziniums zugrunde liegen, auf: Kreuzzüge und Reliquien, Wallfahrten, Bruderschaften und Zünfte, Volksandachten und geschichtliche Ereignisse; vgl die sehr instruktive, für Baden grundlegende Darstellung Sauers im Freiburger Diözesanarchiv NF. VIII, 1907, p. 218—238.

auf zufälligen Umständen basierenden Kult zu tun haben. Ich möchte aber das Wort „zufällig" nur als Gegensatz zu der natürlichen, gewohnten, normalen Kultverbreitung aufgefaßt wissen. Also exzeptionelle Reisen, Heiraten, Geschenke oder einzelne Wallfahrten sind als Motive von solchen nicht landläufigen Strömungen aufzufassen. Eine intensivere Vertiefung in einen Kult wird uns erlauben, mehrere Karten herzustellen, um den Kult eines und desselben Heiligen in verschiedenen Epochen klar und deutlich darzulegen. Das erste urkundliche Vorkommen, Jahreszahl oder Jahrhundert, ist hierbei maßgebend. Außerordentlich instruktiv wäre es beispielsweise, wenn wir Karten besäßen, auf denen eingezeichnet wäre, wo St. Martin im VI., wo er im VII., im VIII. Jahrhundert usw. verehrt wurde. Die Karten würden uns vermutlich ein genaues Bild der Ausbreitung des Frankenreiches bringen. Eine kartographische Darstellung der Punkte, wo die 11 000 Jungfrauen, bzw. St. Ursula und andere kölnische Heilige verehrt wurden, würde uns ein Bild aller Handelsbeziehungen der alten Hansestadt vermitteln. Die Kultstätten und -spuren des Walliser Heiligen St. Theodul außerhalb des Bistums Sitten würden uns, kartographisch dargestellt, die Wege zeigen, welche die Walliser Auswanderer eingeschlagen haben.

Hohe und Niedrige haben seit Jahrhunderten ihre Heiligen, bzw. deren Kulte, also Legende, Bild, Reliquien, Namen, auf ihren Zügen mitgenommen, und so kann nicht nur von Verbreitung, sondern von Versetzung, Transplantation eines Kultes gesprochen werden. Dies trifft besonders offenkundig da zu, wo der ganze Leib eines vielverehrten Heiligen erhoben und in andere Gegenden transferiert wurde. Mit ihm verschiebt sich in der Regel das Kultzentrum; in vielen Fällen bleibt das leere Grab, besonders wo ein monumentales Kenotaph vorhanden ist, als Nebenzentrum vorhanden. In einzelnen Fällen erlischt auch an der Stätte des ersten Grabes die Erinnerung und Verehrung des ausgewanderten Heiligen.

Für Hagiographen, Kulturhistoriker und Sprachforscher wäre es von höchstem Wert, wenn geographische Karten zur Kirchengeschichte erstellt würden. Unter diesen würden solche Kultkarten von besonderem Werte sein.

Material dazu findet man in vielen Schematismen und Direktorien der Bistümer; Visitationsberichte, kirchliche Steuerregister, Weihurkunden sind ebenfalls schon da und dort gedruckt. Jahrzeitbücher, Kalender, Urkundendatierungen und Reliquienrotel sowie Kunsttopographien mit der Aufzählung der Bilder sind zu durchforschen.

Aus diesen Materialien sind alle auf einen Heiligen bezüglichen Notizen mitsamt den chronologischen Daten auszuziehen, wie dies in einzelnen Fällen schon versucht worden ist.[1])

Die zweite Arbeit besteht dann darin, all diese Punkte in eine geographische Karte einzuzeichnen. Wünschbar wäre, daß die Diözesengrenzen und alle Daten hier beigegeben wären; außerdem ist ein knapper historischer Nachweis mit den Literaturangaben beizufügen. Beides ist in mustergültiger Weise schon für einen schweizerischen Heiligen durchgeführt worden.[2]) Und zu seiner Lebensaufgabe hat ein Domherr von Aosta die Erforschung des Gratuskultus gemacht.[3])

Der an Ort und Stelle persönlich bewanderte Lokalforscher ist in erster Linie berufen, die Materialien, die nicht in Bibliotheken und Sakristeien allein ruhen, sondern weitab zerstreut liegen, zu sammeln und zu buchen. Er kann sich durch solche hagiogeographischen Forschungen ein von der Wissenschaft anerkanntes Verdienst erwerben[4]) und die Wege ebnen für eine künftige Germania Sancta.

---

[1]) Nächst A. Nüscheler, Bossert, Lecoy de la Marche, Rohault de Fleury hat sich in dieser Beziehung ein Verdienst erworben P. Willib. Hauthaler, der die dem hg. Rupert geweihten Gotteshäuser zusammenstellte. (Salzburg 1885 und die Ergänzungen dazu am selben Ort, im selben Jahr); in Schuler, S. Fridolin (Säckingen 1904) sind die Kultspuren dieses Heiligen zusammengestellt.

[2]) P. Odilo Ringholz, Die Ausbreitung der Verehrung des hl. Meinrad, Schweiz. Archiv für Volkskunde 1900.

[3]) E. P. Duc, Culte de Saint-Grat, Turin u. Aosta, 8 Faszikel; unzählige Aufsätze desselben Verf. im Annuaire du Diocèse d'Aosta, Zeitschriften und Tagesblättern.

[4]) Der Bollandist P. Hippolyte Delehaye, wohl der kompetenteste Beurteiler solcher Fragen, schreibt mir (Juni 1909): Ces travaux spéciaux sont infinement précieux pour nous. Warum das Projekt einer Germania sacra (vgl. Kehr und Brackmann in Hist. Zeitschr. Bd. 102, p. 325—334) das hagiographische Element wegläßt, ist uns unerfindlich.

ABENTEURER AM HOFE KAISER LEOPOLD I.

(Alchemie, Technik und Merkantilismus)

VON HEINRICH RITTER VON SRBIK

Es gibt keinen Zweig der Wissenschaft, für den der Weg zur Erkenntnis nicht durch das Land des Irrtums geführt hätte. An der Wiege der Astronomie stand die Astrologie, an der Wiege der Chemie die Alchemie. Jahrhundertelang ist sie die Herrin der Chemie geblieben, dann hat des großen Paracelsus Lebensarbeit die Chemie zur Dienerin der Medizin gemacht, und neben dieser Begrenzung ihrer Ziele blieb ihre Hauptaufgabe das Suchen nach dem Steine der Weisen, bis endlich gegen den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts durch Robert Boyle die Erkenntnis sich Bahn brach, daß die Chemie um ihrer selbst, um der Erforschung der Natur willen, nicht zur Edelmetallerzeugung zu pflegen sei.[1]) Robert Boyles Lehre von den Elementen hat die erste große Bresche in den Schutzwall der Alchemie gebrochen, Generationen aber sind noch vergangen, bis seit Lavoisier die Chemie zur wirklich selbständigen Herrscherin geworden ist und ihrer Nebenbuhlerin den Rest gegeben hat.

An den Fürstenhöfen drängten sich die Adepten und andere Jünger der werdenden Naturwissenschaft, die merkantilistische Wirtschaftspolitik öffnete ihnen Tür und Tor. Ihre Bahn konnte zur Höhe der Fürstengunst und zum schmachvollsten Lose führen: gelangen ihre Versuche oder schienen sie wenigstens zu gelingen, dann wartete ihrer höfische Gnade, Adel und Reichtum; wurden sie als Betrüger entlarvt, dann sahen sie an mehr als einem ihrer Vorgänger, daß ihrer Kerker und Elend, vielleicht sogar der goldflitterumsponnene Galgen harrte.

Es ist eine stattliche Reihe von österreichischen Herrschern, die den geheimen Künsten ihre Gunst zugewandt haben, die sich teils selbst im Laboratorium versucht haben, teils wenigstens den Jüngern der ersehnten Wissenschaft Schutz und Förderung angedeihen ließen; Alchemie und Astrologie, damals noch so

[1]) Herm. Kopp, Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit, 1. T. (Heidelberg 1886), S. 52f.

innig verbunden mit ihren späteren Verderbern Chemie und Astronomie, haben lange Zeit am österreichischen Hofe eine Heimstätte gefunden, und „seit undenklichen Zeiten", heißt es noch 1783, „war Wien so wie einst Florenz der Tummelplatz aller geldsüchtigen Alchemisten, die von den vier Winden der Erde hier zusammentrafen und in öffentlichen und Privatgebäuden weitläufige Laboratorien errichteten."[1])

Von Maximilian II. und Ferdinand von Tirol, dessen Unterstützung ein Thurneysser genoß[2]), von Rudolf II., dem „deutschen Hermes Trismegistos", der in Prag einen Mittelpunkt naturwissenschaftlichen Strebens schuf, von Ferdinand III. und Leopold I. bis zu dem Lothringer Franz I. und dem letzten bedeutenden Adepten Sehfeld[3]) standen alle unter dem Banne einer Idee. Wenn Tycho Brahe und Kepler, die nebst Galilei und Baco von Verulam die eigentlichen Träger der neuen, großen Ideen waren, an Rudolf einen warmen Förderer fanden, so sind doch anderseits auch die Namen derer, die unter dem Deckmantel der Wissenschaft den Kaiser in die Irre leiteten, — eines Kelley, Güstenhöver, Sendivogius, Müller von Müllenfels und anderer — außerordentlich zahlreich. Am Hofe Leopold I. fehlten die großen Baumeister des Gebäudes der Naturwissenschaften fast ganz, die Handlanger fanden sich in reichster Menge ein.

Ein Zug geistiger Verwandtschaft, die Leopold I. mit Rudolf II. verbindet, liegt in dieser Vorliebe für das chemische Experiment. Auf der Wasserkunstbastei in Wien[4]) wurde das neue Laboratorium des Kaisers erbaut, das im Jahre 1674 vollendet und 1675

[1]) Vgl. Alex. Bauer, Chemie und Alchemie in Österreich bis zum beginnenden 19. Jahrhundert (Wien 1883), und derselbe, Die Adelsdokumente österreichischer Alchemisten (Wien 1893), auch für das unmittelbar folgende.

[2]) Kopp, a. a. O. S. 109 ff; vgl. auch J. Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 1. Bd., S. 361 ff.; Herm. Schelenz, Geschichte der Pharmazie (Berlin 1904), S. 241.

[3]) Kopp. a. a. O., 2. T., S. 223 ff.

[4]) Diese Bastei wurde 1545 errichtet, 1860 demoliert und lag zwischen der Braunbastei und der Kärntnerbastion, nahe dem Kärntnertor, das 1671 erbaut wurde. Vgl. K. Weiß, Geschichte der Stadt Wien, 2 Aufl., 2. Bd. (Wien 1883), S. 320 f. und W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens (Wien 1883), S. 318 In den Münzgraben hinter der Wasserkunstbastei wurde nach 1677 die Münzstätte verlegt (vgl. K Schalk, Numismat. Zeitschr. N. F. 1. Bd., S. 16 f.). Abbildung bei Kisch S. 336.

mit den nötigen Chemikalien und Geräten versehen war.[1]) Auch in diesem kaiserlichen Laboratorium hat gar häufig trügerische Gewinnsucht ihr Handwerk getrieben: sei es, daß die Künstler einfach unedles goldscheinendes Metall unterschoben oder Goldoxyd, Goldamalgam und andere Goldpräparate der Masse beimengten oder unechte Münzen vergoldeten, wie jener Johann Wenzel Seiler, der 1675 seine Kunst, Kupfer und Zinn in Gold zu wandeln, zeigte und für seine vermeintlichen Verdienste mit

[1]) Über die Einrichtung des neuen Laboratoriums Leopolds I. unterrichten Akten, die im Hofkammerarchive in Wien, Hoffinanz, Fasc. No. 13835, liegen; die Ausgaben vom 18 Mai 1674 bis einschließlich 15. Januar 1675 betrugen 3000 fl., 26 Mark fein Gold und 60 Mark fein Silber (Passierungsbefehl an das Hofzahlamt 6. April 1675). Aus den zahlreichen beiliegenden Rechnungen geht hervor, daß der in der historischen Literatur nicht unbekannte Alchemist Johann Wenzel Seiler die Ausstattung des Laboratoriums leitete, daselbst seine Experimente trieb und wohl als Famulus des Kaisers bezeichnet werden kann. Die Empfangsbestätigungen erstrecken sich auf alles Erforderliche: Seiler quittiert über Geld, fein Gold und fein Silber, Quecksilber, Blei und Salz, verschiedene Professionisten quittieren über die Bezahlung von gelieferten Ziegeln, Platten, Treibscheiben, Öfen, Schmelzgeschirren, Tiegeln, Retorten, „Zimentbüchsen" und der verschiedenartigsten Gläser (Fünferkolben, Achterkolben usw.), Helmstücke, Rezipienten, Phiolen, Trichter; es finden sich ferner Rechnungen des Tischlers für Gestelle u. a., des Faßbinders, des Schneiders (darunter schwarze Leinwand für Fürtücher und Kappen, schwarze Zwilchlaborantenröcke, blaue Kappen mit „blechernen Augengläsern"), des Zimmermalers, des Schlossers für Destillieröfen, Glocken, Hämmer zum Silberschlagen, des Klempners, Deckenmachers, des Steinmetzen für geschliffene Märbelsteine und marmorne Reibsteine; der Materialist Johan Bapt. Aquilino verrechnet Salpeter, Vitriol, Leinöl, Arsenik (Auripigment), Sulphur, Zinnober, Rauschgelb, Federweiß, Kobalt, „Margalita" (= Markasit?), rot und weiß Galmei, Silbertalg, Blutstein, Ungar. Vitriol, Grünspan, Terra sigillata rot und weiß, Bolus Armena, Borax, Salmiak, Alaun, Weinstein, Potasche, Baumwolle u. a., ferner Vitriol und Salpeter zum Brennen von Scheidewasser. Schließlich fehlen auch die Rechnungen von Maurern über das Setzen von Brenn-, Destillier- und Schmelzöfen und diverse kleinere tägliche Bedürfnisse nicht. Die Bediensteten des Laboratoriums verdingte Seiler; ihr Lohn betrug nach der Liste Seilers vom 30. Juli bis 17. Dezember 1674 wöchentlich 30 fl. 30 kr.; ein bekannterer Name findet sich, soweit ich urteilen kann, nicht darunter. Unter den Dienern und Tagelöhnern zu erwähnen sind wohl nur ein Johann Georg Gebel aus Sontra in Niederhessen, der für Schmelzen, Abtreiben und Zementieren der Metalle wöchentlich 3 fl. bezog, ferner Gottlieb Riedl von Spitz in Niederösterreich mit 4 fl. für Scheiden und Zementieren und zur Sorge für die „philosophischen" (i. e. alchemistischen)

dem Adelsdiplom belohnt wurde[1]); sei es, daß durch gewisse Legierungen unedler Metalle dem Produkte die Farbe der Edelmetalle verliehen wurde, wie namentlich die Legierung von Kupfer mit Arsen oder Zink und Amalgamierung von Kupfer sehr beliebt gewesen zu sein scheint.[2]) Die geheimnisvollsten Kräfte schrieb man dem rätselhaften Quecksilber zu, in dem schon der mythische Araber Geber, der Vater der Alchemie, neben dem Sulphur den Mercurius, den zweiten Grundstoff der Metalle und die Ursache ihres Glanzes, ihrer Dehn- und Schmelzbarkeit und Fähigkeit zur Amalgamation vorzüglich enthalten sah[3]); Quecksilber „fixieren", in feuerbeständiges hartes Metall verwandeln zu können, haben seit dem dreizehnten Jahrhundert bis an die Schwelle des neunzehnten gar viele behauptet.[4]) Oft glaubte man auch eine Verwandlung vor sich zu haben, wo nur eine Scheidung vorlag, wenn es gelang, aus edelmetallhältigen Substanzen, beispielsweise Goldamalgam enthaltendem Quecksilber, durch Destillieren, Sublimieren und andere

---

Öfen, endlich Friedrich Adam Rzynski, ein Apotheker aus Öls in Schlesien, mit 3 fl. Wochenlohn für „Brennung des subtilen Spiritus zu Medizin und andern vorfallenden Destillierungen". Zahlreiche Abbildungen von Destillationsgefäßen, Brennöfen u. a. siehe bei Herm. Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Wort und Bild (Berlin 1886), S. 113ff. Über die bekannte Vorliebe Leopolds für Alchemie vgl. Rink, Leopolds des Großen wunderwürdiges Leben und Thaten (Cölln 1713), S. 118f.; dazu auch A. Dimitz, Zur Geschichte der Alchemie in Krain, Mitteilungen des Histor. Vereins für Krain, Dezember 1861. In der Wiener Hofbibliothek liegt übrigens ein gänzlich unverwertetes, umfangreiches und interessantes „Gutachten Joh. Joach. Bechers über Herrn Daniels Marsaly Prozeß zur Tinktur", das Becher auf Verlangen Leopolds verfaßte und dem Kaiser am 11. Mai 1674 in Laxenburg überreichte (Msk. Nr. 11 472).

[1]) Vgl. C. Chr. Schmieder, Geschichte der Alchemie (Halle 1832), S. 445f.; A. Bauer, Chemie und Alchemie, S. 38ff. und Kopp, a. a. O. S. 158f. — Wie weit der Ruf Seilers drang, geht aus einem Brief Robert Boyles an Joseph Glanville vom 18. September 1677 hervor, worin er erwähnt, der kaiserliche Minister Graf Waldstein habe ihm versichert, that the famous frier Wencel has several times actually made transmutations of baser metals into gold in the presence of the emperor and divers noblemen and good chemists. (The works of the hon. Robert Boyle, ed. by Th. Birch, 6. Bd., London 1772, S. 58.) [2]) Kopp, S. 159.

[3]) Über Geber s. H. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie, 3. Stück (Braunschweig 1874), S. 13ff.

[4]) Kopp, Gesch. der Alchemie, 1. T., S. 248ff.

chemische und mechanische Operationen den Edelmetallgehalt abzusondern.

Trotz aller Enttäuschungen des Kaisers fanden die Versucher bei Leopold I. immer wieder ein williges Ohr; wie er jenen Johann Konrad von Richthausen, Freiherrn von Chaos, der vor Ferdinand III. Quecksilber in Gold verwandelt hatte, zum Oberstkammergrafen in den oberungarischen Bergstädten ernannte[1]) und von dem erwähnten Seiler sich 20 000 fl. entlocken ließ; so hat vor ihm ein Johannes de Monte Snyders Blei veredelt, und der Italiener Francesco Guiseppe Borri, eine der abenteuerlichsten Gestalten, der behauptet, den Kaiser vor Vergiftung gerettet zu haben und aus Quecksilber Gold und Silber bereitete, will Leopold bis zu Tränen gerührt haben, als ihn der Nuntius nach Rom ins Gefängnis abforderte[2]); eine bunte Kette, deren Glieder größtenteils noch unbekannt, teils auch kaum wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden, und unter denen sich doch der eine oder andere findet, dessen Schicksale als typisch für die Zeit und wegen seiner Verbindung mit hervorragenden Persönlichkeiten Beachtung verdienen.

Die Bodenproduktion Österreichs gab den alchemistischen Bestrebungen hier besonderen Antrieb; bot Idria mit seiner in Europa fast konkurrenzlos dastehenden Quecksilbergewinnung den Adepten ihren bevorzugten Stoff in reichster Menge, so gewährten anderseits namentlich auch die oberungarischen Bergwerke Kremnitz, Schemnitz und Neusohl mit ihrem Reichtume an Gold, silberhaltigen Erzen und Kupfer ein Versuchsfeld, in das die Regierung denn auch fast jeden, der sich der geheimen Künste rühmte, zur Probe sandte. Die in Schemnitz angestellten

[1]) Vgl. Schmieder, a. a. O. S. 397 ff.; Ad. Wrany, Geschichte der Chemie und der auf chemischer Grundlage beruhenden Betriebe in Böhmen Prag 1902), S. 32 f. und Schelenz, a. a. O. S. 250; ferner mein Buch, Der (staatliche Exporthandel Österreichs von Leopold I. bis Maria Theresia (Wien und Leipzig 1907), S. 36 A. 1. Über die Experimente Chaos' siehe auch des bekannten Merkantilisten Wilhelm von Schröder Unterricht vom Goldmachen (Ausgabe v. J. 1728 in Roth-Scholtzens Theatrum Chemicum), S. 232 f.; daselbst auch eine ausführliche Erzählung über Wagnerecks Experimente.

[2]) Vgl. A. Bauer, a. a. O. S. 49 f. und „Adelsdokumente" S. 28 f.; Schelenz, a. a. O. S. 252 f.

Versuche, die Oxyde der leichten Metalle zu reduzieren, wie sie aus dem ausgehenden achtzehnten Jahrhundert bekannt sind[1]), finden weit über ein Jahrhundert vorher schon zahlreiche Vorläufer; neben ihnen stehen ungezählte Projekte, die Aufbereitung der Metalle zu verbessern und verbilligen; namentlich die Zementkupfererzeugung in Schmölnitz hat schon seit Paracelsus als Beweis der Möglichkeit von Metallverwandlungen gegolten[2]), und durch Jahrhunderte hat diese Art, mittels der Korrosion des Eisens durch kupferhaltiges Wasser Kupfer zu gewinnen, dem kleinen ungarischen Bergstädtchen Weltruhm verschafft[3]) und zu Versuchen mit anderen Metallen Anregung gegeben. In den ungarischen Bergwerken mußten auch die meisten Vertreter des naturwissenschaftlichen Treibens ihrer Zeit, die dem Hofe ihre Kunst anboten, ihr Wissen beweisen. Zwei der bezeichnendsten solcher Episoden mögen zur Schilderung dieses Treibens dienen.

Als einer der genialsten Diplomaten seiner Zeit, Franz von Lisola, im Jahre 1672 seinen ununterbrochenen Kampf gegen Ludwig XIV. im Haag führte und nach fast unüberwindlichen Schwierigkeiten das Bündnis Kaiser Leopold I. mit der von Frankreich angegriffenen Republik der Vereinigten Niederlande zustande brachte, trat ein gewisser Jean Baptiste Liefrinck, erster Kommis der Amsterdamer Westindischen Kompanie[4]),

---

[1]) A. Bauer, Chemie und Alchemie, S. 61 f.

[2]) H. Kopp, Geschichte der Chemie, 4. Bd. (Braunschw. 1847), S. 163f. und A. Bauer, a. a. O. S. 12ff.

[3]) Bezeichnend hierfür ist auch ein Brief John Lockes an Robert Boyle vom 12./22. Dezember 1665, Cleve, worin er ihm über die merkwürdige Verwandlung von Eisen in Kupfer berichtet, die bei Neusohl im Kupferbergwerke vor sich gehe, und von der ihm ein Jesuit erzählte, der in Ungarn gewesen und zum Gefolge des kaiserlichen Gesandten Baron Goess gehörte (Boyles Works VI, 536).

[4]) Lisola an den Hofkanzler Baron Hocher, 16. Februar 1673, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hollandica. Das hervorragende genealogische Werk von J. E. Elias, De vroedschap van Amsterdam (Haarlem 1903 bis 1905, 2 Bde.) 1. Bd, S. 463 führt als dritten Gatten der Elisabeth Wijmer (getraut 1. April 1670) an Jan Baptista Liefrinck, van Leiden, commis over de coopmanschappen van de Westindische Compagnie, Regent spin- en werkhuis 1673, wonende op 't Nieuwe Eiland, wedr van Elisabeth Kamps. Aus der Ehe Liefrinck-Wijmer gingen keine Kinder hervor, der junge Jean Baptiste Liefrinck dürfte wohl ein Sohn aus der Ehe des Genannten mit Elisabeth Kamps gewesen sein.

mit einem vielversprechenden Vorschlage an ihn heran: er habe eine einfache Maschine erfunden, mittels deren man aus dem Sande der Berge, Ebenen oder Flüsse das ganze darin enthaltene Gold ohne Verlust eines einzigen Granes und mit viel geringerem Aufwande an Arbeitskräften, Geld und Zeit, als der gewöhnliche Prozeß erfordere, ziehen könne; er sei geneigt, dem Kaiser seine Erfindung zu überlassen.[1]) Es war natürlich klar, daß der Mann auf Gewinn ausging, doch deuteten schon seine Stellung und der Umstand, daß er keinen Geldvorschuß forderte, darauf hin, daß man es mit keinem der gewöhnlichen Großsprecher zu tun habe, und Lisola, der ja überhaupt beweglichen Geistes und rasch entflammt war, ließ sich völlig gefangen nehmen. Die einflußreichsten Persönlichkeiten des Kaiserhofes, der Hofkanzler Hocher, der Hofkammerpräsident Georg Ludwig Graf Sinzendorf, forderten Lisola auf, Sorge zu tragen, daß das Geheimnis des Antragstellers keinem anderen Fürsten in die Hände falle[2]); die Herzöge von Braunschweig wollten Liefrinck tatsächlich für sich gewinnen, Lisola suchte ihn vergeblich zu bewegen, nach Wien zu reisen; schließlich erklärte er sich bereit, dem Diplomaten persönlich seine Kunst zu offenbaren. Am 14. Februar 1673 schlossen beide im Haag mit Vorbehalt der kaiserlichen Ratifikation einen Vertrag, daß Liefrinck Lisola seine Erfindung demonstrieren, ihm ein vollkommenes Modell der Maschine in die Hand geben und ihn in deren Gebrauch unter der Bedingung unterweisen werde, daß dem Erfinder nach Einführung der Maschine in die Praxis der kaiserlichen Erblande ein Achtel des allenthalben gegenüber dem gewöhnlichen Aufwande erzielten Ersparnisses zufalle, und daß für ihn bereits nach Gebrauchnahme des Instrumentes auf Verrechnung monatlich 2000 Rtl. bei der Bank von Amsterdam eingezahlt und ihm jährlich überdies ein Fuder Wein gegeben werde; Lisola verpflichtete sich, die Erfüllung dieser Forderungen und die Ratifikation des Kaisers

[1]) Kopie der Proposition bei Schreiben Lisolas an Hocher 9. Februar 1673, Hofkammerarchiv, Hoffinanz, Fasc. Nr. 13829.

[2]) Auszug aus dem Schreiben Hochers an Lisola 16. Oktober und Sinzendorfs an denselben 27. Oktober 1672 bei 18. Juli 1674, Hofkammerarchiv, Ungar. Münz- u. Bergwesen, Fasc. Nr. 15289.

zu erwirken. Eine Verringerung der Vergütungen sollte zu keiner Zeit, auch nicht unter dem Vorwande einer neuen Erfindung, statthaben; erfolgte die Ratifikation nicht, so war Lisola ehrenwörtlich zum Stillschweigen verpflichtet, wie anderseits Liefrinck während der Dauer des Vertrages keiner anderen Partei sein Geheimnis bekanntgeben durfte.[1]) Nach Abschluß dieses Kontraktes trennte Liefrinck vor Lisolas Augen in einem Augenblick Goldstaub von dem Sande, mit dem er ihn gemischt hatte, der Gesandte erklärte das Mittel für untrüglich; wenn größere Maschinen gebaut würden, könnten an einem Tage ungeheuere Mengen Goldes durch einen einzigen Mann vom Staube gereinigt werden[2]); der Kaiser sagte, hiedurch bewogen, die geforderte Entschädigung zu und versprach seine Ratifikation.[3])

Es mögen in Wien dann doch Bedenken aufgestiegen sein, ob man sich nur auf Lisolas Zeugnis hin, ohne selbst die Erfindung kennen gelernt und erprobt zu haben, zu so weitgehenden Verpflichtungen mit unbeschränkter Dauer herbeilassen solle. So sandte denn Liefrinck seinen Sohn Jean im Juli 1673 nach Wien, Empfehlungen Lisolas an Hocher, Sinzendorf und den kaiserlichen Beichtvater Müller geleiteten ihn.[4]) Lisola scheint ihm, selbst wenn das Instrument sich als nicht brauchbar erweisen sollte, eine sichere Stelle bei Hofe versprochen zu haben. Voll froher Hoffnungen auf Ehre und reichen Gewinn trat der junge Mann seine Reise an, Monate später erst traf er nach den größten Fährlichkeiten, seiner Habe beraubt und fast mittellos, an seinem Bestimmungsorte ein.[5])

[1]) Kopie des Kontraktes bei Hofkammerdekret vom 18. Juli 1674, Hofkammerarchiv, Ungar. Münz- und Bergwesen, Fasc. Nr. 15289.

[2]) Lisola an Hocher 16. Februar und 11. März 1673, Staatsarchiv, Hollandica.

[3]) Weisung an Lisola 4. März 1673, Hofkammerarchiv, Hoffinanz, Fasc. Nr. 13829.

[4]) Lisola an Sinzendorf und an Hocher 18. Juli 1673, Brüssel, und 28. September 1673, Köln, ebenda, Ungar. Münz- und Bergwesen, Fasc. Nr. 15289.

[5]) Das Folgende nach den Akten in Ungar. Münz- und Bergwesen, Fasc. Nr. 15289. — Als Jean Liefrinck von Amsterdam nach Köln reiste, wurde er von den Franzosen gefangen genommen und seines Gepäcks und Reisegeldes beraubt; der Prinz Condé suchte ihn, als er Lisolas Empfehlungsschreiben las, für Ludwig XIV. zu gewinnen, Ludwig selbst

Ein trauriges Los wurde ihm zuteil; die ganze Tragik der täglichen Lebensnot eines ehrenhaften Mannes, der, dem väterlichen Hause entrissen, um einer verfehlten Sache willen die fremde Gnade anflehen und das harte Brot der Mildtätigkeit eines enttäuschten Hofes genießen muß, spricht aus seinen Hilferufen an den Hofkammerpräsidenten. Hocher und Pater Müller schickten ihn zu Sinzendorf, Sinzendorf an den Hofkammersekretär Mayer, jeder erklärte, er könne nichts für ihn tun, Unterstützungen seitens des allmächtigen Präsidenten, die mehr einem Almosen glichen, genügten nicht einmal zum täglichen Unterhalt[1]), das kostspielige Leben in Wien mehrte Liefrincks Schulden von Woche zu Woche, vergebens bat er um eine monatliche feste Summe oder wenigstens eine bescheidene Stelle, un petit coing à la coure de V^re^ Exc^ce^, zu der ihn seine Kenntnis der englischen, französischen, deutschen und holländischen Sprache und seine mehrjährige Erfahrung in der Buchführung befähigten. Im Februar 1674 war Liefrinck bereits so niedergedrückt, daß er auf den Anspruch des achten Gewinnteiles und der monatlich zugestandenen 200 Dukaten verzichten und nur einen Gehalt von 50 Dukaten sechs Monate lang beziehen wollte[2]); seine Bitten blieben ebenso

soll sich für sein Geheimnis interessiert haben; nach fast sechswöchiger Gefangenschaft wurde er freigelassen und kam Ende September nach Köln, wo Lisola, auf dem bekannten Friedenskongresse tätig, der durch die Gefangennahme des Fürstenbergers ein jähes Ende nahm, ihm wieder die größten Versprechungen machte. Von seinem Vater neu ausgestattet, fuhr Liefrinck weiter und wurde zwischen Mainz und Frankfurt von den Kaiserlichen überfallen und abermals ausgeplündert; am 29. Oktober 1673 nahm er bei den Kaufleuten Pierre und David Neufville in Frankfurt Geld auf und kam endlich nach einem Verluste von insgesamt etwa 500 Dukaten in Wien an (Liefrincks Orig.-Schreiben an Sinzendorf 2. und 19. April 1674).

[1]) Liefrinck an Sinzendorf exp. 29. Dezember 1673, 2. April, 19. April, 29. Juni 1674. (Je n'ay pas un sous à achepter un pair de soulliers . . . Je n'ay pas le moyen de me pouvoir faire faire un habit ni rien . . . Je suis un garçon d'honneur et non pas accoustumé à vivre en une poverté comme on me laisse ici . . . véritablement, Monseigneur, je n'avois jamais cru d'estre traitté ici en telle manière, cela n'encourage pas les gens à faire les services à sa M^té^ Imp^le^ . . . Je ne cherche point une vie pompeuse, mais honneste et modeste . . Ce m'est plus pour l'honneur que pour l'argent etc.)

[2]) Representations aux illustres seigneurs de la chambre aulique de sa M^té^ Imp^le^ 1. Februar 1674.

unerhört, wie sein Gesuch, die Hofkammer möge ihm wenigstens die Freiheit, mit anderen Interessenten abzuschließen, gewähren.[1]) Die ganze brutale Rücksichtslosigkeit eines Sinzendorf, der selbst das Ärar um Millionen betrog, aber einen durchaus ehrlichen, wenn auch vom Erfolge nicht beglückten Mann — er hatte ihm mit Kavaliersehrenwort seine Förderung versprochen — im Stiche ließ, fiel auf Liefrinck.

Ich möchte nicht mit Sicherheit behaupten, daß die Erfindung wirklich unbrauchbar war. Es handelt sich ja wohl nur um eine rasche und gründliche Scheidung des Goldes aus goldhaltigem Sande auf mechanischem Wege. Allein dieses Instrument bewährte sich zum mindesten für die österreichischen Verhältnisse entschieden nicht; die ersten Proben zeigten das Modell als nicht sehr geeignet, auf neue Modelle aus Amsterdam wartete Liefrinck anscheinend vergebens.[2]) Einen wesentlichen Anteil an dem Mißlingen dürfte aber auch die geringe Goldhaltigkeit des zu den Proben verwendeten Sandes gehabt haben.

Die Hofkammer hatte von verschiedenen Orten an der Donau, wo vormals Goldwäscherei betrieben worden war, Berichte und die Einsendung einiger Zentner goldhaltigen Wellsandes gefordert.[3]) In der Nähe von Ungarisch - Altenburg wurde noch von wenigen Leuten, die das Gold gegen Entschädigung von 10 Fl. für das Lot der Herrschaft übergeben mußten, Donausand gereutert und mittels Quecksilbers das wenige darunter befindliche Edelmetall herausgezogen; die Tagesausbeute zweier Männer betrug kaum eine Quantität von der Größe einer Linse oder Erbse. Bei Purkersdorf war das Goldwaschen seit einigen Jahren wegen Geringhältigkeit des Donausandes überhaupt aufgegeben worden, in Wörth bei Eblsberg trug einem Goldwäscher die Arbeit des Tages 10—30 Kreuzer ein, andere Orte kamen bei hohem Wasser-

[1]) Liefrinck an Mayer 13. Februar 1674.
[2]) Liefrinck an Sinzendorf 29. Dezember 1673, 19. April 1674.
[3]) Hofkammer an die Mautbeamten zu Linz und Ybbs, die Proviantverwalter zu Raab und Komorn und die Beamten des Wiener Waldamtes 15. Februar und 6. Juni 1674, Hofkammerarchiv, Niederösterr. Münz- u. Bergwesen, Fasc. Nr. 17 327.

stande überhaupt kaum in Betracht.[1]) Unter solchen Umständen hätte wohl auch ein besser geeignetes Instrument wenig Erfolg gefördert. So blieb denn noch die große Probe in den ungarischen Bergstädten, die Liefrinck retten und ihm wenigstens zu einer „billigen Rekompens", — so viel nur hatte er von den hochfliegenden Erwartungen bewahrt — helfen konnte.[2])

Nach zwei Jahren, während derer der Schützling Lisolas, durch den Tod seines Protektors jeder Stütze beraubt, in Schemnitz und Kremnitz wiederholt arbeitete, hatte sich auch hier die gänzliche Zwecklosigkeit weiterer Bemühungen herausgestellt. Liefrinck selbst sah ein, daß sein Werk gescheitert sei.[3])

Sein Vater suchte seine Künste am Goldsande der Küste von Guinea zu verwerten, gründete eine Kompanie und soll bei der Überfahrt vom Kapitän im Streite erschlagen worden sein, „und seinen Sohn", schreibt Johann Joachim Becher, „habe ich in Österreich gesehen, welcher sich mit einem Waschwerk schleppet. Dieses ist der traurige Ausgang von so einem köstlichen Konzept."[4])

Neben diesen Typus des ehrlich von seiner Kunst überzeugten und durch ihre Unzulänglichkeit selbst am schwersten betroffenen Mannes möchte ich den des Abenteurers im schlimmen Sinne stellen, bei dem Geldgier das einzig treibende Moment ist, und dem die Voraussetzungen zu wissenschaftlichen Fortschritten ebenso

---

[1]) Berichte des Administrators von Ungar. Altenburg Johann Haaß von Hochburg s. d., des Waldmeisters Zacharias Adam von Baursperg und des Waldschaffers Christoph Schreyer s. d., der Ybbser Mautbeamten 10. März und 27. Juni 1674, der Linzer Mautbeamten 13. März 1674, a. a. O. Ungar. Münz- und Bergw., Fasc. Nr. 15 289. — 1682 stand dann das Gesuch eines Michael Poll in Beratung, der um Verleihung des Privilegs, in der Donau, Mur, Save und andern Flüssen allein Gold waschen zu dürfen, gebeten hatte. (Niederösterr. Buchhaltereibericht exp. 30. Juni 1682, a. a. O. Hoffinanz, Fasc. Nr. 13 858.). Über die Wiedereinführung der Goldwäscherei unter Karl VI. vgl. Notizenblatt d. histor.-statist. Sekt. d. Mähr.-schles. Gesellsch. 1877, S. 4 ff.

[2]) Hofkammerdekret an das Hofzahlamt und Hofk.-Schreiben an die Oberbeamten in Schemnitz und Kremnitz 18. Juli 1674, a. a. O. Fasc. 15289.

[3]) Liefrinck an Sinzendorf exp. 28. Juli 1676 und Hofk. an den Administrator in den ungar. Bergstädten vom selben Tage, Liefrinck 150 fl. zu geben, ebd. Fasc. Nr. 15 291.

[4]) Närrische Weißheit und weise Narrheit (Ausgabe von 1707), S. 157 f. Nr. 36 „Liefrincks Invention, um Gold aus dem Sand in Guinea zu bohren."

wie die Errungenschaften selbst, die er erzielt zu haben behauptet, und gewiß auch der eigene Glaube an seine Fähigkeit fehlen. Unter den vielen, die dieser Spezies angehören, greife ich eine der interessantesten Persönlichkeiten heraus, die über zwei Jahre lang den Kaiserlichen Hof getäuscht, gewaltige Summen Geldes verbraucht und den Schutz Leopolds I. selbst genossen hat. Es ist der kaiserliche Oberst[1]) Wolfgang Ferdinand Freiherr von Schellenberg. Sein Name ist nicht völlig unbekannt, in den Beschreibungen des Becherschen Manufakturhauses auf dem Tabor findet sich eine Schellenbergsche Schmelzhütte erwähnt, von der jedoch außer einem Berichte über den „Universalofen" bisher nichts Näheres bekannt war.[2])

Ein rauher, unumgänglicher Mann war dieser Schellenberg; seit etwa fünfundvierzig Jahren in kaiserlichen Kriegsdiensten, dem Trunke ergeben, zum Wortstreite und Degenziehen stets bereit, selbst voll Unkenntnis und Unbildung und doch gleich gewillt, andere, die seine Fehler rügten, des Betruges und der Parteilichkeit zu zeihen. Als altgedienter Oberst bot er dem Kaiser im Jahre 1674[3]), wie bereits Jahre vorher, gegen Zusicherung eines Fünftels des Nutzens oder eine hohe Belohnung seine Kunst an, aus dem Schlich die „flüchtigen sulphurischen, arsenikalischen

---

[1]) Gerade Militärs, denen die notwendigsten technischen und chemischen Kenntnisse fehlten, traten nicht selten mit Projekten hervor; bezeichnend ist da namentlich der Fall eines Soldaten vom Salmschen Regiment, der in Spanien gelernt haben wollte, wie man bei Bergwerken mit geringen Kosten und wenig Arbeitern die Grubenwässer heben könne; die Probe in einem Teiche in Schemnitz fiel nicht schlecht aus; als aber die Maschine in den Gruben versucht werden sollte, verschwand der Mann, nachdem er über 2000 fl. Kosten verursacht hatte, und die Versuche ergaben die völlige Unbrauchbarkeit seiner Methode (Hofkammer an den Oberstkammergrafen v. Viechter 16. Mai 1684, Bericht desselben 1. Juli 1684, Hofkammerarchiv, Ungar. Münz- u. Bergwesen, Fasc. Nr. 15297.)

[2]) Vgl. J. Hatschek, Das Manufakturhaus auf dem Tabor in Wien, Schmoller's Staats- u. sozialwiss. Forschungen VI./1, S. 37f.; Abbildung und Beschreibung des Schellenbergschen Ofens in Schröders Unterricht vom Goldmachen a. a. O. S. 282ff.

[3]) Das Folgende nach Akten im Hofkammerarchive, Ungar. Münz- u. Bergwesen, Fasc. Nr. 15289, 15290. — Schellenberg hatte auch schon Ferdinand III. und Erzherzog Leopold Wilhelm Anträge gestellt, die „arglistig gefunden wurden". (Hofk.-Referat exp. 20. Mai 1676, ebd. Hoffinanz, Fasc. Nr. 13139.)

und koboldischen Erze zu fixieren und zu schmelzen". Auf Betreiben Sinzendorfs wurde das Anerbieten angenommen und Schellenberg alsbald nach Ungarn gesandt. Proben, die er noch im selben und im folgenden Jahre in Schemnitz ablegte, führten nur zu Streitigkeiten mit den Bergbeamten, so daß wegen der schweren Beschuldigungen, die Schellenberg erhob, sogar das Berggericht eingreifen mußte. Trotz der bedeutenden Auslagen und des schon offensichtlichen Mißerfolges ließ Leopold den Obersten nicht fallen, es wurde im Manufakturhause in Wien, das im März 1676 im ganzen vollendet war, eine eigene vollkommen ausgerüstete Schmelzhütte für Schellenberg erbaut[1]), und zu Beginn des Jahres 1676 wurde ihm Gelegenheit geboten, in Wien seine Kunst durch die Tat zu beweisen; sollte es ihm gegenüber dem alten Verfahren gelingen, das Doppelte an Silber mit seiner Fixier- und Schmelzmethode zu erzielen, so hatte er Anspruch auf eine Summe von 100 000 Rtl., die in jährlichen Raten von 10 000 Rtl. aus dem erzielten Mehrgewinne gezahlt werden sollte; für ein noch besseres Resultat wurde eine noch höhere Belohnung in Aussicht gestellt, im Falle des Mißlingens sollte Schellenberg die Kosten tragen.[2]) Erz und Schlich, Schmelzer und Maurer aus Kremnitz wurden nach Wien gebracht, Schellenberg versprach dem Kaiser jährlich eine Million Mehrertrag. Vergeblich wies die Hofkammer darauf hin[3]), daß in Kremnitz während eines ganzen Jahres nicht mehr als 500 Mark Silber aus dem Schlich und Schlamm mit 4—5 Prozent Schmelzabgang gewonnen würden, daß also, wenn dieser Abgang durch die Fixierkunst erhalten werden solle, Jahre bis zum Mehrgewinn auch nur einer Million vergehen müßten, selbst wenn das Doppelte an Silber gewonnen würde; vergeblich machte sie auf die höheren Kosten des Schellenbergschen Verfahrens und auf den schlechten Ausgang der in den Bergstädten abgelegten Proben wie auf die augenscheinliche Gewinnsucht des Obersten aufmerksam, der, von seinen Gläubigern bedrängt, schon nach der ersten Probe die 10 000 Rtl. erhalten

[1]) Die Bau- und Einrichtungskosten der Schmelzhütte betrugen 2431 fl. 5 Kr.

[2]) Versicherungsdekret 21. Jänner 1676, a. a. O. Fasc. Nr. 15291.

[3]) Hofkammerreferat ebd.

wollte. Der Kaiser befahl die Abhaltung neuer Proben in Wien[1]), und eine Kommission, deren Mitglied auch der berühmte Merkantilist Johann Joachim Becher war, wurde zur Aufsicht bestellt.[2])

Mit einem der Kommissäre, dem Hofkammerrate Thomasis, kam Schellenberg alsbald in solchen Konflikt, daß beide zu den Waffen griffen[3]); die neue Kommission, bestehend aus den Hofkammerräten v. Seeau, v. Vestenburg, Becher und dem Münzwardein Sigmund Hammerschmidt[4]), kam gleich nach den ersten Proben in der Wiener Schmelzhütte zu einem vernichtenden Urteile. Ganz abgesehen von dem unerträglichen Benehmen des Obersten zeigte sich in den Proben, die vom 10. Februar bis 18. März 1676 dauerten, und während deren er gegen den Zimenter und den Wardein die unbegründetsten Beschuldigungen erhob, „daß er wohl etwas von Zeitigung der Erze mag gehört, aber die Kunst (des Fixierens und Schmelzens) nicht verstanden noch begriffen habe"; er brannte beim Schmelzen die Blasbälge an, röstete den Lech zu stark und bewies „daß weder das Schellenbergische Mischen der Erze noch deren Fixierung noch sein Schmelzen noch sein Rösten noch sein Abtreiben, mit einem Worte seine ganze Scienz in dieser Sache nichts nutz seien", daß seine Fixierkunst „vielmehr eine Destruierkunst sei", und daß anstatt einer Million Nutzen eine Million Schaden in den Bergwerken entstehen könnte. Er hatte versprochen, 34 Lot Silber zu erzeugen, tatsächlich brachte er nur 2 Lot zuwege und richtete dabei unter einem Aufwande von 5—6000 Fl. noch beträchtlichen Materialschaden an.[5]) Nun könnte man vielleicht, wie es Schellenberg tat, der Kommission Voreingenommenheit vorwerfen und auch auf das Urteil der Kremnitzer Schmelzer nicht zu viel Gewicht legen, die erklärten, Schellenberg habe fast sechs Wochen zu

[1]) Eigenhändige Bemerkung Leopolds: Ich wil in alleweg diese Prob gemachter wissen, in übrigen wie angerathen. Leopold.

[2]) Hofkammerdekret 28. Dezember 1675, a. a. O. Fasc. Nr. 15290.

[3]) Schreiben Schellenbergs an Sinzendorf ca. Februar und Bechers 3. Februar 1676, a. a. O. Hoffinanz, Fasc. Nr. 13839.

[4]) Über Hammerschmidt vgl. K. Schalk, Beiträge zur Geschichte des österr. Münzwesens unter Leopold I., Numismat. Zeitschrift N. F. 1., S. 19.

[5]) Referat der Kommission vom März 1676, a. a. O.

einer Arbeit gebraucht, die in Kremnitz in dreizehn Tagen vollzogen werde, sein Werk sei von Anfang an unsauber gewesen und verrate vollkommene Unerfahrenheit.[1]) Unbestreitbar trotz aller Ausflüchte des „Künstlers" blieb, daß eine nach dem alten Kremnitzer Verfahren in Wien angestellte Probe ein um zwei Drittel größeres Silberresultat aus der gleichen Menge Erz und Schlich mit bedeutend geringeren Kosten ergab.[2])

Wieder wäre die Zeit gekommen gewesen, dem Schellenbergschen Unfuge ein Ende zu machen; die Kommission hatte schon im Februar geraten, die großen Proben des alten und neuen Verfahrens nicht in Wien, sondern in den mit den geeigneten Hochöfen, dem passenden Material und geübten Arbeitern versehenen Bergstädten vornehmen zu lassen. Nachdem doch in Wien die Versuche durchgeführt worden waren und ein für Schellenberg so klägliches Ergebnis gezeitigt hatten, beantragte die Hofkammer wieder, ihn nunmehr ein für allemal abzuweisen, auch jetzt aber ließ Leopold den Mann nicht fallen.[3]) Als neuerliche kostspielige Proben abermals kein verläßliches befriedigendes Resultat ergaben, Schellenberg sich auf den Ausweg des passiven Widerstands verlegte und die Hofkammer endlich anriet, ihn in Arrest zu setzen und zur Vornahme der geforderten Versuche zu zwingen, erklärte Leopold, er verlange wohl der Sache auf den Grund zu gehen, könne aber aus gewissen Gründen diesen Vorschlag noch nicht billigen; auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers wurde der Oberst im Herbste 1676 abermals in die Bergstädte geschickt, und dort dürfte sich wohl endlich der Zusammenbruch seines haltlosen Gebäudes vollzogen haben[4]), das nur durch des Kaisers

[1]) Protokoll über die Aussage der Schmelzer.

[2]) Gutachten der Kommission 13. April, Hofkammerreferat exp. 20. Mai 1676.

[3]) Das zitierte Hofk.-Referat; eigenhändige Bemerkung Leopolds: Weillen durch der Commissarien Relation der Schellenberg zimblich gravirdt und fast angeklagt wirdt, hingegen niemandt inauditus zu condemnieren, als köndte dem v. Schellenberg der Comissarien Relation in substantia communicierdt, sein Verandtwordtung vernommen und sodan über ein und anderes von der Hofcammer Ihr Gutachten geben werden. Indessen solle man ihm in 3 mal mitt 300 fl. helffen. Leopold. — Entsprechendes Hofk.-Dekret an die Kommissäre 20. Mai 1676.

[4]) Akten unter d. 20. Juli und 2. September 1676, Ungar. Münz- u. Bergw., Fasc. Nr. 15291.

Leichtgläubigkeit und Hartnäckigkeit so lange gestützt worden war.

Eine Rolle eigentümlicher Art hat Becher in der Schellenbergschen Affäre gespielt. In den offiziellen Berichten der Kommission fällte er mit den anderen Delegierten das härteste Urteil über den Erfinder, in seinen an Sinzendorf persönlich gerichteten Einzelgutachten äußerte er sich zunächst keineswegs so ungünstig, da er wußte, daß Schellenberg vom Hofkammerpräsidenten selbst ermuntert worden war, suchte aber den Rivalen durch noch größere Versprechungen zu überbieten und auszustechen. Noch im Mai 1676, als er selbst gegenüber der Kammer schon über Schellenberg abgeurteilt hatte, erklärte er Sinzendorf gegenüber die Vorschläge des Obersten als prinzipiell durchaus möglich und beachtenswert, die Art der Operation wolle er weder verwerfen noch billigen; zugleich erbot er sich aber selbst, aus dem ungarischen Schlich nicht allein doppelt, sondern zwölfmal so viel Silber als auf gewöhnlichem Wege zu gewinnen; seine Kunst und Erfahrenheit könne, auch wenn actualiter im Schlich nur ½ Lot Silber enthalten sei, doch den potentialiter darin steckenden größeren Gehalt lösen; auch die Kunst, aus jedem C. Blei 30 Lot Silber[1]) und aus jedem C. Quecksilber 100 Lot Silber herauszubringen, also „die wahrhafte Kunst der Verbesserung und Zeitigung der Metalle" sei ihm zu eigen.[2]) Wenige Wochen später bezeichnete er wieder in einem offiziellen Gutachten Schellenbergs Fixierungstheorie als den Naturgesetzen widersprechend und scheute sich nicht, den Mann als Betrüger hinzustellen, zugleich seine eigene Kunst nochmals anzubieten.[3])

Ich wollte damit nur an einem bezeichnenden Einzelfalle dartun, wie sehr man sich hüten sollte, auf Grund von Bechers ver-

---

[1]) Die Abbildung einer Münze, deren Silber Becher 1675 aus Blei erzeugt haben will, bei A. Bauer, Die Adelsdokumente österr. Alchemisten. Über einen Kontrakt Bechers mit dem Bischofe von Lavant, wöchentlich aus einer Mark Feinsilber einen Dukaten Gold zu gewinnen, ohne daß der Gewichtsverlust Schaden bringe, vgl G. Karschulin, Streiflichter zur österr. Gewerbegeschichte, Wochenschrift des niederösterr. Gewerbevereins 1898, S. 17.

[2]) Becher an Sinzendorf, Hoffinanz, Fasc. Nr. 13 839.

[3]) Gutachten 5. Juni 1676, ebd.

öffentlichten Schriften allein ein Bild seines Wesens zu zeichnen[1]), und wie sehr selbst diesem Manne, der doch als erster Begründer der Phlogistontheorie in der Geschichte der Chemie einen ehrenvollen Platz einnimmt[2]), dessen Lehre bis zur Entdeckung der Gase die Anerkennung der Besten genoß, und in dessen physikalischen und chemischen Erfindungen und Projekten so viel ernste Überzeugung und redliche Tat steckt, ein Zug des Schwindelhaften anhaftet, jener Zug, der so vielen seiner Zunft ihr eigenartiges Gepräge gibt.

Noch lange nach Schellenbergs mißglückten Versuchen und Bechers Scheiden aus Österreich hat die Hofkammer beide als Musterbeispiele von Leuten hingestellt, die viel versprachen, aber nichts leisten konnten, den Kaiser sträflich hinters Licht geführt und um viele tausend Gulden geschädigt haben.[3]) Trotzdem wurde man durch den Schaden nicht klug; der Wiener Hof blieb eine bevorzugte Zufluchtsstätte der Adepten, die neue Metallschmelzverfahren erfunden haben[4]), die rauhen und flüchtigen Erze fixieren[5]), aus Quecksilber und Schwefel Gold und Silber gewinnen[6]), das arcanum metallurgicum[7]), das aurum

[1]) Wie es R. v. Erdberg-Krczenciewski, Johann Joachim Becher (Staatswissenschaftliche Studien herausgeg. v. L. Elster, 6. Band, 2. Heft, 1896), getan hat.

[2]) Vgl. H. Kopp, Geschichte der Chemie 3. Bd (Braunschweig 1845), S. 108ff. und Beiträge zur Geschichte der Chemie 3. Stück, S. 202 ff.

[3]) Hofbuchhaltereibericht 16. September, Hofkammerreferat exp. 16. Oktober 1681, Ungar. Münz- u. Bergw., Fasc. Nr. 15 295.

[4]) In den Jahren 1686—1688 erregten die Verheißungen eines gewissen Laurentius Zignaga große Hoffnungen, der ein neues Verfahren für das Kupferschmelzen einführen wollte; seine Methode scheint sich bei den nur mit Eisen und Blei vermengten schwedischen Erzen bewährt, bei dem Neusohler Kupfererz, das Schwefel, Vitriol, Kies und Antimon enthielt, als unanwendbar erwiesen zu haben (ebd. Fasc. Nr. 15 298 und 15 299); kaum hatte sich dies herausgestellt, so meldete sich ein Franciscus Maria Levanto mit einem ähnlichen Verfahren und wurde wieder zugelassen (Ungarn, Fasc. Nr. 14 659).

[5]) So der Sohn eines Augsburger Münzmeisters Christian Holeysen 1688—1692, der den Goldgehalt des Schemnitzer Silbers niederschlagen wollte, und dessen Verfahren sich gleichfalls als unpraktisch erwies (Ungar. Münz- u. Bergwesen, Fasc. Nr. 15 299 und 15 300).

[6]) Auf Somers und Zaparelli habe ich in meinem „Staatl. Exporthandel etc." S. 113 kurz hingewiesen; sehr eingehende, nicht uninteressante Nachrichten über Somers bringt Schröders Unterricht vom Goldmachen, a. a. O. S. 240 ff.

[7]) 1697 erhielt ein Anonymus, der das Geheimnis kennen wollte, unbrauchbare Bergwerke wieder zu großer Ausbeute zu bringen, für den

potabile[1]), die Tinktur zur Multiplizierung der Edelmetalle besitzen wollten.[2]) Alle Abstufungen von der brauchbaren Erfindung bis zur bewußten betrügerischen Vorspiegelung, von der tatsächlichen Errungenschaft bis zum absolut Unmöglichen finden sich in den ungezählten Vorschlägen, aus denen ich hier nur eine kleine Blütenlese gegeben habe[3]).

Neben diesen Physikern und Chemikern, Alchemisten und Geheimkünstlern, steht die fast unübersehbare Reihe jener Männer, die, den volkswirtschaftlichen Zug der merkantilistisch denkenden Zeit und zugleich das finanzpolitische Interesse des Staates erfassend, ihre Heilmittel dem Kaiser anboten. Die Einkünfte des Staates waren ja durchaus unzulänglich, Österreich lebte, teilweise auch infolge der elenden Finanzverwaltung, von der Hand in den Mund; Jahr für Jahr zerbrachen sich die Hofkammerräte den Kopf, wie durch

Fall guten Erfolges die Oberstbergwerksdirektorstelle in Iglau, Schenkung von einigen kaiserlichen Dörfern im Werte von 70000 — 80000 Fl. u. a. zugesichert (Hofdekret an den Franziskaner Alipio Reuter, Hoffinanz, Fasc. Nr. 13905).

[1]) Es ist der wahre Stein der Weisen. — Eingabe des Mathias Cornelius Höll, er habe das aurum potabile gefunden, das seinen Effekt nicht nur an den Menschen erzeigen, sondern auch alle unvollkommenen Metalle zur Vollkommenheit bringen soll, so zwar, daß diese Metalle dem rechten und natürlichen Golde und Silber keinen Vorzug gönnen; das „mercurialische Wasser" sei der einzige Schlüssel, mit dem der Körper der Metalle aufgelöst werden könne, längstens in sechs Wochen wolle er das aurum potabile herstellen. Hofkammer an den Oberstkammergrafen Thavonat 5. Januar 1714, Höll zu dieser Probe 1000 fl. zu geben (Ungar. Münz- u. Bergwesen, Fasc. Nr. 15308).

[2]) Noch 1735 bot ein Dr. Jeremias Fester an, die von ihm zur Vermehrung des Goldes und Silbers erfundene Tinktur dem Kaiser zu überlassen; Proben wurden bewilligt (Hofk. an den Münzmeister Mittermayer v. Waffenberg 11. Juni 1735, Niederösterr. Münz- u. Bergw., Fasc. Nr. 17332).

[3]) Besonders reichhaltig war das Programm eines Grafen Ferdinand Gottlieb Volkra, der 1682 um Privilegien und Belohnung für folgende Erfindungen bat: 1. Wasserquellen in den Bergen zu erwecken, wo keine sind; 2. das Wasser aus der Tiefe der Bergwerke mit geringen Kosten zu erheben; 3. mit einem neuen Instrumente sine tabula sinuum vel tangentium die Perpendikurlarhöhe oder Tiefe der Berge und die lineam horizontalem zu messen; 4. mit geringen Kosten ohne Windschacht frisches Wasser in die Tiefe der Bergwerke zu bringen. Die nied.-österr. Buchhalterei und der Oberstkammergraf betonten die Nützlichkeit dieser Erfindungen, falls sie sich bewähren sollten, nur aus Geldmangel wurden keine Remunerationen, wohl aber Proben bewilligt, die Volkra vielleicht gar nicht versucht hat (Hofkammerreferat und Hofdekret an Volkra 22. Juni 1682, Ungar. Münz- und Bergw., Fasc. Nr. 15296).

„extraordinari Mittel" die dringendsten Bedürfnisse angesichts des ständigen Defizits, des fortwährenden Überwiegens des Ausgabenetats über den Einnahmenetat in den unzuverlässigen Voranschlägen, gedeckt werden könnten. Die Türkensteuer und allerlei Aufschläge, Zwangsanleihen und Belastung der letzten Fonds haben in diesen Verhältnissen ihren Ursprung genommen. Namentlich die Einführung der Akzise von allen Konsumtibilien, die Kopfsteuer von Menschen und Vieh, die Beschreibung der Vermögen und eine entsprechende Anlage, der Verkauf der Steuer in Niederösterreich, das sind die gewöhnlichsten Mittel, die von der Hofkammer immer wieder vorgeschlagen wurden, gutenteils aber infolge der Gegnerschaft der Stände nicht zur Durchführung gelangten. Mochten die Projekte der sich Herandrängenden zur Erhöhung der Regalien, zur Vermehrung der Intraden der Länder noch so phantastisch sein, mochten sie noch so sehr das Zeichen der Undurchführbarkeit an der Stirne tragen, selten wurde einer a limine abgewiesen: von Leuten, die „gewisse ungehobene Schätze" verraten wollten[1]), von dem römischen Anonymus, der einen Ritterorden mit finanzieller Grundlage, den Titel- und Ämterschacher, unterwertige Münze, Stempelpapier, Lotto und Leihbank vorschlug[2]), bis zu jenen Einsichtsvolleren, die in einer vernünftigen Volkswirtschaftspolitik die Rettung sahen, auch

---

[1]) Hofdekret an Paravicino von Paravicin 28. Dezember 1674, Hoffinanz, Fasc. Nr 13 834. Ähnliche Vorschläge wiederholt, so das Anerbieten eines gewissen Johannes Marcius Roverela, Hofdekret 31. August 1675, ebd. Fasc. Nr. 13 836. Im Jahre 1677 erbot sich der Venezianer Bartholomeo Biasii, ein Mittel, „die Paradeyß-Regel genannt", bekannt zu geben, das dem Kaiser in wenigen Stunden viele Millionen Gold verschaffen werde; die Hofkammer beantragte, obwohl sie durch solche Leute, die häufig Mißbrauch trieben, schon ganz scheu gemacht sei, dem Manne doch ein Versicherungsdekret zu geben, doch müsse er zugleich sein arcanum eröffnen, und Leopold billigte diesen Rat (Hofkammerreferat exp. 15. Februar 1678, Vermischte Vorschläge, Fasc. Nr. 18 976).

[2]) Vgl. E. v. Ottenthal, Curialistische Finanzpläne für K. Leopold I. Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung, 11. Band. — Wegen des Urhebers, und da es für Sinzendorfs egoistischen Unternehmungsgeist bezeichnend ist, erwähne ich folgendes Projekt: Als Becher 1665 in bayrischen Diensten nach Holland reiste, trat er mit einem gewissen Martin Elers in Verbindung, um eine Kompanie zur Gründung eines Kaufhauses in München zu bilden; auf das Gutachten des Elers hin kam die Kompanie zustande, die sich alsbald auf die Seidenmanufaktur be-

hier die ganze Reihe der Abstufungen vom Betrüger[1]) bis zum klardenkenden und ehrlichen Vertreter einer jungen Wissenschaft.

schränkte (vgl. v. Erdberg a. a. O. S. 40). In seinem „Polit. Discurs" (Ausgabe von 1688, S. 404) nennt Becher Elers noch einen klugen Mann in negotiis, in seiner „närrischen Weisheit" S. 143f. erzählt er, Elers sei „ein verunglückter Kaufmann", von Geburt ein Hamburger, „hat zwar nichts studiert, aber doch ein gutes Ingenium zu allerhand Vorschlägen und Concepten, womit er sich lange Jahre schleppt, aber wenig damit gefruchtet"; Elers habe das Seidenwattemachen in Europa erfunden, dann habe er dem Kurfürsten von Mainz vorgeschlagen, er wolle allen rheinischen Wein aufkaufen, in Florenz wollte er zweimal im Jahre Seide erzeugen „und andere Dinge mehr, die er zu Wien, München und Paris proponiert. Die Concepte sind wohl gut, und der Mann ist scharfsinnig genug, aber die Praxis ist ein anders als die Speculation", ein Wort, das übrigens auf Becher selbst auch Anwendung finden kann. — 1668 nun meldete sich dieser Elers, „der auch mit Kurmainz und Kurbayern in einem besonderen Kontrakt steht und als ein in Commerziensachen sehr berühmter Practicus recommandirt ist", in Wien mit Vorschlägen, durch die der Länder Einkommen nicht allein ohne Beschwer der Untertanen, sondern mit großem Nutzen derselben vermehrt werden könne, und verlangte dagegen den Verlag, „erbliche Abfolgung" der Hälfte bzw. von zwei Dritteln des Gewinns der einzelnen Vorschläge, eine besondere Belohnung für jeden derselben, ferner Exemtion für seine Person und Familie von allen Landesanlagen und Forderungen, falls er sich in den kaiserlichen Erblanden niederlassen sollte, endlich Freiheit, ähnliche oder gleiche Kontrakte mit andern Fürsten und Herren zu schließen. Er wollte, behauptet Sinzendorf, nicht mit der Kammer, sondern nur mit ihrem Präsidenten verhandeln und schließen. Sinzendorf erklärte, es falle ihm schwer, diesen Kontrakt wegen der zu erwartenden Spesen einzugehen, da er schon beim Seidenwesen große Auslagen gehabt habe, die ihm nicht ersetzt wurden; es wäre ihm lieber, wenn der Kaiser oder jemand anderes gegen Anteil am Gewinn das Geld vorstrecken würde da überdies bei solchen privaten Kontrakten sich dann oft „allerhand ungleiche Nachreden zu ereignen pflegen". Nichtsdestoweniger bot er an, falls sonst niemand die Kosten decken wolle, „dem Lande zum Besten" die Sache auf sich zu nehmen, was Leopold billigte (Referat an den Kaiser 4. April 1668, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Ad Hofkammer [aus der Kabinettskanzlei], Fasc. Nr. 142a). Nach einem Vermerke betrafen Elers' Vorschläge „Gewürzsachen," vermutlich einen Gewürzaufschlag, ein außerordentliches Mittel, das dann 1684 wieder in Erwägung gezogen wurde (die anwesende an die hinterlassene Hofkammer 3. März 1684, Hoffinanz, Fasc. Nr. 13866). Über die Tätigkeit des Elers in München vgl. M. Döberl, Innere Regierung Bayerns nach dem Dreißigjährigen Kriege, Forschungen zur Geschichte Bayerns, 12. Bd., S. 66 ff.; über seine Wirksamkeit am Mainzer Hofe G. Mentz, Johann Philipp v. Schönborn, Kurfürst von Mainz, 2. Bd. (Jena 1899), S. 140f.

[1]) In einem charakteristischen Falle bewahrte der ausgezeichnete Hofkammerpräsident Christoph Freiherr v. Abele das Ärar vor schwerer

EINE JENAISCHE STUDENTENRECHNUNG DES 18. JAHRHUNDERTS

VON WILHELM STIEDA

Das Studentenleben ist in privatwirtschaftlicher Beziehung selten genug Gegenstand der Forschung. Man weiß wohl, wie die Studenten es in früheren Jahrhunderten trieben, hat oft mit ihren wenig erfreulichen Gewohnheiten in der Vergangenheit sich beschäftigt und dann doch immer wieder sich damit getröstet, daß es gar so schlimm nicht gewesen sein kann, weil so viele

---

Schädigung: Der oberösterreichische Kammerrat Jakob Heym (oder Heymann?) und der Oberstbergmeister Franz Mitterer erboten sich 1681, unter Anpreisung ihrer außerordentlichen Wissenschaft und Erfahrung, Mittel anzugeben, wie die Handlungen in den Erblanden befördert, verschiedene Manufakturen eingeführt, die meisten Kameralkosten vermindert, dagegen die Einkünfte namentlich bei den Gold-, Silber- und Kupferbergwerken jährlich um viele 1000 fl. verbessert werden könnten; sie wollten sich mit dem halben Teile des Mehrgewinnes begnügen; „mehrere Raritäten, so von unterschiedlichen Potentaten desiderirt worden", versprachen sie mündlich bekannt zu geben. Der Oberstkammergraf in den ungarischen Bergstädten und die niederösterreichische Buchhalterei äußerten sich gleich sehr skeptisch, Abele erkundigte sich in Salzburg und erhielt von dem früheren Münzdirektor August Friedrich Freiherrn von Hegi die Information, Mitterer, Sohn eines Innsbrucker Profosen, habe zwei Jahre lang die Bergwerke so verwaltet, daß, „wenn es noch so lange gedauert hätte, sie wirklich hätten ruiniert werden müssen"; dann habe Mitterer den Wardein fälschlich verdächtigt, seine eigenen Proben seien mißlungen und er sei abgeschafft worden; auch stehe er im Verdachte, falsches Silber zu verfertigen; „zu Bareith ist auch kein gueter Luft vor ihme", „das Maul ist weith und die Werckhe enge", „es seindt teutsch zu reden Maullmacher und solche Leith, welche Fürsten und Herrn suechen ihre treu Bediente suspect zu machen, damit sie auch eine Zeit lang den hungrigen Magen füttern und sodann wiederumb fasten mögen". Nachdem ihnen der Kaiser doch eine Audienz bewilligt hatte, in der sich zeigte, daß sie die ungarischen Bergwerke reformieren und allen Bedarf für den Hof und die Armee aus erster Hand verschaffen wollten, wurden sie abgewiesen, da die Hofkammer erklärte, daß es diesen Leuten allezeit nur darauf ankomme, vom Kaiser Geld zu erhalten (Hofkammerreferat mit mehreren Beilagen, exp. 16. Oktober 1681, Hegi an Abele d. d. Salzburg 18. Oktober 1681, Ungar. Münz- und Bergwesen, Fasc. Nr. 15295; Hofkammer an Heymann und Mitterer 16 Oktober 1681, Hoffinanz, Fasc. Nr. 13856)

wackere Männer unter diesen Verhältnissen groß geworden sind und ihrem Vaterlande oder der Wissenschaft zur Ehre gereicht haben. Nicht aber taucht dabei die Frage auf, wie die Studenten es möglich machten, den Aufwand zu bestreiten, ob sie von Bürgern und Professoren bei etwaiger Betätigung haushälterischen Sinnes gefördert wurden oder nicht, ob ihre Ausgaben zu dem Einkommen und Vermögen des Vaters daheim oder derer, die für sie zu sorgen hatten, im rechten Einklang standen. Waren sie geneigt, über die Stränge zu schlagen, und mußten sie etwa gegen Übervorteilungen von seiten ihrer Haus- und Speisewirte, Krämer und Handwerker in Schutz genommen werden, so kam es leider doch auch vor, hoffentlich nicht ebensohäufig, daß diese von den Studenten benachteiligt wurden und zu lange auf die Befriedigung ihrer Forderungen warten oder gar ganz auf sie verzichten mußten. Meist wird es ja wohl so gewesen sein, daß, je ärger die Prellerei auf seiten der ersteren war, die Studenten sich um so mehr vor sich selbst entschuldigt fühlten, wenn sie dem Philister nicht sein volles Recht zuteil werden ließen.

Es ist daher wohl erklärlich, daß in Jena gleich bei Begründung der Universität ein akademisches Gesetz vom Jahre 1559 die Studenten gegen drohende Übervorteilungen von seiten der Einwohner in Schutz nahm, aber nicht zugunsten dieser gegen die Studenten einschritt.[1]) Die ältesten Statuten für Jena von 1558 und 1569 kehren die Vorsorge heraus, die Wohnungsmiete und Mittagstischpreise niedrig gehalten zu sehen, und verordnen sogar, daß die Polizei eine Überteuerung möglichst abzuwenden habe. Man wollte offenbar den Besuch der Hochschule entwickeln und bei den Eltern die Sorge nicht aufkommen lassen, daß der Beutel nicht hinreichen würde, allen Anforderungen zu genügen. Alljährlich im Herbste wurde durch eine aus Professoren, Stadträten und Einwohnern bestehende Kommission unter dem Vorsitze eines fürstlichen Rats eine Taxe aufgestellt oder die alte vorhandene nachgesehen, nach der die Preise für Wohnung und Beköstigung der Studierenden sich richten sollten. Späterer Zeit

[1]) R. Keil und R. Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens, Leipz. 1858, S. 57.

entstammen dann die Vorschriften, daß die Pferdeverleiher den Studenten gar keinen, die Italiener-Keller und Bier- und Weinwirte höchstens einen Kredit bis zu 2—5 Gulden zu gewähren befugt sein sollten. Daran schloß sich das Verbot, Studenten ohne Vorwissen des Rektors oder desjenigen Professors, an den sie empfohlen waren, Darlehen zu verabfolgen. Die Bürger aber werden bereits in den Statuten von 1569 berücksichtigt, indem diese die Studenten verpflichteten, allen erweislichen Schaden ihren Hauswirten zu ersetzen, die Stuben nach einer Inventur zu übernehmen und niemanden zu hintergehen.

Von dem gleichen Billigkeitsgefühl ist die Bestimmung in den Statuten von 1591 getragen, die den Rektor veranlaßte, ernstlich darauf zu achten, daß die Studenten die Kosten für den erhaltenen Unterricht, für Wohnung und Speisung gewissenhaft und pünktlich bestritten.[1])

Die Kosten des Aufenthalts sind für Leipzig im 15. Jahrhundert auf 34 Fl. Rh. jährlich berechnet worden. In Jena hatte der Student diesen Betrag allein für Beköstigung und Wohnung nötig.[2]) Dabei war es üblich, das Bett aus der Heimat mitzubringen, was doch wohl nur für die aus der Umgebung von Jena stammenden Studenten gegolten haben wird. Diese ließen sich auch wohl Nahrungsmittel nachschicken, um in Jena besser oder billiger leben zu können. Nach den Keilschen Berechnungen waren die Unterhaltungskosten für einen Jenenser Studenten im 16. Jahrhundert mindestens 100 Taler im Jahr. Erleichtert wurde der Aufenthalt für bedürftige Studenten durch die Konvikteinrichtung (Freitische) und das Stipendienwesen. Beide Begünstigungen konnten nur durch vorher abgelegte Prüfungen, wie schon die Statuten von 1569 vorschrieben, erlangt werden. Alle Benefiziaten wurden halbjährlich von einem Professor aus jeder Fakultät in Anwesenheit eines fürstlichen Bevollmächtigten sorgfältig geprüft. Diejenigen, die sich zur Prüfung nicht einfanden oder als nicht gehörig gesattelt herausstellten, wurden mit Verweisen, Karzerstrafe oder gar Remotion von der Wohltat belegt.[3])

Für heutige Anschauungen unfaßlich erscheint die Einrichtung, daß die meisten jenaischen Professoren selbst zu Haus- und

---

1) R. Keil, a. a. O. S. 58.
2) R. Keil, a. a. O. S. 59.
3) R. Keil, a. a. O. S. 80.

Tischwirten sich hergaben. Die Professoren vermieteten Zimmer und hielten Tisch ganz wie die Einwohner des Städtchens. Zur Erklärung dieses seltsamen Betriebs muß die oft peinliche wirtschaftliche Lage der Professoren angeführt werden. Sie bezogen ein geringes Gehalt, oft dieses nicht einmal regelmäßig, die Kollegiengelder waren ebenfalls spärlich, — also blieb ihnen, wenn sie nicht vermögend waren oder erheblicher literarischer Einnahmen sich erfreuten, die selten gewesen sein dürften, kaum etwas anderes übrig als sich mit der Sorge auch für das leibliche Wohlergehen der studierenden Jugend zu belasten. Sie bestritten dann den Unterhalt ihrer Familie bequemer und erübrigten sogar noch etwas. Sicher haben die gestrengen Herren diese Last auf ihre werten Ehehälften abgeladen, denn es war allgemeine Sitte, daß die dankbaren Studenten diese zu Weihnachten oder Neujahr mit Geschenken bedachten außer den vereinbarten Pensionspreisen. Die Studenten suchten solche Logis gern auf, denn wenn sie allerdings erheblich teurer waren, so galten sie dafür als vornehmer. Die „Professoren-Bursche", so wurden diejenigen genannt, die in Professorenhäusern Unterkunft gefunden hatten, dünkten sich infolgedessen mehr als ihre Kommilitonen und genossen die größere Freiheit in vollen Zügen. Ein Helmstedter Edikt vom Jahre 1661 wendet sich ausdrücklich gegen ihre Anmaßungen.[1]) Der bei Professor Gerhard in Jena um 1630 angesetzte Betrag von mindestens 1 Taler wöchentlich für Mittag- und Abendbrot wird vermutlich die Regel gebildet haben. Dazu kamen Geschenke für die Frau Doktorin zum Jahrmarkt im Werte von 2½ Talern, für den Doktor zu Weihnachten 2 Dukaten, ferner noch etwas zum Geburtstag. In Leipzig kostete der Tisch um 1696 wöchentlich zwei Gulden ohne die Geschenke.[2]) Eine studentischerseits dankbar empfundene Annehmlichkeit war bei dieser Wohnweise auch, daß die Professoren keine so strenge Zucht über ihre Haus- und Tischgenossen übten.

Ursprünglich mochte für diese Ordnung der Gedanke maßgebend gewesen sein, daß im anregenden und belebenden Verkehre mit seinem geistigen Berater der Student in guter Sitte

[1]) W. Fabricius in der neuen Ausgabe von Schochs Komödie, 1892, S. 118. [2]) Fabricius, a. a. O. S. 117.

gefestigt werden könne, vielleicht auch durch die belehrende Unterhaltung bei Tisch besonders gefördert werden würde. Allein schon im 17. Jahrhundert war das Verhältnis ein wenig erfreuliches geworden. Neben dem akademischen Lehramt war der Betrieb eines Wein- oder Bierausschanks keine ungewöhnliche Erscheinung. Aus Furcht, ihre gewinnbringenden Zöglinge einzubüßen, sahen die Professoren ihnen alles nach.[1] Sollen sie es doch sogar gewesen sein, die das Unwesen des Pennalismus aus pekuniären Gründen begünstigten. Wie es bei einem solchen Professoren- oder Doktorentische herzugehen pflegte, schildert Schochs Komödie vom Studentenleben vom Jahre 1658[2]), vermutlich übertreibend, in der Hauptsache jedoch gewiß getreu.

Im 17. Jahrhundert, nachdem jahrzehntelange Erfahrungen vorlagen, suchte die akademische Gesetzgebung dem Schuldenmachen der Studenten entgegenzuwirken. Die Statuten vom 7. Januar 1653, das Visitationsdekret vom 30. September 1679, das Ratifikationsdekret vom 21. Juli 1681 und das Revisionsdekret vom 17. Januar 1686 beschäftigten sich eingehend mit diesem Problem.[3]) Das alte Verbot, den Studenten nicht mehr als 5 Gulden zu kreditieren, wurde erneuert. An geschlossenen Speisetischen sollte kein unnötiger Aufwand getrieben, der Trunk und andere Ausschweifungen nicht begünstigt werden. Im Jahre 1681 erging auch ein strenges Mandat gegen Schlittenfahrten und Nachtmusiken, die als sehr kostspielige Unternehmungen galten. Wenn in Schochs Komödie vom Studentenleben aus dem Jahre 1658[4]) der in einer Geldklemme befindliche Student Amandus einen Zins von 3 Silbergroschen pro Taler in Aussicht stellt, d. h. 260 Prozent fürs Jahr, so ist das des Effekts wegen gewiß übertrieben worden. Immerhin zeigt es doch, zu welchen Mitteln die leichtsinnigen und verschwenderischen Studenten gelegentlich zu greifen sich nicht scheuten. Dazu stiegen namentlich während des 30jährigen Krieges die Preise für Lebensmittel und also

[1]) R. Keil, a. a. O. S. 81, 82, 126, 127.
[2]) In der neuen Ausgabe von Fabricus, 1892, S. 77.
[3]) R. Keil, a. a. O. S. 101, 102.
[4]) In der Fabricius'schen Ausgabe 1892, S. 73 Zeile 24 und S. 117.

die Kosten des Aufenthaltes für die Musensöhne in Jena. Nach den Keilschen Berechnungen betrug nunmehr der notwendige Aufwand eines mäßig lebenden Studenten ca. 200 Gulden im Jahr. Neben Konvikt und Stipendien boten den Unbemittelten das Unterrichten in Bürger- und Professorenfamilien sowie das Famulieren bei reicheren Kommilitonen Hilfsquellen. Beteiligung an der sogenannten Kantorei — dem collegium musicum — half den musikalisch- und stimmbegabten Jünglingen. Endlich übernahmen ganz arme Studenten wohl auch das Leichentragen, wofür sie nach der Begräbnisordnung vom 10. April 1698 indes nicht mehr als ½ Taler pro Person beanspruchen durften.[1])

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts beobachtet man einen Rückgang der Professorentische. Die meisten gelehrten Herren verzichteten auf diese Einnahmequelle. Immerhin blieb die größere Vornehmheit, denn man bezahlte bei ihnen 24 bis 30 Groschen die Woche, während man in einem Bürgerhause nur 8 Groschen zu zahlen pflegte.[2])

In charakteristischer und anschaulicher Weise beleuchtet das Leben des Studiosus Eberhard Wolff von Todenwarth um das Jahr 1630 die Zustände in Jena.[3]) Sein Vater, der ahnenstolze Kanzler des Landgrafen von Hessen, Antonius Wolff von und zu Todenwarth, sorgt vor allen Dingen, als er sich entschlossen hat, seinen Sohn zum Studium nach Jena zu schicken, für Unterkunft bei einem Professor. Die Gründe, die ihn dazu bewegen, sind sehr erfreulicher Natur, denn er legt Gewicht darauf, daß sein Sohn in ein Haus komme, „darin dem Allerhöchsten trewlich gedienet werde und Gottes Segen darinn wohne, auch man aufsicht auf ihn habe, und das ihn die gesellschaft nicht leichtlich überlauffen und hindern könne, desgleichen das er in eben demselben haus zu Tisch gehe, vor starken Drüncken und deren zumuhtung schutz und Sicherung wisse und doch auch der leuthe und conversation sich fein gewohnen lerne.“[4]) Das alles hoffte er bei dem seinerzeit berühmten Theologen Johann Gerhard (1582—1637), seit 1616 Professor der Theologie in Jena[5]), zu finden, der „Fürsten

[1]) R. Keil, a. a. O. S. 103. [2]) R. Keil, a. a. O. S. 128.
[3]) Edm. Kelter, Ein Jenaer Student um 1630, Jena 1908.
[4]) Kelter, a. a. O. S.8. [5]) Allgemeine Deutsche Biographie.

und Ständen des Reichs in Sachen des Glaubens, der Lehre und des Kirchenregiments als erste Autorität galt." Für Stube und Kammer hatte der junge Todenwarth — er hatte seinen Präzeptor bei sich — 8 Rtlr. semesterlich ohne die Betten zu entrichten.[1]) Für jedes Bett waren 4 Rtl. und 9 Grosch. halbjährlich zu bezahlen. Die Ausstattung der Gemächer war nach heutigen Begriffen mäßig; Tische, Stühle, Bücherbänke fanden die Ankömmlinge vor, für einen verschließbaren Kleiderschrank, irdene Krüge, Waschbecken, einige Gläser und zwei Leuchter mußten sie selbst Sorge tragen.

Das Geschenkkonto beläuft sich während des zehnmonatigen Aufenthalts des Studiosus auf nicht weniger als 25 Rtlr. Denn die Frau Professorin erhält im April und im Oktober beim fröhlichen Jahrmarktstreiben, im Mai zur Taufe eines kleinen Sohnes wertvolle Gegenstände, und auch der Hausherr geht nicht leer aus.[2])

Wie sich die Ausgaben in Wirklichkeit herausstellten, ergibt sich aus einer Vierteljahrsrechnung, die Herr Professor Gerhard seinen beiden Hausgenossen Wolff von Todenwarth und dessen Präzeptor aufs Zimmer legen ließ. Da heißt es:

„Herr Wolffius und Herr Johann Jacobus Kolbius sind an den Tisch gewesen Sonnabend vor Jubilate Ao. 630 von dannen biß auf johipauli, sind 10 wochen, ist vor ordinari Tischgeldt vor beyde	20 Thll.		
Vor 1 Nössell Landwein		1 Gr.	
Vor 20 Kann. Franckenwein, die K. 3 g. 6 d.	2 Thll.	22 Gr.	
Vor Essen auf die Stube zu unterschiedlichen mahlen alß 1 gr. 6 d., 1 gr. 6 d., 2 gr., 1 gr.		6 Gr.	
Vor 60 Stub. undt 1 Kanne Roßlasch Bier die K. 6 d.	5 Thll.	—	6 d.
Vor 5 Stub. Naumb. Bier, den 16. Maji abgeleschet, die K. 8 d.		13 Gr.	4 d.
Summa:	28 Thll.	18 Gr.	10 d."

[1]) Kelter, a. a. O. S. 21/22. [2]) Kelter, a. a. O. S. 25.

Der gemeinsame tägliche Durchschnittsverbrauch war für beide ein drittel Liter Wein und 4½ Liter Bier, immerhin, wenn es vielleicht auch mit damaligem Maßstab gemessen nicht viel sein mochte, auch nicht gerade wenig.[1]) Auf diese Rechnung gestützt, berechnet der Herausgeber die Kosten des Aufenthaltes auf 250 Tlr. im Jahr. Da nun Eberhard Wolff von Todenwarth als Professorenbursch teurer wohnte, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß ein Jenenser Student mit 150—200 Tlrn. im Jahr ganz gut auskommen konnte.[2])

Für das 18. Jahrhundert schätzen Keils Berechnungen den Aufwand eines mäßig lebenden jenaischen Studenten nur um wenig höher als im vorhergehenden Jahrhundert.[3]) Eine erfreuliche Wendung war es, daß im Laufe des Jahrhunderts die Tischwirtschaft der Professoren immer mehr zurücktrat. Zwar weisen die Mandate von 1753 und 1763 noch die Bestimmung auf, daß außer den Dozenten keinem Einwohner von Jena erlaubt sein soll, ohne Zustimmung der Polizeikommission Tisch zu halten. Allein die angeseheneren Professoren verzichteten nachgerade darauf, die Speisewirte ihrer Zuhörer abzugeben.[4]) Sonst hat sich jedoch das Leben bis zur Französischen Revolution kaum gebessert. Was Johann Christian Günther (1695—1723) von dem deutschen Studenten im allgemeinen singt, paßt auf die Jenenser ebenfalls:

„Der Schweiß der Eltern wird verkocht, die sich daheim mit Sorgen quälen;
Der Hausrath wandert zu Gevattern; der Pursche lärmt, fährt aus und haust
Mit Wirthen, Pferd und jungen Mädchen, und wenn er bis an Morgen schmaust,
So reißt hernach das starke Bier Tisch, Bänke, Krug und Ofen nieder . . .“ [5])

Daher fehlen auch im 18. Jahrhundert die Verordnungen nicht, daß die Philister mit dem Borgen an Studenten zurückhaltend sein sollen. In den Jahren 1758 und 1763 wird den Traiteuren (Tischwirten) eingeschärft, keinem Studenten mehr als 10 Tlr. Bier zu borgen, den Italiener-Kellerwirten aber, daß sie nicht mit ihrer Kreditbewilligung über 5 Fl. Meißn. hinausgingen.[6])

[1]) Kelter, a. a. O. S. 50/51.
[2]) Kelter, a. a. O. S. 52.
[3]) R. Keil, a. a. O. S. 166.
[4]) R. Keil, a. a O. S. 194, 195.
[5]) R. Keil, a. a. O. S. 163.
[6]) R. Keil, a. a. O. S. 145.

Die Wirte in Dorfschenken und Mühlen durften den Studenten überhaupt nicht mehr kreditieren.

Auch andere akademische Gesetze streben energisch dahin, die wirtschaftliche Seite des Studentenlebens zu verbessern und die Jünglinge vor Schulden zu bewahren. Bei Entnahme von Kaffee, Tee, gebrannten Wassern, Pfeifen, Tabak, Zucker und anderen Waren, „welche nicht zur Notwendigkeit des Lebens gehörten", durfte überhaupt nicht Kredit gegeben werden. Mehrfach wird den Kaufleuten und Krämern geboten, die Studenten nicht zu übervorteilen und nichts zu kreditieren, „es hätten dann die Eltern darein gewilligt."[1]) Der Mittagstisch durfte nur auf ein Vierteljahr kreditiert werden. Buchhändler, Schuhmacher und Schneider sollten keinen höheren Kredit als bis zu 5 Gulden geben. Es war weit gekommen, wenn das Mandat von 1763 das sogenannte Wechselbrett einführte, d. h. bestimmte, daß über einen für einen Studenten eingelaufenen Wechsel eine Mitteilung in „einem wohlverwahrten Gitter" auszuhängen war.[2])

Auch für das 18. Jahrhundert haben wir in einigen Aufzeichnungen beim Tode eines Studenten einen Anhaltspunkt, um uns vorzustellen, wie man sich in Jena einzurichten suchte.

J. H. Gräser, der Sohn des Stadtmusikus Ernst Heinrich Gräser in Arnstadt, hatte im Jahre 1777 das Fürstliche Gymnasium in Arnstadt absolviert[3]) und sich alsdann der Universität Jena zugewandt, um auf ihr Jura zu studieren. Der Vater, unbemittelt, hatte dem Sohn „nach seinem sehr schwachen Vermögen und geringen Einkünften" zunächst die Unterhaltungsmittel zu gewähren sich bemüht und für diesen Zweck sogar bei Freunden Geld aufgenommen. Dann aber fiel es ihm zu schwer, und er wandte sich am 3. November 1778 mit der Bitte an den Fürsten Christian Günther VIII. von Schwarzburg-Sondershausen (1736—1794), der seit dem Jahre 1758 die Zügel der Regierung ergriffen hatte[4]), um ein Stipendium für seinen Sohn. Das Schreiben lautete[5]):

---

[1]) R. Keil, a a O. S. 164. [2]) R. Keil, a. a O. S. 165.

[3]) Kroschel, Beiträge zur Geschichte des Arnstädter Schulwesens im Programm des Fürstl. Gymnasiums zu Arnstadt, 1891 Ostern, S 9.

[4]) Junghans, Gesch. d. Schwarzburg. Regenten, 1821, S. 335, 345.

[5]) Das Original im Fürstl. Schwarzburgischen Archiv in Arnstadt.

Durchlauchtigster Fürst, Gnädigster Landes-Fürst und Herr!

Ew. Hochfürstl. Durchl. erlauben gnädigst, die mich nur allzusehr beugende Bekümmernis in tiefster Devotion entdecken und um Höchst-Dero Hülfe unterthänigst anflehen zu dürfen.

Seit Ostern des vergangenen 1777ten Jahres hat sich mein Sohn, Nahmens Heinrich, dem Studio juridico gewidmet, und befindet sich auf der Academie Jena; seit dieser Zeit habe ich nach meinem sehr schwachen Vermögen und geringen Einkünften durch Aufnehmung einiger Gelder bey guten Freunden und auf sonsten nur mögliche Art alles zu dessen nothdürftigen Erhaltung und Beförderung in seinem Fürhaben beyzutragen gesuchet; Allein je länger, je schwerer fällt mir dieses, ja es will mir in Zukunft ganz unmöglich werden, solchen die nothdürftigen Hülfs-Mittel zu seinem Studieren zu verschaffen. Vor seinem Abgange von hiesiger Schule, allwo er die obere Claße fünf Jahre frequentirt, habe ich auch bey hiesigen Hochpreislichen Consistorio wegen eines Stipendii submisse Ansuchung gethan, es hat aber dieser, meines Dafürhaltens, weilen die Anweisungen bereits geschehen, dazu noch nicht gelangen können. Da nun aber von Ew. Hochfürstl. Durchl. Landes-Väterlichen Fürsorge und Huldreichsten Gesinnung ich in Unterthänigkeit überzeuget bin, daß Höchstdieselben armen studierenden durch Zuwendung eines Stipendii zu Statten zu kommen Sich gnädigst gefallen lassen und vermuthlich auch künftiges Jahr etliche Stipendia hinwiederum werden erlediget werden; so nehme ich zu Ew. Hochfürstl. Durchl. hiermit in tiefster Submission meine Zuflucht und flehe unterthänigst, Höchstdieselben wollen die unschätzbare Gnade für mich alten Hochfürstlichen treuen Diener und für meinen Sohn haben, und demselben Eines der nächstens erlediget werdenden Stipendien zugehen zu laßen und an Hochlöbliches Consistorium allhier deswegen zu rescribieren gnädigst geruhen.

Diese Hochfürstliche Huld verehre ich Lebenslang mit devotesten Danke, und ersterbe in tiefster Erniedrigung,

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Landesfürst und Herr,
Ew. Hochfürstl. Durchl.
unterthänigster
Ernst Heinrich Gräser.

Wie es scheint, war es nicht sofort möglich, auf den Wunsch des Mannes einzugehen. Dadurch keineswegs eingeschüchtert, bewarb sich der Musikus Gräser am 2. April des folgenden Jahres abermals um ein Stipendium für seinen Sohn, und dieses Mal hatte er Erfolg. Denn nachdem die vom Rate am 14. April 1779 verlangten Zeugnisse über Fleiß und Wohlverhalten vorgelegt waren, wurde ihm das zweite Ratsstipendium im Betrage von 25 Fl. Meissn. auf Michaelis bewilligt. Unter dem 3. Septbr. bedankt sich der Studiosus Gräser in folgendem Schreiben[1]:

Hochedelgebohrne, Hoch- und Wohl-Edle,
Hoch- und Wohlweise Herren,
Hoch- und Wohlgelahrte.

Dürftigen Mitgliedern im Staate zur Zeit der Noth unter die Arme zu greifen und selbige zu unterstützen, ist ein wahres und unläugbares Kennzeichen einer guten und weisen Regierung, einer wahren Policey, und der Grund von selbiger ist kein anderer als Patriotismus, ohne welchen ein Staat nie glücklich werden wird. Zwar lehret die Erfahrung, wie viel diejenigen, die sich Patrioten nennen, von einem großen Theil unter den Gelehrten auszustehen haben, allein dieses Unrecht verdient keine Bemerkung, noch weniger den Nahmen der Gelehrten, da es sich nicht die Mühe giebt, einen Unterschied zu machen zwischen vernünftig denkenden Patrioten und zwischen Schwärmern. Gottlob! daß ich von Arnstadt sagen kann, daß es daselbst an einer guten und weisen Regierung und an Ausübung einer wahren Policey nicht fehlt, denn hiervon zeugen nicht nur die ehemaligen Proben, die ein Hochedler und Hochweiser Stadt-Magistrat gegen meine geringe Person abgelegt, sondern es verdient auch gerühmt zu werden diejenige Wohlthat, da mir ein Hochedler und Hochweiser Stadtrat noch vor weniger Zeit ein ansehnliches Stipendium zu meiner Aushülfe dargereicht, und eben dieses erinnert mich heute an meine Schuldigkeit, die ich zu versparen einiger Unpäßlichkeit wegen mich genöthiget gesehen. Mein inbrünstiger Wunsch

[1]) Original im Fürstl. Schwarzburg. Archiv zu Arnstadt.

geht demnach dahin, daß der Höchste nicht nur sämmtliche Hohe und Vornehme Mitglieder dieses hohen Collegii bei allem Wohlergehen erhalten und selbige bey Ihren beschwörlichen Amtsgeschäften täglich mit neuem Segen überschütten und mit neuen Kräften erfreuen wolle. Gott der Geber alles Guten beweise sich als einen reichlichen Vergelter an den Hohen und Vornehmen Häusern und Familien dieses Hochedlen und Hochweisen Rathscollegii, er wende von diesem alles Unglück, Gefahr und Schaden ab, er sey Ihr Schild und großer Lohn, welches von Gott unaufhörlich bitten wird,

Hochedelgeborne, Hoch- und Wohledle, Hoch- und Wohlgelahrte,
Hoch- und Wohlweise Herren,

Deroselben unterthänigst gehorsamster Diener
Johann Heinrich Gräser, Juris studiosus.

Jena den 3. Septbr. 1779.

Bald danach lächelte dem armen Studenten das Glück noch einmal, indem ihm auch das Chiliansche Stipendium, und zwar auf drei Jahre, von Michaelis 1779—1782, verliehen wurde. Davon hat der Bedauernswerte jedoch kaum noch Gebrauch machen können. War er schon, wie aus dem Dankschreiben an den Rat hervorgeht, wegen Unpäßlichkeit nicht in der Lage gewesen, seiner dankbaren Ergebenheit früher Ausdruck zu geben, so erkrankte er zu Beginn des neuen Jahres 1780 ernstlicher und war nach einer fünfwöchigen Krankheit gestorben.

Und ihm war es gegangen wie vielen anderen: alle gutgemeinten Verordnungen hatten ihn nicht vor dem Schuldenmachen geschützt. Doch muß zu seiner Entschuldigung seine Mittellosigkeit angeführt werden, sowie daß ein Teil seiner Schulden offenbar durch seine Erkrankung veranlaßt war. Herr Doktor Hahn liquidierte am 14. Februar 1780[1]) wie folgt: „für meine fünfwöchentliche Tägliche Bemühung und eigene gelieferte Arzney bey der Krankheit des Seel. Herrn Gräser zusammen betragend 5 rt. 16 gl. Solches habe ich hierdurch berichten wollen". Und die Frau Professorin Müller, vielleicht die Gattin des Historikers Johann Gottfried Müller, schloß sich mit einer Rechnung über 37 Tlr. 15 gr. 10 d. an. Ihre Rechnung[2]) lautete:

[1]) Original wie oben. [2]) Original wie oben.

Waß ich an den Seel. Herrn Gräßer zu fordern habe, ist folgendes:

	Thaler	gl.	₰
Vor eine Ehle Floß Holtz den 13. Dec. 1778	— 1	— 8	—
Zahl Geld in das Convict: den 20. Dec. 1778	— 1	— 12	—
Vor Caffeé und Rahm bis den 25. Junii 1779 .	—	— 8	— 6
Vor Bier biß den 25. Junii 1779	— 9	— 15	— 2
Vor Caffeé und Rahm wiederum biß Mich. 1779 .	—	— 17	— 2
1 und ½ Jahr vor Stube, Bette, Aufwartung und Thee Waßer. Jährlich 16 Thaler, als von Mich. 1778 biß Ostern 1780	—24		
	37	— 12	—10

d. 24[sten] Febr. 1780.

Vermutlich hatte die große Armut des Verstorbenen die Frau Professorin bewogen, länger zu kreditieren, als nach den akademischen Verordnungen zulässig war. Und wie es scheint, ist der Unglückliche, der in so jugendlichem Alter abscheiden mußte, in ihrem Hause gestorben, da sie die Miete für Stube, Bett, Aufwartung und Teewasser bis Ostern 1780 rechnete. Den Mittagstisch hatte er nicht mehr im Professorenhause genossen. Nur Kaffee und Bier hat er sich zu Hause reichen lassen. Namentlich das letztere, das seinerzeit den Studiosus Wolff von Todenwarth aus Jena vertrieben hatte[1]), erscheint auch hier in einer für einen mittellosen Studenten ansehnlichen Menge: von Michaelis 1778 bis zum 25. Juni 1779 hatte er für 9 Tlr. 15 Gr. 2 d. verbraucht. Sicher war doch die Wohnung nicht der einzige Ort, an dem der früh Verstorbene Bier zu sich genommen haben wird.

Die Schulden in der Höhe von einigen 40 Talern zu bezahlen, war der arme Musiker Gräser außerstande und wandte sich daher am 23. Februar 1780 vertrauensvoll an das Konsistorium in Arnstadt mit der Bitte, für diesen Betrag seine milde Hand auftun zu wollen.

Hoffentlich hat die Eingabe gewirkt. Sie lautete:

---

[1]) Kelter, a. a. O. S. 69.

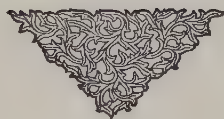
Excellentissime,
Hochwohl- und Wohlgeborne,
Hochwürd- und Hochehrwürdige,
Gnädige und Hochgebietende Herrn!

Bey näherer Erkundigung wegen der von meinem verstorbenen Sohne zu Jena zurückgelassenen Schulden habe ich beyliegende beyde Nachrichten erhalten, nach welchen theils der Frau Professorin Müllerin 37 Thlr. 12 gl., theils dem Herrn Doctor Hahn 5 rt. 16 gl. zu bezahlen sind. Erlauben daher Ew. Hochwürdige und Hochehrwürdige Herren, daß um gnädige und hochgeneigteste Unterstützung meines vorhin wegen des demselben assignierten Stipendii angebrachten unterthänigsten Gesuchs hiermit wiederholt in Unterthänigkeit bitten darf, der ich mit schuldigstem Respekte verharre

Ew. Excellence, Hochwohl- und Wohlgeb., auch
Hochwürdige und Hochehrwürdige Herren
unterthänigst gehorsamer

Ernst Heinrich Gräßer.

Arnstadt d. 23. Febr. 1780.



MISZELLEN

EINE WUNDERBARLICHE GESCHICHTE, WELCHE SICH BEI SPEYER AM RHEIN AM 18., 19. U. 20. JULI 1530 BEGEBEN HAT

MITGETEILT VON OTTO CLEMEN

Am 8. August 1530 schrieb Johann Agricola von Augsburg aus, wohin er sich zum Reichstage begeben hatte, an Luther, der auf der Veste Koburg weilte, von einem Gesicht, das Schiffern am Rheine zuteil geworden sei: sie hätten Schiffe, mit Mönchen aller Art und aller Orden beladen, gesehen, die wohl nach Augsburg gefahren seien. Als dann das Gerücht sich in Augsburg verbreitet hätte, seien alle Hoffnungen auf Frieden und glücklichen Ausgang der Reichstagsverhandlungen ins Gegenteil umgeschlagen. Nächtliche Bluttaten seien seitdem geschehen, Zusammenrottungen Bewaffneter hätten stattgefunden, selbst die kaiserliche Leibgarde habe tumultuiert.[1]) Gleichzeitig schrieb Melanchthon aus Augsburg an Luther; auch ihn erfüllte das Gesicht, das er als „φάςμα monachorum Spirensium" bezeichnet, mit Furcht und Schrecken.[2]) Luther las zuerst Agricolas Brief und wurde durch die darin enthaltenen Nachrichten heftig erschüttert und von bangen Zukunftsahnungen befallen. Aber dann schrieb er doch in unverwüstlicher Siegeszuversicht an Melanchthon: „Christus lebt und regiert! Mögen die Teufel, wenn sie's wollen, Mönche oder auch Nonnen werden! Keine Gestalt kleidet sie besser als die, in der sie sich bisher der Welt zur Anbetung verkauft haben".[3]) Trotzdem hat die Nachricht von jenem nächtlichen Spuk ihn mehr ergriffen, als er Wort haben wollte Das zeigen die folgenden Briefe, in denen er immer wieder auf die unheimliche Geschichte zurückkommt.[4])

An zeitgenössischen Nachrichten über dieses „φάςμα monachorum Spirensium" bieten sich uns noch dar: eine kurze „Zeitung, die kaiserlicher Majestät zugeschrieben"[5]), ein Gedicht von Georg Sabinus — es

---

[1]) Berbig, Acta Comiciorum Augustae, Halle 1907, S. 38.

[2]) Enders, Luthers Briefwechsel VIII 185.

[3]) Ebd. S. 190. [4]) Ebd. S. 219. 222. 236. 329.

[5]) Zuerst gedruckt bei Schirrmacher, Briefe und Daten zur Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg und des Reichstags zu Augsburg, Gotha 1876, S. 194ff. und danach bei Enders, S. 186f. Anm. 9.

ist die zweite unter den vier Elegien von ihm, die Melanchthon mit einem eigenen Briefe über den Augsburger Reichstag vom Oktober 1530 wohl Anfang November in Wittenberg drucken ließ [1]), — und endlich ein ausführlicher Bericht, den ein namhafter Bürger von Speyer einem Bürger zu Nürnberg zugesandt hat und der alsbald in Nürnberg im Druck erschien. Ein Exemplar verwahrt die Zwickauer Ratsschulbibliothek (Signatur: XXIV. X. 15, 14). Da diese hübsche Zeitung bisher unbekannt war, sei es gestattet, sie hier mitzuteilen. Der Titel lautet: Neü warhafftig / vnd Wunderbarlich ge- / schichte, welchs sich bey / Speyr am Rein, den xviij. xix. vnd / xx. tag Julij begeben hat, welchs ein namhafftiger Burger von / Speyr einem Burger zu Nü / remberg zugeschriben hat, / Anno M. D. XXX. / Darunter die Trümmer eines Holzschnitts. 4 ff. 4°. 1^b u. 4^b weiß.

New warhafftig vnd wunderbarlich geschicht, welchs sich bey Speyr am Rein den xviij., xix. vnd xx. tag Julij begeben hat, welchs ein namhafft burger von Speyr eynem burger zu Nürmberg zugeschriben hat.

Bey vns in der stadt Speyr gebiet, auff dem Rein, ist yetz ein groß seltzam geschicht geschehen, die hab jch eygentlich erkündigt vnd ampts halben, bey pflicht vnd ayden die warheyt erfaren. Vnd ist auff Montag den xviij. Julij geschehen, das drey Fischer sind vnterhalb Speyr auff eim Salmen grund gelegen, die zeyt erwarten Salmen zu fangen, vnd als sie am Montag gefaren, gegen der nacht jre garn gewaschen vnd nach jrem geprauch auffgehenckt, haben sich darnach schlaffen gelegt bis gegen tag wider zu faren. Vnd vor mitternacht ist eyn person zu eynem Fischer, so bey den garnen gelegen, kumen, den geweckt, vnd gesagt, er sol jn vber Reyn füren. Das hat der Fischer on forcht oder schrecken gern gethan, vnd ist zu seynem schiflein gangen, da hat der selb zum fischer gesagt, er sol in das schiff geen. Da sind als bald noch fünff oder sechs person [A ij^b] in münch gestalt kumen, in das schiff gangen, vnd sind also stracks vber Reyn gefaren vnd daselbs außgangen. Als bald ist das schifleyn bald wider vber Rein gangen, daselbs solcher person mer gestanden, die auch inn das schiff gangen vnd wie die ersten vber Rein gefaren, vnd hat niemant nichts geredt, vnd ist der Fischer wider in seyn leger [2]) gangen vnd sich schlaffen gelegt. Aber des morgens gegen Tag, als er nach jrer gewonheyt solt nach Salmen faren, ist der fischer aller seyner glider kranck, schwach vnd gleych als lam gewesen, hat er seyn gesellen gerüfft, die sind als bald kumen vnd haben jm in das schiff geholffen vnd angefangen, aber nichts mögen fangen, da hat er seinen gesellen alle handlung gesagt, wie das er dise nacht habe münch gefürt, dauon er als müd vnd kranck sey. Doch ist es alsbald wider

[1]) Vgl. Theolog. Studien u. Kritiken 1909, S. 480 Anm. 1.
[2]) = Lager.

besser worden. Darnach am Dinstag, den xix. Julij sind die drey fischer bey eynander in jrer hüten gelegen, Da ist aber ein Münch kumen, den andern fischer geweckt vnd gesagt, Er sol jn vber Rein füren, der hats auch gehorsamlich gethan, vnd als sie zu dem schiff kumen, hat der Münch gesagt, das schiff sey zu kleyn, darin wöll er nicht faren. Darauff der Fischer geantwort, er hab [A iij a] keyn anders. Sagt der Münch, er soll mit jm gehen, vnd sind den Rein abgangen, vnd ein groß schiff am Rein gestanden, darein sie beid gangen, vnd als bald sind auff zwölff person, alle als Münch in weiß und schwartz als maul prunner[1]) gekleidt, gangen, groß, lang, gerad person gewesen, vnd nach seyner achtung haben die Münch lang krum nasen gehabt, die sind alle in das schiff gangen, vnd sey das schiff als bald vom land vber Reyn gangen. Als dieselben Münch auß dem schiff sind gangen, da sind alß bald ander in das schiff gangen, vnd wider vber Reyn gefaren, daselbs außgangen. Wo die Münch zu beyden seyten vnd das schiffe sey hin kumen, weyß der fischer nit. Der fischer am morgen als jn sein mitgesellen erweckt, hat er nit gewist wo er gewesen vnd wie er wider zu seynen gesellen in das leger kumen sey. Er ist als bald kranck gewesen, das er sich nit anders dann sterbens hat vertrost, vnd in der hüten kranck gelegen, bis auff den Suntag, das er nit hat mögen geen oder steen, darnach hat jn seyn meyster in eim schiff gen Speyr gefürt, jm handlung gethan, vnd ist lang zeyt kranck, vnd jm seyn angesicht zerschwollen, vnd der mundt mit platern außgeprochen gewesen, es [A iij b] wirt aber auß genaden mit disem Fischer alle tag besser. Verner am Mittwoch, den xx. tag Julij, in der nacht, ist der dritt, da die drey Fischer auch bey eynander in jrer hütten gelegen vnd geschlaffen, erweckt vnd geruffen worden, er sol sie vber reyn füren. Das hat er auch gehorsam gethan, auffgestanden, zu jrem schiff gangen da hat eyner in eyns Münchs gestalt gesagt, Er sol ein Nebe[2]) holen. Sagt der Fischer, Er weiß keyn zu bestellen. Antwort der Münch ernstlich, das er bald ein Nebe brecht. Darauff ist der Fischer an Reyn auffgangen, in willen, ein Nebe an dem loscheymer farn[3]) zu holen, vnd als er angefangen zu gehen, hat er (nach seiner achtung) eylend müssen vber stauden, stöck vnd graben, wasser vnd hecken lauffen, vnd hat also die Nebe den Rein hinab bis an das ende, da die Münch gewesen, bracht, da sind viel Münch in aller hant Kleidung, gros vnd kleyn, in schwartzen, weyßen, grawen vnd andern farben in das schiff gangen, vnd niemandt nichts geredt vnd stracks vber Reyn gefaren. Vnd als sie vber Reyn kummen vnd an demselben ende hecken und baum gewesen, haben die Münch nicht wöllen außgehen, vnd eyner zu dem Fischer gesagt, er sol weyter den [4a] Reyn auff faren, Vnd sey

[1]) Maulbronn, das berühmte Cistercienserkloster.
[2]) Naue, Fährschiff: D. Wb. 7, 473.
[3]) = an der Lußheimer Fähre; fahr, n., trajectus: D. Wb. 3, 1244.

das schiff selbs den Reyn auf biß an die klebath[1]) nahend bey der stat Speyr an die zoll wider gefaren vnd da außgangen. Wo aber die Münch hin kumen, wo auch das schiff, vnd wie er wider zu seynen gesellen in die hüten kummen, sey jm nicht wissendt. Vnnd des morgens ist die Nebe wider am furdt on jrer stat, wie des abendts gestanden, funden, Vnd sey der Fischer am morgen von seyn gesellen auch geweckt, vnd mit jnen nach Salmen gefaren, Vnd ist disem Fischer keyn schad geschehen. Was solchs bedeut vnd darauß folgt, das woͦll Gott der Allmechtig nach seynem willen zum besten, nach unser seelen heyl ordenen, Amen.

Beim Lesen dieser Geschichte denkt man unwillkürlich an das feine Gedicht August Kopischs „Des kleinen Volkes Überfahrt". Sollte eine gemeinsame alte Quelle beiden Dichtungen der Volksphantasie zugrunde liegen?

Wie die hier so ausführlich und lebendig berichtete Geschichte in der späteren Überlieferung zusammenschrumpfte, zeigt die Wiedergabe bei Jobus Fincelius, Wunderzeychen I, Nürnberg 1557, Bl. Diij[b]: „Im jar 1530 Ist zu Speier inn der stillen nacht ein Fischer am Rein von einem Muͤnch auffgeweckt worden, welcher gebeten, das er jhn mit seinen fuͤnff gesellen wolt vber fuͤren, welchs denn geschehen. Aber der Muͤnch hat den fischer mitten auff dem wasser erbermlich geschlagen, und ist mit seinen gesellen verschwunden. Der fischer aber ist fuͤr tod gelegen. Etliche schreiben, der Muͤnch sind viel gewesen, und da sie von den fischern befragt worden, wo sie hin wolten, haben sie gesagt: gen Augspurg auff den Reichstag."

REITERWERBUNG IM JAHRE 1546

VON WILHELM BECK

Ältere, aus Kanzleien hervorgegangene Formeln größeren Umfangs können nur im Zusammenhange mit ihrer Entwicklung und durch Vergleich mit ihren Vorgängern richtig erfaßt und gedeutet werden. Mangelt dieser Überblick, dann wird alles, was uns bei näherem Eingehen auf den Gegenstand als neu entgegentritt, auch als etwas Neues in der geschichtlichen Entwicklung eingeschätzt.

Ein in Nr. 105 des M. W. Bl.[2]) mitgeteiltes Aktenstück ist trotz seiner Aufschrift keine eigentliche Bestallung — diese wurden stets für bestimmte Personen ausgestellt —, sondern eine die Abfassung von Bestallungen regelnde Instruktion des Kurfürsten von Sachsen, die kurz vor dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges am 25. 6. (nicht, wie in Sp. 2383 unrichtig angegeben, am 16. 6.) 1546 erlassen wurde. Die Einleitung der

[1]) Mir unbekannte Örtlichkeit.
[2]) = Militär-Wochenblatt. Berlin 1909.

kursächsischen Bestallungen dürfte wohl einen ganz ähnlichen Wortlaut gehabt haben, wie er uns in einer Bestallung des feindlichen Kriegsherrn, Kaiser Karls V., für den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg — gegeben zu Regensburg am 18. 6. 1546 — überliefert ist. (Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach [1852] 2, 279 bis 281). „Wir Karl der Fünft ... bekennen, als wir yetzo entschlossen, zu etlichen unseren obligenden sachen ain tapfere anzal kriegsvolcks zu roß und fueß in unser dienst und besoldung antzunemen, das wir demnach den Hochgebornen Albrechten, Marggraven zu Brandenburg ... zu unserm obersten über zwaytausent pferde und geraisigen solches kriegsvolcks fürgenomen, vorordent und bestelt haben, und thun das hiemit wissentlich in crafft dies briefs, also das uns derselb unser Oheim und Fürst ..., zum allerfürderlichisten das sein mag, solche anzal: nemblich bis in zwaytausent gueter geruster pferde und raisigen, darundter ein tausent sechshundert spiesser und under denselben aufs wenigist ein hundert kürisser mit iren gantzen gueten barschen, wohldeckenden stählin geligern und verdeckten hengsten, auch vier hundert schützen — das sein unter einem yeden hundert fünfundsiebentzig spiesser, fünf kürisser und zwaintzig schützen — in unser dienst und besoldung aufbringen, bestellen und zufüren und inen von unserntwegen dienst und sold zum wenigsten auf drey monat nach dem tag der ersten musterung antzurechnen ... zusagen [soll] mit diser beschaidenhait, wo wir irer nach ausgang solcher dreyer monat lenger nottürfftig sein, das sy uns auf unser begern umb diese hernachvolgende bestallung weiter zu dienen schuldig sein sollen ...“

Die kurfürstlich sächsische Instruktion läßt vor allem in der schwerfälligen Unordnung der einzelnen Punkte die sehr allmähliche Entstehung der ganzen Formel deutlich erkennen, in deren ältere Fassung nach und nach eine Reihe von Zusätzen, oft an recht ungeeigneter Stelle, eingefügt wurde. Die Bestimmungen können, ihrem Werden entsprechend, zwanglos in einige Hauptgruppen zusammengefaßt werden. Obenan stehen die Festsetzungen über Mannschaft, Pferde, Wägen, Dienstdauer, Sold, Musterungen, Zahlungsfristen; hierher gehören auch die Abfindungen beim An- und Abzug (Punkt 15) sowie einige Zusätze am Schluß. Es folgen die Bestimmungen über den Ersatz reisigen Schadens; weiter eine Gruppe von Disziplinarsatzungen, denen die Verpflichtung zum Gehorsam gegen den Obersten und die Rittmeister vorangestellt ist, sowie einige Strafbestimmungen; ihnen schließen sich Bestimmungen über das Vorrecht der Reiter auf den freien Markt (Lagermarkt) und die Sicherheit der Proviantzuführenden, über das Anrecht an Beute, Kriegsgefangenen, Brandschatzungs- und Sicherungsgeldern an. Schutzbriefe sind unbedingt zu respektieren. Der Reisige, der sich gegen die Artikel vergeht, wird zunächst durch den Profosen des Feldmarschalls, des obersten Befehlshabers der Reisigen, festgenommen und sodann nach dem freien Er-

messen des obersten Feldhauptmanns bestraft. In Punkt 4 der Instruktion (Heerwagen betr.) ist die Zahl VII ohne Zweifel durch XII zu ersetzen; die Zahlen V und X werden häufig verwechselt.

Schon König Maximilian I. hatte am 24. 5. 1498 — wohl nach dem Muster der Ordonnanzkompanien Karls des Kühnen von Burgund — in ähnlicher Weise eine Instruktion erlassen über die Aufstellung von 100 Kürissern, von denen sich jeder „selbsieben" beritten zu halten hatte; dazu kam noch ein Trabant (ein Fußknecht) im eigenen Solde jedes Kürissers (Meynert, Gesch. d. österr. Armee Bd. 2).

Bei der Aufbringung der Reiter lassen sich noch lange Zeit die althergebrachten Formen der Feudalität erkennen; wir treffen daher im gleichen Reiterhaufen verschiedene Gattungen von Reitern, dem Ritter mit seinem Gefolge aus früherer Zeit entsprechend. Die Hauptmasse der Reiter bildeten die Spießer, aus denen sich die Kürisser heraushoben durch ihre volle Rüstung und die gleichfalls geschützten Hengste. In geringerer Zahl waren die leichter gerüsteten Schützen vertreten. Der immer noch feudale Charakter der Reiterwaffe zeigt sich auch in der Bestimmung der kursächsischen Instruktion (Punkt 13), daß keiner vom Adel nur seine Knechte schicken dürfe, sondern entweder selbst reiten oder sich durch einen andern Edelmann vertreten lassen müsse.

Da die Soldtruppen unmittelbar vor Ausbruch eines Krieges jedesmal erst aufgebracht werden mußten, kann wohl von einer ganz besonders trefflichen Ausbildung der sächsischen Reiterei nicht gesprochen werden, wie dies in Sp. 2378 des M. W. Bl. geschehen ist. Ferner kann der Satz (Sp. 2378): „Die Kriegsrüstungen wurden in gesteigertem Maße fortgesetzt" zu der unrichtigen Vorstellung führen, daß nach dem Jahre 1530 Heere in immer steigender Zahl ständig versammelt gewesen seien. Nirgends noch im deutschen Reiche gab es stehende Heere, und die hohen Kosten, die ein Soldheer allmonatlich verschlang, forderten gebieterisch, die Truppen keinen Tag länger unter den Fahnen zu halten, als der Krieg erheischte. Nach wenigen Wochen und Monaten wurden die Heere regelmäßig wieder abgedankt. Nur sehr schwache Abteilungen, die etwa in den Zeiten zwischen den eigentlichen Feldzügen, besonders über den Winter, zum Grenzschutze notwendig waren, blieben längere Zeit unter den Waffen.

Weshalb in Sp. 2382 die Heerwagen als Heuwagen bezeichnet werden, ist unklar. Solche Wagen führten Kriegsausrüstung, Gepäck und Proviant, sicher aber kein Heu, da man im Bedarfsfalle unbedenklich zur Grünfütterung schritt. Wünschenswert wäre die Bekanntgabe des Aufbewahrungsortes der mitgeteilten Urkunde gewesen.

Zum Vergleiche mit der kursächsischen Instruktion soll hier die etwas ausführlichere Beilage zu der oben erwähnten Bestallung des Markgrafen Albrecht Alcibiades folgen. Sie findet sich in der Handschriftensammlung der k. Armeebibliothek zu München in einem Formelbuche, das ein

Amberger, Martinus Beckh, im Jahre 1582 zusammengeschrieben hat (Bl. 111 bis 118). Nach der Angabe bei Jähns, Gesch. d. Kriegswissenschftn. 1, 534 zu schließen, dürfte sich die Sammlung auf den aus dem Jahre 1558 stammenden cod. germ. 134 der Heidelberger Bibl. stützen. Vielleicht verbirgt sich überdies unter dem latinisierten Namen Pistorius der Hs. 10897 der k. k. Hofbibl. zu Wien unser Amberger Beckh. In der Bestallung des Markgrafen vom 18. 6. 1546 wird die Beilage mit den Worten erwähnt: „nach laut und inhalt der verzeichnus und artickel, so wir gedachtem unserm Oheim und Fürsten Markgraf Albrechten hiebey undter unserm Sekret verfertigt zustellen lassen". Bei Voigt a. a. O. ist zu Anfang des letzten Viertels der Bestallung eine Zeile ausgefallen, die etwa ergänzt werden könnte wie folgt: [. . . Markgraf Albrechten] verglichen haben. Dagegen wollen uns unser Oheim und Fürst Markgraf Albrecht [und die gedachten seiner lieb untergebene Raisigen . . .].

„Bestallung und verzeichnus stats und Artickel Marggraff Albrechten über 2000 geruster pferdt.

Erstlich soll [uns] unser Oheim und Fürst Marggraff Albrecht bis in die 2000 guter gerüster gemusterter reisiger reuter und pferdt zueführen, darunder sollen 1600 spiesser und under denselbigen ufs wenigst 100 kürisser mit jren guten gantzen berschen, wolbedeckten staline glider (!) und verdeckten Hengsten, auch 400 schützen [sein], daz do sindt:

75 spiesser, 5 kürisser, 20 schützen.

2. Item die spiesser sollen mit jren guten helmliener und hauptharnischen, die wol schließen und gute viesir haben, mit guten steline kragen, armzeugen, rückhen und krebs, schurtz, knieling oder knie krepsen oder an stat der armzeugen starcke pantzererbel mit steline buckeln, lang Handtschuch, lange Kregen mit langen Axeln gerüst sein.

3. Die schützen sollen mit jren guten pferdten, schweinspießen, feuerbüxen, die mit ihrer aller notturfft und starcken schussen gevast sindt, und mit jren schützenerbelkragen, rücken, krepsen, handtschuchen und wolbedeckten hauben versehen sein.

4. Desgleichen uf zway tausent pferdt soll gedachter unser Oheim haben 600 gulden taffelgelt und uf 16 trabanten jedem monatlich zehen gulden bezalt werden.

5. Auch soll er seinem (?) auff jedes 1000 pferdt einen leutenampt haben, dem monatlich 100 gulden amptshalber sollen bezalt werden.

6. Und von einem jedem gemusterten raisigen pferdt 1 gulden für den hauptman oder rittmeister besoldung, macht uf 2000 pferdt 2000 gulden und soll allwegen uf 100 pferdt 1 trabanten daz ist uf 2000 pferdt 20 trabanten und jder soll monatlich mit 8 gulden underhalten werden.

7. Item einem jedem rottmeister von einem jedem gemusterten pferdt $^{1}/_{2}$ gulden, daz macht von 50 pferdten 25 gulden, neben seiner gemusterten besoldung.

8. Item es soll ein jeder rottmeister, einer nach dem andern, mit seinen funfzig pferdten im musterregister geschriben steen.

9. Item uber 2000 pferdt sollen 4 fannen mit 2 schützenfenlein gehalten und ein jeder [Fähndrich] amptshalber monatlich mit 24 gulden bezalt werden.

10. Item uber 400 schützen und solchen 2000 pferdt sollen 2 hauptleuth gehalten werden und jeder hauptman oder bevelchshaber monatlich mit 50 gulden bezalt werden; macht 100 gulden.

11. Item uber 2000 pferdt 2 futermeister, 2 wahmeister, 2 prouiantmeister, 1 leibartzt und zwen wundartzt gehalten, und jedem 40 guldten monatlich.

12. Item uber 2000 pferdt 2 caplan, 2 vorierer, 2 schreiber, 16 trummeter, 2 keslpaucker mit doppelsoldt monatlich bezalt werden.

13. Item uber 2000 pferdt 20 huefschmidt, dem jedem neben seiner uf ein pferdt und rüstung gemusterter besoldung 1 monat 12 gulden bezalt werden soll.

14. Item uf ein jden kürisser, der mit seinem gantzen küris, starken hengst, gute perschen oder wolbedeckten steline glider (!) gerüst in der musterung vor ein solchen gut werden, monatlich 24 gulden geraicht werden.

15. Item uf ein jedes wolgerüsts in der musterung gut gemacht pferdt, so in der gebier raisig gerüst, einem jedem soll monatlich 12 gulden geraicht werden und — ob einer oder mer — als uf 5 pferdt mit mer denn 1 bueb gemustert werden.

16. Item uf 12 gemustert und gut gemacht pferdt soll 1 troß- oder potenpferdt — daz ist daz 13. pferdt — sampt dem boten bestellt und monatlich mit 6 gulden bezalt werden, welchs pferdt und bott in der zwelfften zall nit begriffen sein, sonder die 13. statt ausfüllen soll.

17. Und uf 12 pferdt soll in der musterung gut werden ein gueter wagen mit 4 pferdten und aller seiner zugehorung, so alles gut, wolgerüst bestelt und versehen in der musterung befunden und gut werden soll; darauf monatlich 24 gulden; und wo einer oder mer sein gebier und anzal von guten wagenpferdten und aller zugehorung nit hete, soll jm der gebier nach abgezogen werden; wo es sich aber begeben würde, daz eins oder mer aus den 4 gemusterten wagenpferdten erlege, dieselben sollen zu fürderlichsten nach andern trachten und hierin kein gefahr brauchen; und wo eins oder mehr gemustert raisiges oder troßpferdt, so zuuor gut gemacht worden, eingespandt betreten, soll er solchs verwirckt haben und darzue an der bezalung abgezogen werden.

18. Item ob under solchen raisigen einer oder mer kranckh wirt, jre gerüste und zuuor gemusterte pferdt noch haben, die sollen monatlichen, wie die in der musterung passiert, desgleichen die gefangen, so fern sie nach kriegsbrauch in unserm dienst darnieder geworfen, underhalten, besoldt und bezalt werden, doch soll der kranckhe uber aintzige

harnisch und pferdt, sie sein gesund oder kranckh, durch die musterung gefürt und hierjnen kein betrug gebraucht werden.

19. Item es soll auch disen raisigen von jren heuslichen wohnungen aus bis zue der musterung uf jdes gerüst und in der musterung gut gemacht pferdt tag und nacht 24 kreutzer gegeben werden.

20. Item uf ein jedes gerüst und in der musterung gut gemacht pferdt in wagen 48 kreutzer vor jr anrithgelt bezalt werden; und jnen 4 tag zue ziehen und den 5. still ligen erlaubt sein und eines jeden ziehenden tags 4 meil wegs zue raisen oder ziehen schuldig sein, auch nach kriegsbrauch.

21. Item den reutern sollen nach geschehener musterung alsbaldt uf dem blatz jre in der musterung gut gemachte besoldung angeen, daz anrithgelt abgerechnet, und mitsampt ein gantzer monatsoldt alsbaldt und hernach monatlich bezalt werden, den monat zu 30 tagen, die sie den monat zu dienen schuldig sein; und wo daz gelt ungeverlich 15 oder 16 tag verblibe und nit gleich also do were, sollen sie gedult tragen und nicht desto weniger alles das thun, das raisigen erlichen kriegsleuten wol ansteet und ob sichs (!) zu rechter zeit entpfangen hetten.

22. Item alle gemelte raisige [mit jren?] pferdten sollen uns alle wider alle unsere feindt und alle jre helffer in allweg, niemants ausgenomen, zu dienen schuldig und verpflicht sein.

23. Item es sollen gemelte reuter uns 3 monat lang zu dienen schweren, doch also, wenn die bestimpte monat aus sindt und wir jr lenger oder weiters nottürfftig sein würden, das sie uns umb jre vorige besoldung lenger zu dienen und sich nach unserm geuallen gebrauchen zelassen schuldig sein sollen, one widerung, auspflicht (!) oder einiges verhindern und on alle gefecht.

24. Und wo gedachte raisigen mit jrer zugehör nach jrem anritt noch inerhalb und vor ausgang der dreien monaten geurlaubt werden, als nemblich im ersten oder andern monat nach erscheinuug wenig oder vil tagen, sollen zu 3 monaten volkumblich bezalt werden und der abzug darinen begriffen und vergniegt sein; wo sie aber dritthalb monat dieneten, soll jnen ½ monat über die 3 monat gegeben werden, daz macht ein gantzen monat vor den abzug; so sie aber 3 monat dieneten oder lenger, soll es zu uns steen, jnen uf dem platz, do man sie urlauben wirt, bis zu eins jeden orts, da er angeriten, entrichten und bezalen zu lassen wie den anritt. Doch sollen solche reuterrottmeister bey jrer pflicht den jren abrit in schriften zu ubergeben schuldig sein.

25. Und wo einer oder mer under disen raisigen in unsern legern oder sonsten in unserm dienst etwas horete, daz uns und unser wolfarten zum nachteil reichen mochte, oder sonsten argwonige leuthe sehe oder vernemme, der soll solchs von stund an seinem rottmeister, hauptman und so fortan seinem obersten und volgends in unserm abwesen dem obersten veldthauptman anzeigen; wo aber einer oder mer solchs nit thaten, die sollen alsdann an leib und leben on alle genad gestrafft werden.

26. Item sie sollen auch uns und unsere freundsverwanten, underthanen und zugehörigen, wo oder wer die sein, niemants ausgenommen, im an- und abzug und sonsten in keinerley weg beschedigen, sonder jederman guttwillig bezalen, bis daz sie gegen unsern feindten zu feldt ligen, alsdann mogen sie fütrung suchen und gebrauchen; doch sollen sie von den wirten uber die gebür nit beschwert werden.

27. Item so der oberst oder veldthauptman von den feindten durch obgemelt unser reutter einer oder mer nidergelegt, gefangen oder erobert wurden, sollen dieselben mit jren [. . . . ?] ze unsern oder des handen, denen wir solchs beuelchen, gestelt werden; wo aber außerhalb der obersten oder veldthauptleuth andere personen gefangen würden, die mag ein jeder, der sie niderwirft, schetzen und damit nach seinem geuallen handln; doch sollen sie die gefangen von stundan oder uns oder unserm obersten veldthauptman anzeigen, und auch one sein wissen und verwilligung nit ledig gegeben werden.

28. Item stedt, schlosser, dörffer, fleckhen, läut, auch waz von großen geschütz und desselbigen munition darin erobert werden, sollen uns zusteen, volgen und bleiben, und sollen dieselben eroberten und gehuldigten, auch ufgenommen stedt, schlosser, dorfer, fleckhen und leuth, nach dem sie aufgenommen sindt, weiter nit beschediget oder gebrandtschatzt werden; aber andere gewunen hab haben sie preis und sollen jnen bleiben und keiner den andern von seiner gewunen hab treiben oder tringen.

29. Item die rottmeister oder beuelchshaber sampt seinen beuolhenen reittern sollen sich nach unser oder, wen wir an unser stat darzu verordnen werden, oder desselbigen beuelchhaber anschicken und gebieten mit jren pferdten, wegen und in alle andere weg gehorsamblich halten, sich willig zu und von den feindten in allen sachen, samptlich und sonderlich, gebrauchen lassen und on erlauben mit jren fannen, auch rottenweis, noch sonsten in andere weg aus der ordnung und dem lager nit reiten, noch die wägen füren lassen, sonder ein jeder bleiben, wie einer geordnet ist und sich in allem, wie erlichen, getrewen kriegsleuten gegen jren herren und obersten zustet und gebiert, halten.

30. Item dieweil villerley nation zu ros und fus zusamen kommen, derwegen und vilmer aus geringen ursachen sich bis zeiten unwillen zutragen mochte, solchs zu verhieten, soll kein nation die andere in einer sachen mit worten und werckhen schmehen oder stumpfieren bey leibstraff; sunder wo ein nation gegen die andern beschwert, ordenliche sprach und forderung zu haben vermeint, sollen dieselben bey der oberkeit gesucht werden; auch einer dem andern seine gefangene oder gewunen leuth und beuth mit gewalt oder sonsten nit entpfrembden, sonder sollen sie jrer irrung und uneinigkeit, so sich derwegen zutragen mochte, durch jre obersten und derselbigen rottmeister entledigen und entscheiden lassen.

31. Item sie sollen auch in keinen weg oder sonsten geistlich oder weltlich personen nicht furnemen, noch einer dem andern gestatten; und nachdem sich hieuor mer mit der bezalung des kriegsvolcks zugetragen als von wegen der müntz, aber solchem vorzukommen, wollen wir daran sein und beuelch thun, daz hinfort ein jeden gulden reinisch in müntz 15 batzen in allerley geldt oder müntz, wie die an ortten und in den legern, do die bezalung geschehen soll, ganghaft sein wirt, entrichten. (!)

32. Item wo wir ander unser geraisigen in jren bestallungen der oberlendischen reuter teutscher nation etwas mer raichen würden, soll solches disen raisigen auch gebüren und jnen geraicht werden.

33. Und wo wir oder unsere verordnete hauptleuth und obersten eine oder mer personen, stadt, fleckhen, merckh oder dorffer, weiler oder häuser, hof oder andere mit postparten, salua guardj, freyheiten oder ander begnadungen und versicherung versehen, soll niemant wider dieselbigen thun in keinerley weis, bei verlierung leibs und guts.

34. Und nachdem gedachter unser lieber Oheim und Fürst Marggraft Albrecht zu Brandenburg uns in unser bestallung und dienst 3500 gerüster pferdt uf den musterplatz um die hier vorgehende besoldung zu bringen versprochen, darumben den Hochgeboren fürsten unsern lieben vettern Maximilian Ertzhertzogen zu Österreich nach der ersten musterung und bezalung 1500 pferdt frey ledig volgen und uf ein besonder bestallung, derwegen von uns aufgericht, zugestellt werden sollen, dogegen versprechen wir bey unsern waren worten, daz dieselbigen pferdt in aller mas wie dann Marggraffs Albrechts reuter mit allen punkten und artickeln, nichts ausgenommen, gleichmeßig gehalten werden sollen; und dis zu urkundt." Hier bricht der Schreiber ab.

Aus der Bestallungsbeilage lassen sich die Kosten des kaiserlichen Regiments von 2000 Reisigen für einen Monat berechnen wie folgt:

1	Oberst	600	fl. Tafelgeld
16	Trabanten	160	„
2	[Oberst-] Leutnants	200	„
20	Hauptleute	2 000	„
20	Trabanten	160	„
40	Rottmeister	1 000	„
	Mannschaftssold	480	„
6	Fähndriche	144	„
2	Schützenhauptleute = Rumormeister	100	„
2	Futtermeister		
2	Wachtmeister		
2	Proviantmeister	360	„
1	Leibarzt		
2	Wundärzte		
		Sa.: 5204	fl.

		Übertrag	5 204 fl.
	2	Kapläne	576 „
	2	Furiere	
	2	Schreiber	
	16	Trompeter	
	2	Kesselpauker	
	20	Hufschmiede	240 „
		Mannschaftssold . .	240 „
	100	Kürisser	2 400 „
	1840	Spießer u. Schützen	22 080 „ [2000 — (100 + 40 + 20)]
	400	Buben	4 800 „
etwa	167	Boten u. Botenpferde	1 000 „
etwa		666 Wagenpferde .	4 000 „
dazu	333	Wagenknechte	
		Sa.	40 540 fl.

Paetel, Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen (1897) S. 62, hält das Schützenfähnlein eines Landsknechtsregiments für den männlichen Teil des Trosses. Die Vermutung findet hier ihre Bestätigung unter Erweiterung dieser Einrichtung auch für ein Reiterregiment. Die gering bezahlten zwei Schützenhauptleute der Beilage sind identisch mit den zwei Rumormeistern der Bestallung (Voigt a. a. O.). Auf Märschen und im Gefecht bildeten die 400 Buben zwei Fähnlein unter den beiden Hauptleuten — Schützen hier etwa im Sinne der Furierschützen. Damit ergibt sich auch für die Einteilung des Reiterregiments selbst ein wesentlich vereinfachtes, klareres Bild. Es zerfällt in vier Unterabteilungen: „Fahnen" (Punkt 9 der Beilage); über je 100 Reisige ist ein Hauptmann (Rittmeister) gesetzt. Jede Fahne umfaßte sowohl Kürisser als Spießer und Schützen; diese — die berittenen Schützen in der Front — führten den Schweinsspieß neben der Feuerbüchse (Punkt 3 der Beilage). Es ist bemerkenswert, daß somit das ganze Reiterregiment lange Stangenwaffen — Reiterlanzen und Schweinsspieße — führte, was auch Paetel (a. a. O. S. 37) besonders betont.

Nichts Neues unter der Sonne! Daher mag es nicht ganz ohne Nutzen sein, hier und da einmal den Blick nach rückwärts schweifen zu lassen, um im Vollgefühl des von der Gegenwart Errungenen die Einrichtungen längst vergangener Jahrhunderte nicht ganz aus dem Auge zu verlieren. Denn das Bestehende ist durch zahllose Fäden mit der Vergangenheit verknüpft.

REZENSIONEN

L. K. Goetz, Staat und Kirche in Altrußland. Kiever Periode 988—1240. Berlin, Alex. Duncker, 1908 (VIII, 214 S.). M. 7,—.

Der Geschichte des Kiever Höhlenklosters (1904) und den in Bd. IV, S. 372ff. besprochenen Kirchenrechtlichen und kulturgeschichtlichen Denkmälern Altrußlands (1905) schließt sich diese systematische Darstellung des Verhältnisses der beiden Hauptfaktoren im mittelalterlichen Volksleben Rußlands an. Das Interesse der Frage liegt darin, daß die russische Kirche, obwohl ein Ableger der byzantinischen, deren Kirchenrecht sie überkam, doch in kirchenpolitischer Hinsicht sich eigenartig entwickelt hat: dem zentralisierten Kaiserstaat der Rhomäer mit seiner ebenso zentralisierten kirchlichen Verwaltung trat bei den Rhos das System der Teilfürsten gegenüber, unter denen der Großfürst von Kiev nur primus inter pares und keineswegs immer der mächtigste war. Das bedingt auch eine kirchliche Dezentralisation: dem vom Patriarchen von Byzanz entsandten Metropoliten, der meist ein volksfremder Grieche war, stehen die vielfach von den Teilfürsten (und den Bojaren) erwählten Bischöfe aus dem eignen Volk gegenüber. Sie werden wohl nach Kiev zu Großfürst und Metropolit gesandt „zum Bischofsamt", d. h. um die staatliche Anerkennung und die kirchliche Weihe zu empfangen; aber das ist oft nur Formsache. Mächtige Teilfürsten, wie die von Rostov - Suzdal seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, fragen wenig nach Großfürst und Metropolit; ja sie erstreben, wenn auch vergeblich, kirchliche Selbständigkeit, d. h. Anerkennung eines autokephalen Erzbistums durch den Patriarchen. „Die jeweilige Bildung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat im vormongolischen Rußland war weniger eine Rechts- als eine Machtfrage" (S. 131).

Unter diesen Umständen wäre es wohl praktischer gewesen, der Darstellung einen geschichtlichen Aufriß statt einer systematischen Behandlung zu geben. G. macht nach einer kurzen Einleitung 5 Abschnitte: 1. Allgemeine Voraussetzungen für die Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche in Altrußland, 2. Der weltliche Faktor des Verh. v. St. u. K. in Altr., 3. Die geistlichen Faktoren des Verh. v. St. u. K. in Altr. (d. h. Patriarch, Metropolit, Diözesanbischöfe, Klostergeistlichkeit), 4. Sicherstellung der Kirche durch den Staat (d. h. Dotierung und An-

erkennung der geistlichen Jurisdiktion), 5. Einfluß der republikanischen Verfassung auf die Gestaltung des Verh. v. St. u. K. in Altr. (d. h. die besonderen Verhältnisse Novgorods). Den Beschluß macht ein literarkritischer Exkurs über ein in doppelter Rezension überliefertes Patriarchalschreiben des Lukas Chrysoberges v. J. 1162. Schon dieser Aufriß zeigt eine gewisse Umständlichkeit; ihm ist es, neben dem Mangel an Quellen, zuzuschreiben, daß so störend viele Wiederholungen begegnen: dreimal lesen wir von dem Eidschwur, den Tod des Fürsten Svjatoslav von Černigov zu verheimlichen (S. 34, 119, 126), ebensooft von Olegs Weigerung, auf dem Fürstentag im Höhlenkloster zu Kiev zu erscheinen (S. 26, 105, 130), und so noch von manchem anderen. Hinter einer erzählenden Darstellung hätte mit wenigen kräftigen Strichen das Wichtige herausgehoben werden können: das wäre eindrucksvoller und kurzweiliger gewesen.

Als bemerkenswert für des Verfassers Auffassung sind 3 Punkte hervorzuheben: 1. Er sieht in dem Umstand, daß die Metropoliten mit wenig Ausnahmen Ausländer, Byzantiner, waren, ein Glück für die russische Kirche: sie waren den Fürsten gegenüber unabhängiger, sie standen oft über den Parteien. Freilich ist damals schon der finanzpolitische Gesichtspunkt geltend gemacht worden, daß so viel Geld außer Landes gehe. 2. Er betrachtet Metropoliten und Bischöfe weniger als Vertreter kirchlicher Machtansprüche denn als Repräsentanten echt christlich-sittlicher Tendenzen; sie mahnen zum Frieden, sie verhindern Blutvergießen, sie erziehen Fürsten und Volk in christlicher Sittlichkeit. Kriegerische Bischöfe, die sich als Fürsten gebärden, wie sie das Abendland kennt, fehlen hier: das hängt damit zusammen, daß der russische Episkopat sich aus dem Mönchstum rekrutiert. 3. Er hebt mit Recht auch auf seiten der Laien die religiösen Motive ihres Verhaltens, die fromme Verehrung für den Priester Gottes und für den geweihten Ort, die Sorge um das Seelenheil, die Furcht vor den ins Jenseits wirkenden Kirchenstrafen neben den ebenso zweifellos vorhandenen rein weltlich-politischen Motiven hervor. In dieser verständnisvollen Abwägung liegt die Stärke des Buches.

Endlich sei noch hingewiesen auf die kulturelle Bedeutung: die Bischöfe und die Äbte sind oft (ähnlich wie zuzeiten im Abendland) die einzigen, die mit der Feder umzugehen wissen, daher im Rate des Fürsten auch bei rein weltlichen Angelegenheiten gesucht, gern als Gesandte gebraucht. Sie sind durch die Zeremonie des Kreuzkusses Hüter der Eidestreue; gelegentlich aber sind sie es auch, die um höherer Zwecke willen vom Eide entbinden: „den Kreuzkuß auf sich nehmen“ (37, 105).

Nicht glücklich gewählt ist der Ausdruck Heiligsprechung S. 72, da die orthodoxe Kirche diesen Akt als solchen nicht kennt; es handelt sich um Aufnahme des Namens in die Diptychen (Synodikon), um Erbauung einer Kirche, um Anerkennung eines Feiertags: alles nur Legalisierung dessen, was de facto bereits besteht, nicht aber um kirchliche Zuerkennung eines himmlischen Ranges.

Noch eine Frage. Wenn die mönchischen Chronisten den Regierungsantritt eines Fürsten mit den Worten schildern: „sie setzten ihn (oder: er setzte sich) auf den Stuhl seines Großvaters und Vaters", ist das nicht biblische Reminiszenz? vgl. II. Kön. 2, 12 u. ö. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß dem eine wirkliche Zeremonie entsprach, aber nicht unbedingt sicher. Beachtung aber verdient, daß weder von Salbung noch von Krönung die Rede zu sein scheint. Vielleicht hätte es sich gelohnt, Parallelen aus dem westlichen Staatsleben mit seinen Herzögen herbeizuziehen.

v. Dobschütz.

Karl Alois Kneller, Geschichte der Kreuzwegandacht von den Anfängen bis zur völligen Ausbildung. Freiburg i. Br., Herder, 1908 (IX, 216 S.). M. 3,50.

Als Vorarbeiten, denen er viel zu verdanken sich bewußt ist, nennt der Verfasser die Schrift des Bischofs von Rottenburg P. W. v. Keppler: Die XIV Stationen des heiligen Kreuzwegs ([4]Freiburg 1904) und die Aufsätze des englischen Jesuiten Herbert Thurston in der Zeitschrift The Month, XCVI (London 1900), die dann erweitert unter dem Titel: The Stations of the Cross (London 1906) erschienen sind. Mit großem Fleiße hat nun Kneller weitere Nachrichten über die Entstehung und Entwicklung der Kreuzwegandacht aus den verschiedensten Gegenden und aus einer Menge von Büchern und Handschriften gesammelt; naturgemäß ist dabei Deutschland besonders berücksichtigt. Leider läßt nur die Gruppierung, Aneinanderreihung und Verbindung der Einzelheiten bisweilen zu wünschen übrig; die Zettelsammlung scheint noch zu sehr durch. Als Vorläufer der Kreuzwegandacht sieht Kn. mit Recht die „geistlichen Pilgerfahrten" an, Andachtsbücher, die denjenigen, welche die weite, gefährliche, teure Reise ins heilige Land nicht unternehmen konnten, Ersatz bieten sollten für eine wirkliche Wallfahrt. (Hier sei angemerkt, daß auch Luther und Melanchthon sich danach gesehnt haben, einmal nach Jerusalem reisen zu können. Vgl. Enders, Luthers Briefwechsel VIII, 231[3] und Corpus reformatorum XXV, 498). Über den niederländischen Karmeliten Jan Pascha, den Verfasser eines solchen Andachtsbuches, vgl. P. Kalkoff, Die Anfänge der Gegen-

reformation in den Niederlanden II, Halle a. S. 1904, S. 79, 106ff. — S. 13 Z. 3 v. u. lies: Propst statt Proost.

Bedauerlich ist, was der gelehrte Verfasser S. 79f. über die „neue Auffassung des Leidens Christi", die die „Glaubensneuerung" gebracht haben soll, schreibt. Die wenigen Zeilen zeugen von einer schlimmen Verständnislosigkeit den religiösen Triebkräften der Reformation gegenüber. Das erklärt sich indes einigermaßen, wenn man liest, aus welcher Literatur er schöpft. Glücklicherweise fangen ja jetzt andere katholische Forscher an, auf dem Wege des Quellenstudiums in die Reformationsgeschichte einzudringen und sich zutreffendere Urteile anzueignen. Umgekehrt müssen freilich auch die protestantischen Historiker sich viel mehr als bisher besonders in die katholische Volksfrömmigkeit vertiefen und werden darum an diesem tüchtigen Buche, das das Aufkommen und die Verbreitung einer der wichtigsten neueren Volksandachten schildert, nicht vorübergehen dürfen. O. Clemen.

Karl Künstle, Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz. Nebst einem Exkurs über die Jakobslegende. Im Zusammenhang mit neueren Gemäldefunden aus dem badischen Oberland untersucht. Mit einer farbigen und sechs schwarzen Tafeln sowie 17 Textabbildungen. Freiburg i. Br., Herder, 1908 (VIII, 116 S.). M. 7,—.

Im Laufe der letzten Jahre sind einige Wandmalereien in Kirchen des badischen Oberlandes bloßgelegt worden, die dem Verfasser den Satz neu zu bestätigen scheinen, daß, je mehr das Dunkel sich lichtet, das über der Malerei des 15. Jahrhunderts am Oberrhein liegt, desto deutlicher Konstanz und die Bodenseegegend als großes Kunstzentrum in den Vordergrund treten (S. 3). Speziell die Wandgemälde in der St. Jodokuskapelle in Überlingen am See haben ihn nun zu weiteren Forschungen und Untersuchungen angeregt. Er hat erstens die Legende von den Jakobspilgern (dem „Galgenwunder") in der mittelalterlichen Erbauungsliteratur und in der bildenden Kunst des Mittelalters verfolgt, und er ist zweitens ebenso der Legende von den drei Lebenden und den drei Toten nachgegangen. Sie beruht auf dem Spruch der Toten an die Lebenden: „Was ihr seid, das waren wir; was wir sind, das werdet ihr", für den Künstle, da er ihn weder in der heidnischen noch in der frühchristlichen Sepulkralsprache hat nachweisen können, Herkunft aus der arabischen Spruchpoesie vermutet. Der Hauptwert des von souveräner Beherrschung des zum Teil sehr verstreuten und versteckten Materials zeugenden Buches aber liegt in dem letzten Teile, in dem Künstle, nachdem er die bisherigen Erklärungen des Ursprungs der Totentänze an-

geführt und kritisiert hat, zeigt, daß diese aus den bildlichen Darstellungen jener Legende sich entwickelt haben. Damit scheint in der Tat das Rätsel, um das sich schon so viele Gelehrte bemüht haben, gelöst zu sein. — Zu S. 108 Tänze auf den Kirchhöfen, vgl. noch H. Siebert, Das Tanzwunder zu Kölbigk und der Bernburger Heil'ge Christ, Leipzig 1902.

O. Clemen.

Joseph Seitz, Die Verehrung des hl. Joseph in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zum Konzil von Trient dargestellt. Freiburg i. Br., Herder, 1908 (XVII, 388 S.). M. 7,50.

Die Verehrung des hl. Joseph nimmt gegenwärtig in der katholischen Kirche einen ziemlich breiten Raum ein. Während sie lange mit der Marienverehrung zusammenhing, kommt ihr jetzt selbständige Bedeutung zu. Der hl. Joseph folgt in der himmlischen Hierarchie direkt auf Maria mit dem Vorrang vor allen übrigen Heiligen. Und doch ist dieser Kultus verhältnismäßig neu. Erst im endenden Mittelalter (infolge einer besonders von dem berühmten Kanzler der Pariser Universität Jean Gerson eingeleiteten Agitation) hat er in der Liturgie der Kirche und in der Volksfrömmigkeit tiefere Wurzeln geschlagen und allgemeine Verbreitung gefunden. Während wir über die Entwicklung und die verschiedenen Ausdrucksformen der Marienverehrung eine Fülle eindringender Untersuchungen haben und auch über den Kultus der hl. Anna genügend Licht verbreitet ist (vgl. zuletzt A. O. Meyer, Studien zur Vorgeschichte der Reformation, aus schlesischen Quellen, München und Berlin 1903, S. 40ff.), besaßen wir bisher über die Entwicklung der Josephsverehrung nur einige mehr oder weniger skizzenhafte Vorarbeiten. Jetzt hat Seitz den Stoff zunächst bis zum Tridentinum in jeder Richtung durchforscht und verarbeitet. Ein besonderer Vorzug seines Buches ist es, daß er die wissenschaftliche Theologie, die Predigt- und Erbauungsliteratur, die Liturgie, die Volksfrömmigkeit und die Kunst gleichmäßig berücksichtigt. In den Abschnitten, in denen S. der Darstellung des hl. Joseph in der Kunst nachgeht, erhalten wir auch wertvolle Beiträge zur Ikonographie der Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu. Nur zur Vervollständigung der Literaturangaben weise ich noch auf die Zusammenstellung von Literatur über Weihnachten in der bildenden Kunst in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche XXI (1908), 47 hin. Anerkennung verdient auch das ehrliche Bestreben des Verfassers, Geschichte und Legende gegeneinander abzugrenzen, zuverlässige und zweifelhafte Überlieferung auseinanderzuhalten.

Daß auch die sogenannte Vorgeschichte des Matthäus- und Lukasevangeliums lediglich Legende enthält, diese Erkenntnis ist dem Verfasser (Priester der Diözese Eichstätt) freilich verborgen geblieben. Aber kein verständiger Leser wird sich daran stoßen. Sehr gut ausgewählt, und wenn auch in kleinem Maßstabe, so doch klar und scharf wiedergegeben sind die 80 Abbildungen auf 12 Tafeln. — Zu der seltsamen Aachener Reliquie der Josephshosen S. 188 vgl. E. Teichmann, Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins XXII, 162—170 und XXVI, 389f. Interessant ist, daß Joh. Eck als Pfarrer von U. L. Frau zu Ingolstadt gegen das Auftreten Josephs als komische Figur im Weichnachtsspiel protestiert („Et non habeatur Joseph omnino aut saltem honestiori modo, scilicet quod non condiat pulmentum, ne ecclesia dei irrideatur"), vgl. Joseph Greving, Johann Ecks Pfarrbuch für U. L. Frau in Ingolstadt, Münster i. W. 1908, S. 132f.

O. Clemen.

Joseph Schmidlin, Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege nach den bischöflichen Diözesanberichten an den Heiligen Stuhl. Erster Teil: Österreich. (= Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeben von L. Pastor VII 1 u. 2). Freiburg i. Br., Herder, 1908 (LXVI, 187 S.). M. 6,—.

An dem Werke, das Schmidlin mit großer Energie und großem Geschick in Angriff genommen hat, ist zweierlei besonders bedeutsam. Erstens fördert er ein außerordentlich wertvolles Quellenmaterial zutage, das bisher so gut wie verschüttet war. Es handelt sich um die im römischen Konzilsarchiv in fast lückenloser Vollständigkeit erhaltenen Relationes status ecclesiarum oder Bistumsberichte, welche die deutschen Bischöfe gleich den übrigen des katholischen Erdkreises auf Grund einer Bulle Sixtus' V. von 1585 dem Papste bzw. der Konzilskongregation alle vier Jahre einzureichen hatten. Unter diesen Berichten sind, wenigstens vom Standpunkte der deutschen Geschichte aus, die ältesten (bis zum Dreißigjährigen Kriege) die wichtigsten. Sie verbreiten helles Licht „über die zwei Hauptaktionen dieses Zeitabschnittes, die katholische Restauration (gegenüber dem Protestantismus) und Reform (von Volk und Klerus)" Schmidlins Arbeit ist in Anpassung an das Quellenmaterial nach Bistümern disponiert. Zuerst hat er die österreichischen vorgenommen.

Zweitens ist folgendes an dieser Veröffentlichung bedeutsam. Die Bistumsberichte übertreffen an Wert vielfach die Nuntiaturberichte. Diese werden bekanntlich verbotenus von den römischen Instituten ediert. Schmidlin und mit ihm offenbar der Herausgeber der „Erläuterungen und Ergänzungen“ bekennen sich zu der Meinung, daß der „Nutzen zum Raum-, Zeit- und Kostenaufwand in keinem Verhältnis steht“. „Es ist Tatsache, daß die Nuntiaturberichte trotz des auf sie verwandten großen Fleißes bei weitem nicht ihrer Bedeutung nach gewürdigt und verwertet werden; es ist ihnen bis heute nicht gelungen, eine breitere Lesewelt zu gewinnen, und selbst der Forscher greift in der Regel nur dann zu diesen wissenschaftlich doch so mustergültigen Fundgruben, wenn er für seine Spezialfragen etwas nachschlagen muß.“ Es tut wohl, das einmal so freimütig ausgesprochen zu finden. Dasselbe gilt nun aber mutatis mutandis auch von anderen vielbändigen Publikationen, in denen eine Unmenge von Gelehrtenfleiß, von Zeit und Geld steckt. Wer weiß, ob, wenn sie endlich abgeschlossen sind, die Interessen der Gelehrtenwelt dann sich nicht schon längst anderen Zielen zugewandt haben! — Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Schmidlin nicht darauf verfallen ist, die Bistumsberichte verbotenus oder auch nur in Auszügen abzudrucken, sondern sogleich zur Verarbeitung und Nutzbarmachung geschritten ist. Diese beschränkt sich im wesentlichen darauf, daß er den Inhalt der Briefe mit schonender Hand geordnet und in eine lesbare Form gebracht hat. Dabei hat er sich möglichst an die Vorlage gehalten und den Darstellungen ihr eigentümliches Kolorit belassen. Die „minder wichtigen Details der Relationen“ — es sind aber sehr interessante Einzelheiten zur Wirtschafts-, Kultus-, Kunst- und Lokalkirchen- und Schulgeschichte darunter — nebst den Ergänzungen aus anderen Archivalien und Erläuterungen aus der in reicher Fülle herangezogenen Literatur sind in die Anmerkungen verwiesen.

O. Clemen.

L. Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage in der Zeit vom Prager Frieden bis zum Nürnberger Friedensexekutionshauptrezeß 1635—1650. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, herausgegeben von H. Grauert, V, 2. 3) Freiburg i. B., Herder, 1906 (XXIII u. 215 S.). M. 5,—.

Die vorliegende Arbeit hat ein doppeltes Verdienst. Sie zeigt, wie sehr man sich vor allgemeinen Urteilen über ganze Gruppen von Menschen, in diesem Falle die Jesuiten, hüten muß, und sie

liefert einen sehr wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Flugschriftenliteratur des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges. In jener Hinsicht ist das Hauptergebnis des Buches, daß von einer irgendwie einheitlichen politischen Haltung der Jesuiten in dieser Zeit nicht die Rede sein kann. Der Verfasser gibt unumwunden zu, daß sich einzelne Jesuiten damals in die Politik eingemischt haben, — sie unterschieden sich darin allerdings nicht von anderen Theologen, auch den protestantischen —, aber er weist jeden Gedanken an eine bestimmte politische Stellungnahme des Jesuiten*ordens* zurück. Tatsächlich zeigt seine Untersuchung in unwiderleglicher Weise, daß die Jesuiten, die in jenen Jahren politisch hervortraten, ganz verschiedenen politischen Richtungen angehört haben. Während die Dillinger, deren Führer Heinrich Wangnereck war, sich den katholischen Ultras, den „Extremisten" bei den Friedensverhandlungen anschlossen, machten die Wiener Theologen, unter denen allerdings die Jesuiten nicht völlig die Führung hatten, die versöhnliche Politik des kaiserlichen Hofes mit. In München richteten sich die Jesuiten, an ihrer Spitze der Beichtvater Maximilians I., Johann Vervaux, ganz nach den Wünschen des Hofes und verzichteten auf eine eigene Politik, in Mainz waren verschiedene Richtungen vertreten, in Münster selbst herrschten wieder mehr die Extremisten vor. Die Leitung des Ordens mischte sich erst kurz vor dem Abschluß des Friedens ein, als die publizistische Tätigkeit einiger Ordensmitglieder zu Unannehmlichkeiten geführt hatte. Sie suchte nun jede weitere Einmischung ihrer Untergebenen in die politischen Angelegenheiten zu hindern, geriet dadurch allerdings in Gegensatz zur Kurie und zu dem Nuntius in Münster Fabio Chigi, die nur den Vorkämpfern des Friedens den Mund verbieten wollten.

Die Waffe beider Parteien war die Feder. Wir erleben das Schauspiel, daß die Mitglieder des Ordens, vor allem Wangnereck und Vervaux, sich unter dem Deckmantel der Anonymität in der heftigsten Weise befehden. Die genauere Untersuchung dieser Streitschriftenliteratur auf Verfasserschaft, Entstehungsweise, Verbreitung und Wirkungen bildet das zweite Verdienst des Verfassers. Dieser Aufgabe widmet er auch noch 7 eingehende Exkurse. Im Anhang bringt er außerdem 14 der wichtigsten benutzten Aktenstücke zum Abdruck, denn seine Arbeit beruht auf eingehenden archivalischen Studien, vor allem in Rom und München, wie sie überhaupt den Eindruck größter Gründlichkeit und Zuverlässigkeit macht. Sie wird für jeden unentbehrlich sein, der sich über die Gegensätze unterrichten will, die innerhalb der katholischen Partei in der Zeit der westfälischen Friedensverhandlungen herrschten.

G. Mentz.

Paul Herre, Barbara Blomberg, die Geliebte Kaiser Karls V. und Mutter Don Juans de Austria. Ein Kulturbild des 16. Jahrhunderts. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1909 (V, 160 S.). M. 3,60.

Es ist ohne Zweifel ein interessantes Kulturbild, das H. hier auf Grund äußerst fleißiger Forschung zeichnet, aber neben dem kulturgeschichtlichen Moment tritt in diesem Lebensbild doch auch ein sehr stark individueller, persönlicher Zug hervor. Es handelt sich bei der Heldin des Buches, der von jeher mit Interesse betrachteten Mutter Don Juans de Austria, um keine edel anmutende Persönlichkeit, sondern um eine leichtfertig und abenteuerlich angelegte Frau mit scharf ausgeprägten bestimmten Charakterzügen, die wohl einen allgemeinen, höchst unsympathischen Typus der Gattung Weib — „ein fürchterliches Geschöpf", sagte mit Beziehung auf Barbara Gabriel Zayas, „ist eine zügellose Frau" — verkörpert, aber nicht einen für ihre Zeit besonders charakteristischen Frauentypus. Anderseits waren für ihr „Ausleben" die Zeitverhältnisse besonders günstig, und in vielem ist sie natürlich auch ein Kind ihrer Zeit. Ihr genußsüchtiges Leben entbehrt üb:igens eines direkt romanhaften Zuges nicht, und tatsächlich ist sie denn auch die Heldin eines Romans von Georg Ebers geworden. Das Bild der Frau, über die viel gefabelt wurde, war lange Zeit unklar und rätselhaft. Erst um 1850 ist durch die Erschließung archivalischer Quellen Licht über sie verbreitet worden, so seitens des Spaniers Lafuente und des Belgiers Gachard. Ganz neuerdings hat dann die Publikation von Regensburger Archivalien durch Graf Hugo von Walderdorff neue Aufschlüsse über Barbaras Abstammung gegeben. Herre selbst hat dann noch eine Reihe unbekannter Schriftstücke aufgefunden. So konnte denn jetzt ein ziemlich abschließendes Bild der merkwürdigen Persönlichkeit gegeben werden. Wir erhalten zugleich einen Einblick in das schäumende Leben des 16. Jahrhunderts, insbesondere in Deutschland und den Niederlanden. Ein besonderes kulturgeschichtliches Interesse hat noch der Abdruck des Inventars, das am Tage nach dem Tode Barbaras über ihren Besitz aufgenommen wurde, in deutscher Übersetzung. Wir lernen dadurch „die Besitzverhältnisse eines durchschnittlich bemittelten Haushaltsvorstandes aus dem 16. Jahrhundert" genauer kennen. Auch kunstgeschichtlich ist das Verzeichnis bemerkenswert. Die Publikation verdient unsern Dank.

Georg Steinhausen.

Theodor Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Bd. 6: Das neue europäische Staatensystem. Absolutismus und Merkantilismus. Die geistige Befreiung und die Aufklärung. Asien und Afrika. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1909 (XII, 577 S.). M. 5,50.

Die Besprechung des 5. Bandes des trefflichen Lindnerschen Werkes schloß ich mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit wirklich weltgeschichtlicher Gesichtspunkte nicht nur für die Gesamtauffassung, sondern auch für die Auswahl und Begrenzung des vorzuführenden Stoffes und ebenso für die Einteilung und Anordnung des Ganzen. Auf diese Forderung bezieht sich wohl eine Stelle des vorliegenden Bandes, an der es (S. 354) heißt: „Es war unumgänglich, die äußeren politischen Dinge und den inneren Gang der Verfassungen nebst ihren Begleiterscheinungen nach den einzelnen Staaten darzustellen, denn obgleich sie sich stark gegenseitig bedingten — und ich hoffe, die großen Zusammenhänge gezeigt zu haben —, führte jedes Reich auch sein Sonderleben. Anders stand es damals mit der geistigen und wissenschaftlichen Arbeit" (starke geistige Gemeinsamkeit). Es hat also Lindner im großen und ganzen in den politisch-geschichtlichen Partien das Nebeneinander der Ereignisse und der Entwicklung bei den einzelnen Völkern beibehalten. Freilich ist es z. T. nur ein äußeres Nebeneinander, am Nachweis der großen Zusammenhänge fehlt es in der Tat nicht. Aber immerhin bleibt es doch zweifelhaft, ob wirklich so viel aus der Einzelgeschichte der Völker zu bringen war, wie es bei Lindner geschieht. Hier war wohl für den Verfasser notgedrungen die Rücksicht auf die breite Masse der Leser und Benutzer entscheidend. Diese erwartet eben von einer Weltgeschichte eine gute Zusammenfassung alles Wesentlichen aus der politischen und kulturellen Geschichte jedes einzelnen Volkes, während eine feinere Minderheit, wie ich hoffe, den Hauptwert einer Weltgeschichte doch nicht in den einzelnen Volksgeschichten als solchen, sondern in der Geschichte der gegenseitigen äußeren und inneren Berührung und Beeinflussung der Völker, wobei bald dieses, bald jenes führt, in dem Nachweis der Gesamtströmungen erblicken wird. Am meisten gilt dies unzweifelhaft von einer universalen Kulturgeschichte. Und hier ist denn Lindner auch jener Forderung entgegengekommen. Er hat aber überhaupt für den ganzen Zeitraum im Gegensatz zu dem vorhergehenden Band, wo für jedes Volk politische und Kulturgeschichte hintereinander behandelt waren, die beiden Stoffgebiete getrennt und für den politischen Teil meist jenes Nebeneinander der Völker mit allzuviel Einzelgeschichte bestehen lassen, den kulturellen Teil aber nach den großen sachlichen Gebieten (Natur-

wissenschaften, Philosophie usw.) geordnet und dargestellt. Er tut das freilich aus ganz bestimmten Gründen. Er meint, daß in unserem Zeitraum (von 1650—1789) die beiden Entwicklungsreihen wirklich in sich verschieden nebeneinander herlaufen. Nachdem sich in der mittelalterlichen Welt schließlich eine scheinbare Einheit ergeben hatte, hätten dann staatliches und geistiges Wesen sich entgegengesetzt entwickelt. „Das erstere verhängt Zwang, das andere ringt nach Befreiung. Der Grund dieses Unterschiedes ist, daß der Staat die schon vorher aufgenommene Richtung weiter verfolgte, während der Geist sich neue Grundlagen schuf." „Der weitere Weg führte dann staatliches und geistiges Leben zusammen und verband alle Tätigkeiten zur wirkungsvollen Einheit." Wenn nun auch in den kulturgeschichtlichen Kapiteln innerhalb jener sachlichen Gebiete sich öfter ein Nebeneinander der Völker ergibt, so war gewiß, wie z. T. auch bei dem stärkeren Nebeneinander in den politischen Partien, für den Verfasser der Wunsch mitbestimmend, zu zeigen, wieviel die einzelnen Völker zur Schaffung der Basis einer allgemeinen Entwicklung, die ja im 18. Jahrhundert erst gelegt wird, beigetragen haben. Es wäre aber doch denkbar, daß Lindner versucht hätte, gewisse allgemeine Geistesströmungen, die über die einzelnen Gebiete der Naturwissenschaften oder der Philosophie usw. hinausgreifen, also allgemeinbestimmend sind, schärfer aufzuzeigen und sogar in der Disposition hervortreten zu lassen. Gerade in dem sonstigen Nebeneinander der politischen Geschichte hat er das z. B. bei den Strömungen des Absolutismus und Merkantilismus getan. Im übrigen verdienen die kulturgeschichtlichen Partien alles Lob. Öfter mag das Mißverhältnis zwischen Stoff und Raum den Verfasser zu unwillkommener Beschränkung gezwungen haben. Die gesellschaftliche Kultur und die Geschichte der Sitten kommen dauernd ein wenig zu kurz. Bewundernswert ist, wieviel von Lindner in der Zusammenfassung geleistet ist, und das gilt auch von den politischen Partien.

Georg Steinhausen.

O. K. Roller, Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert, in ihren wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen dargestellt aus ihren Stammtafeln. Karlsruhe, Druck und Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei, 1907 (XXII, 424 und 272 S.). M. 9,—.

Diese im Auftrage des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts entstandene Arbeit, in ihren Zielen volkswirtschaftlicher und kulturgeschichtlicher Art, stellt sich in ihren Mitteln und ihrer Methode als eine genealogische dar. Der Verfasser hat nämlich alle Individuen, von denen ihm Nach-

richten aufstießen, zunächst durch die von ihm nach den Kirchenbüchern aufgestellten Stammtafeln hindurchgehen lassen. „Auf diese Weise gewannen alle einzelnen Überlieferungen über Familienfälle, über Käufe und Verkäufe, überhaupt alle Nachrichten neue Beleuchtung und dienten ihrerseits dazu, auch anderem, scheinbar ganz Fernliegendem, eine unerwartete Deutung zu geben." Namentlich hat Roller auf diese Weise viele Fragen nach den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sittlichen Zuständen der Bevölkerung Durlachs im 18. Jahrhundert beantworten können.

Es ist eine Fülle von Arbeit in dem Buche aufgespeichert, fast möchte man sagen eine zu große. Denn einerseits hat doch Durlach stets nur eine untergeordnete Bedeutung besessen, anderseits können die mühsam gefundenen Ergebnisse nicht verallgemeinert werden. Und viele von ihnen sind auch sehr wenig gesichert trotz des ungeheuren Aufwandes von Fleiß, Sorgfalt und Scharfsinn. So ist es doch gewiß recht willkürlich, wenn der Verfasser bei manchen in den benutzten Listen auftretenden Personen annimmt, daß sie mindestens ein Jahr vor und ein Jahr nach dem betreffenden bekannten Zeitpunkte ihres Auftretens (als Pate oder dergl.) in Durlach anwesend gewesen sein müßten (S. XIII/XIV). Wie wenig befriedigend solche Ansätze sind, geht daraus hervor, daß in 1120 Fällen die Akten zu den in den Kirchenbüchern genannten Fällen Berichtigungen und Zusätze brachten; aber in 593 Fällen stimmte obige von Roller gemachte Annahme nicht mit den Angaben der Akten überein, indem die Aufenthaltsdauer teils länger, teils kürzer zu fassen war. Natürlich drängt sich da die Vermutung auf, daß dergleichen Unrichtigkeiten auch bei vielen von den Personen vorliegen werden, über die keine anderweitigen aktenmäßigen Aufschlüsse erbracht werden konnten. Wir gelangen also auch bei der Anwendung der Rollerschen Methode wieder nur zu einem „ungefähr", wenn wir die ortsanwesende Bevölkerung feststellen wollen. Man erkennt, auf wie schwankendem Boden daher z. T. die in einigen Tabellen vom Verfasser gezogenen Folgerungen stehen.

Eine ungeheure Sorgfalt und peinliche Zählarbeit war erforderlich, um die gegebenen zahlreichen Übersichten herzustellen. Da ist u. a. die Kindersterblichkeit nach dem Alter und nach den Monaten des Jahres, die Todesfolge in den hauptsächlichsten Berufsarten nach Altersstufen, das Heiratsalter der Frauen wie der Männer, ja sogar die Wohn- und Geburtsorte der Brautpaare in Listen vorgeführt. Selbst die Geburtenhäufigkeit bei den einzelnen Berufsarten in den verschiedenen Teilen des Jahres

ist sorgsam aufgezeichnet und die wahrscheinlichen Gründe für die Bevorzugung dieser oder jener Jahreszeit zur Zeugung entwickelt.

Manche der Listen bringen ein reiches und überaus wertvolles Material. So können z. B. aus dem Verzeichnis aller Wohnungen Durlachs und ihrer Bewohner aus dem Jahre 1766 sehr viele wichtige Einblicke in die Siedelungsart gewonnen werden. Bei manchen Zusammenstellungen vermißt man freilich ein folgerichtiges Verfahren, so z. B. bei der Scheidung der Eingewanderten nach der Konfession (S. 25). Wie die Anmerkung angibt, war es unmöglich, bei allen Zuziehenden das Bekenntnis festzustellen; es ist daher das in ihrer Heimat herrschende als das ihrige angenommen und in der Liste angegeben worden. Ferner sind die Juden — unter beide christliche Konfessionen verteilt, die „Türken" — unter die Katholiken gerechnet, weil heute die Herkunftsländer römisch- oder griechischkatholisch sind. Die Arbeit würde aber kaum vergrößert worden sein, wenn man in der Tabelle in voller Klarheit angezeigt hätte, bei welchen die Konfession ganz sicher ist und bei welchen ein Zweifel obwalten kann. Auch ist die Untermengung der Juden und das Zusammengreifen von Lutherischen und Reformierten nicht zu billigen.

Andere Übersichten geben uns aber wichtige Aufschlüsse, so z. B. die über das Durchschnittsalter der Angehörigen verschiedener Berufe. Von besonderem Interesse ist es, daß die Ärzte ein verhältnismäßig hohes Alter, nämlich über 67 Jahre, erreicht haben, die Pfarrer über 61, die Lehrer dagegen nur 51½; anderseits die Lederarbeiter fast 61, die Steinhandwerker 47½, die Köche nur 44¾.

Auch die übrigen Ausführungen enthalten viel Anregendes und sind gewandt geschrieben. Besonders ansprechend ist die Darstellung, wie Durlach sich aus einer Handwerkerstadt in eine Ackerbaustadt verwandelt hat. Fr. Bothe.

Fr. Kammerer, Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Berlin, S. Calvary & Co., 1909 (VIII, 265 S.). M. 6,—.

Wenn wir als Kulturgeschichte vornehmlich die Entwicklung der jeweils herrschenden geistigen Strömungen betrachten, die in allen Lebensäußerungen sich widerspiegeln, so werden wir die Arten der Reaktion auf gewisse Eindrücke nicht außer acht lassen. Eine solche Aufgabe hat das vorliegende Buch sich gesetzt; es sucht die typischen Elemente in der ästhetischen Auffassung einer Zeit zu erkennen und die Verwendung der einzelnen Beobachtungen als dichterischer Kunstmittel. Den Hauptstoff haben Hagedorn und Haller geliefert, aber in der richtigen Er-

kenntnis von dem bedingten Werte der bewußten dichterischen Schilderung — es sei nur an den unheilvollen Einfluß der Minnepoesie auf die Kulturgeschichte erinnert — ist den unbefangenen Quellen des Alltags gebührende Rücksicht geworden. Die Belesenheit ist für eine Erstlingsarbeit anerkennenswert, mehr noch, daß sie nicht wie so häufig das Hauptverdienst bildet, vielmehr die Durchdringung des weitschichtigen Materials und die straffe Unterordnung unter leitende Gesichtspunkte. Zu bedauern ist die Nichtberücksichtigung von Steinhausens Aufsatz über das Naturgefühl auf Reisen (Ausland 1893), eines der ersten Wegweiser auf diesem Felde, der auch noch manche verborgene Quelle erschlossen hätte.

Eine Gruppierung der einzelnen ästhetischen Wahrnehmungen ergibt, daß Hagedorn von der stilisierten Gartenkunst, deren streng lineares Empfinden man im 17. Jahrhundert auf die Wertung der Landschaft übertrug (Alleen), sich gelöst hat. Aber auch seine Landschaft ist noch konventionell, die überkommene des Schäferidylls, dem die Landschaft nur die Bühne ist für Vorgänge des Liebeslebens. Solche Befangenheit im Zeitgeschmack mußte Einwirkung auf das Empfinden der Allgemeinheit ausschließen, wie sie in breitestem Maße Haller beschieden war. Mit ihm gewann — unter dem Einfluß seines Aufenthalts in England — der Wirklichkeitssinn Boden in der Poesie, ausgehend von dem neuen stofflichen Element des Gebirges. Bekannt ist die Abneigung früherer Zeiten gegen dieses, wenn auch einzelne Bergbesteigungen, meist aus wissenschaftlichem Interesse, niemals aussetzen. Erst Haller vermochte es, diese Landschaft mit der eigenen Stimmung zu beseelen, wobei ihm als dichterisches Kunstmittel weniger die plastische Anschauung dient als das malerische Motiv der Farbe, vorzugsweise des Dunkels. Die Nachwirkung Hallers auf die dichterische Gestaltung wie auf das landschaftliche Empfinden überhaupt ist eine ungemein starke gewesen. Das letztere beleuchtet der Verfasser sehr hübsch durch die Gegenüberstellung der 1626 einsetzenden Fremdenbücher der Schneekoppe, die noch keinerlei dichterische Tradition in Zitaten erkennen lassen, mit den seit 1753 erhaltenen des Brockens, in denen vielfach einzelne, vor allem Haller, als Mittler der Empfindung für die Genießenden erscheinen. Wie unter seinem Einfluß das landschaftliche Empfinden der Gebildeten wie der Dichter sich steigerte, bis es in Klopstock und Goethe den höchsten Grad erreichte, in diesen Ausführungen scheint mir der Hauptwert der Arbeit zu liegen.

Die vortreffliche methodische Schulung, die die ganze Behandlung erkennen läßt, macht sich auch in den Beigaben geltend.

Unter dem Namen Annalen gibt der Verfasser zum erstenmal eine Zusammenstellung der für die Geschichte des Naturgenusses bedeutungsvollen Daten von Petrarcas Bergbesteigung 1336 bis zu Goethes Tode, und in seiner umfangreichen Bibliographie dürfen wir ein Hilfsmittel begrüßen, das für selbständige Werke wohl ziemlich lückenlos ist. Für einzelne Aufsätze ist das natürlich ausgeschlossen, darum möchte ich hier noch den meinigen über die ästhetische Entdeckung des Rheines anführen (Allgemeine Zeitung 1904). Den Beschluß machen höchst sorgfältige Orts-, Personen- und Sachregister, so daß wir das Buch als wertvolle Stütze für künftige Studien gleicher Richtung bezeichnen dürfen.

Liebe.

Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900. Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (VII, 462 S.). M. 6,—.

Der Verfasser hat, wie er selbst im Vorwort sagt, „keinen Beitrag zur Kunstgeschichte liefern wollen, obwohl das Buch sich zumeist mit Künstlern beschäftigt. Seine Absicht war vielmehr, den gesamten Beziehungen des deutschen Kulturlebens zu Rom nachzugehen, wie sie sich während der letzten Jahrhunderte auf der alten Kulturstätte der sieben Hügel entwickelt haben, und den denkenden Besucher Roms darauf hinzuweisen, daß es auf diesem unvergleichlichen historischen Boden noch etwas anderes, dem deutschen Volke Näherliegendes zu beobachten und zu erforschen gibt als klassisches Altertum, Papstgeschichte und italienische Kunstentwicklung, nämlich das Leben und Wirken der Deutschen selbst." Auch ohne die leichte Spitze gegen jene „fernerliegenden" Forschungsgebiete berechtigt zu finden, muß man sich freuen, daß Noack uns einen so wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutsch-italienischen, insbesondere der deutsch-römischen Wechselbeziehungen schenkt. Es ist nicht viel, was bisher über diesen Gegenstand veröffentlicht worden ist, desto willkommener daher jede sorgsame Behandlung des Themas.

Ein einleitendes Kapitel gibt einen Überblick über das deutsche Leben in Rom zu früheren Zeiten. Von der Reformation an bis ums Jahr 1700 waren alle anderen Nationen zunächst stärker als die Deutschen am römischen Kulturleben beteiligt. Was damals von Deutschen nach Rom kam, lebte dort oder kehrte von dort heim, ohne große Bereicherung zu empfangen. Selbst von den Künstlern, die doch schon damals in ziemlicher Anzahl Rom aufsuchten, ragen (soweit wenigstens Noack sie aufzählt;

vgl. weiterhin) über das Mittelmaß nur Elsheimer und Sandrart hinaus, und auch letzterer mehr durch seine befruchtende Forscher- und Sammlertätigkeit als durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit. Auch die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, mit dem dann Noacks Darstellung ausführlicher wird, sehen die Kreise der Deutschen, zumal der Künstler, noch stark zurücktreten. Etwas regeres Leben entwickelt sich erst mit den lebhafteren diplomatischen Beziehungen, die zur Zeit Kaiser Karls VI. angebahnt wurden. Allmählich gewinnt die Sitte, nach Rom zu reisen, an Ausdehnung; Reiseführer und Kupferwerke mehren sich, archäologische Liebhaberei tritt an die Stelle bloßer Raritätensammelei und arbeitet so einem tieferen Verständnis des klassischen Altertums vor. Der preußische Baron Philipp v. Stosch war es, der nicht nur diese halb dilettantische, halb wissenschaftliche Richtung vornehmlich vertrat, sondern auch den deutschen Namen zu Ehren brachte. Man darf ihn und seine umfassende und gesuchte Tätigkeit nicht ganz über den Verdiensten von Mengs und Winckelmann vergessen. Diese beiden, denen Noack ein eigenes Kapitel widmet und deren Nachwirkung noch durch die folgenden Abschnitte geht, sind es natürlich in erster Linie, durch deren Einfluß das deutsche Leben in Rom erstarkte. Es folgen Trippel, Angelika Kauffmann, Hackert, Tischbein; neben und nach ihnen Meinhard, Jagemann, Volkmann, später Heinse, Ramdohr und viele andere, die sich nachhaltige literarische oder persönliche Anregung aus Rom holen. Von dieser Zeit an schildert Noack immer eingehender das Treiben der Deutschen, ihren Zusammenschluß, ihre gelegentlichen Zwistigkeiten, ihre Arbeit, ihre Feste. Goethe und die Weimarer Freunde erhalten gleichfalls ein eigenes Kapitel. Dann kommt die Zeit von Carstens und Fernow, Reinhart und Josef Anton Koch. Immer größer wird die Zahl der nach Rom übersiedelnden oder sich nur vorübergehend dort aufhaltenden Deutschen. Wenn auch, von den Nazarenern abgesehen, nicht immer so hervorragende Namen unter ihnen zu finden sind wie zu Winckelmanns und Goethes Zeiten, und wenn auch infolge der in Rom sehr fühlbaren Wirkungen der französischen Revolution die Reihen der Deutschen sich dort zeitweise stark lichteten, so erfährt anderseits das deutsche Leben eine große Förderung im Schutze der preußischen Diplomatie. Schon der Archäolog Uhden, 1798—1802 preußischer Resident in Rom, nahm sich den päpstlichen Behörden gegenüber eifriger als der kaiserliche Geschäftsträger der Deutschen an. Besonders hell aber leuchtet die Reihe hervorragender preußischer Diplomaten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Humboldt, Niebuhr, Bunsen, Kestner, die mit ihrer hohen geistigen

Bildung und in ihrer vorurteilslosen Gastlichkeit ein Beispiel edelster Kultur darstellen. Das Leben der Nazarener, die sich häufenden Übertritte zum Katholizismus, den Beginn der neueren historisch-philologischen Forschung auf römischem Boden (Niebuhr, Immanuel Bekker, Wilken, F. v. Raumer, J. F. Böhmer), des Kronprinzen Ludwig, Schopenhauers und anderer Nichtkünstler Erscheinen in Künstlerkreisen, Fremdenverkehr und Geselligkeit mit gelegentlichen Überhebungen des Künstlervölkchens, die erste deutsche Kunstausstellung im April 1819 auf dem Kapitol, den Zusammenschluß der Protestanten und daraus folgend die Gründung der evangelischen Gemeinde und des evangelischen Krankenhauses, kurz alle Äußerungen des deutschen Lebens verfolgt Noack sorgfältig. Vieles Unbekannte kommt ans Tageslicht, an vieles Vergessene wird erinnert: so z. B. an die Gründung des Archäologischen Instituts, das wir als eine Regierungseinrichtung zu betrachten gewohnt sind, das aber zunächst von Bunsen, Kestner und Gerhard unter fördernder Teilnahme des Kronprinzen Friedrich Wilhelm als eine ganz private Gesellschaft gegründet und erst später vom preußischen Staate subventioniert, dann übernommen und endlich in eine Reichsanstalt umgewandelt wurde. Mit dem Fortschritt des neuen Jahrhunderts geht auch das deutsche Künstlerleben immer mehr in die Breite, wenn auch nicht immer in gleichem Maße in die Tiefe. Es kommen die Zeiten der Ponte-Molle-Gesellschaft und der Cervarofeste, wo wir mehr von ungebundenem Treiben als von ernster Arbeit hören. Auch die geistigen Bedürfnisse der Künstlerwelt standen auf keiner allzuhohen Stufe, und es ist schon eine bemerkenswerte Ausnahme, wenn der alte Reinhart, der einstige Theologiestudent, sich die Schriften von David Friedrich Strauß aus Deutschland kommen läßt. Freilich muß er sie unter dem Gepäck des Königs Ludwig hereinschmuggeln lassen, denn die einzige deutsche Buchhandlung von Spithöver hat außer Reiseführern und einigen deutschen Klassikern nur Lesestoff für ihre katholisch-geistliche Kundschaft und ist erst nach 1870 zu größerer Bedeutung gelangt. Immerhin war ihre Gründung ein Zeichen, daß das deutsche Leben in Rom auch außerhalb des Künstlervolkes seine Kreise erweiterte. Viktor Hehns Schilderungen und Ernst Försters Handbuch für Reisende in Italien erscheinen fast gleichzeitig, wichtige Zeugnisse für eine den veränderten Zeiten angepaßte Auffassung Italiens und seiner Hauptstadt. Es kommt die Zeit, wo durch Einführung der Eisenbahnen die Zahl der Romreisenden anfängt ins Ungemessene zu schwellen. Viel des Charakteristischen, auch im Leben der Deutschen, geht damit verloren, in demselben Grade

etwa, wie gleichzeitig seit der Besetzung Roms durch die Franzosen (1849) sich das äußere Bild der Stadt in wenigen Jahrzehnten sehr zum Schaden des Schönen und Malerischen veränderte. Auch für die Künstlerschaft kamen wechselnde Zeiten. Nachdem aus der Ponte - Molle - Gesellschaft 1845 der Künstler-Verein erstanden war, zogen die politischen Wirren ihre Kreise sehr bald auch in das friedliche Dasein der Künstler. Die deutsche Bewegung des Jahres 1848 ward begeistert begrüßt, aber bald darauf brachten die Ereignisse in Rom selbst Unruhe und Besorgnis. Noack berichtet von mancher schwierigen Lage, in der das zusammengeschmolzene Völkchen wacker aushielt, bis wieder bessere Zeiten folgten. In dieser Beziehung ist die deutsche Künstlerschaft in Rom für die Pflege nicht allein des künstlerischen, sondern fast noch mehr des nationalen Lebens von Bedeutung gewesen. Oftmals bildete sie allein das Band, das die Deutschen zusammenhielt, und über die nationale hinaus kam ihr zeitweise sogar eine internationale Bedeutung zu. Dann freilich wurde der Zusammenschluß im Künstlerverein wieder recht locker, wozu noch Spaltungen unter den Deutschen Roms überhaupt kamen, am beklagenswertesten die in der evangelischen Kirche. Auch die Vertreter der Regierung nahmen sich der Künstler und Gelehrten nicht immer so an wie früher Humboldt oder Bunsen, so daß gegen Ende desselben Jahrhunderts, das diese vorbildlichen Diplomaten eingeleitet hatten, ein Botschafter die Worte sprechen konnte: ,,Wie kann ich diese jungen Gelehrten einladen? Ich weiß ja nicht, ob sie einen anständigen Anzug haben!" Es war vermutlich derselbe Diplomat, von dem auch erzählt wird, er habe die Gastlichkeit des Palazzo Caffarelli gerühmt mit den Worten, hier habe jeder Deutsche Zutritt, ,,vom Grafen bis herab zum Künstler". Eine gewisse Stärkung erfuhr das Deutschtum wieder durch die Pflege der gelehrten Arbeit, und Künstler und Gelehrte zusammen bilden schließlich auch heute noch in dem immer breiter und immer seichter werdenden Strome deutscher Romfahrer das beste Element.

Das sind etwa in großen Umrissen die wichtigsten Ergebnisse von Noacks Darstellung. Dazwischen finden sich überall kleine Züge und Begebenheiten, die das kulturelle Bild von dem Leben der Deutschen in Rom vervollständigen und vieles Unbekannte bringen. So z. B. fielen bereits bei den durch Clemens XI. eingeführten feierlichen Preisverteilungen für die Schüler der Akademie S. Luca bis zum Jahre 1750 nicht weniger als ein Dutzend Preise auf Deutsche. Interessant sind auch die Feststellungen der vielen ,,Bekehrungen" zum Katholizismus. Nicht nur die paar Nazarener, von deren Übertritt man immer hört, noch viele

andere außer ihnen haben den Glauben gewechselt, und noch öfter hört man von Ehen zwischen Deutschen und Römerinnen. Meist ist es Unbesonnenheit, die den Künstler zur Ehe mit dem schönen Modell zwingt: die Jagd auf deutsche Künstler kehrt in zeitgenössischen Berichten ständig wieder. Bemerkenswert ist aber dabei die Erscheinung, daß die Künstler, so oft sie auch durch ihre Modelle und deren berechnende Verwandtschaft überlistet wurden, dennoch die Ehe mit einem Mädchen von bescheidenster Herkunft[1]) in der Regel nicht ungern geschlossen und auch nicht bereut zu haben scheinen. — —

Es ist eine Zeit reich an den mannigfachsten Äußerungen deutscher Kunst und deutscher Kultur, und der Verf. hat sich ehrlich bemüht, all diesen Äußerungen nachzuspüren. Sein Buch ist außerordentlich fleißig zusammengetragen. Schon das Literaturverzeichnis zeigt, mit welcher Umsicht und welchem Fleiß er verfahren ist. Die entlegensten Quellen werden ausgeschöpft, seltene Zeit- und Flugschriften benutzt, Pfarr- und sonstige Archive durchsucht und alles sicher belegt. Diese reiche quellenmäßige Grundlage sichert dem Buche von vornherein seinen Wert und macht es für jede Beschäftigung auf diesem Gebiete unentbehrlich.

Und doch haftet dem Buche ein Mangel an; ein Mangel, der vielleicht gerade durch diese dem Verfasser zuströmende Überfülle von meist äußerlichem Stoff bewirkt wurde, den er aber doch wohl ein wenig hätte ausgleichen können. Es fehlt dem Buche manchmal die Vertiefung, die Darlegung der dem äußeren Geschehen entsprechenden inneren Zusammenhänge. Noack reiht oft zu sehr Ereignis neben Ereignis, spricht zu oft nur vom Kommen und Gehen der einzelnen, spürt ihrem römischen Aufenthalt in allen Einzelheiten nach, berichtet von Wohnungen, Heiraten, Festlichkeiten, bringt reiche archivalische Notizen und noch viele andere gewiß sehr wertvolle Nachrichten — aber über alledem vergißt er doch manchesmal, die tiefer liegenden, kulturell wichtigeren inneren Tatsachen genügend hervorzuheben, die, mögen sie jene äußeren Geschehnisse bedingen oder von ihnen bedingt werden, doch den Kern der Dinge bilden.

Vielleicht, wie gesagt, war es das Ringen mit dem überreichen Stoff; vielleicht aber auch, weil Noack halb unbewußt wohl unter dem Eindruck schrieb, daß die Darstellung jener inneren Zu-

---

[1]) Mengs, Heinr. Keller, Pichler, Kunze, Reinhart, Rohden, Schöpf, Uhden, Graß, Lotsch, Ludw. Stern, E. Wolff, Wächter, Platner, Pollack, Cornelius, Böcklin — alle hatten einheimische Frauen aus niedrigem, ja niedrigstem Stande.

sammenhänge, wenigstens für einen großen und noch dazu wichtigen Teil seines Buches, bereits früher von einem anderen gegeben war, von Otto Harnack in seiner Schrift „Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik" (Berlin 1896). Es ist auffallend, mit welchem Stillschweigen Noack dieses Buch übergeht. Daß es ihm bekannt ist, ergibt sich aus dem Literaturverzeichnis und einigen wenigen Zitaten in den Anmerkungen; aus dem Text selbst wäre es nicht zu ersehen. Und doch war Harnacks Schrift, soweit es sich um das Zeitalter der Klassik handelt, sicherlich die wichtigste Vorarbeit für Noack. Beide Werke haben nahezu dasselbe Ziel: Harnack will durch Erforschung des Kunstlebens einen Beitrag zur Kulturgeschichte liefern; Noack geht zwar über die Beschränkung auf das Kunstleben hinaus, kann jedoch in seiner Absicht, „den gesamten Beziehungen des deutschen Kulturlebens zu Rom nachzugehen", schlechterdings auch nicht viel mehr als sich mit Künstlern und Kunstleben beschäftigen, da eben die Künstler zeitweilig fast ausschließlich das deutsche Element in Rom darstellen. So kommt es, daß beide (natürlich nur soweit es den genannten Zeitraum betrifft) von Mengs und Winckelmann über Goethe bis Carstens fast denselben Weg gehen, oder genauer, daß Noack oft neben Harnack hergeht, statt den von ihm schon geebneten Pfad zu benutzen. So dankenswert Noacks Darstellung des äußeren Lebens ist und so sehr sie das Bild belebt, und so sehr andrerseits Harnack bisweilen die Theorie im Schaffen der Künstler überschätzt, so sagt dieser uns doch über die klassische Periode im allgemeinen das wertvollere. Harnack bringt nur eine beschränkte Anzahl von Namen und äußeren Ereignissen, sucht aber dafür der inneren Entwicklung der künstlerischen Anschauungen auf den Grund zu gehen. Er hebt hervor, wie der damals herrschende Eklektizismus alle, auch die tüchtigsten Künstler gefangen hält — Mengs zumal nahm diesen eklektischen Standpunkt nicht nur gegenüber Künstlern der Vorzeit ein, sondern auch gegenüber der Natur —, wie Raffael, Tizian, Correggio alles gelten und als Norm angesehen werden, wie Michelangelo in seiner Eigenart verkannt und sogar wegen seines nahen Verhältnisses zu der glücklich überwundenen Barockkunst und wegen seines Abstandes von der damaligen Auffassung der Antike abgelehnt wird, wie endlich erst durch wachsende geschichtliche Erkenntnis auch der früheren Zeit ihr Recht wird. Eingehend bespricht Harnack die Wandlung in Goethes Kunstanschauung, seine Erkenntnis des tiefen Zusammenhanges von Natur- und Kunstgesetzen, sein fruchtbringendes Zusammenleben mit Karl Philipp Moritz und Heinrich Meyer, die ersten Anfänge eines Interesses

für die Frührenaissance — gerade Goethes Freundeskreis ist es, aus dem wir von der ersten Beschäftigung mit Fiesole, Mantegna, Giovanni Bellini hören —: alles Punkte, die Noack nur im Vorbeigehen, zum Teil auch gar nicht berührt, statt sie unter Hinweis auf Harnack stark hervorzuheben. Humboldts römisches Dasein, um ein weiteres Beispiel zu nennen, fand einen schönen dichterischen Ausdruck in der Stanzenreihe „Rom"; auch das hätte er Harnack entnehmen können.[1]) Reinharts auf römischem Boden erwachsene Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Landschaftsmalerei hält Harnack mit Recht für wichtig genug, um länger dabei zu verweilen; Noack streift sie nur in einem Nebensatze. So hätte er Harnacks Buch noch manchesmal ausgiebig benutzen können. Auch Helene Stöckers Schrift „Zur Kunstanschauung des 18. Jahrhunderts. Von Winckelmann bis zu Wackenroder" (= Palästra 26, Berlin 1904) betritt verwandtes Gebiet und hätte gleichfalls von Noack an einigen Stellen mit Nutzen herangezogen werden können. Denn darin liegt doch gerade der Wert einer Vorarbeit, daß man sich ihre Ergebnisse dankbar zu eigen macht.

Was für die kürzere, von Harnack behandelte Zeit gesagt wurde, gilt für das ganze Buch. Als ein Beispiel möchte ich anführen, was Noack über den Bildhauer Friedrich Tieck sagt. Er erwähnt ihn an einer Stelle (S. 145) und berichtet dort: „die Gebrüder Tieck, der Dichter und der Bildhauer, kamen um dieselbe Zeit (1805) mit ihrer Schwester Sophie Bernhardi, der Kunstforscher Wilh. v. Rumohr begleitete sie." Diese äußerliche Tatsache ist das einzige, was wir über Tieck hören; viel wichtiger wäre aber doch gewesen zu sagen, was Rom für Tieck bedeutete. Das hat z. B. Edmund Hildebrandt (Friedrich Tieck, Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte im Zeitalter Goethes und der Romantik, Leipzig 1906) ausgeführt, wonach Tieck als ein ziemlich Fertiger nach Rom kam, im Gegensatz zu Thorwaldsen und Rauch, die hier erst eigentlich zu lernen begannen. In Rom war er nicht gerade produktiv, nahm aber einen wesentlichen geistigen Zuwachs mit, der wiederum Rauch und Schinkel zugute kam. Oder wenn Noack von Platen nichts weiter berichtet, als daß er die ersten Gesänge seiner Abassiden in Rom einem Freundeskreise vorgetragen habe, so ist das wieder recht wenig; wichtiger scheint mir hingegen, daß, ähnlich wie Humboldt in seinem Gedicht „Rom", auch Platen in seiner Ode „Acqua Paolina" den Emp-

[1]) Das Gedicht weist übrigens in der von Harnack zitierten Fassung der Gesammelten Werke leichte Veränderungen auf. In ursprünglicher Gestalt erschien es 1806 bei Haude und Spener in Berlin, 35 S.

findungen Ausdruck verlieh, die längere Vertrautheit mit der ewigen Stadt in ihm geweckt hatte. So gibt es in jedem Kapitel einige Stellen, wo man mehr Darlegung der inneren Entwicklung finden möchte. Denn nicht nur, wie deutsche Künstler und Gelehrte in Rom lebten, verlangt der Leser zu erfahren, sondern mehr noch, welcher Gewinn ihnen dort erwuchs und was sie von dort mitbrachten. Das eben ist es, worin Noack nicht überall befriedigt. Er deutet oft nur an, was man eingehender behandelt sehen möchte. Gern würde man dafür manche Einzelheit entbehren, so z. B. einiges von der reichlich ausführlichen Liebes- und Ehegeschichte von Mengs oder noch mehr von den allzu eingehenden Schilderungen der vielen Künstlerfestlichkeiten im 19. Jahrhundert. Für das Leben und Treiben in Rom von großem Interesse und dem ganzen Bilde wirksame Farben gebend, sind doch, wie gesagt, derlei allzu zahlreiche Details für die geistig-kulturellen Beziehungen, auf die es doch in weit höherem Maße ankommt, von geringerer Bedeutung. Freilich, es ist nur die Minderzahl, für die sich wesentlich mehr als jenes äußere Erleben berichten läßt; für viele blieb selbst ein jahrelanger Aufenthalt ohne sonderlichen Gewinn. Wieviel mehr brachten doch einzelne hervorragende Menschen, z. B. schon Knobelsdorff, nach ganz kurzem Aufenthalt mit, als so viele andere nach langen Jahren!

Wenn ich zu diesen Ausstellungen noch das Fehlen von Einzelheiten vermerke, so ist das angesichts der von Noack beigebrachten Fülle von Stoff meist ohne Belang. Bei den eingangs erwähnten Namen vor 1700 durfte freilich neben Elsheimer und Sandrart einer von bestem Klange nicht fehlen: Fischer von Erlach, der bald nach 1670 sich in Rom aufhielt und so nachhaltigen Gewinn von dort mitbrachte, daß er später einen Bau wie die Wiener Karlskirche entwerfen konnte. Und zur Zeit Winckelmanns war abermals ein tüchtiger Architekt in Rom, den Noack übergeht: Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff. 1765 begleitete er den Fürsten von Anhalt - Dessau nach Rom, wo er sich besonders Clérisseau anschloß, während sein Fürst mit Winckelmann Umgang pflegte. 1771 kam er zum zweitenmal, verkehrte jetzt auch mehr in dem Kreise um Winckelmann, der selbst nicht mehr am Leben war, und 1789/90 endlich ein drittes Mal mit dem Erbprinzen von Braunschweig, zugleich von Friedrich Wilhelm II. mit dem Ankauf von Antiken beauftragt. Die Frucht seines ersten und zweiten römischen Aufenthalts war der Schloßbau in Wörlitz, wie überhaupt die „Architektonischen Studien, zu Rom gezeichnet", herausgegeben 1797 nach seinem Tode, römischem Boden entsprossen sind.

Was sonst an Nachträgen anzumerken ist, geschieht vor allem der Vollständigkeit halber. Denn da Noack viele Einzelheiten, die sich schwer in den Text hätten einfügen lassen, in die Anmerkungen und in die zugleich als Register dienenden Namenübersichten verwiesen hat, mit denen er den „Anfang eines zuverlässigen Handbuchs des Deutschtums in Rom zu geben hofft“, so scheint er selbst auf eine gewisse Vollständigkeit wenigstens der biographischen Notizen Wert zu legen. Dann ist es aber nicht recht ersichtlich, weshalb er viele leicht zu erreichende Nachrichten in die sonst sehr reichhaltigen und ausführlichen Register nicht aufnahm. So fehlen für den Zeitraum 1700—1800 folgende Namen, die wiederum bei Harnack zu finden waren: Biermann, Böttner, Dies, Döll, der wichtige Heinrich Füßli, die beiden Genelli (Maler und Architekt, ersterer auch bei Geßner S. 255 erwähnt), Hetsch, Kersch (oder Kirsch; auch bei Moritz II, 168ff. und Geßner 208, 274, 284ff.), Kölla (Cölla), Nahl, Pitz. Nachzutragen sind ferner der Dichter Barthold Heinrich Brockes (1702 in Rom, vgl. Zeitschr. d. Vereins f. Hamburg. Gesch. II, 185f.), sodann der Mengs als Schüler und fast als Freund nahestehende Tiroler Historienmaler Josef Schöpf (1775—1783 in Rom, vgl. über ihn jetzt die Monographie von Heinrich Hammer, Innsbruck 1908), der Berliner Architekt Johann Heinrich Gentz (1790 und 94 in Rom, ein Tagebuch seiner Reise in der Bibliothek der Akademie der Künste zu Berlin), der Architekt Karl Du Ry (1795 in Rom; Briefe von ihm, freilich unbedeutenden Inhalts, im Besitze des Senators Dr. Gerland zu Hildesheim), der Historienmaler Gustav Heinrich Näcke (1817—1825, Anhänger Overbecks, vgl. Allg. Deutsche Biogr. XXIII, 201ff.), der Astronom J. H. Westphal, Topograph und Vorgänger Moltkes auf dem Felde der römischen Landesaufnahme (von ihm die Schrift über die römische Campagna 1829), der Architekturmaler Joh. Karl Schultz (in Rom 1824—1828 mit Unterbrechungen, dann wieder 1839; vgl. Allg. D. Biogr. XXXII, 717), Franz Anton Zeiller (Allg. D. Biogr. XXXXV, 650), der preußische Denkmalkonservator Ferdinand von Quast (1839 in Rom, Bericht über seine Reise in Menzels Jahrbüchern für Baukunst Bd. 2 und 3). 1863 bis 1865 waren Adolf Wilbrandt und Arthur Fitger in Rom zusammen (vgl. jetzt des letzteren „Römische Erinnerungen“ in der Festgabe „Adolf Wilbrandt zum 24. August 1907 von seinen Freunden“); und wenn Noack endlich unter den Gelehrten sogar die jetzigen Mitglieder des historischen Instituts von mehr oder minder großer Bedeutung erwähnt, so durfte er wiederum einen Namen von gutem Klang nicht vergessen: den Präfekten der vatikanischen Bibliothek Pater Franz Ehrle.

Schließlich zu diesen Personalien noch sachliche Bemerkungen und Nachträge. Bei Erwähnung des deutschen Brauches, einen Abschiedstrunk aus der Fontana Trevi zu nehmen, weist Noack nur auf die ältere [doch nur literarische!] römische Überlieferung des Brauches aus dem 18. Jahrhundert hin. R. Wünsch hat aber in einem ansprechenden kleinen Aufsatz (Strena Helbigiana, Lipsiae 1900, S. 341—346) die einzelnen Teile des Brauches auf Parallelen im Altertum zurückgeführt: das Brennen von Kerzen, das Opfern eines Kupferstücks abgewandten Gesichts; er erinnert daran, daß ähnliche Weihespenden oft den Wassergottheiten dargebracht wurden: so fand man bei Vicarello 1852 in einer Quelle tausende altrömischer Kupfermünzen. Wünsch vergißt freilich nicht hinzuzufügen, daß der Brauch für die heutigen Stadtrömer nicht existiert, sondern ausschließlich von den Deutschen geübt wird. Vielleicht besteht er noch irgendwo bei den Romagnolen, und so muß die Frage offen bleiben, ob die Deutschen ihn vielleicht künstlich dorther übernommen haben oder — was jedoch angesichts jener Parallelen seltsam erscheint — ihn selbst ersonnen haben.

Nicht ganz objektiv verfährt Noack in der historischen Wertschätzung der Romreisenden vor und um 1700. Es geht nicht gut an, den Reisenden dieser Zeit immer ihre Kritik- und Geschmacklosigkeit vorzuwerfen, oder zu behaupten, daß Sandrart „nach Kräften dazu beitrug, die deutsche Kunst in sklavische Abhängigkeit von den Italienern zu bringen". Vom geschichtlichen Standpunkt aus darf man diese Leute bei all ihrer Mittelmäßigkeit nicht mit dem strengen Maße späterer Zeit messen, sondern muß sie in ihrem kleinen Kreise gelten lassen. Sie waren Kinder ihrer Zeit; daß sie nicht stark genug waren, dieser vorauszueilen, ist für die Kulturentwicklung bedauerlich, aber nicht ihre Schuld. Nicht haltbar ist auch die Ansicht (S. 3), Rom sei im 17. Jahrhundert tonangebend für alle übrigen Kulturzentren geworden; diesen Vorrang wird man doch dem Paris Ludwigs XIV. nicht ernstlich streitig machen können.

Doch genug der Ausstellungen! Sie können das, was Noack an gutem und zuverlässigem neuem Stoff geboten hat, nicht wesentlich beeinträchtigen. Nochmals sei hier ausdrücklich und dankbar anerkannt, wie groß und mühsam die von ihm geleistete Arbeit gewesen ist. Das merkt man so recht erst, wenn man die reichhaltigen Anmerkungen am Schlusse des Buches von A bis Z durchgearbeitet hat. In ihnen steckt eine Fülle wertvoller Belege, nicht nur zum eigentlichen Thema des Buches, sondern auch besonders zur Topographie des neueren Rom und zur Kunst- und Literaturgeschichte, ferner zur Geschichte der Reisen, sogar

hier und da zur Kenntnis des päpstlichen Hofes und des römischen Klerus. Sehr wichtig und für die verschiedensten Gebiete ertragreich erwies sich z. B. eine von Noack gleichsam ausgegrabene und vielbenutzte Zeitschrift, Diario di Ungheria, 1716 von dem Buchdrucker Cracas gegründet und daher kurz Cracas genannt, die später päpstlich offiziöses Wochenblatt wurde und bis 1836 bestand. Höchst ertragreich waren ferner die Pfarrarchive und Personenstandsregister der Kirchen, besonders von S. Andrea delle Fratte und S. Lorenzo in Lucina. Interessant ist, was Noack gelegentlich über die Geschichte des protestantischen Friedhofes schreibt — schon Nolli bezeichnet 1748 auf seinem Plan von Rom den Begräbnisplatz als solchen —; es weckt nur den Wunsch, die Geschichte dieses stillen Fleckchens Erde etwas ausführlicher behandelt zu sehen, und wäre es auch bloß (etwa im Anschluß an Kapitel 5) in einer genauen Aufzählung der dort ruhenden Deutschen.[1])

Den Anmerkungen folgt das gleichfalls sehr dankenswerte Register, das zu einer umfangreichen Namenübersicht erweitert ist. Jedem Personennamen sind die wichtigsten biographischen Daten beigegeben, sehr oft solche, die hier allein zu finden sind und so Text und Anmerkungen ergänzen. Die Einteilung der Namenübersichten in drei Gruppen (1500—1700, 1700—1800, 1800—1900) ist ja insofern ganz lehrreich, als sie die Angehörigen jeder Epoche zusammenbringt, aber dem Nachschlagenden verursacht sie eine große Erschwerung. Denn alle kurz vor oder nach 1800 in Rom lebenden Personen werden zerrissen: alle biographischen Daten und alle Seitenzahlen mit der Erwähnung der betr. Person bis zum Jahre 1800 stehen in einem, alle nach 1800 im andern Alphabet. So werden durch dies rein schematische Unterscheidungsjahr Angelika Kauffmann, Thorwaldsen, Reinhart, Jos. A. Koch, Hirt, Ramdohr, Zoëga und viele andere Namen in zwei Hälften geschnitten, Goethe von seinem Sohn getrennt. Ein einziges Alphabet wäre praktischer gewesen; dahinter konnte dann eine kurze Übersicht nach Epochen durch Abdruck der bloßen Namen stehen, wobei statt der äußerlichen Gruppierung 1700—1800—1900 kleinere, mehr dem geschichtlichen Verlauf entsprechende Unterabteilungen vorzuziehen gewesen wären.

Ein weiterer willkommener Anhang wäre etwa eine statistische Aufstellung über die jeweilige Zahl der in Rom lebenden Deutschen oder wenigstens der dort studierenden Künstler gewesen; sie würde vielleicht u. a. ergeben, daß die Abnahme des ernsthaften

---

[1]) Harnack nennt den Friedhof einmal (S. XI) „Kirchhof der Sachsen". Woher diese Bezeichnung?

Strebens und die Zunahme der Ungebundenheit (Noack 149) einfach darauf zurückzuführen ist, daß mit dem wachsenden Schwarm der Ankömmlinge auch mehr Durchschnittsbegabungen sich einfanden, während bis dahin nur die Blüte der Künstlerschaft dort lebte.

Das Register, zu dem man nur noch ein Sachregister wünschen möchte, das z. B. die oft erwähnten Villen und Paläste aufzählte, ist recht genau. An Fehlern ist mir nur aufgefallen, daß Wittmer in Rom gestorben sein soll; er starb vielmehr in München während einer Reise nach Deutschland (vgl. Beil. z. Allg. Ztg. 1880, Nr. 141). Nachzutragen wären außerdem die Seitennachweise: Bajocco 97, 366, Cavaceppi, Reiffenstein, Hamilton, Cunego 365, Camisani 334, Frankenberg 414, Spiegel von Peckelsheim (nicht Pückelheim, wie N. schreibt) 37, Trippel 422, Brüder Ruhl 378; dazu die Berichtigungen: Koch 165 (statt 166), Platner 206 (statt 207), Ramdohr 164 (statt 161).

Einer Anzahl von Berichtigungen bedarf auch das Quellenverzeichnis: S. 388 lies Hillebrand (statt Hildebrand); S. 391 Alten, Tischbein 1872 (statt 1871); S. 393 Geßner, Briefwechsel [sc. mit seinem Sohne!], Bern und Zürich (statt Berlin); S. 394 Diarium Italicum war unter Klaute aufzuführen, weil sonst Anm. II, 9 nicht ohne weiteres verständlich; S. 395 Hagen, Breslau 1818—1821 (statt Berlin 1818); Hirzel (3 Bde.!); Kephalides 1818 (statt 1822); S. 396 Raumer (2 Teile!); Recke Berlin 1815 bis 1817, 4 Bde.; Speyer (2 Bde.!). Die S. 165 erwähnte Schilderung von Böhmer ist aus dem Quellenverzeichnis nicht zu ersehen.

Den Stil des Buches möchte man mitunter etwas lebendiger wünschen, so sehr die Schwierigkeit, schon rein stilistisch des Stoffes Herr zu werden, anerkannt werden muß. Vereinzelte unschöne und sogar grammatisch anfechtbare Sätze (S. 146, Z. 8—12, S. 181, Z. 11 u. 12 v. u.) befremden; anderen nimmt die zu häufige Verwendung des Kommas statt des Semikolons die Klarheit und Übersichtlichkeit.

Sehr schön endlich wäre die Beigabe von Abbildungen gewesen. Gerade dieses Buch verlangt förmlich danach. Was z. B. im Künstlerverein zu Rom an Bildnissen und Karikaturen vorhanden sein muß, scheint erstaunlich und würde eine eigene Veröffentlichung rechtfertigen. Doch ich gerate schon wieder ins Wünschen und will doch lieber mit der dankbaren Anerkennung des Gebotenen schließen.

Hans Legband.

Jos. Freisen, Staat und katholische Kirche in den deutschen Bundesstaaten: Lippe, Waldeck-Pyrmont, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz,

Reuß-Schleiz, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg und -Gotha. Nach amtlichen Aktenstücken rechtshistorisch und dogmatisch dargestellt. 2 Bde. (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausg. von U. Stutz, Heft 25—29). Stuttgart, Ferdinand Enke, 1906. (XII, 409 und XII, 500 S.). M. 30,—.

Wenn das vorliegende Werk auch offenbar mehr kirchenrechtliche als historische Zwecke verfolgt, so bringt es doch auch dem Historiker manche Belehrung. Der Verfasser will die heutige Rechtsstellung der katholischen Kirche in den im Titel genannten Bundesstaaten, die sämtlich der Diözese Paderborn unterstehen, klar legen, sieht sich zu diesem Zwecke aber genötigt, vielfach recht weit in die Vergangenheit zurückzugreifen. So handelt er einleitungsweise über die Entstehung der Diözese Paderborn, dann gibt er für jeden einzelnen Staat zunächst eine geschichtliche Einleitung, in der er in der Regel auch mindestens bis zur Reformation zurückgeht. Der Historiker wird sich also zunächst dann an das Buch zu wenden haben, wenn er sich über die Stellung der Katholiken in einem der genannten Staaten in irgendeinem Momente seit der Kirchenspaltung unterrichten will. Einzelne Abschnitte des Buches bieten aber doch noch ein allgemeineres Interesse. Das, was etwa über die Verhältnisse in Lippe oder speziell in Falkenhagen (I, 43ff.) mitgeteilt wird, ist geradezu ein Musterbeispiel für die Verworrenheit der deutschen Verhältnisse. Andere Abschnitte, etwa die Rudolstädter und die Gothaer Verhandlungen im 19. Jahrhundert, sind für die Art und Weise der Beziehungen der katholischen Kirche zum Staat in dieser Zeit recht charakteristisch. Der Verfasser zeigt sich in der Schilderung dieser Verhältnisse durchaus unparteiisch und weist unberechtigte Ansprüche auch der Kirche entschieden zurück.

Die äußere Einrichtung der Publikation ist der Art, daß der Verfasser für jeden einzelnen Staat erst eine geschichtliche Darlegung gibt und an diese die Gesetze und Verordnungen im Wortlaut anreiht. Er strebt dabei nach Vollständigkeit und scheint diese in hohem Grade erreicht zu haben. So druckt er durchaus nicht nur die eigentlichen kirchenrechtlichen Gesetze und Verordnungen ab, sondern auch die in Betracht kommenden allgemeinen Landesgesetze. Auch in den geschichtlichen Teil hat er zahlreiche Urkunden aufgenommen. Der Historiker würde dabei wohl manche Kürzung durch Weglassung der Personalien u. dergl. für möglich gehalten haben, er wird ferner tadeln, daß der Fundort der einzelnen Aktenstücke durchaus nicht immer angegeben ist, im ganzen aber wird auch er für

die sorgfältige Arbeit dankbar sein, die ein Gebiet erhellt, das sonst meist nur in bezug auf die größten deutschen Staaten für der Erörterung wert gehalten worden ist. G. Mentz.

O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren usw. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben. Mit einer Einleitung von Max Neuburger. Abt. 3.4 (= Bd. II, S. 193—960). Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1908.[1])

Das ,,große gebildete Publikum durch Wort und Bild, durch ein anregend geschriebenes, allen Anforderungen der Wissenschaft genügendes Werk, das auch als Nachschlage- und Handbuch verwertbar ist, in die in Europa derzeit gebräuchliche Volksmedizin" einzuführen, versprachen die Verfasser des jetzt vollständig vorliegenden Werkes in der ersten Lieferung, und nach dem Worte, daß, wer vieles bringt, jedem etwas bringt, sind sie unzweifelhaft ihrem Versprechen gerecht geworden. Wenngleich sie in einem Schlußwort erklären, daß sie ,,aus Platzmangel nicht imstande waren, alle Abschnitte gleichmäßig durchzuarbeiten, daß sie Haut-, Ohren- und Augenheilkunde nur hätten andeuten, manches überhaupt nicht aufnehmen können", so läßt sich nicht leugnen, daß sie in ihrem Buch dem Leser eine große Menge Material vor Augen geführt haben, und die entschuldigende Bemerkung, daß vorerst auf dem bearbeiteten Wissensgebiet Vollständigkeit nicht zu erreichen ist, daß sie sich hätten ,,mit der Aufgabe begnügen müssen, die Grenzen der vergleichenden Volksmedizin zu suchen und zu bestimmen", war für den Kundigen kaum nötig. Aber wurden die beiden Gelehrten ihrer Aufgabe in der von ihnen selbst gerühmten und für unerläßlich notwendig zu erachtenden Art gerecht, ordneten sie das viele, was sie auftischen, wirklich so ,,system- und planvoll", wie es die von ihnen benutzten Vorarbeiten oft vermissen ließen, bauten sie das Gebäude der Wissenschaft nach so wohlüberlegtem Plan, daß auch der allgemein Gebildete, fachlich nicht Vorgebildete sich in den vielen Räumen zurecht findet? !

Daß aus Platzmangel die Raumverteilung Schaden litt, gestehen die Verfasser selbst ein. Den schon früher gemachten Vorwurf der Systemlosigkeit muß ich auch heut zu meinem Bedauern

[1]) Vgl. die Besprechung der 1. und 2. Abt. im Archiv für Kulturgeschichte Bd. VII, S. 106ff.

aufrecht halten. Ich würde es für völlig richtig gehalten haben, in einem ersten Teile allgemein über die Ursachen und das Wesen der Krankheiten zu handeln, wie sie der Mensch sich in Urzeiten vorstellte, wie diese Vorstellungen sich im Laufe der Jahrtausende änderten und im Grunde noch jetzt trotz aller Fortschritte der Wissenschaften einen großen Teil des „Volks" beherrschen. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß trotz der Überschrift, die solches Beginnen in Aussicht stellte, eine Heilfaktorenlehre das erste Buch einnimmt, und zwar eine unendlich unvollständige, bei der man sich in vielen Fällen keinen Rat holen kann, und die, sehr zum Schaden der Raumausnutzung, in sich selbst und im zweiten Teil unnötige Wiederholungen bringt. Vergeblich sucht man beispielsweise auch im Sachregister nach den sog. Elephantenläusen. Eine Abbildung von ihnen hätte gerade sofort deutlich gezeigt, was das Volk zur Wahl solchen Mittels geführt haben kann. Vergeblich sucht man nach der Eigenart des Ilgenöls, des Glegerbranntweins usw. In den Abschnitt hätte auch ein allgemeiner Artikel über das Wesen der Opfer gehört, das über die Kommunikation zwischen dem zumal kranken Menschen und der Gottheit belehrt hätte, hierhin ein ebensolcher über Suggestion, über Transplantation usw. Das Inhaltsverzeichnis verweist uns bei ersterem Stichwort nur auf die Mitteilung, daß Suggestion auch bei der Behandlung der Warzen eine Rolle spiele, bei letzterem auf zwei kleine Artikel, während man sich sonst bei Verbohren, Einpflöcken usw. umtun muß. Dagegen ist die Abracadabraformel dreimal behandelt.

Über die sog. Signa naturae, die zum Grundsatz (auch der Homoeopathie) Similia similibus führten, der noch jetzt das Volk (und augenblicklich die Schulmedizin) beherrscht, finden wir nur verstreute, spärliche Angaben. Im Index entdecke ich keinen Hinweis darauf. — Vortrefflichen Aufschluß über das Wesen manches Heilmittels gibt die etymologische Deutung des Wortes. Auf ihre Bedeutung wird im Anfang aufmerksam gemacht, im Text kommt sie aber nicht zu ihrem Recht. Auch bei der Auswahl der Krankheitsheiligen spielen volksetymologische Erwägungen eine große Rolle, die allgemein hätte geschildert werden müssen. Bei St. Cornelius wird ihrer auf S. 186 gedacht (im Inhaltsverzeichnis fehlt diese Hauptstelle, eine weniger in Betracht kommende ist notiert!). Bei andern fehlen solche nötigen Hinweise. Eine kurze Darlegung des Wesens der im zweiten Teile abgehandelten Leiden nach geltenden Anschauungen wäre für alle, insonderheit nur allgemein gebildete Leser nötig gewesen. Der Regel nach fehlt sie. Ihr

hätte, chronologisch geordnet, folgen sollen, wie das Altertum und die Folgezeit sich zur Sache stellten, diesen Betrachtungen die Heilmittel, entweder nach der Zeitfolge oder nach den Merkmalen aufgereiht, die Neuburger auf S. XV seiner vortrefflichen Einleitung gibt (Besprechen, symbolische Vertreibung, magische Übertragung, Amulette usw.) oder nach den Volksstämmen, die den Kampf gegen die Krankheiten aufnahmen. Solche Ordnung, solches System hätte den Stoff übersichtlich gestaltet, sich in ihm zurechtfinden lassen, Platz gespart, Vergleiche gestattet, den vielen, die sich mit diesem wichtigen und interessanten Teil der Volkskunde beschäftigen, Richtschnur für ihre Forschungen und Aufzeichnungen gegeben. Auch was dilettantisch in Provinzialblättchen vorgetragen wird, ist wertvoll und geht nicht unter, und aus der in epischer Breite gegebenen gelehrten Abhandlung eines eifrigen Sammlers ist leicht die Quinta essentia zum Nutzen der Wissenschaft herauszuziehen. 12 Seiten groß mit etwa 2200 Stichworten ist das Inhaltsverzeichnis. Auf 40 Seiten werden weit über 800 Autoren aufgezählt, die die Verfasser zu Vorstudien gebraucht und zitiert haben. Wer nach dem geringen Umfange des Inhaltsverzeichnisses beurteilen will, was das Werk an Wissenswertem enthält, der wird und muß ihm mindestens zehnfach unrecht tun. Das wenige, was ich mitteilte, zeugt, wie unzulänglich es ist. Das Verzeichnis der Literatur, die für das vorliegende Thema Wissenswertes enthält, ist immerhin eine angenehme Zugabe. So schmeichelhaft mir ist, daß meine „Geschichte der Pharmazie" aufgenommen ist, so wird sie doch tatsächlich wenig genutzt haben, und sie hätte wie manch anderes Buch gut fehlen können. Daß die Art der Hinweise genügt und zweckentsprechend ist, darf bezweifelt werden. Wenn z. B. (S. 369) für das Belegen der Tatsache des Wundaussaugens seitens der alten Germanen (nicht wie es richtiger gewesen wäre, Tacitus, der beiläufig in dem Literaturverzeichnis fehlt, sondern) „Höfler (300)" zitiert wird, so stellt das den Leser vor ein Rätsel. Denn der genannte verdiente Gelehrte ist unter der Ziffer mit seinen etwa 30 gehaltvollen Schriften angeführt. Bedenklich ist der Hinweis auf Dichtwerke. Mit einem Hinweis gar: „Man erinnere sich der . . Heilung . . . bei Peter (Johann Peter?) Hebel" ist verzweifelt wenig anzufangen. Gleich danach (auf S. 232) wird empfohlen „„Als Erheiterungsmittel die Lektüre; z. B. Maitre François Rabelais' „Pantagruel", ein Buch, um das es sich schon allein verlohnt, „Französisch zu verstehen"". Weiter unten steht „Gurkensaft empfiehlt J. Chr. Stark". Wer ist das? Wo empfahl er das Mittel? Auf derselben Seite wird von Nepenthe der Orientalen,

von Jerba oder Maté von Ilex Matha, von Bang gesprochen. Im ersten Teile müßte über diese Mittel Belehrung zu finden sein, aber nur über Hanf finden sich spärliche Angaben. Was auf S. 232 steht, ist außerdem falsch oder (wenn auch vielleicht auf Grund von Druckfehlern) ungenau. Nepénthes war der Trank der Vergessenheit im Altertum, Yerba Maté stammt nicht von Ilex Matha (eine solche Spezies scheint es gar nicht zu geben), Bhang ist nach Flückiger Hanf, aber kein Saft aus Hanf. Derartige Ausstellungen könnte ich noch recht viele machen. Nichtsdestoweniger wird das Buch immerhin eine gewisse Lücke füllen und den vielen, die sich für Volkskunde und Volksheilkunde interessieren, eine Quelle der Belehrung bieten und sie vielleicht zur Mitarbeit anregen. Ich wünsche ihm eine zweite Auflage, die nach dem Ausmerzen der gerügten Mißstände musterhaft werden kann.

Hermann Schelenz.

KULTUR UND VOLKSTUM

VON GEORG STEINHAUSEN

In der folgenden Erörterung handelt es sich nicht um das Thema: Kulturgeschichte und Volkskunde, also um eine Abgrenzung der beiden Wissenschaftsgebiete, deren jüngeres, die Volkskunde, heute ein wenig zu sehr auf Kosten des älteren vorzudringen sucht. Eine solche erneute Abgrenzung wäre an sich erwünscht. Sie ist zwar hie und da schon von neueren Forschern vorgenommen, aber im ganzen sind die Anschauungen darüber noch wenig geklärt. Ein Satz, wie ihn Goetz im ersten Heft dieses Bandes (S. 6) ausgesprochen hat: „Seitdem es eine Volkskunde gibt, ist sie als die glückliche Erbin alles dessen anzusehen, was man früher so gern als Kulturgeschichte bezeichnete", ist nur zu einem sehr kleinen Teile richtig. Ich habe schon in der vor dem „Archiv" von mir herausgegebenen „Zeitschrift für Kulturgeschichte" (Bd. 9, S. 371f.) gegenüber Hoffmann-Krayer betont, daß die Volkskunde in letzter Linie nur eine Hilfswissenschaft der Kulturgeschichte ist, aber doch ihr eigenes Spezialgebiet hat. „Die Arbeit der Volkskunde in ihrer Sammlung und Behandlung von Volksglauben, Sitten, Bräuchen ist eine zunächst lokal begrenzte Spezialarbeit, die erst in ihren großen Ergebnissen für den Kulturhistoriker fruchtbar wird." Auf der anderen Seite ist Kulturgeschichte nicht nur Geschichte der (höheren) Kultur als solcher, sondern ihr muß immer auch das Verhältnis des Volkes zur Kultur am Herzen liegen. Das betonte ich dann im 1. Hefte des 1. Bandes des „Archivs" (S. 119f.) besonders Brenner gegenüber, der als „nächste" Aufgabe der Volkskunde sogar die eigentliche Aufgabe der Kulturgeschichte selbst in Anspruch nahm, nämlich „die Äußerungen der Volksseele im Wandel der Zeiten geschichtlich und kritisch zu verfolgen." Wer diese Auffassung hat, depossediert die Kulturgeschichte überhaupt.

Indessen, es soll sich hier nicht um Fragen handeln, die diese Abgrenzung berühren, überhaupt nicht um ein die Volkskunde

mit angehendes, sondern um ein rein geschichtliches Problem, um die Würdigung des Volkstums als geschichtlichen Faktors, oder, wenn wir an einen der eben angeführten Sätze anknüpfen wollen, um das geschichtliche Verhältnis des Volkes zur Kultur. Es ist ein Problem, das von den meisten heutigen Historikern in seiner Wichtigkeit kaum genügend erkannt ist, häufig auch nicht von denjenigen, die der kulturgeschichtlichen Richtung angehören oder ihr geneigt sind. Dem Wesen des Volkstums, insbesondere unseres deutschen Volkstums, selbst hat man freilich heute vielfach liebevolle Aufmerksamkeit zugewandt; ich erinnere an das von Hans Meyer herausgegebene Sammelwerk „Das deutsche Volkstum", das die Frage: Was ist deutsch? möglichst allseitig zu beantworten sucht, auch aus der geschichtlichen Entwicklung heraus. Neu war dieser Versuch freilich durchaus nicht, und in einer Besprechung des Werkes wies ich darauf hin, daß dieselbe Aufgabe schon vor langen Jahren sehr gründlich von einem Manne in Angriff genommen sei, der von dem Herausgeber des „Deutschen Volkstums" nicht ignoriert werden durfte, nämlich von Wilhelm Wachsmuth in seiner mehrbändigen „Geschichte deutscher Nationalität" (Braunschweig 1860 ff.). Ich habe das Werk jetzt seit mehreren Jahren nicht in die Hand genommen; doch als ich den vorliegenden, schon ziemlich lange halbfertig liegenden Aufsatz abschließen wollte, warf ich zufällig einen Blick in den alten vergessenen Wachsmuth und fand, daß das Problem, das uns hier beschäftigen soll, zwar nicht, wie es W.s Thema auch nicht entsprechen würde, ein Problem seines Buches bildet, aber doch von ihm in einem kleinen Exkurs (Bd. I, S. 420 ff., vgl. auch S. 52) kurz erörtert ist. Diese sehr kurze Beilage: „Nationalität und Kultur" nicht früher eingesehen zu haben, brauchte ich nicht zu bedauern, unserem heutigen Standpunkte bietet sie sehr wenig. Aber ich will das „Endurteil", zu dem Wachsmuth kommt, doch hierher setzen: Es „ergibt sich, daß die Individualität des Nationalen, wie sehr unter Hobel, Bürste und Samthandschuh der Kultur genommen, und wie geneigt, sich auf der Weltbühne in die herrschenden Formen zu fügen, dennoch innere Lebenskraft genug hat, auch in den höheren Potenzen des Völkerlebens ihr eigentliches Palladium und ihre prägnantesten Merkzeichen

durch alle Kulturgrade zu behaupten, und daß gerade ihre Fortdauer inmitten gemeinsamer Kulturformen und die Art, wie diese sich nationell gliedern, zu dem Weltgang der Menschheit gehört." Fehlerhaft nach unserer Auffassung erscheint nun aber ein Gegensatz von Kulturgeschichte und Geschichte der Nationalität (des Volkstums) bei Wachsmuth. Zwar zwischen Kultur und Volkstum besteht, wie wir sehen werden, zuweilen ein Gegensatz, aber nicht ohne weiteres und an sich. Und die nationale Kulturgeschichte, wie wir sie im Auge haben, soll gerade das Verhältnis von Volkstum und Kultur als wichtigstes Problem erkennen. Ohne Berücksichtigung und eingehende Behandlung dieses Verhältnisses ist keine nationale Geschichte, vor allem keine nationale Kulturgeschichte in ihrem tieferen Verlauf zu verstehen. Der Wachsmuthsche Begriff von Kulturgeschichte ist zu ausschließlich auf die vornehmlich intellektuellen Errungenschaften der höheren Kultur in ihren Beziehungen zu der allgemein menschlichen Bildung gerichtet: „Eine Kulturgeschichte hat die Summe der gesamten Entwicklungsstufen und Errungenschaften eines Volks als ein der Vernunfttätigkeit vorzugsweise verdanktes, großes Kapital darzutun. Wohl kommt bei ihr auch der Grundstamm naturwüchsiger Nationalität in Anschlag, aber nur, wie er, durch die Aktien der Kultur ausgebeutet und gehoben, dieser zugut gekommen ist."

Aber ich will hier nicht auf die Definition der Kulturgeschichte und die Wachsmuthsche Definition im besonderen eingehen, ich wollte nur hervorheben, wie man früher schon auf die uns beschäftigende Frage aufmerksam geworden ist. Wieder zeigt sich, wie die Generation der älteren Historiker — das gilt auch von damaligen Forschern auf anderen Gebieten — häufig einen besseren Blick gehabt hat als die heutige. So haben auch die älteren Kulturhistoriker, wie Freytag, Burckhardt, Riehl[1]), unser Problem schon in seiner Wichtigkeit erkannt, ohne es freilich in voller Schärfe zu erfassen. Ich erinnere etwa an einen Satz Riehls: „Die naiv gesittete Schicht des Volkes, der Bauer und Klein-

[1]) Vgl. dazu im allgemeinen meinen Aufsatz: Freytag, Burckhardt, Riehl und ihre Auffassung der Kulturgeschichte in: Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur I, 1898, S. 448ff.

bürger, bildet den Untergrund unserer Kultur, aus welcher zuletzt doch alle höhere nationale Bildung entsprießt", oder an eine Äußerung Burckhardts, wenn er z. B. bei der Darstellung eines einzelnen Gebietes der Renaissancekultur unterscheidet, „wieviel dem Studium der Alten, wieviel dem eigentümlichen Genius der Italiener auf die Rechnung zu schreiben sei." Daß ich dann in meiner „Geschichte der deutschen Kultur" das Problem stärker in den Vordergrund geschoben habe, darf ich noch anführen: in einer weiteren Darstellung[1]) werde ich es in den Mittelpunkt rücken.

Hat man das Problem: „Kultur und Volkstum" entschieden zu wenig erörtert, so hat ein anderes häufiger Beachtung gefunden: das Verhältnis von Kultur und Natur. So gewiß die Menschen im Grunde immer dieselben bleiben, so sehr überall dieselben Leidenschaften und Triebe herrschen, so ausschlaggebend die meist gleiche Verteilung der Charaktere und Intelligenzen bleibt, so groß ist doch der Wandel in Wesen und äußerer Lebenshaltung der Gesamtheit in den einzelnen Stadien der Kulturentwicklung. Trotzdem vieles nur äußerlicher Wandel ist, nur äußerliche Gesittung, so ist doch der Gegensatz von Natur- und Kulturmensch gewaltig. Kultur bedeutet eben Bildung, Umbildung des Menschen. Aber diese Umbildung hat ihre Grenze. Hohe Kulturen gelangen in der Regel zur Selbstverneinung; tiefere Geister fühlen sich von der Äußerlichkeit und inneren Unwahrheit der kultivierten Mitwelt abgestoßen und angeekelt und meinen resigniert oder künden laut: Natur ist besser als Kultur! Zurück zur Natur! Man erkennt den Surrogatcharakter vieler Errungenschaften der Kultur, man kommt zur Lobpreisung und Wertschätzung des weniger Kultivierten, das man leicht schon als Natur ansieht, aber auch des wirklich Ursprünglichen und Natürlichen. Die Kultur wird zur Krankheit, zum Verderben. Was entscheidet bei solchen Zuständen und Stimmungen über Niedergang oder Weiterentwicklung eines Volkes? Vor allem doch dies, ob in seinem Volkstum noch genügende natürliche Kraft vorhanden ist, um wieder neues, frisches Leben hervorzurufen.

---

[1]) Dieselbe wird in einiger Zeit erscheinen.

Dann wäre also Volkstum und Natur in gewissem Sinne gleichzusetzen? Das führt uns zu unserer Hauptfrage.

Kultur und Natur sind zunächst Gegensätze, aber sie sind doch nicht unversöhnlich, wie es meist Natur und Zivilisation sind. Ihre Versöhnung müßte vielmehr eines der höchsten Ziele menschlichen Strebens sein. Wie weit sie gelingt, könnte ein wichtiges Kriterium für die Höhe der Kultur eines Volkes sein. Auf wirklich höherer Entwicklungsstufe sieht man deutlich die Annäherung der beiden Faktoren. Zum Teil hängt diese Frage aber eben mit der Bedeutung des Verhältnisses von Volkstum und Kultur zusammen. Bei dem Begriff Volkstum handelt es sich keineswegs um ein Konglomerat romantischer, mystischer Vorstellungen oder hergebrachter Vorurteile, auch nicht um eine leere theoretische Konstruktion. Es handelt sich vielmehr um ganz bestimmte Anlagen und Charakterzüge, um eine geographisch, geologisch, klimatisch, vor allem auch geschichtlich bedingte Eigenart der Angehörigen eines bestimmten Volkes. Von diesem nationalen Gesamtcharakter soll noch näher gesprochen werden, hier sei er zunächst als existierend vorausgesetzt. Das Volkstum könnte man, wie angedeutet, wohl als ein Stück Natur ansehen, als etwas natürlich Gewordenes; aber es ist doch wiederum nicht ohne Kultur zu denken. Volkstum und Kultur sind keine Gegensätze. Es läßt sich vielmehr eine Kultur denken, die in der Hauptsache — denn die unvermeidlichen Berührungen der Menschheitsgruppen bringen von Urzeiten her immer auch fremdes Gut hinein — aus und mit dem Volkstum erwachsen ist, in demselben Volke zur Blüte entwickelt wird und mit ihm verfällt oder einen Eroberungszug durch andere Völker antritt. Eine solche im wesentlichen eigenständige, volkstümliche Kultur ist gerade unsere deutsche Kultur nicht, wie es überhaupt nur sehr wenige Kulturen, am ehesten noch die in ihrer Frühzeit freilich auch vom Orient und von Ägypten beeinflußte griechische, gewesen sind. In der deutschen Kulturgeschichte, auf die im folgenden mehrfach besonders Bezug genommen werden soll, spielt vielmehr ein gewisses Mißverhältnis von Volkstum und Kultur eine besonders interessante Rolle. Ein überaus kräftiges, zähes, eigenartiges, innere Schätze bergendes Volkstum auf der einen Seite,

eine mit allen Mitteln zum Siege strebende überragende Weltkultur auf der andern, das mußte zu einem langwierigen und wechselvollen geschichtlichen Prozeß, aber auch zu einer sehr späten Entwicklung einer wirklich hohen nationalen Kultur führen, die dann freilich zu einem der edelsten Zweige der Menschheitskultur überhaupt wurde. Auch andere neuere Völker haben die Auseinandersetzung zwischen ihrem Volkstum und einer hohen fremden Kultur durchgemacht: die Versöhnung der beiden Sphären ist ihnen aber schneller gelungen als den Deutschen, sie sind früher zu einer nationalen Kultur höheren Charakters gekommen. Ein gewisser Gegensatz des Volkstums und der Kultur besteht bei uns sogar noch heute, und die völlige Versöhnung bleibt noch immer ein Problem. Aber für die Vergangenheit den verschiedenen Grad des Gegensatzes oder der mählichen Durchdringung von Volkstum und Kultur, ihre beiderseitige wechselvolle Rolle im Leben der verschiedenen Zeiten darzustellen, ist ohne Zweifel eine der wichtigsten und lohnendsten Aufgaben gerade der deutschen Kulturgeschichte.

Fast bei jeder Kulturgeschichte, vor allem aber bei der deutschen, handelt es sich also auf der einen Seite immer um Würdigung der fremden Elemente, die die Kultur des Volkes mitbestimmen. Die Kultur ist zu einem Teile eine internationale Erscheinung, die durch die Völker zieht, bei einem begabten Volke höher entwickelt wird und nun gemischt mit Errungenschaften dieses Volkes weiter übertragen wird und jene Leistungen zum internationalen Besitz macht. Die internationale höhere Kultur, an der die europäischen Völker unbeschadet ihrer Sonderart mehr oder weniger partizipieren, ist nicht die einzige ihrer Art auf unserer Erde. Im alten Amerika hat es höchst eigenartige Kulturen gegeben, die ostasiatische Kultur ist eine Welt für sich, usw. Die Kultur, in deren Bann wir stehen, nimmt, soweit das zu verfolgen möglich ist, ihren Ursprung in den Euphratländern und weiter auch in Ägypten; Kleinasien und Griechenland nehmen sie auf und entwickeln neue höhere Formen. Die Griechen vor allem sind das Volk, das aus originaler Kraft das Schönste und Höchste von dem schuf, was wir antike Kultur nennen. Von ihnen empfing Rom. „Das unerhörte Glück für die

Weltkultur", sagt Jakob Burckhardt, „lag in dem Philhellenismus, der die Römer beherrschte .... Ihm verdanken wir ausschließlich die Kontinuität der geistigen Überlieferung." Und nun wurde Rom, das sich in seiner geistigen Kultur fast vollständig der Selbständigkeit begab, praktisch-technisch aber und in der Ausbildung des Rechts Einzigartiges leistete, das große Sammelbecken. „Rom", sagt wieder Burckhardt, „rettete die sämtlichen Kulturen der Alten Welt, soweit sie noch vorhanden und überhaupt zu retten waren." Das römische „Weltreich" repräsentierte die „Weltkultur", und an diese Kultur fanden auch die Germanen den Anschluß, nachdem dieselbe Gallier, Iberer und Briten sich angegliedert hatte. Eine neue unermeßlich wichtige Wendung der Weltgeschichte! Gerade die niedrige Kultur der Germanen bedingte die schülerhafte Hingabe an die reiche, jahrtausendealte, freilich schon verfallende Kultur und damit die Sicherung des kontinuierlichen Ganges der Entwicklung, während umgekehrt für die Germanen das Zusammentreffen mit der antiken Kultur in mancher Hinsicht eine tragische Schickung bedeutete. Ganz abgesehen von der mehr oder weniger raschen, ganz naturgemäßen „Vergiftung" oder völligen Entnationalisierung der in das römische Reich am tiefsten eingedrungenen Germanen ist doch die Ausreifung und Entwicklung der bodenständigen Kultur der verschiedenen germanischen Völker, insbesondere der Deutschen, allzusehr unterbunden worden. Als das Römische Reich zerfiel, blieb die römische Kirche Hauptträgerin dieser einheitlichen, internationalen Kultur, der nunmehr das Christentum als wesentliches Element eingefügt war. Die Kirche — mit diesen Sätzen will ich natürlich niemand etwas Neues sagen — war es, die den Deutschen dann in erster Linie die von ihr bewahrten antiken Traditionen übermittelte. Nun setzt gewaltig die Auseinandersetzung des deutschen Volkstums mit der fremden Kultur ein. Die Christianisierung zunächst bedeutete eine unermeßliche Einbuße des Volkstums. Gewiß blieb sie lange nur äußerlich, es war zum Teil nur ein Kompromiß mit dem heidnischen Volkstum, dessen Formen und Bräuche nur oberflächlich verhüllt wurden, aber ganze Schichten wandelten sich allmählich auch innerlich, und jedenfalls erhielt die alte volkstümliche Emp-

findungswelt mehr und mehr den Charakter des Verbotenen, Unheimlichen, Düsterdämonischen. Aber mit der Christianisierung ging auch die Kultivierung Hand in Hand, und deren Elemente entstammten zum allergrößten Teile eben der Antike. Und von diesem weiterhin wesentlich durch die Kirche vermittelten antiken Gut ist doch schließlich vieles tief in das deutsche Volk eingedrungen und hat volkstümlichen Charakter gewonnen. Die Einwirkung der Antike ist überhaupt ein Prozeß, der heute noch nicht abgeschlossen und dauernd, wenn auch in verschiedener Form zutage getreten ist. Die internationale Kirche, bald auch andere Faktoren, vermittelten nun aber auch immer mehr von der Kultur derjenigen Völker, die aus der römischen Reichsbevölkerung erwachsen waren und auf Grund besser bewahrter antiker Elemente ein höheres geistiges, gesellschaftliches und wirtschaftliches Leben entwickelten, der Romanen. Die Einzelheiten dieser Einflüsse sollen hier natürlich nicht erörtert werden. Fest steht jedenfalls, daß der Deutsche sich diesen Völkern gegenüber auf den Gebieten der höheren Kultur lange Zeit untergeordnet gefühlt und daher um so eifriger von ihnen gelernt hat, anderseits von jenen immer als ganzer oder halber Barbar betrachtet wurde.

Aber ist denn nun mit dieser Kultivierung durch fremde höhere Elemente die deutsche Kulturgeschichte auch nur entfernt erschöpft? Der erste außerordentlich wichtige Faktor ist eben das Volkstum, nicht nur als Ursache einer nationalen Umbildung des Übernommenen, oft mit leidenschaftlicher Hingabe Übernommenen, sondern als Hauptelement der ganzen Entwicklung. Trotz aller „Fremdsucht" hat das eigentliche Volkstum, ein Zeichen seiner Kraft, äußerst stark den fremden höheren Elementen widerstrebt oder sie oft nur widerwillig und äußerlich angenommen. Aber es hat sich vor allem auch selbst durchgesetzt. Niemals handelt es sich um einfache mehr oder weniger unterbrochene Übernahme fremder Kulturströme, so daß sich gleichsam nur eine Summierung derselben und der deutschen einheimischen Kulturelemente ergeben würde. Selbstverständlich ist das Fremde auch neu erfaßt, in gereinigter Form wiedergegeben, deutsch gewandelt, schöpferisch umgestaltet, auch wieder abgenutzt oder völlig beseitigt. Selbst-

verständlich aber hat sich deutsche Eigenart ebenso ihre besondere Sphäre geschaffen. Nicht um eine neben anderen Völkern auch den Deutschen überkommene internationale Kultur handelt es sich, sondern um eine deutsche Kultur als Leistung des deutschen Volkes und Ausfluß seiner Art.

Jakob Burckhardt hat einmal gesagt: „Das wahrste Studium der vaterländischen Geschichte wird dasjenige sein, welches die Heimat in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Teil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch anderen Zeiten und Völkern geleuchtet haben." Das soll gewiß gelten, namentlich von dem Studium der Kulturgeschichte. Die Kulturgeschichte des Mittelalters, auch noch des 16. und 17. Jahrhunderts, wiederum diejenige unserer Zeit könnte sehr wohl, um die großen Zusammenhänge zu ergründen, als eine internationale geschrieben werden. Man denke z. B. an die gleichzeitig auftretenden Kunststile, Trachtenmoden u. dgl., meist von einem gerade führenden Land hervorgebracht. Schreibt man die Kulturgeschichte eines bestimmten Volkes, so sollten doch fortwährend die Berührungen mit den fremden Kulturen und die Beeinflussung durch sie eingehend gewürdigt werden — in meiner „Geschichte der deutschen Kultur" ist das systematisch zum ersten Mal geschehen. Aber über diesem Gesichtspunkt darf als Wichtigstes doch nicht die Eigenart, darf nicht die besondere Geschichte des Trägers einer Kultur, des bestimmten Volkes irgendwie zurücktreten. Es gibt so wenig eine internationale Kultur im eigentlichen Sinne des Wortes wie eine internationale Kunst oder Literatur. Trotz der gleichen internationalen Traditionen, der gleichen Äußerlichkeiten, der gleichen Stile, der gleichen Moden ist das innere Wesen jeder einzelnen höheren Kultur ein eigenartiges, besonderes, gegründet auf das Wesen des einzelnen Volkes, die Natur seines Landes. Die Grundlage einer nationalen Kultur ist und bleibt das Volkstum.

Will man dieses näher zu bestimmen und zu erfassen suchen, so ergibt sich alsbald eine Fülle von Schwierigkeiten, die mit dem Begriff des Volkscharakters überhaupt zusammen-

hängen. Man muß in dieser Frage, unbekümmert um die hergebrachten Schlagworte, mit größter Vorsicht vorgehen. Die Anschauungen, die in einem Volke selbst über seine Art in Geltung sind, beruhen meist auf Eigenliebe, sind Selbstlob, was eine früher oder später zu beobachtende zutreffende Kritik seitens einzelner Angehörigen dieses Volkes aber doch nicht ausschließt. Bei uns treibt in dieser Beziehung neuerdings nationaler Geist oft wunderliche Blüten, und des Mundvollnehmens von deutscher Treue, deutschem Gemüt usw. ist kein Ende, so gemütlos z. B. viele Deutsche heute auch sind. Solche liebgewordenen Anschauungen sind nicht durchweg falsch, wie es wohl die von der mißverstandenen deutschen „Treue", wie es die vom deutschen „Gemüt" trotz jener und anderer Einschränkungen aber nicht ist. Aber gerade an dem Falschen oder dem Halbrichtigen hängt das Volk besonders. Vor allem verträgt es jedoch keinen Tadel. Vorzüglich zeigt sich diese Empfindlichkeit bei den deutschen Stämmen, deren Kritiklosigkeit sich selbst gegenüber oft rührend ist. Riehl (Pfälzer S. 232 ff.) verweist in dieser Beziehung einmal auf die zweistündige Kantate, die bei Voltaire dem medischen Statthalter Irax täglich mit demselben lobhudelnden Refrain vorgesungen wird. Nach fünf Tagen wurde der Refrain diesem zur Höllenmarter: „dem Volke . . . kann man dasselbe Lied jahrhundertelang vorsingen, ohne daß es sich satt daran hört." Beim deutschen Volke liegt der Fall noch insofern schwieriger, als z. B. die deutsche „Treue" oder die Keuschheit und Hoheit der deutschen Frauen schon aus dem Tacitus stammt, also seit Urzeiten gleichsam beglaubigt ist. Taciteisch ist auch die unbändige Tapferkeit der Germanen, die bei den Deutschen ja auch andere Völker im Mittelalter oft genug hervorgehoben haben. Aber diese Tapferkeit ist auf einer frühen Kulturstufe ausgeprägt kriegerischen Charakters und später noch in abgeschwächter Form bei den allermeisten Völkern zu finden: sie konnte nur kulturell älteren Völkern als etwas Besonderes auffallen. Bei den neueren Deutschen werden die persönlich Tapferen und die — Vorsichtigen wohl ebenso verteilt sein wie anderswo auch. Und dies ist überhaupt zu beachten. Vieles, was den Germanen als eigentümlich nachgesagt wird, ist bei jedem Volk in dem

entsprechenden frühen Entwicklungsstadium zu finden[1]), manches ist Eigentümlichkeit ganzer Gruppen, z. B. der nördlichen Völker; gewisse Züge der späteren Deutschen sind für mittlere Kulturstufen überhaupt charakteristisch. Andererseits darf man da, wo man mit Recht von einer besonderen Gabe, einer besonderen Anlage sprechen kann, diese doch nicht für ein nur diesem bestimmten Volke eignendes Gut halten. Es handelt sich da vielfach nur um Gradunterschiede.

Eine andere Quelle von Fehlern ist sodann die unberechtigte Verallgemeinerung. Einmal werden häufig gewisse, nur äußerlich hervortretende Eigenschaften zur Grundlage der Gesamtbeurteilung gemacht. Dies geschieht namentlich häufig seitens der Ausländer, und beim deutschen Volk gerade, dessen Vorzüge wesentlich innere sind, während es viel äußere Schwächen hat, ist dadurch seine häufig so ungünstige Beurteilung zu erklären. Ferner ist die landschaftliche Verschiedenheit, die Sonderart der einzelnen Stämme nicht zu übersehen. Endlich ist, worauf ich für die Zustände und die Lebenshaltung in meiner „Geschichte der deutschen Kultur“ besonderen Nachdruck gelegt habe, auch für die Wesenszüge und die innere Art auf die großen Unterschiede zwischen den einzelnen sozialen Schichten, den Ständen Rücksicht zu nehmen und nicht vieles, was nur für eine Schicht gilt, als für das ganze Volk charakteristisch anzusehen. Solche Unterschiede kommen natürlich wesentlich erst für die späteren Zeiten, in denen eine stärkere Differenzierung der Stände und damit ihrer inneren Art, ihrer Bildung, ihrer Lebenshaltung und ihrer Sitten eintritt, in Betracht, vor allem für die entwickelten Stadien, in denen, wie in unserer Gegenwart, eine tiefe Kluft zwischen einzelnen Schichten gähnt. Ja, diese Unterschiede können die nationalen völlig zurücktreten lassen, stärker als diese sein.

Vorausgesetzt, daß man dies alles in Rechnung zieht, wird man die Aufgabe, das Wesen eines Volkes zu erfassen zu suchen, recht wohl als möglich und notwendig ansehen dürfen. Allzu große Skepsis ist in dieser Beziehung gar nicht angebracht. Das direkte Material an Beurteilungen und Zeugnissen ist gewiß einer-

---

[1]) Vgl. meine Germ. Kultur i. d. Urzeit[2] an vielen Stellen.

seits lückenhaft, andererseits unzuverlässig, aber die wiederholte Bestätigung eines und desselben Zuges zu den verschiedensten Zeiten ist schon etwas wert, und die Hauptgrundlage wird überdies das eigene Beobachtungsmaterial auf Grund geschichtlicher und vor allem kulturgeschichtlicher Betrachtung des Volkes, seiner Handlungen und Leistungen, seines Lebens und seiner Sitten geben müssen, wozu dann eine tiefere Kenntnis des heutigen Volkes in seinen verschiedenen Schichten treten muß.

Nur selten wird man im einzelnen zwischen dem geschichtlich erworbenen Volkscharakter und ursprünglichen Anlagen scheiden können. So sehr noch weiter unten die Gewordenheit des Volkscharakters betont werden wird, so ist dieser Prozeß für die graue Urzeit nicht mehr entwirrbar, und vor unvordenklichen Zeiten Erworbenes und geheimnisvoll Ursprüngliches gehen für uns ineinander über. Tatsächlich gibt es Züge, die sich gerade trotz aller geschichtlichen Wandlungen, wenn auch nicht ganz ungeändert, behaupten, andere, die wohl durch übermächtige Schicksale oder Strömungen, namentlich fremde Kulturströmungen, zurückgedrängt werden, aber immer wieder aufleben. Man hat bezüglich des ursprünglichen Vorhandenseins gewisser Anlagen, des Mangels anderer auf den Gegensatz von Römern und Griechen hingewiesen;[1]) man kann auch auf die annähernde Unzerstörbarkeit nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Art der Juden exemplifizieren. Unzweifelhaft gilt ähnliches auch von dem deutschen Volk mit seiner ausgeprägten Eigenart.

[1]) E. Müller mahnt in dem Aufsatz: Über Nationalcharakter und nationale Anlagen (Preußische Jahrbücher Bd. 120) S. 245f. aber auch bei diesem Beispiel zur Vorsicht. Die Kritik Müllers über die ganze Frage — S. 227 heißt es etwas scharf: „neunundneunzig Hundertstel von dem, was wir über den Charakter des eigenen oder des fremden Volkes sagen, schreiben und drucken lassen, gehört ins Gebiet des Köhlerglaubens" — ist vielfach berechtigt. Aber auch er sagt (S. 253): „Daß der Nation, wohlgemerkt der Nation im strengsten Sinne, nur im Hinblick auf die Abstammung und ganz ohne Rücksicht auf die Einflüsse der Umgebung, gewisse Eigenschaften anhaften, das braucht deshalb noch nicht von vornherein in Abrede gestellt zu werden, weil die anthropologische Schule diesen Satz mißbraucht."

Und doch ist auf diesem Gebiet in erster Linie der Zusammenhang von Volkstum und Kultur zu betonen. Die neuerdings so stark erörterte Rassentheorie spielt nicht die Hauptrolle, die manche erwarten könnten. Das deutsche Volk ist seit langer Zeit ein Mischvolk, wie übrigens auch das englische, das häufig als das am meisten germanische bezeichnet wird, wie besonders das spanische, auch das französische, und doch hat dieses Mischvolk ein ausgeprägtes Volkstum. Schon in der Urzeit haben, ganz abgesehen von dem möglichen Aufgehen eines früher vorhandenen Urvolkes in den Germanen, im Westen und Süden Mischungen mit Kelten stattgehabt. Die weiße Hautfarbe, die rotblonden Haare, die blauen Augen sind durchaus nichts spezifisch Germanisches, sondern als Züge nördlicher Völker überhaupt, eben auch der Kelten sowie der Nordslawen, belegt. Im hohen und späteren Mittelalter, vielleicht auch schon im früheren, ist dann die starke Mischung mit den Slawen für den deutschen Osten von größter Bedeutung geworden. Dauernd wurde seit alter Zeit durch das Aufgehen von Unterworfenen, Gefangenen, also von Sklaven, in der Bevölkerung fremdes Blut zugeführt. In neuerer Zeit ist sodann für ganze Landesteile die von den Fürsten begünstigte Einwanderung der französischen Emigranten kulturell höchst wichtig geworden: sie sind völlig mit den Deutschen vermischt, teilweise wie ein erwünschter Sauerteig wirkend. Auf die Juden, die neuerdings besonders aus dem Osten nachwandern, ist weniger zu exemplifizieren, weil eine wirkliche Mischung mit ihnen nur in ganz beschränktem Maße stattgefunden hat. Jedenfalls handelt es sich gerade in Deutschland um ein ziemlich verwickeltes Völkergebilde, wobei übrigens nicht übersehen sein soll, daß neuere Rassentheoretiker nicht mehr die ja auch kaum nachweisbare Rassenreinheit, sondern gerade die Rassenmischung als Ausgangspunkt einer höheren Volksentwicklung hinstellen. Es wird von dieser Seite auch neuerdings zugestanden, daß für historisch bekannte Völker bereits bei ihrem ersten Auftreten keine Rassenreinheit mehr anzunehmen ist, vielmehr infolge der dichteren Besiedlung der Erde und der damit zusammenhängenden Wanderungen und Eroberungszüge schon in grauer Urzeit immer wieder Vermischungen stattgefunden haben. Freilich

ist dann wieder lange Zeiten hindurch ein Fürsichleben der Mischungen ohne Konnubium mit anderen Stämmen notwendig[1]), damit sich eine mehr oder weniger ausgeprägte Gemeinsamkeit bestimmter Wesenszüge aufs neue bilden kann. Für die Folge wäre dann wichtig, ob sich diese gemeinsamen Züge auf eine so große Volksmasse übertragen, daß spätere Mischungen nur von sekundärer Bedeutung sind. Jedenfalls könnte man bei den Deutschen einen Zusammenhang von Rasse und Volkstum höchstens für jenen Grundstock von Wesenseigentümlichkeiten gelten lassen, die einmal schon bei den (wie gesagt nicht unvermischten) alten Germanen hervortreten, sich weiter bei den später am reinsten gebliebenen deutschen Stämmen im „alten Volksland" zwischen Weser und Elbe besonders ausgeprägt finden, im übrigen aber auch für die sonstigen Deutschen älterer und jüngerer Zeiten mehr oder weniger charakteristisch sind.

Aber der Ursprung auch dieser Wesenszüge wird doch nicht in der Rasse liegen, sondern, wie schon angedeutet, in der Beschaffenheit der Landschaft, des Himmels und des Bodens. Natürlich ist der Boden auch das Objekt für die Tätigkeit der Menschen und wandelt sich unter seiner Hand vom Wildland zur Kulturlandschaft. Aber gewisse Grundzüge der Bodenbeschaffenheit, die alles überdauern, beeinflussen doch wiederum den Menschen. Ebenso ist das Klima von größter Bedeutung. Diese klimatischen und geographisch-geologischen Bedingungen sprechen vor allem bei der somatischen Beschaffenheit der Menschen mit, aber doch wohl auch bei ihrem inneren Wesen. Man kann die französische Klarheit mit der eigenartig hellen, durchsichtigen Luft Frankreichs, die englische Gemütsart mit den Nebeln und dem Dunst des Insellandes immerhin in Zusammenhang bringen. Ernst, Schweigsamkeit, Innerlichkeit werden wohl wesentlich auf solche Weise zu erklären sein. Anderes, wie die Eigenart der künstlerischen Betätigung, vor allem der Ornamentik, bleibt zum Teil geheimnisvollen Ursprungs.

---

[1]) Diesen Wechsel von „Inzucht" und Vermischungsperioden hat ganz kürzlich A. Reibmayr in der Politisch-anthropologischen Revue, Jg. IX, Nr. 1 angenommen.

Indessen ist für die Gestaltung des inneren Wesens doch besonders ein *geschichtliches Moment* wichtig, nämlich die Fülle der allerdings von jenen Bedingungen abhängigen, zunächst vor allem frühzeitlichen, auch frühmittelalterlichen, *lange bestehenden* Verhältnisse des wirtschaftlichen und sozialen Lebens und anderer, Sitte und Brauch bestimmenden Traditionen. Mit diesem Grundstock verbinden sich später neue Züge, oder bestimmte schon vorhandene Züge werden durch die *Geschicke eines Volkes*, die auch wieder neue Eigenschaften hervorrufen können, besonders ausgebildet. Lange vorherrschende Zustände können da wieder von bestimmendem Einfluß sein. Im übrigen ist schon der *bloße Zufall geschichtlicher Zusammenschweißung* ein wichtiger Faktor. Diese oft nur äußerliche Zusammenfassung *gleicht die Menschen auch in ihrem Wesen immer wieder einander an*. Gemeinsame Geschicke, gemeinsame Geschichte ergeben — natürlich neben der Gemeinsamkeit maßgebender Kulturelemente, wie der Sprache — schließlich auch eine gewisse Gemeinsamkeit innerer Züge, von Gefühlen und Anschauungen. Eine lange Dauer der Zusammengehörigkeit, eine länger anhaltende Nichtvermischung mit anderen Völkern, wenigstens nicht in größerem Umfange, ein sich immer stärker ausbildendes Gefühl für die Unterschiede von anderen Völkern spielen dabei natürlich eine Rolle. Sonst aber kann hier die Straffheit staatlicher Zusammengehörigkeit eine Bedeutung gewinnen, vor der alle „Rassen"unterschiede zurücktreten. Sehr bemerkenswert ist in dieser Beziehung die besondere Note des einigen älteren deutschen Zügen widerstrebenden, anderen wieder verwandten deutsch-slawischen Preußentums. Neuerdings beeinflußt es auch unser Gesamtvolkstum. Dieses wirkt freilich wieder seinerseits auf jenes mildernd ein. Eine Änderung des Volkscharakters infolge geschichtlicher Vorgänge läßt sich sodann in England verfolgen. Man denke daran, was das Puritanertum aus dem lustigen alten England, das ja freilich auch wieder in manchen Zügen sich als immer noch nicht ganz tot erweist, gemacht hat. Oder was hat in Deutschland die Zeit der französischen Fürstenkultur im 17. und 18. Jahrhundert, die Zeit der Kleinstaaterei aus dem selbstbewußten deutschen Bürgertum gemacht? Der

Philister, der Spießbürger ist damals entstanden; aber zugleich wurde in diesem Zeitalter der Servilität und Charakterlosigkeit der Charakter des ganzen Volkes, auch des Adels verdorben und häßlich gewandelt. Eine ganz neuerliche Volkstumsbildung, durch Zusammenschweißung entstanden, aber nicht ohne Zusammenhang mit anderen Bedingungen, ist das Yankeetum.

Das Volkstum ist also vor allem auch als etwas Gewordenes anzusehen, freilich in der Hauptsache meist als etwas sehr früh Gewordenes, so daß es im späteren Verlauf der geschichtlichen Entwicklung den Charakter des Ursprünglich-natürlichen erhält. Daß es diesen infolge natürlicher Bedingungen zum Teil auch hat, haben wir ja oben festgestellt. Aber starr und unabänderlich ist es nicht, wenn auch die Änderungen, denen es unterworfen ist, oft nicht erheblicher Natur sind. Es ist vielfach historisch zu erfassen. Das zeigt sich auch auf dem Gebiet, das wir hier sonst gar nicht im Auge haben, auf dem der Volkskunde, also beim Sein und Leben vor allem des heutigen niederen Volkes, insbesondere bei den Sitten und Bräuchen, aber auch bei den meist für uralt angesehenen Anschauungen des Volksglaubens. Daß die heutige Volkstracht vielfach nur ein zäh bewahrter Nachklang einer nur einige Generationen zurückliegenden allgemeinen Mode ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Aber auch mancher Volksbrauch, manches Stück des Volksglaubens ist ein ins Volk hinabgesickertes Element höherer Kultur, geschichtliches Produkt. In der oft für so uralt-heidnisch-germanisch angesehenen Volksmedizin steckt viel mißverstandenes antikes oder orientalisches Kulturgut.

Höchst kompliziert ist also nach alledem das Verhältnis von Volkstum und Kultur. Aber das hat sich hoffentlich aus den obigen Ausführungen ergeben, daß dieses Verhältnis von dem Kulturhistoriker nicht unbeachtet gelassen werden darf. Das Volkstum bestimmt zum Teil die Kulturgeschichte und Geschichte, zum Teil ist es durch sie bestimmt. Der Historiker soll sich dabei auch nicht mit allgemeinen Wendungen begnügen. Zwei wesentliche Züge unseres Volkstums z. B., der Individualismus und die Innerlichkeit, können als treibende Kräfte sehr häufig im einzelnen nachgewiesen werden. Man versteht unsere

religiöse, überhaupt unsere geistige Geschichte nicht, wenn man nicht die regelmäßige Reaktion innerlicher Kräfte gegen äußerliche, meist stark von der fremden Kultur beeinflußte Perioden erkennt und ihr im einzelnen nachspürt. Es ist ferner doch eine anziehende Aufgabe, im einzelnen das Verhältnis der volkstümlichen Art und der antik-christlichen Kulturelemente im Mittelalter zu verfolgen, bis endlich im 15. Jahrhundert und zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine Versöhnung beider Faktoren unter dem Übergewicht des Volkstums sich vollzieht, ein wahrhaft volkstümliches Zeitalter hereinbricht. Man kann letzten Endes die Reformation als Umgestaltung des Christentums im Sinne des germanischen Volkstums auffassen. Aber bereits zu Ausgang des Mittelalters setzt unter dem erneuten Einfluß der antiken Kultur (Humanismus, Römisches Recht, später künstlerische Renaissance) und weiterhin infolge der Herausbildung der überragenden landesherrlichen Fürstenmacht eine starke Zurückdrängung des Volkstums ein. Die neue Gelehrtenkultur, die spätere neufranzösische gesellschaftliche Kultur, der Neuhumanismus und andere Strömungen höherer Kultur schaffen eine tiefe Kluft zwischen dieser und dem Volkstum, das sich nur in Unterströmungen zur Geltung bringen kann, bis sich schließlich beide Faktoren wieder nähern und eine wirklich nationale Geisteskultur erblüht. Aber zu einer nationalen Lebenskultur sind die neuerdings auch wirtschaftlich und politisch mächtig erstarkten Deutschen eigentlich bis heute nicht gekommen, so wenig wie zu einer politischen Gesamtkultur. Doch solche allgemeinen Hinweise können nicht klar machen, wieviel noch im einzelnen zu erarbeiten und in neue Beleuchtung zu rücken ist. Das kann nur eine ausführliche Darstellung zeigen.

EINE KELLEREIRECHNUNG DES DEUTSCHORDENSHAUSES IN MARBURG AUS DEM XIV. JAHRHUNDERT

Von F. SCHILLMANN

Das Königl. Staatsarchiv Marburg besitzt unter seinen Beständen eine große Anzahl von Rechnungen der Deutschordens-Ballei Hessen aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, die für die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters von ungeheurer Wichtigkeit sind. Dieselben sind bisher noch in keiner Weise ausgebeutet worden. Außer in den Städten werden wir im Mittelalter wohl nirgends eine derartige genaue Wirtschaftsordnung finden wie gerade beim Deutschen Orden. Neben den allgemeinen Balleirechnungen finden sich solche der einzelnen Pfarreien, der verschiedenen Beamten des Ordens und Abrechnungen mit verschiedenen Handwerkern. Welchen großen Wert sie für eine Geschichte der Preise im Mittelalter haben, würde erst eine vollständige Bearbeitung zeigen. Sie könnte vielleicht die Klage Inama-Sterneggs,[1]) daß man den Preisstand und die Preisbewegung größerer Abschnitte noch nicht beurteilen kann, beseitigen. Selbstverständlich bliebe ja auch diese Untersuchung ganz lokal begrenzt, wie schließlich jede Publikation von Stadtrechnungen, dafür aber zeigen sie uns im Gegensatz zu den städtischen Aufzeichnungen hauptsächlich Preise für landwirtschaftliche Artikel. Daneben könnten sie auch der mittelalterlichen Topographie dienen, indem sie die einzelnen Güter des Ordens genau festlegen und ein Bild von ihrer Ertragsfähigkeit geben, andrerseits lassen sie uns in die innere Verwaltung des Ordens blicken und die Tätigkeit der einzelnen Mitglieder erkennen.

Unter diesen Rechnungen ist die im nachfolgenden veröffentlichte die älteste erhaltene und, wie ich nachzuweisen hoffe, die älteste der Ballei Hessen überhaupt. Sie ist eine Spezialrechnung des Kellners über mehrere Jahre, der sich noch eine

[1]) Deutsche Wirtschaftsgeschichte 3,2 S. VIII.

solche des Kornmeisters anschließt. Da sie von den späteren in mancher Beziehung abweicht, so erscheint es gerechtfertigt, sie einzeln zu veröffentlichen, während die übrigen nur im Zusammenhang ein klares Bild ergeben können.

Es ist ein schmales Heftchen von 6 Blatt Papier, die zum Teil stark beschädigt sind. Sie sind nicht paginiert. Die Blattgröße ist 28,5 × 10 cm. Geschrieben ist sie von drei verschiedenen Händen; und zwar rühren von einer Hand her: Bl. 1—3ᵛ, d. h. bis 1383, sowie der an Bl. 3ᵛ angeklebte kleine Zettel, im Format 7,7 × 6,3 cm. Eine andere Hand schrieb Blatt 4, das Jahr 1387. Blatt 4ᵛ bis zum Schluß ist wieder von anderer Hand.

Schon im 13. Jahrhundert haben wir in den Gesetzen und Gewohnheiten des Ordens[1]) eine Reihe von für den ganzen Orden maßgebenden Bestimmungen, die eine sorgfältige Rechnungslegung verlangen. Die älteste liegt wohl in dem Kapitelsbeschluß vor 1289 nr. VI, 10 vor, wo es heißt: „In allen husern sol man rechennen ze dem minsten in zwein mânoden einest", also eine Verordnung, daß alle zwei Monate abgerechnet werden sollte. Dies hat sich anscheinend als unpraktisch erwiesen, und so geben die folgenden Bestimmungen an, daß alle Jahr einmal von den Beamten des Ordens Rechnung gelegt werden soll, und zwar, wie es Gesetz II b lautet: „mit geschriebener rechenunge der gulde unde der schult".[2]) Die kürzeste Bestimmung darüber enthalten die Gesetze Heinrich Dusemers von 1347 nr. 5: „Ouch welle wir, daz die amtesbrûder ierliches rechenunge tun von iren ampten den obersten dô sie hingehôrent".[3]) Diese Verordnungen hat man in der Ballei Hessen zunächst anscheinend nicht weiter beachtet. Man wird wohl nur mündlich abgerechnet haben, ohne sich um schriftliche Festlegung zu kümmern. Eine Änderung trat mit dem Jahre 1379 ein, wo Gernandus von Schwalbach Deutschordenskomtur in Marburg wurde.[4]) Er scheint

[1]) Veröffentlicht von M. Perlbach, Die Statuten des Deutschen Ordens, Halle 1890.

[2]) Vgl. ferner Gewohnheiten 7a u. 18, Gesetze Werners von Orseln nr. 10.

[3]) Die Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, die sich nur auf den großen Verkehr des Preußischen Zweiges beziehen, hat C. Sattler herausgegeben, Leipzig 1887. Aus diesen war für unseren Zweck nichts zu entnehmen. [4]) Bis 1398.

vielleicht auf Grund vorgefundener Mißstände hier eine neue Anordnung gegeben zu haben. Man könnte ja nun vermuten, daß, weil keine früheren Rechnungen erhalten sind, diese erst seit seiner Zeit sorgfältiger aufbewahrt wurden. Doch geht aus der nachfolgenden Rechnung hervor, daß wohl von schriftlicher Abrechnung früher nicht die Rede war. Denn der Kellermeister sollte auch von dem vorhergehenden Jahre 1378 seine Rechnung geben, und die Einnahme „ků̊nde hee nit eygentlichen wißen, want he hatte davor nit me gerechit dan sin vzgebin was . . .“. Seine Ausgabe konnte er also allerdings noch angeben, doch ist diese im Verhältnis zu den folgenden Jahren so gering, daß man an eine genaue Aufzeichnung nicht denken darf.[1])

In unserer Rechnung liegen nun fortlaufend vor die Jahre 1379 bis 1383, dann ist eine Lücke bis 1387. Ich vermute, daß die Blätter mit den dazwischen liegenden Jahren verloren sind, denn es ist doch anzunehmen, daß man auch in jenen Jahren genaue Rechnungen aufstellte. Daran schließt sich das Jahr 1388 an, und den Schluß bildet eine Kornamtsrechnung von 1388 und 1390. Aus der sorgfältigen und trotz des Wechsels der Kellermeister einheitlichen Schrift bis 1382 möchte ich folgern, daß wir es hier mit einer Reinschrift aus der Kanzlei des Ordens zu tun haben, während die betreffenden Beamten die Beträge nur auf Zettel oder in eine Kladde notierten. Angelegt sind alle diese Rechnungen so, daß zuerst die Einnahmen stehen, es folgen die Ausgaben, und zum Schluß wird die Bilanz gezogen. Nun ist es merkwürdig, daß bei genauer Prüfung diese Rechnungen fast nie stimmen. Worauf ist das zurückzuführen? An Veruntreuungen ist hier wohl nicht zu denken, entweder muß es Nachlässigkeit sein, oder Kleinigkeiten wurden bei der Jahresrechnung nicht weiter notiert, sondern einfach verrechnet, oder, und das ist meine Meinung, es sind bei der Reinschrift Fehler und Auslassungen vorgekommen. Ferner ist zu beachten, daß bis 1383 die Abrechnung jedesmal am 1. Mai erfolgte, von 1387 ab, wie in allen folgenden Rechnungen, am Martinstag (11. November beim Deutschen Orden).

[1]) Er notiert z. B. auch nur die Ausgaben an barem Gelde, nicht die Anzahl der verkauften Fuder Biers oder Weins.

Betrachten wir nun den Inhalt der folgenden Rechnung, so sehen wir, daß in das Ressort des Kellners Wein, Bier und Obst fielen, von seinen Einnahmen hatte er die Kosten für Erhaltung der Weingärten und die Ausgaben der Bierbrauerei zu bestreiten und außerdem eine größere Summe an den Trappier abzugeben, der überhaupt von allen Einnahmen bestimmte Abgaben erhielt. Wirtschaftsgeschichtlich das wichtigste sind der schwankende Umsatz an Wein und Bier und die erzielten Preise. Einheitsmaß bildet das Stück oder Fuder. Dieses hat als Untermaß das Ohm. Die genaue Zahl läßt sich aus unserer Rechnung nicht angeben, doch kann man wohl nach dem an Rhein und Mosel üblichen Maß 6 Ohm auf das Fuder rechnen.[1] Sicher dagegen ist, daß das Fuder 960 Quart besitzt,[2] die Ohm also 160 Quart hat.[3] Als Münzeinheit haben wir das Pfund, das gleich 20 Schilling, der Schilling gleich 12 Denaren zu setzen ist. Als Scheidemünze dient der Heller, der ½ Denar entspricht.[4] Betrachten wir nun die Preise näher, so ergibt sich, daß die des Bieres konstant sind, wir haben hier von 1378—1387 für das Fuder 8 Pfund, für die Quart 4 Heller, erst 1388 geht der Preis auf ca. 7¾ Pfund zurück. Wechselnder sind die Preise für Wein, die in unserer Zeit zwischen 16 und 28 Pfund für das Fuder und 4—7 Heller für die halbe Quart schwanken, hier spricht der Ernteertrag und die Güte mit, da sich auch in dem gleichen Jahre verschiedene Preise finden. Vergleichen wir sie mit den am Rhein und Mosel üblichen Durchschnittspreisen, so sind sie in Marburg damals etwas höher gewesen,[5] dagegen sind sie im allgemeinen niedriger als in Limburg.[6] Dort kostete ein Quart Wein 1368 20 hl, 1375 1 maß (wohl ½ Quart) 8 hl, und es wird betont, daß dies 5 Jahre dauerte;

[1]) Vgl. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben II, 501 ff.

[2]) Dies ließ sich aus den angeführten Preisen genau berechnen. Die beim Wein angeführten Halben sind halbe Quart.

[3]) In Köln nur 20, an der Mosel 36 usw., sehr schwankend. Dagegen läßt sich eine Umrechnung auf moderne Maße noch nicht ermöglichen.

[4]) Diese Zahlen, die den von Inama-Sternegg a. a. O. 3, 2, S. 368 ff. als auch sonst gebräuchlich bezeichneten entsprechen, ergaben sich durch einfache Berechnung.

[5]) Zugrunde gelegt wurde das Verzeichnis der Weinpreise bei Lamprecht a. a. O. II, 553, für Bier hat er keine Angaben.

[6]) Diese Angaben stammen aus der Limburger Chronik.

1397 haben wir dann in Limburg allerdings ein bedeutendes Fallen der Preise, die Quart kostet dann nur 2—4 hl, während der Durchschnittspreis in Marburg 12—14 hl für die Quart ist.

Daneben ist noch eine andere Beobachtung wichtig, die wir bei unserer Rechnung machen können. Wir sehen, daß in der ganzen Zeit der Orden nicht nötig hatte, Getränke zu kaufen, sondern sogar in der Lage war, etwas davon abzugeben, und daß andrerseits die Erträgnisse der Weinernte ganz verschieden waren, ebenso der Absatz in Bier schwankte. So haben wir als höchste Einnahme vom Wein 1388 547 Pfund, als niedrigste 1381 294, beim Bier trotz seines festen Preises 1380 320 Pfund, 1382 nur 96. Holzpreise können genauer nur für 1387 und 1388 angegeben werden, wo das Fuder etwa 6 Schilling kostet. Einen gewaltigen Unterschied sehen wir im Hopfenpreis, von dem der Malter 1387 12 sch. 4 dn., 1388 fast 43 sch. kostet.[1])

Bei den Kornamtsrechnungen von 1388 und 1390 finden wir keine Preise angegeben; das Getreide wurde demnach wohl nicht verkauft, sondern diente als selbständiges Zahlungsmittel. Hier gelten als Maße der Malter, die Möht und die Metze. Doch läßt sich ihr Verhältnis zueinander nicht näher berechnen. Über alles Weitere mag die Rechnung selbst Auskunft erteilen.[2]) Bietet sie auch nur einen kleinen Ausschnitt aus der Verwaltung des Deutschen Ordens, so kann sie doch in mancher Hinsicht Interesse erregen. Möge sie aber vor allem dazu dienen, auf Quellen zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Mittelalters aufmerksam zu machen,[3]) die bisher noch niemand benutzt hat, deren vollständige Ausgabe jedoch dringend zu wünschen wäre.

[1]) Leider hat Lamprecht auch keine Hopfenpreise.

[2]) Bei ihrem Abdruck wurde die Orthographie der Vorlage genau beibehalten, nur daß die Namen sämtlich groß geschrieben wurden.

[3]) Auch C. Heldmann hat sie für seine sonst so brauchbare Arbeit, Geschichte der Deutschordensballei Hessen (Zeitschr. für hessische Gesch. u. Landesk., N. F., Bd. 20) nicht herangezogen. Sie könnten hier doch vieles ergänzen. Im übrigen gibt er die beste Aufklärung über die Agrarverhältnisse in der Ballei. Ein Aufsatz [von Bruno Hildebrand], Beiträge zur Geschichte der Preise und des Tagelohns in Hessen in den Jahrbüchern f. Nationalökonomie und Statistik Bd. 18 (1872), auf den mich Herr Prof. Wenck gütigst aufmerksam machte, hätte jedenfalls zu ganz anderen Resultaten geführt, wenn H. die Deutschordensrechnungen benutzt hätte.

Kelner.

[*1378 Mai I*] Anno domini m̊ cc̊c LXX̊VIII Philippi et Jacobi det rechnunge bruder Claus von Flersheym[1]) von ein gantzen iare. Des innemens kůnde hee nit eygentlichen wißen, want he hatte davor nit me gerechit dan sin vzgebin was, als hernach geschribin steet:

Item dem trappirer[2]) an gereydem gelde[3]) C vnd XVI pund.

Item zů den wingarten vor holtz vnd andirn zů gemeynen vzgebin CC pund vnd II pund.

Item behilt hee vor ym an drancke in daz nachuolgende[4]) iar XXIII stůcke wins vnd LIIII stůcke byers.

[*1379 Mai I*] Anno domini m̊ cc̊c LXXIX Philippi et Jacobi det rechnunge der vorgenannt brudir Claus kelner, vnd was sin innemem als hernach geschriben stet:

Item hatte he vor ym behalden vz dem andern iare XXIII stůcke wins vnd LIIII stůcke byers.

Item was ym des iars in den keller worden LX stůcke wins.

So hatte man XX werbe[5]) gebruwen vnd yclich[6]) gebruw brachte IIII fuder bẙ̊rs, daz waz dy summe LXX fudir. Also waz di summe des wins alt vnd nu LXXVIII stůcke.[7]) Summa des bẙ̊rs auch alt vnd nu C vnd XXIIII fudir.

vzgebin.

Item waz des wins daz iar vffgange an drancke dem couent vnd gestin XX fudir, so waren virschanckt XXI, item waren dem pietanciemeister[8]) worden des iares X fudir.

Item was vffgangen an byere, daz man gedrunckin hatte vnd virschanckt LX̊IIII fudir, der waren XXIX komen zu drancke,

[1]) Die Brüder aus Flörsheim unweit Alzey scheinen besonders zum Kellneramt befähigt gewesen zu sein. So finden wir als Nachfolger des obengenannten Claus Peter von Flörsheim und am Anfang des 15. Jahrhunderts Nicolaus von Flörsheim.

[2]) Der Trappier war einer von den fünf Ordensgebietern, der für Kleidung und Rüstung zu sorgen hatte.

[3]) Bares Geld. [4]) Davor vo gestr.

[5]) 20mal. Merkwürdig bleibt das Ergebnis des Brauens. Jedenfalls rechnete man die zehn Fuder auf Brauverluste oder dergl., auch werden die vier Fuder nicht immer ganz genau gewesen sein. [6]) Or. yclus.

[7]) Es müßten 83 Fuder sein.

[8]) Der für den Tisch der Brüder zu sorgen hatte.

so hatte vnser comthur V vaz hinweg gegebin, dy andern hatte man virschanckt, das waren XXX.

[*f. 1v*] Also hatte he gelőst vz den XXI fudir wins vnd vz den XXX fudirn byers DCC pund ane IIII pund. Des wins hatte eyn halbs golden VI heller vnd des byers eyn quarte IIII heller.

Item hatte he des gelost mit ŏppiln LXXX pund.

Also was die summe von wine, byere vnd ŏppiln DCC pund vnde LXXVI pund.

Des hatte hee vzgebin in dy wyngarten LXXXII pund vnd XI schilling.

Item in daz bruwhus LXXX pund vnd IIII schilling, des was vor hoppen komen LXXIII pund vnd VIII schilling.

Item vor holtz LXXXIIII pund vnd VII schilling.

Item zů gemeynen vzgebin XXXII pund vnd VII schilling.

Item dem trappirer an gereidem gelde D pund ane III pund.

Summa als vzgebins DCC vnd LXXVI phůnd.

Also was innemen vnd vzgebin glich, dan he behilt vor ym in daz nachuolgende iar zů berechin XXVIII stůcke [wins] vnd LX stůcke byers.

[*1380 Mai 1.*] Anno domini mͦ ccͦc LXXͦX der vorgenant kelner von dem vorgenant iar vff sente Walpurge tag vnd waz sin innemen vnd vzgebin als hernach geschriben steet:

Innemen.

Item LX stůcke wins mit dem, den hee vor ym behalden hatte vz dem andern iare. Item C vnd XXX stůcke byrs auch firn[1]) vnd niwe, des hatte hee des iars gebruwen XX werbe vnd yclich gebru brachte IIII fudir, daz was dy summa LXX fudir.

Vzgebin.

Item was des wins des iars vffgangen an drancke XX stůcke dem couent vnd gestin, so waren virschancket XVI fudir, item dem pietancienmeister X fudir.

Item was vff gegange an biere zů drancke dem couent vnd gestin XXXIIII fudir vnd XL fudir verschancket.

[*f. 2*] Item VII fudir wurdin hinweg gegebin. Also hatte hee gelost vz den XVI fudern wins CCCC vnd LXII phund.

[1]) d. i. vorjährig.

Item vz den XL fudirn biers CCC vnd XX phund. Des wins hatte eyn halbis gegolden VII heller vnd des byrs eyn quarte IIII heller.

Item hatte hee gelost von oppeln vnde byeren XLV phund.

Summa von wine, byer vnd oppiln DCCC vnd XXVII phund.

Des hatte he vzgebin in dy wingarten LXXXXVIII phund vnd II schilling.

Item in den keller V phund vnd VII schilling.

Item in daz bruhus LXXXXIIII phund vnd VI schilling, des was vor hoppen kummen LXXXVI phund vnd VIII schilling.

Item vor holtz LXXXXVII phund vnd II schilling.

Item zů gemeynen vzgebin XXIX phund IX schilling vnd I denar.

Item dem trappirer an gereyden gelde D phund ane V phund.

Summa DCCC pund XVIII phund vnd II schilling.[1])

Also was Innemen vnd vzgebin glich, dan behilt [hee] vor yme IX phund.

Item behilt hee vor ym in daz nachuolgende iar zů berechin XIIII fudir wins vnde L stuͤcke byers ane I stuͤcke.

[*1381 Mai 1.*] Anno domini m̊ ccc° LXXXI zů sente Walpurge dag det rechnunge bruder Claus vorgenannt kelner von eyn gantzen iare vnd was sin innemen also:

Czum erstin IX pund hatte hee vor yͤm behalden vz dem vorgenden iare.

Item was yͤn den keller kumen LXIIII fudir wins, mit dem den hie vor ym behalden hatte von dem andern iare, des was dem pietaciemeister worden IX fudir.

Item was des iares uffgegangen an drancke dem couent vnd gestin XX fudir.

Item waren virschenckit XII fudir, dar vz hatte he geloset CC vnd LXXXXIIII phunt, vnd hatte yͤ eyn halbis gegolden halb zů VI heller vnd halb zů VII heller.

[*f. 2v.*] Item waz des iares auch in den keller kummen C vnd XXVII stuͤcke[2]) byers firn vnd nuwe, des hatte man gebruwen in dem iare XXII werbe vnd yder gebruwe det IIII fuͤder, daz

---

[1]) richtig 26 s. 1 d. [2]) richtig 125 st.

was dy summe LXXVI fudir. Des was uffgegangen an drancke XXXIIII fudir, so hatte he anders vzgebin IIII fudir. Item waz virschencket XXXV stůcke, darvz hatte hee gelōset CC vnd LXXX pund, y eyn quarte vor IIII heller.

Summa allis innemens von wine, von byere vnd daz her vor ym behalden hatte, D vnd LXXXIII phunt.

Des hatte he vzgebin in dy wingarten LXXII pund vnd II schilling.

Item in daz bruhus XXXIX phunt.

Item vor holtz LX phunt.

Item zů gemeynen vergeben XXV phund vnd III schilling.

Item dem trappirer an gereidem gelde CCCC vnd XXVIII phunt.

Summa allis vzgebins DC vnd VIII pund.[1])

Also hatte he XXV punde[2]) me vzgebin dan ingenummen, dy wurde geachtet, daz sie kamen were von ubirōme.[3])

Anders was inneme vnd vzgebin glich; ane he behilt vor ynn in daz nachuolgende iar XXIII stůcke wins, LIIII stůcke byrs vnd XX pund an gereydem gelde.

[*1382 Mai 1.*] Anno domini m̊ ccc° LXXXII° Philippi et Jacobi det rechnunge bruder Gobil kelner[4]) von fünff virtel iars vnd seis wochin vnd waz sin innemen, also hernach geschrieben stet:

Item LXVIII stucke wins firn vnd nůwe, dy hee drinne fand vnd yme vz dem hirbiche wordin dez iars.

Item hatte hee dez iares gebrůwen XVIIII werbe vnd ẙclich gebrů brachte IIII fudir. Summa was he drynne fand vnd hee vff daz iar gebruwen hatte, daz was LXXXXVIIII fudir bẙers.[5])

Item was dez iars an wine uff gegan an drancke XXVI fudir wins dem covente vnd gesten.

Item waren virschenckit XIIII fudir, darvz hatte he geloset CCC vnd LXXXXII pund, y daz halbe vor VII heller.

Item dem pietacienmeister IX stůcke wins. Item vnsern iunchern I fudir wins.

---

[1]) richtig 624. [2]) richtig 41 Pfund mehr.

[3]) Die Bedeutung dieses Wortes blieb mir dunkel.

[4]) Vielleicht hängt der Kellermeisterwechsel mit dem Defizit des Vorjahres zusammen. Warum er aber $^{5}/_{4}$ Jahr rechnet, bleibt unklar.

[5]) Stimmt nicht im Verhältnis zum Vorjahr.

[*f. 3.*[1])] [Item] was vff gegange an biere zů drancke [dem] couente vnd gestin XLIII fudir bier. [Item] XII wordin vorschancket, vz den [wa]rd gelost LXXXXVI pund, daz fudir [vor] VIII pund. [Item] IIII fudir ward hinweg gegebin.

Summa allis innemens von wine vnd von byere CCCC vnd LXXVI pund.[2])

Item hatte hee vzgebin in dy wingarten CII pund vnd IIII schilling.

[It]em in daz bruhus LXI pund vnd V schilling.

[Item] vor hoppin LXI guldin.

[Item] vor holtz LXXVI pund.

Item zů gemeynen vzgebin XXXIIII pund vnd VI schilling.

Item dem trapparir an gereidem gelde LXXVI pund.

Summa allis vzgebins fů[n]ff virteil iars vnd seis wochin CCC vnd LXX pund, da man dy gůldin zů phunden gemachte. Also was innemen vnd vzgebin glich, dan hee behielt vor ẙme in daz andir iar zů berechin XVI fudir wins.[3]) Item XL fudir byrs auch zů berechin.

[*1383 Mai 1.*] Anno domini m̊ c̊c LXXXIII Philippi et Jacobi det rechnunge brůder Gobil kelner von eym gantzen iar vnd was sin innemen als hernach geschriben stet:

Item hatte hee vor ym behalden vz dem andirn iare XVI stůcke wins, item LXV stůcke nůwis wins. Summa dez wins firn vnd nůwe LXXXI stůcke.

So hatte man XVIIII werbe gebruwen, vnd ẙclich gebruwe brachte IIII fudir bẙrs. Summa des bẙrs alt vnd nůwe C vnd XLVII fudir.

vzgebin.

Item was dez wins das iar ůffgegan an drancke dem couent vnd gestin XX fudir. Item so waren virschanckt XVII fudir, daruz hatte hee gelost CCCC vnd LXXVI pund, ẙ ein halben vor VII heller.

Item waren dem pietancienmeister worden X fudir wins, des waz ein firn.

---

[1]) Dieses Blatt ist besonders stark beschädigt.
[2]) richtig 488 Pfund.
[3]) richtig 18 fud.

Item was vff gegange an biere zů dra[ncke] dem couente vnd gestin XXXII fudir.

Item XV wordin vorschencket, vz de[nen] ward gelost C vnd XX pund, daz fu[dir vor] VIII pund.

Item III fudir ward hinweg gegeben: gein Schiffinburg[1]) ein, gein Wetzfelar[2]) eins vnd gein Herbern[3]) eins.

Item II fudir vnd eine ame gein Meinharshusen[4]) Johann von Ytir.[5])

Item ward ym vff daz iar von oppiln XXXVI pund.

Summa allis innemens von wine vnd von byͤer vnd von oppiln DC vnd XXXII pund.

Item hatte hee vzgebin an dy wingarten C vnd XI pund.

Item in daz brůwehůs L pund vor hoppin vnd zů brůwen.

Item vor holtz CXIIII pund vnd III schilling zů backen, zů bruwen vnd den rebinter[6]) zu heißen.

Item zů gemeyne vzgebin LXXXXI pund vnd I schilling.

Item dem trapparir an gereide gelde CC vnd V pund.

[Angeklebt ein Zettel von gleicher Hand:]

Nota . . . [7]) bruder Claus von Wetflaren comthur in dem fronhobe XIII pund vor byer.

Item . . . her Wygand Therenbach VII pund vor eyn fudir byers.

Item bliben vße VI phund.

In der Lomersbachen VI pund vor byer.

Item . . . der huscomthur XXX schilling hellir von des hobiswegin Gerbrachtshusen.[8])

[*1387 November 11. f. 4*] Anno domini mcccLXXXVII do det rechnung bruder Pedir von Flersheim von eime Martini bis vff den andirn sente Martinsdag von eyme gantzen iar, vnd waz sin innemen:

Item XXXV pund von oppiln, beren vnd noßen, dy he virkoufft hatte.

Item IIIIͨ LXXII pund, dar vone hatte [hee] virkoufft XIIII fudir wins, da galt yͤdiz fůdir XX pund. Item andre werbe hatte

---

[1]) Schiffenberg bei Gießen. [2]) Wetzlar. [3]) Herborn.
[4]) Heute Merzhausen im Kreise Frankenberg.
[5]) Itter an der Bahn Marburg-Warburg.
[6]) Remter. [7]) verwischt. [8]) Görzhausen nw. Marburg.

he virkaufft XII fudir wins, da galt yͤdaz fudir XVI pund. Item auch ward den brůdirn bescheiden zů drancke ein gantz iar XXIIII fudir wins. Also blybet noch in deme keller XXXIII fudir firns wins ane den nuwen, [der] in ist noch nit gerechint.

Item auch hatte he virkaufft in den selben iare XII fudir vnd II ame byers daz fudir vor VIII pund. Summa LXXXXVIII pund.

Item auch hatten dy brůder an byere gedruncken ein gantz iar XXV fudir byers ane I ame.

Item waz es gein Meinhartishusen kommen II fudir vnd I ame byers. Item hatte man ez einczil hinweg gegebin III fudir byers.

Item auch waz zů iare blyben in deme keller XIII fudir byers.

Item auch hatte he gebruwt in [deme] iare XIII werbe, daz macht [LVIIII] fudir byers. Summa LXII fudir byers . . . . . den drang abegenam vnd waz hee virkaufft hatte vnd inweg waz gegebin [LIII fudir], bleib danach in dem keller XIX fudir biers.

vzgebin.

Item XXXIII pund VII schilling IIII heller zů gemeine buwe in den keller.

Item XII pund ane IIII heller vor XVI fas.

Item X pund deme bodinbendir zů lone.

Item LX pund X schilling uff dy wingarte zů W[etzflar].

Item CXXI pund III schilling II heller by dy wingarten zů erbeyden.

Item II pund VI schilling den wingarten zu . . . . .

Item LXX pund XVIII schilling II heller vor IͨILV fudir holtzes ein gantz iar.

Item XV pund vor XXVI maldir hoppin.

Item VI pund VIII schilling knechten, dy gearbeitet hatten in dem bruwhuse vnd waz man sy hiez.

Item IIͨIV pund dem trapparir ein gantz iar.

Summa alles uzgebins ein gantz iar VͨIV pund IX schilling IIII heller vnd ist innemen vnd uzgebin glich, war auch older inneme IX schilling IIII heller.

[1388 Novemb. 11. f. 4ᵛ] Anno domini m̄ ccͨc LXXXͦVIII det brůder Pedir von Flersheim rechnung von eyn Martins dag uff den andirn von eyme gantzin iare vnd waz sin innemen:

Item XXIX lib. von oppiln, bern vnd notzin, dy hee hat virkauft. Item VͨXLVII lib. vor XXIII fudir wins virkauft. Item CIX pund vor XIIII fudir byers vnd II am virkauft.

Summa alles innemens VͨI LXXXV pund.

vzgebin.

Item XXXVII lib. IX schilling zu der gemeynde.

Item XI pund IIII denar zů gemeyn buwe in den kellir.

Item LXXXXIX lib. VI schilling I denar uf dy wingartin zů Wetzflar. Item CXIIII lib. IX schilling II denar in den wingarten zu Margpurg.

Item XI lib. VI schilling gesind zů lone.

Item VII lib. III schilling knechtin vor kost zů lone.

Item LXVIII lib. V schilling II dn. vor XXXII maltir hoppein.

Item LXXXVI puͤnd II schilling I denar vor IͨI LXXX fudir holtzis.

Item IͨII II lib. gab hee dem trapperer eyn gantz iar.

Summa VͨI LXXXV lib. I denar[1]).

Als were innemen vnd utzgebin glich.

Item had daz hus an fyͤrne wins XVII fudir. Item an nuͤwin weine XL fudir.

Summa fyͤrn vnd nuͤwe LVI[2]) fuder.

Item hed man den brudirn bescheyden zů trancke XX fudir.

Item IX fudir dem pietantzmeister, vor CXX marg als V liber, XXVI fudirz zů berechin, ẙdaz vor XII pund.

Summa IͨII XII lib. Item XIII fudir byers sint bescheyde zu trancke den brůdern.

[1388. f. 5] Kornmeister anno domini m cc LXXXVIII.

Item der bruder Peder vorgenannter von dem kornampt, vnd waz sin innemen:

Item had daz hus an firnen korn m VͨI VIII malder korn vnd VI malder weistzis auf dem huse lygende.

Item had daz hus huͤwer von iar verpachtit IͨII XLVII malder korn.

Item an stendin pechtin XXXII malder korn.

Item LI uz den moln von fronhobe.

[1]) richtig 735 Pf. 40 s. 10 dn. [2]) richtig 67 fud.

Item XXXV malder korn VI malder triticis elwins moln.[1])

Item XLII malder I motte von Kůnen.

Item III malder von Conrad von Hoinfels,[2]) wan he Land gesand hatte zů Gotzfeldin.[3])

Item III malter II mestin von hobin zů Gozfeldin.

Item III motte von Flammen.[4])

Item I malder weystzis von Virgredin.

Item vz den schuͤren XXV malder korn, XIII malder triticis.

Item XVI malder uz dem fronhobe.

Item geluhin daz wydder gefeld XVII malder.

Item XXVII malder an golde zum kirchen zů den zweyn Selheim.[5])

Summa II^{m} II^{c} XVIII malder VI mestin myt den nůwen pechtin huͤwer von iaren vnd myt den nůwin golde an dy alde kornschold, dy uf den kerbin stund, da vor vnd alte lypgeding waz ůfgehabin, daz man schuldig waz.

Vzgebin.

[f. 5v.] Item III^{c} XLV malder zů den almůse vnd zů brode.

Item LI malder in der elwins moln geatzt.

Item XXIIII malder eyntzeln vtzgegebin.

Item XVII malder vtzgeluhin.

Item XIX malder den huͤnern ym baugartin.

Item CXLVI malder virkauft.

Item von lypgedinge LXVI malder I motte.

Item XXVIII malder den pietancien.

Item XI malder der custerie.

Item XI malder korn, VI malder triticis lantgraven.

Item I malder korn, I malder [weistzis] an dy claustralibus zu Hacheborn.[6])

Item II malder korn, I malder weistzis den hobeherrin.

Summa VII^{c} XXVII malder korn I motte, I malder haber.

Als wer innemen vzgebin glich, vnd hee behyld inne m IIIII I malder korn vnd XI malder in dem bachus an mele.[7])

[1]) in Marburg. [2]) Hohenfels Burg s. am Donnersberg.

[3]) Goßfelden b. Marburg. [4]) Bürger in Marburg.

[5]) Groß- und Klein-Selheim bei Kirchhain. [6]) Hachborn ssö. Marburg.

[7]) Die ganze Zusammenrechnung sowie Einnahme und Ausgabe sind ungenau.

[1390. f. 6] Kornmeisterampt LXXXX.

Item innemen m IIII^{c} XCI malder korn, hatte inne behaldin an korne vnd an mele.

Item IIII^{c} XLVIII malder korn virpechtet uff dyt iar.

Item II malder weistzis.

Item XIII malder gerstin.

Item LXIIII malder korn an steden pechtin vnd an golde zům kirchen von Selheim.

Item LI malder korn vz den molin fronhobis.

Item XIII malder weistzis.

Item LXVI malder maltzis auch ůz dem fronhobe.

Item XXIIII malder korn I motte vz den elwins molin.

Item VI malder weystzis uz den elwins molin.

Item[1]) L malder korn vnd weystzis von dem buwe hyͤ in dem huse vnd in dem fronhobe.

Item XX malder gerstin.

Item XX malder hoben.

Item III malder korn von vnsir sestir.

Item VI malder korn von dem aldin rentmeister, den man eime hatte geluhin.

Summa II^{m} III^{c} VI malder korn.[2])

vßgebin.

Item III^{c} XVIII malder korn zů der bruͤder noythaisse vnd zu der almuse.

Item XIII malder korn den huͤnern.

Item V malder korn in daz vehus.

Item XX malder korn zu der gemeyne.

Item CXXIIII malder virkauft.

Item LXIX malder zů lypgedinge.

Item XCIII malder den swinen in dy elwins molin.

Item VI malder den swinen in dem fronhobe.

Item XXVIII malder den pyetanzmeister.

Item XI malder der custrie.

Summa VI^{c} VI malder vnd LXXX korn. Als was glich vnd behylt inne m IIII LXX malder korn, dar waz L an mele[3]).

[1]) In der vorhergehenden Reihe nur Item. [2]) Unrichtig, da vorher eine Zeile unausgefüllt. [3]) Auch diese Summen sind falsch.

EINE REISE NACH SÜDITALIEN UND MALTA IM JAHRE 1663

(ERGÄNZENDER BERICHT ZUR REISE DES HERZOGS FERDINAND ALBRECHT I. VON BRAUNSCHWEIG-BEVERN AUS DEM „DIARIUM" EINES OSTPREUSSEN)

MITGETEILT VON GUSTAV SOMMERFELDT

In seiner Schrift „Wunderliche Begebnüssen" Teil I (Bevern 1678) S. 130 erwähnt Herzog Ferdinand Albrecht,[1]) daß er nach Besichtigung Roms und Neapels zu Anfang des Jahres 1663 an den bei Neapel befindlichen Hafen sich begeben habe und hier mit dem Johanniterordensritter Antonio Caravitta die Seefahrt angetreten habe auf einem Schiff von „6 Piloti, 2 Segel", das in der Fahne ein rotes Kreuz im weißen Felde gehabt habe. Bei dem Schiff hätte sich ein zweites, mit 6 Rudern (Remi) befunden, das einen gelben Löwen im weißen Felde führte. Es

[1]) Der Fürstlich Braunschweigische Oberhofprediger Justus Cellarius bemerkt in seinem nach Ferdinand Albrechts Tode auf diesen Herzog veröffentlichten ausführlichen Nachruf auf den Herzog (Wolfenbüttel 1688) Seite 65 über die im März 1662 begonnene Italienreise Ferdinand Albrechts u. a.: „Von Rom seind sie ferner nach dem Königreich Neapoli gangen, von dar nach der Insul Sicilien und Maltha, auf welcher Reise, weiln es im Winter gewesen, wegen vielfeltigen Sturms und der Türckischen Seeräuber sie nicht wenig Gefahr gelauffen. Nach sechswochicher Subsistentz daselbst seind sie wiederumb zurück durch Neapoli und Rom nacher Venedig gangen, woselbst sie sich über drey Monat aufgehalten etc." — Vgl. daneben Spehr in Allgemeine deutsche Biographie 6, S. 681. Neuerdings hat P. Zimmermann einen Lebensabriß mit Charakteristik des Herzogs, Ausblicken auf seine Jugendentwicklung usw. dargeboten: Braunschweigisches Jahrbuch 3, 1904, Seite 111—113; vgl. auch Braunschweigisches Magazin Jg. 1908, Seite 25—33, wo P. Zimmermann über die Beverner Buchdruckerei (1677 und folgende Jahre) gehandelt hat. Lange Jahre vorher (1598/1599) hatte Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, bekannt geworden als einer der Mitbegründer der 1617 gestifteten „Fruchtbringenden Gesellschaft", eine ähnliche Reise nach Italien und Malta unternommen: J. Ch. Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt Teil V, Zerbst 1710, S. 475—476; G. Krause, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen und sein Land vor und während des dreißigjährigen Krieges, Bd. I, Köthen 1877, S. 52—59; 61—66.

ist dieses Fahrzeug dasjenige einer Reisegesellschaft des Freiherrn Georg Friedrich zu Eulenburg[1]) (aus dem Hause Prassen, bei Rastenburg in Ostpreußen), der zu Studienzwecken mit seinem Vetter Ahasverus von Lehndorff, dem Hofmeister Simon Segers und anderem Reisegefolge seit 1656 die Länder Dänemark, Holland, England und Frankreich besuchte.[2]) Aus Frankreich kam er nach Italien und nahm hier von den Sehenswürdigkeiten in weit speziellerer Weise noch Kenntnis, als er es zuvor in anderen Ländern getan hatte.

Am 9. Januar 1663 war es, als Eulenburg zu Neapel mit Herzog Ferdinand Albrecht und dessen Reisegefährten: einem Freiherrn von Wurmbrandt[3]), dem Johann Albrecht von Blomberg[4]) (aus dem Hause Orlach) und dem Hofmeister des Herzogs, Johann Philipp von Ricking[5]) im Gasthaus zu den drei Königen — auch Aquila imperiale genannt —, zusammentraf.

---

[1]) Über das Eulenburgsche Wappen siehe Neuer Siebmacher, Wappenbuch, hoher Adel.

[2]) Die schon vom 14. Mai 1652 datierte Reiseinstruktion für Eulenburg ist zuerst durch G. A. v. Mülverstedt im Diplomatarium Ileburgense, Bd. II, Magdeburg 1879, S. 575—584, und darauf nach Handschrift 46 der von Wallenrodtschen Bibliothek, und genauer, samt einzelnen Notizen des Diariums, durch mich in den Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masovia 13, 1908, S. 23—48 veröffentlicht worden. Einzelne Daten über Eulenburgs Reisen bietet daneben Reinh. Perbandts Leichenrede auf Eulenburg (gedruckt Königsberg 1700), im Auszuge wiedergegeben bei v. Mülverstedt a. a. O. II, S. 889—897, siehe S. 894.

[3]) Wahrscheinlich einer der 10 Söhne des in den Grafenstand erhobenen und 1691 im Alter von 85 Jahren verstorbenen Freiherrn Johann Ehrenreich von Wurmbrandt. Vgl. J. W. de Wurmbrand, Schema genealogicum dominorum comitum de Wurmbrand, Wien 1702.

[4]) Johann Albrecht von Blomberg, Erbherr auf Sexaten (bei Neuhausen in Kurland), auf Sergemiten, Zilden etc., war Kaiserlicher Hofkriegsrat zu Wien und starb als solcher 1689, nachdem er durch Gesandtschaften nach Rußland und andern Ländern im Auftrage des Kaisers sich einen bedeutenden Namen erworben hatte (von Blombergs Chronik im Freiherrlichen Familienarchiv zu Iggenhausen im Fürstentum Lippe).

[5]) Sein Geschlecht hatte das Stammgut in der Gegend von Frankfurt a. M. Des von Ricking besondere Zuverlässigkeit rühmt der Herzog a. a. O. Seite 44. „Herr Reissinger", den der Herzog Seite 112 als zur Begleitung in Rom gehörig nennt, scheint mit von Ricking identisch zu sein. — W. Hosäus, Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff, 1637—1688, Dessau 1867 (nach dem Eulenburgschen Tagebuch), hat

Der nachstehende Text der recht interessanten Parallele zu des Herzogs Schilderung der Reise, auf der Eulenburg bis zum 16. März sich fast immer in der direkten Umgebung des Herzogs bewegte, entstammt dem Manuskript 46 der von Wallenrodtschen Privatbibliothek zu Königsberg. Es ist eine um 1693 entstandene Abschrift des 1882 verloren gegangenen Originals der vom Freiherrn Georg Friedrich selbst, unter Anleitung seines Hofmeisters Segers, Ende 1664 fertiggestellten Reisebeschreibung (hier Seite 381—457 des Manuskripts 46). — Ein die Einzelheiten meist übergehender Überblick der gemeinsamen achtjährigen Studienreise Eulenburgs und Lehndorffs findet sich im Wochenblatt der Johanniterordensballei Brandenburg 23, 1882, S. 1—88 nach der damals noch existierenden Originalhandschrift gegeben.

[Seite 381ff.] „Den 5. Januarii 1663 nahmen wir einen Vettorino, gaben jeder für ein Pferd und Unterhalt biß Napels 7 Zecchini, passierten Marino, so den Colonnesern gehört, ein Städtchen, 12 Meilen, darnach etliche Berge, und lagen Nacht zu Veletri, 8 Meilen, ein Städtchen, wo Keyser Augustus geboren, und wir guten Wein getruncken.

Den 6. Januarii ließen wir zur lincken Cuore und aßen mittags zu Sermonetta, 15 Meilen, ein Städtchen, in via Appia, hoch ufm Berge gelegen. Nachmittags passierten wir die Pforte von Sermonetta, 2 Meilen, ließen zur lincken das Städtchen Setra, 5 Meilen, lagen Nacht im Städtchen Piperno, oder Priverno, in via Appia, 5 Meilen.

Königreich Neapel. Den 7. Januarii ließen wir zur lincken Casa oder Fossa nuova, 2½ Meilen, ritten über fette Äcker, ließen zur rechten ein eckichten Thurm de Terracina, 7½ Meilen, ritten in via Appia viel Sepulcra vorbey, und aßen Mittags zu Terracina, zwey Meilen. Nachm essen passierten wir einen steil abgehauenen Felsen, Cercello, an der See, item zwischen zwey Thürme, deren einer die Gräntzen des Pabsts, der andre, viereckichte, des Königreichs Napels, und zwar Campaniae, be-

„Rücking". Die Namensform Seger, die Hosäus a. a. O. für den Hofmeister Eulenburgs und Lehndorffs angenommen hat, erwies sich bei genauerer Nachprüfung als nicht richtig. Er selbst nannte sich Segers.

11*

zeichnet, recht überm via Appia, wo auch am Thor stehet: Philippus II. catholicus regnante Perafanus, Alcalae dux, cum prorege. Hospes! Hic sunt fines regni Neapolitani, si amicus advenis, pacata omnia invenies, et malis moribus pulsis, bonas leges, anno 1568; 5 Meilen. Lagen Nacht im Städtchen Fondi, 4 Meilen, das in via Appia erbaut, und viel Wein- und Citrongärthen hatte. — Den 8. Januarii passierten wir den viam Appiam, von beiden Seiten mit Lorbeerstrauch und Lentisco besetzt, das Städtchen Itry, 5 Meilen, aßen Mittags im Städtchen Nola, 5 Meilen, so fein lustig an der See gelegen, und viel Citron-, Pomerantzen- und Öhlgärthen hat. Nachmittage sahen wir zur rechten liegen Caëta, einen Port am ofnem Meer, ritten auf via Appia, ließen zur lincken Murano, 1½ Meilen, Castello honorato, wo gen über zur rechten an der See drey Thürme, genant di Sejano, 1½ Meilen, Graveta, 4 Meilen, Rudera eines zerfalnen Colisci von Ziegeln, passierten den Fluß Garigliano, 1 Meile, woran ein vierkantiger Thurm, und lagen Nachts all' hosteria di S. Agatha, 8 Meilen, der Stadt Sesto gen über.

Den 9. Januarii 1663 passierten wir ein Stück viae Appiae, la Torre di Francolezza, 8 Meilen, und aßen mittags zu Capua, 8 Meilen, die Hauptstadt in Campania, so am Fluß Vulturno, und eine [Meile] unweiter alß vordem Alt-Capua gelegen. Nachm Essen ritten wir durch Auversa,[1]) ein Städtchen, 8 Meilen, langten an zu Napoli, 8 Meilen, und nahmen unser Logis alli 3 Ré oder Aquila imperiale, wo jeder einen Zecchino des Tages zahlte. Convictores waren Hertzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolffenbüttel mit seinem Hofmeister Rücking, Capitain Beck[2]) auß Norwegen und Baron Wurmbrandt nebst seinem Hofmeister Hanß Albrecht de Blumberg von Orlach.[3]) Diese

[1]) Aversa.

[2]) Vielleicht ein Verwandter des kurbrandenburgischen Rates und diplomatischen Agenten Philipp Kaspar Beck, der 1662 des Herzogs Begleiter auf der Reise durch Frankreich, Luxemburg usw. gewesen war. Wunderliche Begebnüssen S. 40. Vgl. über Philipp Kaspar Beck u. a. Pufendorf, De rebus gestis Frid. Magni VII § 56 und Urkk. und Aktenst. VIII, S. 676.

[3]) v. Wurmbrandt und v. Blomberg hatten den Herzog schon auf seiner Reise von Rom nach Neapel Ende Dezember 1662 begleitet, a. a. O. S. 112.

Stadt, vor Zeiten von den Cumanis nach einer Syrene Parthenope geheißen, so der Pythagorischen Philosophie halben sehr florirt, von den Römern unter andern freye[n] Städte[n] im Bund aufgenommen, und nach Bezwingung Capuae aufkommen, liegt in Campania zum Theil ufm Amberge zwischen Hügeln am Mittelländischen Meer, das es von Abend hat, in einer gesunden und fruchtbahren Gegend, in Form eines abnehmenden Lichts, hat sieben Vorstädte, mit denselben im Umbkreiße sechs Italienische Meilen; drey Castel: S. Elmo, oben aufm hohen Berge, auß ganzem Stein gehauen, und zu Beschützung der Stadt und des Hafens vom Roberto II. fundirt; del Ovo, auf einem ovalen Steinfelsen oder Insulchen, noch vom Wilhelm III. Normanno zu Verwahrung des Hafens fundirt, wird gebraucht zum Gefängniß der Titularen; Castel nuovo, viereckicht, vom Carolo I. Andegavensi fundirt, von Carolo V. restaurirt, hält die Stadt im Zaum. Ihre Gouverneurs dependiren allein vom Könige, die Besatzung, so drin liegt, besteht in 1600 Spaniern. Zwischen den beiden leztern Castelen steht ein Thurm, genant di S. Vinzenzo, welcher nach Übergab aller drey Castelen an die Spanier, da sie die Frantzosen herausgejagt, sich drey Monathe länger gehalten, diente zum Gefängniß für ungehorsahme Söhne. Ohn gedachter Castelen ist die Stadt von Philippo II. mit Mauren, Bollwercken, Graben und Thürmen befestiget, hat 10 Thör, einen weiten Hafen, welchen wieder Sturm zu versichern, ein Tham wie ein Arm, so man molo heist, 500 Klaffter lang von großen Quadersteinen in die See geführt, hinter welchem Schiff und Galeren stehen. Galeren waren nur zwey im Port, wo hinauf wir einen Falsarium mit erbärmlichen Schall der Trompeten führen sehen. Die vier übrigen waren eben nach Spanien verschicket. Zu äußerst aufn Molo ist eine Fontaine mit süßem Wasser auß der Stadt dahin geführt, darnach eine Lanterne und ein klein Bastion. Die vornehmste Straßen sind di Toledo, il Giesu, gli aurieri, wo lauter Gold- und Silberstück, seidne Strimpffe und Futterhembde zu Kauff, degli armieri, wo lauter seidne Wahr[1]) und scharlackne Tücher feil, und degli orefici, so enge, daß keine Kutsche passieren kan. Der Cours ist des Vicekönigs Palais vorbey, eine ganze Meil, längst dem Ufer des Meeres

[1]) d. i. Ware.

hinaus. Volckreichste Plätze sind vor des Vicekönigs Palais, wo sich alle Nachmittage des Vicekönigs Garde zu Pferd und zu Fuß ablösen, und jede Compagnie nach ihrem Corps de garde marchirt, dann auch umb Castel nuovo her mit unterschiedlichen Fontainen, insonderheit der große Obstmarckt, wo die letzte Rebellion und Mas Anjello dominium seinen Anfang genommen, und den Torrione della Madonna de Carmine zum receptu gehabt hat. Kirchen zehlt man 180, so zwar niedriger, aber viel klärer, und an Argenterie viel reicher als die Kirchen ins gemein zu Rom. Die Vornehmsten sind: 1. di Santa Chiara, alt, nebst einem schönen absonderlichen Thurm, gebaut vom König Roberto Andegavensi, dessen Begräbniß und Statua zu sehen, überm großen Altar mit vier marmelnen Seulen von Jerusalem, so denen in Sancti Petri Kirch zu Rom gleichen, nur daß sie kleiner und niedriger sind. Die Maur hinten ist blau angestrichen, und voller güldnen Lielien; zu nechst ist das Begräbniß der Mariä di Francia, Keyserin von Constantinopel; zur lincken Seit mitten in der Kirch war ein niedriges übersilbert Altar, mit vielen silbern Lampen, Leuchtern und Engeln umbher geziert. — 2. di San Severino, auch alt, der Benedictiner, hat eine vergülte Decke, von einem Ziegainer gemahlt, über diese viel Gemählde Caraccioli, einen Chor mit künstlich geschnitzten Stülen und Panelwerck. Zur lincken Seiten des großen Altars ist eine Capell, worin drey Brüder: Sigismundus, Jacob und Ascanius begraben, welche nach Anweisung ihrer aufm Begräbniß sitzenden marmelnen Statuis auf eine Zeit mit Gifft vergeben, daß sie sich einander weder sehen noch sprechen können. Der Mutter Statua liegt unter des mittlern Begräbniß. — 3. di San Lorenzo oder di San Paolo der Theatiner, auch alt, weil alhie noch ein Vestibulum vom Tempel Castoris und Pollucis auf 8 großen scanellirten Corinthischen Seulen, über welches Frontispicio, woran Griechsch zu lesen, ein steinerner Sargk stehet. Die Decke inwendig ist von Caraccioli gemahlt, zur lincken des Altars ist eine Capel von lauter eingelegten köstlichen Steinen, voll Fahnen; eine andere des beati Andreae, ganz mit silbernen Plathchens umbhangen; eine andere, beati Caëtani, desgleichen, welches Cörper oder Begräbniß unter der Erden in einer andern Capelle zu sehen. Der Tabernacul aufm grösten Altar

ist von allerhand köstlichen Steinen eingelegt und mit vielen Achaten, Jaspis, Rubienen, Schmaragden geziert, bey die 15,000 Zecchini geschätzt. Zur rechten in der Capell di Santa Maria ist ein dergleichen von köstlichen Steinen eingelegtes Altar, worin drey große, aber zusammengesetzte Stück vom blauen Lapis Lazaro. In zwo andern Seitencapellen sind Reliquarie, d. i. Schaffe, voll Reliquien; in der einen 56, in der andern 10. In der Sacristey zeigte man uns eine reiche Argenterie, Caravacci Abendmahl, ist silberne, drey Antipendia mit Goldrand und Edelsteinen versetzt; kostet 20,000 Zecchini, und stehen dafür zwey große eherne Leuchter, auf der vier Evangelisten Insignia. Zur rechten dessen ist ein Altar mittm Gruß Mariä in der Mitte, von schneeweißem Marmor, so Cardinalis Philomarini verehret. In einer Capell unterm Reliquienschatz sind des heiligen Gennaro, Bischofs von Pozzuolo[1]); wann dessen Bluth in einem Krügelein aufm Altar gebracht, und das Haupt gedachten Märtyrers am Eck des Chors gestellt wird, soll das Bluth anfangen zu zergehen, und wie neuer Most zu arbeiten, welches den armen Jasken[2]) von Dantzig bethöret. Es ist hie begraben König Carolus I. Andegavensis und König Andreazzo, den seine Gemahlin Giovanna im Castel Auversa stranguliren lassen. Im Kloster, welches weit begriffen in Form eines ablongen Vierecks, und drey Estagen hat, war nichts zu sehen, alß in der Mitte ein Pomerantzen- und Citronengarthen. — 5.[3]) di San Livore, wo auch Sancti Gennari Bluth bey der Meß, wenn man sein Haupt neben demselben setzt und das Evangelium ließt, sich bewegen, von dem Haupt aber abgesondert, stille werden soll. — 6. der Carmelitten aufm großen Marckt, wo unter dem großen Altar das Begräbniß Conradini, und nicht weit davon eine Capell, wo ihm nebst seinem Verwandten, Hertzog Friderich von Österreich durch Ordre Caroli I. Andegavensis der Kopff weggeschlagen. — 7. dell' Annunciata, mit einer gewölbten, von Gioseppino schön gemahlten Decke und zwey Orgeln. Mitten in der Kirch, über der Königin Giovanna II. Leichstein, stunde

[1]) Zu ergänzen: Reliquien.
[2]) Des in Preußen heimischen Adelsgeschlechts Köhn von Jaski.
[3]) Nr. 4 ist im Text bei Nr. 3 miteinbegriffen.

eine Grabschrifft, so anderswo[1]) zu finden. Vor dem Chor sind zwey große, 24 Pfund wiegende silberne Engel; drüber hengt eine eiserne übergülte Lanterne, wie zu Bourges; das Chor ist marmel bekleidet, Stul und Panehlwerck fein geschnitzt und übergüldet, das Panehlwerck in der Sacrystey, so Caravacci gemahlt, noch besser. Am großen Altar ist viel eingelegt Lapis Lazaro [!]; das Tabernacul gantz silbern mit Römischen Seulen. Unter der Argenterie war eine Lampe in Form eines Schiffs, sehr große Leuchter und Bluhmen, ein gantz silbern Paravant, Cron und andere Zierrathen von massif Gold, mit Perlen und Edelgesteinen, der Giovannae I. — In einem obern Gemach zeigte man viel Särcke, unter andern der Tochter Giovannae II., item eine schöne, reich mit Gold und Silber gestückte Tapisserie in 7 Stücken, so Marchese della Rene vor den Kayser machen lassen.

Das Städtchen Pozzuolo, 12 Meilen von Napoli, so erst eine Respublica, und nach Eroberung Zeit des Krieges mit dem Hannibale eine Colonia oder Municipium der Römer gewesen, und nebst Cuma und Miseno wegen temperirter Lufft, lustigen Gelegenheit, Anfuhrt und Fruchtbarkeit des Orts, auch Überfluß gesunder Wasser, sonderliche Reputation gehabt, ist izt der Fischer Port und Wohnunge, hat mitten in der Stadt eine Kirche, welche Jovis templum gewesen und viel andre Antiquitäten, davon der gemeine Mann keine Nachricht geben kan. Nachm Mittagsessen fuhren wir über den sinum nach Bajä, drey Meilen, sahen die rudera der Brücke, so Kayser Caligula nach seinem Triumph, oder vielmehr nach seinem zum Triumph erbauten Schiffbrück, von Ziegeln vom Hafen an bis Bajas bauen lassen. Darnach fuhren wir nahm promontorio Miseno zu, sahen da: 1. einen großen Kreiß, wo man meint, daß die quinquatrus gehalten, und Nero seine Mutter, nachdem sie drey mahl wieder Gifft mit Gegengifft versehen befunden, hin invitiren lassen, heutigs Tags genant il gran Mercato di sabbato; 2. Begräbnisse der alten Römer; 3. la piscina mirabile d'Agrippa im Berge mit 48 großen Pilastern in 4 Reihen, woran die Kruste so hart, daß

[1]) Eulenburg meint: in bereits vorliegenden gedruckten Werken.

man sie mit keinem Eisen zerbrechen kan, vieleicht vom stets drin gehaltnen Wasser. Jetzt samlet sich nichts drin, alß ein wenig Regenwasser; 4. il mare morto, genant also, weil es durch Versandung des Einflusses scheinet ein Sumpff oder stehende See zu seyn; 5. die Cento camere Neronis, so auch Conserven zu Wasser gewesen, gewölbt unter der Erden, mit einer Fackel zu sehen, davon noch 15 unverfallen; 6. die Campos Elysios, ein schöner grüner Platz und lustiger Orth; 7. in Sinu Bajensi Templum Herculis, wo Nero seine Mutter, nachdem sie mit einer künstlich zertrenten Galere im Wasser nicht ersoffen, den Marinari befohlen mit Rudern todt zu schlagen, und alß sie dieselbe nur verwundet, mit einem Prügel ertödten und in seiner Gegenwahrt nackt aufschneiden lassen, sagende: „Ich wuste nicht, daß ich so eine schöne Mutter hätte"; 8. der Agrippinae, Neronis Mutter, Begräbniß, mit Kertzen durch ein eng Loch hinein zu kriechen, wo es inwendig niedrig, und eine mit schönen erhabnen Figuren außgehauene runde Decke hat; 9. Villa und Heller Hortensii, der voll Fische und Murenen gewesen, die einem außn Händen gessen; 10. la villa di Cajo Mario, nachmahls di Lucullo; 11. la villa de Cymmerii vor dem Berg Canini und Schloß Baja, vom Carolo V. erbaut; 12. das End der obgedachten Brücken Caligulae, jenseit des Sinus; 13. Bajas — Stadt und Port, so 30 Klaffter tief, und eben 15 große, mit Allaun beladne Genuesische Schiffe liegen hatte, wovon Horatius vor Zeiten gesagt:

Nullus in orbe locus Bajis praelucet amoenis,

und Florus lib. 2 cap. 6, daß sie den unüberwindlichen Annibalem überwunden; 14. Templum Veneris, roht, und Dianae castae, gewölbt, Thermas del sole e luna, auch unzehlicher anderer, bey welchen die Ambubajae gewohnt, so mit allerhand unzüchtigen Posturen und Geberden den Neronen im Vorbeyfahren anreitzen müssen, davon Seneca recht sagt epistola 51: illic sibi plurimum luxuria permittit; illic tanquam aliqua licentia deberetur loco, magis solvitur. Videre quia velut soluta lege luxuria non tantum peccat, sed publicat, quod necesse est; 16. la villa di Giulio Caesare; 17. la villa di Nerone, und die falsche Treppe, worauf er heimlich ad templum

Veneris und Dianae soll gegangen seyn; 18. Sudatory della donna Tritila, einer Römischen Damen, auß lauter Felsen gebaut, bestehende in 7 Kammern oder Gängen zu 1000 Schrit lang, da jeder wieder eine sonderliche Kranckheit, alß Hauptflüsse, Frantzosen etc., dienlich, und je mehr, man sich im warmen Dunst aufrichtet, mehr und eher man schwitzt; 19. Ciceronis Bäder von Stein, deren 5, jedes auch eine sonderliche Kranckheit heilende, welcher Unterricht[1]) die Medici von Salerno sollen außgelöscht haben, wannenhero alle gantz unterkommen und zerfallen; 20. il lago d'Averno, unergründlich, mit Hügeln und Puschwerck umbgeben, da die überfliegenden Vögel vom Dunst bedeuselt und in die See gefallen, und die Cymmerii umbher gewohnet; 21. Apollinis Tempel am Ufer des Lago d'Averno; 22. Die Grotte der Sybillae Cymmeriae, oder Cumanae, ist in einen lebendigen Felsen gehauen, und soll sich erstreckt haben von Cuma biß hieher; wo sie geopffert, geredet, aber nicht gewohnt haben soll. Wir gingen mit Kertzen hinein; der Eingang ist 5 Schuë breit unten am Hügel. Inwendig zur rechten ist ein gemahlt übergültes Gewölb, 50 Schrit lang, Mosaischer Arbeith, so vieleicht ein Bad gewesen, Augusti, nicht der Sybillen Kammer, weil in einer so warmen Stuben unmüglich zu wohnen; 23. il lago Licerino, wo die besten Austern in Welschland gefangen werden; 24. die Lanterne oder den Pharo; 25. einen neuen Berg von Aschen, so anno 1538 Michaels Nacht durch Erdbeben auß einem holen und löcherichten Grunde der Erden aufgeworffen; 26. des Neptuni Tempel, von welchen, wie von obigen allen, Capaccio nelle 'Antichita di Pozzuolo' weitläuftig zu lesen. Wir haben hier viel Seepferdchen gekaufft; über den Sand umb diese Stadt, und allenthalben in Campagna, genannt Pozzuolana, ist keiner, der sich mit mehr Eigenschafft dem Kalck vereinbare, alß dieser, sogar daß er dem Steine gleich wird.

Von Napoli, alß der Hauptstadt und Residenz des Vicekönigs, hat heute das gantze Königreich seinen Nahmen. Vor Zeiten, da Sicilia ihm noch incorporirt war, hieß es Sicilia dießeit des Faro. Beide Sicilien hat Pabst Johann X. anno 900 nach Ver-

[1]) Unterweisung über deren Wirkung.

jagung der Saracenen dem Kirchenstat einverleibt und Rogero Normanno alß ein Mannslehn überlassen. Cölestinus IV. macht es zu einem Frauenlehn[1]), indem er einer Nonnen Constanza, alß der Letzten Rogeri Geschlechts, Freyheit gab außm Kloster zu gehen, und zugleich mit Vermählung an des Keysers Friderici Barbati auß Schwaben Sohn, den Henricum VI., die Lehn, welches Hauß dieselbe lange gehabt, biß Pabst Urban IV., nicht leiden könnende, daß nachm Tode Conradi in Abwesenheit dessen Sohns Conradini, Manfredus, nathürlicher Sohn des Keysers Friderici II., succediren wollen, die Lehn beider Sicilien dem Carolo I. Andegavensi, des Ludovici IX., Königs in Franckreich, Bruder, gegeben. Dieser behielt nach Übergab des Königreichs Sicilien am Ostertage zur Vesperzeit an Petrus, König von Arragon, das Königreich Napoli allein, und verheyrahtete sich endlich seines Geschlechts die Königin Giovanna I. an des Ungrischen Königs Sohn Andreazzo; wie aber wegen Erkennung des Antipapae Pabst Urbanus VI. den Carolum III. Andegavensem an dero stat eingesetzt, setzte sie zu Erben ein Ludovicum Valesianum, der zum Successore hatte König Ludovicum XI. in Franckreich. Demnach aber die Königin Giovanna II., Tochter Caroli III. Andegavensis, wiederumb Alphonsum König von Arragonien und Sicilien zum Erben ernante, fiel dieser ins Königreich Napoli ein, maintenirt es wieder die Frantzosen, biß es endlich Ferdinandus Catholicus durch Tapfferkeit des Consalvi aufs Hauß Arragon gebracht, folgends durch Vermählung seiner Tochter aufs Hauß Burgund und Österreich, dem es noch heute zu Tage unterworffen. Bezahlt dem päbstlichen Stuël jährlich 8000 Zecchini nebst einer Chinea, und wer König von Napels ist, kan vermöge der Fundamentalgesetze ohn Dispensation des Pabstes nicht Keyser werden. Der Vicekönig ist allezeit ein Spanier, regiert drey Jahr insgemein, wenn er beliebt ist bein Unterthanen, ad arbitrium regis, von dem er alßdann prolongirt wird, hat ein Königliches Consilium status, welcher Consiliarii von ihm nominiret, vom Könige bestätiget; und gehorchen ihm außerhalb den Gouverneurs in den Casteelen[2]) nicht nur die Obrigkeit der

[1]) Cölestinus—Frauenlehn fehlt K. (Königsberg, Hds. 46).
[2]) K: Castelen.

Stadt, welche auß sechs Personen, nemlich fünf Edlen und einem auß der Gemeine, besteht, sondern auch alle andre von ihm durch Königliche Patente erwehlte Vicekönige, alß in Abruzzo citeriore, in Capitaneatu, in terra d'Otranto, in Barry, in Cabrien[1]) und Principato ulteriore, in welchem dem Pabst von Henrico II. Beneventum verehrt worden, weßwegen der Pabst das Bischthumb Bamberg von Tribut der Kirchen befreyt.

Das Königreich hat an Einkünffte mehr denn 5½ Millionen, waß von den Imposts titulo donationis gefält, mitgerechnet: 550,000 Herd, 2½ Millionen Einwohner, eine Squadra von 20 Galeren, kan eine Armee von 150,000 zu Fuß und 10,000 zu Pferd auf die Bein bringen. In der Stadt Napoli sind, ohne 1000 Spanier in den Casteelen, 4000 zu Fuß unterm Commando eines maestro di campo und 1000 halbe Küriеßierer, getheilt in 16 Compagnien, davon des Viceregis[2]) 100 allein, hält über das noch 400 Reuther, in fünf Compagnien getheilt. An den Ufern des Königreichs umbher zehlt man 295 Thürme, zu welcher Bewahrunge eine jährliche gemeine Auflage. — Hafen sind zu Napels, Tarento, Caëta, Bajä, Brundisium, unter welchen die drey ersten fest, und Schlüssel des Königreichs; Rheggio und Crotone sind fest, haben aber keine Hafen. Wir haben sie alle gesehen, wie auch die meisten Provincien. In Campagna siehet man alles in einem Jahr zweymahl blühen, wie im Vorjahr. Man hat drin herrliche Weiler von Nola, Sorrento, Massa und Soma oder Graecum. Der schönste Schwefel kombt außm Vesuvio und der Solfatara, Gybß von Caëta etc. In principatu citeriore hats viel Saffran, Maulbeerbäume und Seidenwürme, viel Oel, weiß Saltz auß Felsen, Eisen, Stahl und Honnig; item viel Manna hats in Calabria, welches man von Bäumen, Steinfelsen oder Erden samlet, insonderheit bolum armeniacum, in ulteriore Calabria unlängst gefunden. In Apulia sind viel Fliegen, daß man im Sprichwort sagt: Wer der Höllenpein einen Vorschmack haben will, der soll den Sommer seyn in Apulia, und den Winter in Abruzzo— umb Aquila oder den Berg Majella, wo der Schnee so hauffenweise von den Bergen herabfält, daß ein Reisender mit Gefahr durchreiset —. In Terra d'Otrantro thut der Hagel

[1]) Nur in K, und wohl Schreibfehler statt Calabrien. [2]) K: Vicekönigs.

und Donner, wie auch die Wasserschlangen und Heuschrecken, genannt Cavallette, großen Schaden; es regiert auch hierin bey den gemeinen Leuthen der Außsatz, so das Schweinfleisch und truckne Feigen verursachen sollen. — In Terra de Barry sind viel tarantulae, welcher Biß man mit Tantzen vertreiben soll; sind nicht so giftig, alß die in Sicilien. In Capitaneatu ist die Weide so gut, daß Pferde und Viehe sich mit wenigem sättigen, und man die Pferde biß 14 auch 20 Jahr brauchen kan. In Molise ist das Wiltpret wollfeiler alß ander Fleisch, in Abruzzo Saffran vor gantz Europa. In summa, — der unterschiedlichen Marmel- und Probiersteine, so überall gefunden werden, zu geschweigen —, ist das Königreich Napoli ein Paradies, die Inwohner Teuffel, der Pöbel aufrührisch. Der Adel liebt Frembde, wenn er etwas sonderliches an ihnen siehet, ist tapffer, magnifiq in Kleidern und liebt Müßiggang. Wenn ein Edelmann nicht so nahe Verwandten hat, daß sie jure pragmaticae sanctionis erben, fallen ihre Gütter dem Könige anheimb. Zu Napoli redet man schlim, in Calabria noch schlimmer, in Apulia lächerlich. An Verschlagenheit, List und Boßhafftigkeit geht keiner über die Calabreser. Es sind nirgends mehr Huren, alß zu Napoli: Müntzen des Königreichs sind: a) güldene: Spanische Pistolen, geltende 33 Carolini, Französische und Italienische, geltende nur 31 Carolini; ein Zecchino, geltende 20 Carolini; ein Ungrischer Ducaten, geltende 18 Carolini. — b) silberne: Ein Ziamfrum von 5 Carolini, ein Scudo = 10 Carolini; ein Stück von 3 Carolini, ein Stück von 2 Carolini, ein Stück von 1½ Carolini; ein Stück von 1 Carolino: 10 Grani oder 20 Tornese; ein Stück von 12½ Grani oder (genant Cinque di cinque) 25 Tornese; ein Stück von ³/₄ eines Carolino: 7½ Grani. — c) kupfferne: Ein Stück von 3 Tornese: 18 Cavalli; ein Stück [von] 2 Tornese: 12 Cavalli; ein Stück von 1½ Tornese: 9 Cavalli, mitm Thurm und Kopff; ein Stück von 1 Tornese: 6 Cavalli, mitm guldnen Fließ; ein Stück von 4 Cavalli; ein Stück von 3 Cavalli mitm Creuz: ein Quatrino zu Rom.

Den 18. Januarii 1663 bedungen wir des Caraviti,[1]) Ricevitore von Maltha, seine Felucha, obgedachte Ihre fürstliche Durch-

[1]) Herzog Ferdinand Albrecht in „Wunderliche Begebnüssen" S. 130 nennt ihn Antonio Caravitta, Ritter von Malta. — Sein Schiff ist die

lauchtigkeit Hertzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolffenbüttel vor ihr und dero Suite eine andre, jede mit 5 Feluchieri, gaben jedweder 55 Zecchini Napolitani biß Maltha und reisten, nachdem wir unß auf etliche Tage verproviantiret, gen Mittag von Napoli ab, passierende il golfo di Napoli e di Castell a mare, ließen zur rechten die Insuln Ischia und Capri, welcher letztere ihrem Bischofe die Intraden von lauter Wachteln einbringen soll, zur lincken Sorento, Orga Massa, 30 Meilen, die Stadt Costa, 18 Meilen, Preana, 2 Meilen, S. Andrea d'Amalfe[1]), 3 Meilen, in principatu citeriore, eine feine Stadt, also genant, weiln Andreae Leib, Manna, so man Reisenden geben soll, schwitzende, alhie verwahrt wird. Es liegt auch hie Flavius Gioia, der den Brauch der Bussola erfunden laut Vers: Prima dedit nautis usum magnetis Amalfi. Von hier gingen wir vorbey Salerno, 12 Meilen, die Hauptstadt in principatu ulteriore, wovon der erstgebohrne Sohn des Königs, Princ di Salerno genant wird. Es sind alhie eine berühmbte Academia, insonderheit für Medicos, trefflich Granatbäume, und Matthaei Leib. Wann hie im Dominicanerkloster ein Glockenschall von ihm selbst gehört wird, ist es gehalten für ein Zeichen eines kurz folgenden Dominicaners; noch gingen wir die ganze Nacht durch, und Capo di Palinudo, 90 Meilen von Basilicata, vorbey.

„Feluca von 6 Piloti, 2 Seegel"; dasjenige Eulenburgs und Lehndorffs, deren Namen er in seinem Werk jedoch nirgends Erwähnung tut, bezeichnet er als „Veluga von 6 Remi, die einen gelben Löwen im weißen Felde führte" (eben das Wappen Eulenburgs, auf der Fahne des Schiffes). In ganz ähnlicher Weise wie Eulenburg und der Braunschweigische Herzog, jedoch ein Jahr früher (September 1662), hatte Hans Adam von Schöning, der nachmalige kurbrandenburgische Feldmarschall, Italien und Malta besucht. Über den Empfang von Schönings in Malta durch den Großprior von Valence und den General der Galeeren Grafen Wratislaw siehe K. W. von Schöning, Des Feldmarschalls Hans Adam von Schöning auf Tamsel Leben und Kriegstaten, Berlin 1837, S. 7.

[1]) Wunderliche Begebnüssen S. 130 etwas abweichend: Terra Massa, Isola di Coragio (hier habe der Bischof aus dem Wachtelflug eine Einnahme von 4000 Scudi jährlich), Passadon, Pedoca, Puar, La Igola, La Casta de la Marva (Druckfehler statt Castella Mare?), S. Andrea. Als Datum der Anwesenheit bei S. Andrea merkt der Herzog S. 131 den 19. Januar 1663 an, wegen eines schlimmen Unwetters, das ihn an diesem Tage überfiel und seine Feluca fast zum Sinken brachte. In Eulenburgs Tagebuch (Abschrift K) ist von dem Sturme nichts gesagt.

Den 19. Januarii aßen wir mittags am Strande und lagen Nachts zu Camerot, 9 Meilen, wo einer umb den andern eine Stunde schildern muste, umb von den Banditen nicht überfallen zu werden.[1]) Folgenden Tags passirten wir einen schlimmen golfo, genant Policastro, 16 Meilen, Marottea, 18 Meilen, Turtura in Calabria, 8 Meilen, Isola di Divos, 6 Meilen, blieben Nacht zu Scalea, 6 Meilen, auch in Calabria citeriore.

Den 21. Januarii lagen wir still zu Scalea[2]), ein Städtchen, wo die Armenier vor drey Jahren, nebst der Capell di S. Cataldo, einen Schatz sollen aufgehoben haben. Den 22. Januarii ließen wir zur lincken l'Isola di Cyrillis, 9 Meilen, il Castello Dramante, 3 Meilen, blieben nachts zu Belvedere, 6 Meilen, eine feine Stadt aufm Berge; den 23. Januarii passierten wir Citrano, 12 Meilen, La Guardia, 8 Meilen, kahmen nachmittage nach S. Paolo, ein fein Port und fein Städtchen, wo nach Einhändigung eines Recommendationsschreibens vom Marchese Friscaldo Spinelli sein Gouverneur Salvatore Ferrari unß mit stattlichen fünf Reitpferden zu Schloß aufholte und fürstlich tractirte.[3]) Den 24. Januarii besahen wir das Schloß, so mit schönen alten Teppichen geziert war. Der Gouverneur führte uns auch selber uf oder zu Pferde nachm Kloster di S. Francesco, etwa ein Italienische halbe Meil von der Stadt, und sahen wir an dessen Thor ein Dorisch Portal mit 24 kantigen Seulen und des heiligen Francisci, so vor 300 Jahren gelebt, Capell, darin der Dom von Marmel. So bald man eine Meß abgestochen, welches unß auch zu sonderlichem Dienst geschehen müssen, zeigte man unß des heiligen Francisci Reliquien, alß Pantoffel, Strümpfe, Rock, Ribbe, Kappe, Chapelet, Kelch und Marmite, so anhero geschickt, nachdem er zu Tours verbrandt. Im Kloster, worin 45 Patres und ein Brun mit Uffschrifft:

Fons aridae rupis redivivis piscibus hic est,
Subsint, ut minimo mors, elementa, silex,

---

[1]) Die Banditengefahr in Camerota erwähnt auch Herzog Ferdinand Albrecht a. a. O. S. 132.

[2]) Der Grund war heftiger Seegang, Herzog Ferdinand Albrecht brachte die Nacht in Escalina zu.

[3]) Genaueres über die Bewirtung in Wunderliche Begebnüssen S. 132—133, den Schloßherrn nennt der Herzog jedoch „Marquese Fuscaldo“.

zeigte man unß des Francisci Grotte mit Aufschrifft:

> Simpla [1]) domus puero fuit haec pia cryptula divo,
> Post patrias aedes emicat unde pater,

auch mit vier Seulchen, wo, durch ein Fenster hinein zu sehen, Franciscus hinter einem Creuzchen kniete. Gegenüber wieß man unß eine Calcara, wo ein lebendig hinein geworffenes und biß auf die Gebeine verzehrtes Lämchen soll wieder lebendig worden seyn. — Nachdem dieß geschehen, ritten wir in Begleitung des Gouverneurs geraden Wegs nach unser Feluche, empfingen da durch mehr denn 12 Träger Regalien [2]), bedanckten uns derer, alß die unß über alle maßen zu paß kahmen, und nahmen unsern Abscheid, passierende Schomefreddo [3]), 12 Meilen, Longoardo, 2 Meilen, Bellomonte, 4 Meilen, Amantea [4]), 2 Meilen, wo viel Zuckerrohr wächst, ließen zur rechten l'Isola di Stromboli, 18 Meilen im Begriff habende, und nicht weit davon Vulcania, beide rauchende; lagen Nacht zu Castiglione, 18 Meilen.

Den 25. Januarii passierten wir in Calabria citeriore Lopiz, Monteleone im golfo di S. Euphemia, 24 Meilen, Tropea, 12 Meilen, ein Stadt hoch aufm Felsen gelegen, wo wir zu Mittag aßen und Nacht blieben. [5]) Den 26. Januarii passierten wir im golfo di Gora zur lincken Castello di Sagli, 45 Meilen, wo vor Zeiten Scylla, und zur rechten Capo di Faro, vor alters Pelor, einen vierkantigen Thurm mit einer eisernen Laternen zu oben, gebaut, wo vor Zeiten Charybdis gewesen, den wir, wie Seneca schreibt [6]), quietam et austro vacantem gefunden. Hie umbher fängt man große und kostbare Aale, Thynnos oder Thünfische, auch einen wollschmeckenden Fisch, Nyphus oder Spada, sonst Empereur geheißen, und ist der Canal sechs Meilen breit, lauft alle sechs Stunden ab und zu biß Messina,

---

[1]) Wunderliche Begebnüssen S. 133: Ampla.
[2]) Geschenke an Ziegen, Hühnern etc.
[3]) Heutiges Fiumefreddo.
[4]) Jetzt Amante. Der Herzog S. 133 erwähnt sie als spanische Bergstadt und nennt sie la Mantea. Vom Stromboli sagt er, daß er nachts wie Feuer aussehen solle und Tag und Nacht Feuer ausspeie.
[5]) Wunderliche Begebnüssen S. 134 geben über Castiglione und Tropea weit speziellere Notizen. [6]) ad Marc. 17.

Königreich Sicilien, wo wir im Hafen, 12 Meilen, arriviret, logirten an den Hafen von Messina in der Holländschen Thün und bezahlten jeder Tag und Nacht ein Stück von achten, der Diener ein halbes, daß ist zusammen eine Pistol. Es war kurz vor uns hie ankommen von Maltha monsieur de Valence, grand prieur de Champagne, mit vielen Rittern nach Franckreich zu gehen, welchen wir alßbald besuchten. Die Stadt liegt unter Bergen, hat einen sehr sichern Hafen, der gleichsahm mit seinen Armen alles umbgreifft, drey Vorstädte, alß Sadea vor Porta reale, Casa nuova nachm Mittag, wozu eine steinerne Brücke hinaußgeht, und Portolegua nachm Abend; 4 Casteel mit steinernen Bollwercken, alß Marpha das alte, il Castelluccio di Gonzaga auf Bergen und Salvature im Port oder am Canal[1]); an sich hat sie truckne Graben, Mauren mit Bollwercken von Quadersteinen, wo an stat der Streichen Oreillons und Casematten, Wälle mit Spatziergänge, porta reale nachm Lande, und viele nachm Wasser oder Hafen, wo vor einer della loggia la Fontana d'Ercule, die zun Seiten hat zwey Meernympfen, umbher vier Seepferdeköpffe mit einer achteckichten weiten Wanne, und stund hinter derselben in Stein: Deferbuit jam ira freti pacatorumque placent irrequietae fluctuum exundationes, ludunt non laedunt, et quae monstrorum olim sedes, nunc Nereidum deliciae; tibi etiam, mercator, tibi nauta, et dulces. Fons lymphas suscipit et sedilia ad auram quietemque consternit, Senatus populusque Messanensis. — Die breiteste und beste Gasse ist längst dem Hafen oder dessen Gestade, worin hohe steinerne Häuser mit drey Geschossen, welcher mitlere meistentheils Gallerien mit Trallwercken haben, und wohnen ohn Zweiffel hie die vornehmsten Seidenarbeiter und Händler, sintemal man da nichts oben außgehangen siehet, alß lauter allerhand Farben Seide, deren jährlich allhie ein Marckt gehalten wird, da mehr alß die 700 Ballen Seide weggeschifft, und eine Tonne Goldes soll im Schatz eingenommen werden. Von hie ist bürtig gewesen Ant. Mamertinus, der zum ersten erfunden Farben mit Öl zu vermischen. Der Kirchen sind hie bey 108, die vornehmbsten: 1) Madonna della gratia, mitm grösten und

[1]) Mehr anekdotenhaft ist die Schilderung des Hafens und der Stadt beim Herzoge S. 134—136 und 163.

besten Thurm ufm Marcktplatze, nehst dem Banco della cità; ist schön und groß, hat 13 große Marmelseulen, die Oberdecke zwar ungetäfelt aber doch gemahlt, einen gewölbten Dom à la mosaique und große Altär, wie die zu S. Lateran in Rom; 2) dell' Annunciata, so nach S. Andreae della Valle in Rom, laut Überschrifft vom Ertzbischoff Caraffa erbaut, und ist drin eine schöne Capell eines Deutschen Kauffmanns, genant von Achthoven, gehört den Theatinern, derer Convent zur Seiten roht angestrichen; 3) S. Johannkirch, auf einem gleichnahmigen raumen Platz mit einem Springbrunnen, genant Fontana di Messina; gemelte Kirche ist Dorischen Ordens, nur biß an die Corniche aufgeführt, und also ohne Dach, daran nichts zu mercken, alß das Portal von vielfarbigen Marmel, und daß sie den Maltheserrittern zukombt, dessen Prior zunechst seine Wohnung hat; 4) eine kleine Kirche unterm Domo, Professa der Jesuiten, wo zu jeder Seite des innern nave fünf Marmelseulen und zwey Orgelchen, eine gen der andern über; nebst dem innern nave ist beiderseits ein zweyfacher porticus, und zwar der äuserste mit fünf Domchen und so viel Altaren. Das Collegium Ignatii, wie auch Xavery, sind beide noch nicht fertig, ihr Novitiat aufm Berge hat zwey Corritori, einen über den andern, die sehr lustig außzusehen — den dritten haben sie zu bauen nicht können erhalten, aldieweil dadurch dem Castel de Gonzaga sein Vortheil gen der Stadt wär benommen worden; 5) S. Hieronymi Kirch und Kloster in strada nuova; 6) der Kapuciner Kirch und Kloster vor porta reale, ist hoch gelegen und hat 150 Münche. In der Kirch war ein nettes Singchor der Münche, mit Bäncken umbher, vor welchen überall Tröge stunden, die mit Kalck angefüllet, umb hinein zu speien. Im Kloster hats eine lustige Außsicht, schmale Kreuzgänge, drey schöne frische Brunnen, einen schönen Obst-, auch Citron- und Pomerantzengarthen, in welcher einem, vierkantigen, in der Mitte ein rundes Beht mit Citronenbäumen, die andern Beht oder Plätze umbher mit Pomerantzenbäumen besetzt, so wie bey uns das Ligustrum, oben verglichen und abgeschnitten. Das große Spithal ist ein viereckicht groß Gebäw mit vier Corritori, daran man ließt: Hic seculum vere aureum Saturno felicius instauratur, ubi non 7 orbis miracula, sed 7

urbis xenodochia in unum pietas congessit! Tu, quisquis es, hoc ingens inopum asylum contemplator, et tantorum heroum pietatem potius quam nomina venerare! — Die Corritori sind so eingetheilt, daß Kranke, Gefangene, Gequetzschte, Vetolisirte, Findlinge, Fraw- und Mannspersonen, jede absonderlich logiren. Seine jährliche Einkommen sind 20,000 Zecchini. Das Palazzo del Vice-Ré lieget gegen Mittag, ist vierkantig, hat hölzerne Treppen und eine dergleichen Gallerie, wird jetzo reparirt. Alla piazza del Vice-Rè steht des Don Juan d'Austria eherne Statua im Spanschen Habit, mit entblößtem Haupte, Degen an der Seite und Commandirstab in der Hand, über ein ehernes Piedestall, auf welches einer Seit steht: Johannes Austriacus, classis Hispaniae imperator, Messanensi portu solvit et ad Echinadas insulas in golfo Lepante cum 207 longis navibus Turcarum naves longas 290 anno 1571, nonis Octobris aggreditur, capit triremes 130; 20 incendit partim, partim mergit, ad 20 000 caedit, totidem capit, 15 000 Christianorum in libertatem asserit, Messanam revertit 4 Nonas Novembris; posita statua 1572. Unten war nachfolgendes Dystichon:

Gesta fidem superant; Zancle, ne longa vetustas
Deleat hoc, vultus finxit in aere tuos;

auf der andern Seite waren die Stadt Messina und folgendes Dystichon:

Hostem armis binis superas; datur aere Colossus
Nunc eat, et factis obstrepat invidia.

Uff der dritten Seite waren zu sehen das vierkantige Ufer mit der Türcken Flotte und dieser Vers:

Jam satis ostensum est, quo sis genitore creatus:
Africa regna parens, ipse Asiana domas.

Uff der letzten Seite sahe man die Bataille mit folgenden:

Non satis unus erat victo tanto hoste triumphus,
Esse triumphator semper in aere potes.

In Summa, die Victoria, die damahls durch gesambte Hand der päbstlichen, Spanischen, Napolitanischen, Sicilianischen, Venetianischen, Savoyischen und Malthesischen Galeren mit Erledigung 20 000 gefangne[r] Christen und Aufreibung 40 000

theils erschlagner, theils gefangner Türcken erhalten, ist zu lesen in oratione Rosarii, so er zu Venetia gehalten. Am Granario und Seminario, so über einander gebaut am Hafen, steht folgendes: Senatus populusque Romanus imperatorum regumque decreto urbis nobilis et regni caput Messana seminarium super horrea publico aere affabre constructa aedificari indulsit senatoribus anno 1639. Das Rahthauß heist man Banca della cità, auf welchem in einem Gemach auf einer Tafel ein Haupt und Palais gemahlt mit folgender Aufschrifft:

Senatus populusque Romanus devicto Hierone statuit me, Siciliae caput, titulo nobilitatis extolli et fungi potestate Romana; deinde post acceptas a sanctissima dei genitrice literas sub eius tutela dulcissima ita floruit, ut regum aliqui crebrius impulsi principem me adhuc in toto regno confirmarint, hasque summis dignitatibus, quas hic vides expressas, exornarint. — Das Arsenal ist nicht weit vom Palazzo, und werden daselbst auf Schiffbaustedten eine Galere und ein Orlogschiff gebaut. Waß die Obrigkeiten dieser Stadt anlangt, ist hie gemeinüglich ein Stradigo, der allezeit ein Spanier, nechst dem Vice-rege, ja dieses sein Favorit ist. Wird genent oder titulirt 'Illustrissime'; zu unserer Zeit hatte dieser nur einen Luogotenente, der mit 30 Hellebardierer, so alle gekleidet wie des Vicerè zu Napoli, aufziehen. Die Stadtobrigkeit besteht aus vier Edelleuten und zwey bürgerlichen Personen, welche — wie die Fiscales — Schnaphän und Sbirri hinter sich haben.

Den 27. Januarii passierten wir das Castel Salvatore[1]), den Canal, und an denselben eine viereckichte gemaurte Lanterne oder Pharus, auch zwey gemaurte Bollwercke mit Cortinen, so mit andern Bollwercken an die Stadt connectiret; ließen zur lincken Reggio in Calabria, 6 Meilen, da der Canal 12 Meilen breit ist, zur rechten in Sicilia Scaletta, 6 Meilen, wo ein Bettler, am Strande kniende, vor unß gebethen, so lang er unß sehen können, Skera, 6 Meilen, Capo Tandormina, 8 Meilen, Mongibello, sonst Etna, der des Tages schwartz, des Abends rauchend und des Nachts flammend zu sehen. Auf einer Seite ist er Sommer und Winter biß an die Spitze voll Schnee, davon die Maltheser

[1]) K: Castel Salvature.

holen, und hat im untern Umbkreise 70 Meilen, aufzusteigen, welches am leichtesten von seiten Tadormina, nur 30 Meilen.

Catania im Golff, 30 Meilen, eine alte Stadt und Academia, aber wegen Banditen, so sich im nechsten Walde aufhalten, sehr unsicher. Folgenden Tages, 28 Januarii, passierten wir den Golf von Augusta[1]), 30 Meilen, da wir nachmahln zum offtern und viele Tage mit den Galeren lagen. Der Hafen macht einen halben Mond und ist nicht sicher, weil er gegen Ost und Südost gelegen. Zur rechten dessen liegt ein in der See von Quadersteinen gebautes Rundel, genannt Torre d'avolos, der 32 Palm dicke Mauren hat, zum Eingang Oreillons, 12 unten logirende Soldaten, oben 7 Canons, und einen scanellirten gewundnen Thurm, zur Lanterne hinauf zu steigen. Weiterhin mitten in der Tiefe des Hafens liegen noch zwey auf Felsen gebaute Vierecke, genant das große Castrogarsia, das kleine Vittoria. Wann man diese fort, auch ein klein Insulchen, eine Meile lang, zur rechten vorbey gangen, komt man erst nach der Stadt, welche in einer Peninsula liegt, — erbaut vom Keyser Augusto anno Christi 42 ex ruderibus Megarae, welche gegenüber an der See gestanden und Veneranda geheißen, wannenhero Keyser Fridericus II. zum Gedächtniß dessen an einem heutigs Tags vermachten Thor folgende Versus[2]) setzen lassen:

Augustus divus[3]) Augustam condidit urbem,
Et tulit, ut titulo sit veneranda suo;
Teutonica Fredericus eam de prole secundus
Dotavit populo, finibus, arce, loco;

welche beyde erste Vers annoch izt an der Porta di Campagna unterm S. Dominico, der nach Verjagung der Türcken alß ein Protector der Stadt angenommen und hie mitm Degen in der Hand ufm[4]) weißen Pferde überm Thor ausgehauen, zu lesen. Es hat aber dieselbe Fridericus II. wieder aufbauen lassen anno 1229, welches zu sehen an einem alten Thor, daß man von hie nachm Torre d'avolos genommen und zur Zugbrücken gebraucht, daran noch steht:

---

[1]) Heutiges Agosta, vgl. auch Wunderliche Begebnüssen I, S. 136 u. 155.
[2]) K: Vers. [3]) Johanniterwochenblatt Jahrg. 1882 unrichtig: dives.
[4]) K: ufn.

Huius apex opex operis ex maiestate decoris.
Denotat autorem te, Friderice, suum.
Tunc tria trina, decem duo, mille ducenta trahebant
Tempora post genitum per nova iura deum.

Anno 1582 ist sie vom Türcken, Henrico II., Könige in Franckreich, zu gefallen, ganz ausgeplündert, wiederumb anno 1588; wannenhero sie, umb sich zu erholen, eine Zeitlang ganz frey von Zollen, Steur und Auflagen gewesen, hat ihr selbst anno 1639 eine Gabelle von 4 piccoli über jedes[1]) Pfund oder Rotula Fleisches, die das Jahr bey 1000 Zecchini trägt, aufferleget, versiehet die Maltheser, nachdem von anno 1649 mit Consens des Don Juan Vice-Rè der Großmeister Lascaris[2]) die Station selbiger Galleren wegen vorgelaufnen Disgustes von Syracusa hieher verlegt, mit Wein und Brod oder Korn, gleich wie sie anno 1641 Zeit der Theurung die Syracusaner mit Brodkorn außgeholffen[3]), daß sie also zimlich wieder aufkommen und dem Könige 1630: 5000, dem Comte Duca Almirante di Sicilia 1643: 2000 Zecchini zum Donativ gegeben; sie hat auch das Lob, daß, da der Pöbel zu Palermo und fast das ganze Königreich anno 1648 unterm Prätext der schweren Auflagen wieder den König revoltirte, sie allein dawieder, absonderlich wieder 2 offentliche Anschläge protestiret, wie ihr solches der Vice-Rè Marchese de los Veles selber vor seinem Ende rühmlich gezeuget. Unter diesem, da man anno 1645 die große Zurüstung des Türcken, so über die Venetianer außlief[4]), befürchtete, hat sie sich angefangen zu fortificiren und hat zwey feine Fort, eins gen Mittags, das ander gen Mitternacht a la porta di Campagna, wofür, oder wo umbher man viele niedrig gelegene vierkantige Salzgruben, in welchen das beste, schärfste und truckneste Salz gemacht wird, wie Plinius, Historia Naturalis libro 31, cap. 7 solches gerühmet, wann er sagt: Servandis carnibus aptior, acer et siccus, uti Me-

[1]) K: jeder.

[2]) Juan Pablo de Lascaris-Castellar, aus dem Geschlecht des Grafen von Ventimiglia, Großmeister des Johanniterordens 1636—1657. Vgl. auch A. v. Winterfeld, Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis, Berlin 1859, S. 432—439.

[3]) v. Winterfeld S. 432—433.

[4]) Zur Eroberung Candias vgl. v. Winterfeld S. 435.

garicus. Ich zehlte der Salzhauffen 20, einer war weißer denn der ander; zu jedem Hauffen rechnet man vier Heller oder Salzgruben, in welche das Seewasser jährlich ohngefehr im Anfang des Aprils hinein geleitet, fünfmahl darinnen umbgelassen, und endlich durch Wirckung der Sonnen gar zu Salz wird, welches man im Monath Julio in Haufen zusammenbringt, und im Octobri anderweit verschiffet. Die Straßen sind alle lang, breit und gerade, die Häuser meistentheils nur mit einem Geschoß und, mögen leicht über 10,000 Seelen drin wohnen. Die Kirchen haben keine Thürme, sind auch an sich niedrig und dunckel, wie Speicher; wir besahen 1. der Dominicaner, wo die Maltheser Galeren pflegen anzulanden, und die Ritter im Kloster abzutreten, auch woll zu logiren, wie zu unsrer Zeit geschehen, da Ihre fürstliche Durchlauchtigkeit Hertzog Ferdinand Albrecht nebst ihren Leuthen auch drin geschlaffen. In der Kirch zeigt man la Capella del rosario, so anno 1529 der Großmeister Villers gestifftet, item ein wundersahmes Bild S. Dominici, dem jährlich den 24. May ein groß Fest gehalten wird. Im Kloster sind viel Palmen, insonderheit eine wundersahme Cypresse, die Pater Reginaldus gesetzt, und mit einem hohen, runden Pfeiler umbmauret, zu oben beschnitten; 2. der Capuciner Kirch und Kloster, worin unter einem Todtenkopff stunden feine Italienische Verse, so anderswo zu finden; 3. de Zoccolanti oder Scalci, reformirten Franciscaner, die man sonst in Pohlen Bernhardini oder strictioris observantiae, und in Franckreich Recollets nennet; 4. di S. Francesco di Paolo, mit der Thür gen Morgen und mit dem Altar gen Abend gelegen, wie der Zoccolanten; 5. der Carmeliten; — Jesuiten findet man alhie noch nicht. Es ist hie gebürtig oder ein Megarensis gewesen der Epicharmus, ein Comicus, den Plautus imitiret, und ein Erfinder der drey griechischen Buchstaben ϑ, χ, ψ. Es sind in dieser Peninsul viel Brunnen süßer Wasser, der vornehmste ist Claradea. Man hat hie in der Erde alte Müntzen gefunden: erstens eine von Gold, wie ein Zecchino, da uf einer Seite gestanden ein † und Griegsch, das so viel geheißen: Jesus Christus vincit, uf der andern Seiten eine Sonne; zweytens noch eine von Golde, wie eine Pistol, da uf einer Seite gestanden Keyser Fridericus II. im Bild und mit Buchstaben, uff der andern ein Adler mit gotischen

Buchstaben: Caesar Augustus imperator, wannenhero die Stadt noch den Adler führt, und Keyser Fridericus II. denselben wiederumb für des Reiches Wapen eingesetzt und erkläret; drittens eine silberne, da uf einer Seite gestanden ein Adler, uf der andern ein Stab oder Insigne des Königreichs Arragon, und mit gotischen Buchstaben: Fridericus dei gratia rex Siciliae, ducatus Apuliae. Gegen dieser Stadt uf der andern Seite des Hafens wächst viel Cannamele, oder Canna elosia, darauß Zucker gekocht wird; es ist auch da der Berg Hybla, auf welchen vorzeiten Megara und so viel Thymian gestanden, daß umb dieses vortreffliche Krauth, das die Bienen gesogen, man das mel Hyblaeum fürs beste gehalten. Das Land umb den Berg Hybla heist Mililli, da S. Sebastian geboren, dem man jährlich da den 1. May ein großes Fest hält, wozu die Sicilianer, insonderheit del di Noto e Demoni, hauffenweise sich einstellen.

Nach Erkundung und Besehung dieses langten wir denselben Tag noch an zu Syracusa, 18 Meilen, und blieben da Nacht; unser Wirth war der allerleichtfertigste ruffiano, der mir je vorkommen. Wir musten unß selbst tractiren und ihm fürs bloße Nachtlager fünf Tari zahlen. Den andern Morgen früh, 29. Januarii, besahen wir die Stadt. Diese hat zu dero rechten einen Hafen, der zwar nicht so groß, aber eben so sicher und still, alß der alte gewesen, von welchem Seneca cap. 17. ad Marc. sagt, daß er der allerstillste und sicherste gewesen, den jemahls die Nathur oder Menschenhände gemacht, liegt in einer Peninsul, ist maurenfest, und hat zwey Castele, eines gen Mittag mit vier runden Thürmen aufn, unter welchen der nachm Hafen erhabner und stumpf oder plat, mit einer Lanterne. Das andre gen Abend, welches vor ihm ein Hornwerck, zu seiner rechten Seiten aber nachm alten Hafen ein starck Bollwerck hat. Dieses heist man di S. Giacomo, und stehen drin 8 Geschütz, nehmlich 5 unterm Dach, deren eines, eine halbe Carthaun, und drey aufn Walle, deren eins, ein Drach, habende einen Drachen aufgegossen, und an dem Munde geschrieben: Drack ist mein Nahme, 1528. Oben auf stunde auch noch: Friderich, Alexander Gebrüder goßt mich. — Jenes ist von Steinen, hat Wassergraben, und die Cortine von außen mit Erd angefüllt. Nebst diesem geht man hinauß

nach dem umbliegenden alten Syracusa, so ohngefehr eine halbe Meil von dem neuen liegt. Alhie findet man zwey Grotten, genant di S. Nicolao, vorzeiten des Tyrann Dionysii, cui parum fuit inter foedos regiae intemperantiae greges simul binis coire: seine lustra libidinum und carceres, davon Seneca schreibt im gemelten Capitulo 17 ad Marc. Die erste ist ohngefehr 90 gemeine Schritte lang, 50 hoch, und in Form eines Canals, oben spitz zu, ein nathürliches Echo von sich gebende, alß ob wer antwortete. In dieser soll Dyonysius die Gefangnen gehalten und gehöret haben, was sie geredet. Die andre ist geraum und weit, mit einer frischen Fontaine, vieleicht der Arethusae, davon auch Seneca am mehrgedachten Ort meldet. Ein wenig weiter gangen, sieht man die Treppe des verfallnen Amphitheatri und viel alte Mauren des alten Syracusa, so vier Städte in sich gehabt, und weit größer als Rom gewesen. Gen dem Meer zu ist eine Kirch und Kloster der Zoccolanten, und zeigt man hie der Luciä Altar in einer rund gewölbten Grotte, derer, nachdem der Leib nach Venetia gebracht, man unterm Altar durch Fenstern nichts mehr siehet als ein steinern Sarck. Im Garthen war in einer tief abzugehenden Grotte ein Brunn mit klarem süßen Wasser, den die Jesuiten, die das obere Land haben, gemein haben wollen, prätendirende, in solch ihrer Possession das Dominium usque ad centrum terrae, — inferum, wie es die Münche scherzweise außlegen. Weiter hin nach der See haben auch die Capuciner ein kleines Kirchlein und Kloster, zunechst aber zwischen tiefen Klippen und Felsen einen feinen Wein und Pomerantzgarthen, wo wir offters hinauß zu spatzieren pflegten. In Neu-Syracusa war die Thumbkirche die beste, und war drin ein bischöflicher Stul mit einem Dais, und eine neue Capelle desselben mit vielen scanellirten Seulen. Der Bischoff soll jährlich 4000 Zecchini, und mit entrate di vento bey 30 000 Zecchini Einkommen haben. Alhie hetten wir woll mögen bleiben und der Maltheser Galeren Wiederkunfft erwarthen, weil aber die meisten Stimmen unsrer Gesellschafft drin zu wieder, und das Wetter gut war, setzten wir unsre Reise fort und kahmen nach Capo Passaro, vor Zeiten Pachino, 4 Meilen, in eine Insul, die erst vor drey Jahren entstanden und im Umbgriff zwey Meilen, auch viel Canienchen hat. Alhie fing unß der Wind an

contrar zu werden, daß wir den Castellan, einen Spanier, bitten müssen, unß, die wir sonst nirgends im Trucknen bleiben kundten, ins Fort einzunehmen, wo wir wegen continuirenden Sturms in zwey eingeräumten Soldatengewölben ganzer 10 Tage still gelegen und schlechte Fastnachten gehalten. Das Fort ist ein recht Viereck, von Quadersteinen gebaut, außwendig mit einer untern Beschung von 12 Füßen, 2 Schilderhäuserchen, ein Zugbrückchen und einer engen, niedrigen Pforte, so etwa ein Viertel der ganzen Höhe des Forts von der Erde erhoben und 25 höltzerne Treppen hinauf zu steigen war. Inwendig sind zwey Geschoß, im untern zum Eingange war das Wachthauß und eine Capell, wo aufm Leichstein stunde: post tenebras spero lucem, und wir eins umbs andre, umb nicht alle vor Heiden, Türcken, Mohren und Juden gehalten zu werden, auch des Castellans, der unß sonderlich zur Meß bitten ließ, Gunst zu erhalten, alle Tage hinein gingen. Ober dieser Capell ufm obern Geschoß sind des Castellans Gewölbe; worin er unß auch zur Comedie, so ihm seine Soldaten in der Fasten präsentirten, einladen ließ. Die Soldaten, derer 20, wohnen mit Weib und Kindern umbher auf den drey andern Seiten, auf welcher jeglichen in der Mitte drey, und in den beiden eingeschloßnen Winckeln zwey — im untern Geschoß sind im jeglichen Winckel —, Gewölbe, daß also auf beiden Geschossen 24 Gewölbe sind: zu oberst, wo 50 niedrige Treppen hinauf zu steigen, ist es ganz plat; die Dicke der obern Maur 30, und die Brustwehr 4 gemeine Fuß, nemlich zwey zur Abdachung und zwey zum Weibergewehr, Steinen, derer sie sich aber wegen Mangel der Cron mit Löchern oben schwerlich zu ihrem Vortheil gebrauchen können. Es stehen drauff ein Schrotstück, eine halbe Carthaune, worauß wir den 31. hujus, den 1. und 2. Februarii, auch den 4. huius, mehr alß sechs Schüsse auf lavirende Türckenschiffe, die auf zwey Genuesische Schiffe in unserm Hafen loßgehen wolten, thaten. Noch eine Viertelcarthaune mit Aufschrifften: Gregorius Leffler Grünfeldt von Leiningen goß mich anno 1530. Umb den Rand des Mundlochs stunde: Wo der Herr nicht die Stadt behüttet, etc. auß dem 127. Psalm; über der Cammer: Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit; item: ist Gott für uns etc. Das Wapen war ein halber Adler und ein

Creuz. Über dieß war auffm Fort eine Cisterne, und zu alleroberst eine Fahnenstange mit einem eisernen Creuze, woran sich im allerhärtesten Sturm per vibrationem aëris gleichsahm ein Lichtchen zeigte, das die Besatzung für S. Elmo Licht hielten. Den 9. Februarii klahrte es ein wenig auf, und wir continuirten unser Reise biß Pessalo[1]), 14 Meilen, bathen den Castellan, daß er unß die Nacht über außm Castel in einem Speicher beherbergte, darin wir wegen unerhörten sturmigen Wetter unß biß zum 25[2]) Februarii gantzer 17 Tage lang gar schlecht behelffen, und die Zeit mit Schnecken- und Muschellesen am Strande, oder daheim mit Sieden, Kochen, Brathen, welches unß mehr Bitten und viel theurer zu stehen kam, alß zu Capo Passano, hinbringen musten. Zunechst waren in einem größern gemaurten Speicher, der, wie das Castel selbst, dem Almirante de Castilla zugehören soll, mehr denn 1000 Salmen Weitzen, deren einer zu 5 oder 6 Zecchini verkaufft wird, senza tratto, wie sie sagen, vom Speicher. Das Castell ist alt und schlecht, hat nicht mehr alß drey metallne und zwey eiserne schlechte Stücke. Das Pfäffchen darauf war ein einfältig gut Mänchen, lehnte unß zwey Maderatzen, die er nachmahls theur genug bezahlt nam.

Auß obiger Reise in Sicilien ist zu sehen, wie wir längst der kürzern Seite gen Morgen, und von hie an der mittlern Seite gen Mittag biß Puzzalo[3]) am Lande fortgeschifft; die dritte Ecke, capo Buoco oder Lilibaeo[4]), und die längste Seite gen Mitternacht, fährt kein Passager, wegen der Weite und Unsicherheit. Sonst theilt sich die Insul in drey Valli: Val di Demona, di Noto und di Mazara, ist vorzeiten gewesen der Riesen oder Cyclopen; diesen sind gefolgt die Aetoli, den Aetolis die Siculi, so mit dem Könige Siculo 8 Jahr vorm Trojanschen Kriege auß Italien hinein kommen. Den Siculis sind gefolget die Griechen, diesen die Carthaginenser, die den Pyrrhum zu Hülffe rieffen; den Carthaginensern die Römer, welche von einem Theil der Mamer-

[1]) K: am Rande: Pezzalo.

[2]) K: korr. aus 26.

[3]) Der Herzog von Braunschweig, der den Ort genauer beschreibt, I, S. 141, nennt ihn Petzalo.

[4]) Johanniterwochenblatt a. a. O.: Lilibaco, heutiges Capo Boco.

tiner zu Messina, nachdem König Hiero über sie triumphirt, zu Hülff geruffen, gleich wie die Carthaginenser vom andern Theil, unterm Burgermeister Claudio die Carthaginenser und den König Hieronem, darnach unterm Burgermeister Marco Marcello, der Megara und viel andere Städte zerstört, Syracusam außgeplündert, den König Hieronymum, Hieronis nepotem, ganz überwunden und entlich unterm Burgermeister Levino anno M. C. 3758 die Insul gar zu einer Provinz und Messina zur Hauptstadt gemacht, welche nach Überwündung[1]) Sexti Pompeji, Augustus und folgende orientales imperatores nach Zertheilung des Reichs, auch die occidentales 200 Jahr beherrschet, biß sie den Gothis zu theil worden, welche, unterm Keyser Justiniano, Bellisarius wieder verjagt. Nach diesem haben sie die Saracenen 400 Jahr inne gehabt, welchen die Normandi, nachmahls die Deutschen, succedirt, so aber alle vertrieben von den Frantzosen, welche auch nur 18 Jahr hie regiert, und in vesperis Siculis anno 1282 umbkommen, von welcher Zeit an die Insul auf die Könige von Arragon, und von denen auf die Könige von Spanien kommen, denen sie heutiges Tages gehöret. Die vornehmste Stadt ist Palermo, des Vicekönigs Residentz. Dieser hat neben sich das königliche Consilium, bestehende auß Admiral, Contestabile, Cantzler, Seneschal, Quaestor oder Schatzmeister, Conservatore, Porticlavo, Protonotario und Magistro secreto, und alle Gewalt in temporalibus. In geistlichen Sachen ist der Bischof, von dem man appellirt an den Inquisitor oder judicem monarchiae spiritualis, den man nent beatissimum patrem, welchen vermittelst päbstlichen Bullen, bestetigtem Recht gemäß, der König in Sicilien, so alß ein gebohrner Legatus a latere Clericos und Cardinales excommuniciret und absolviret, alltzeit einsetzt; und dannenhero tomum XI. Baronii, da er will, daß solch Recht nicht weiter alß auf Rogerii Sohn gelte, sondern so offt revocirt werde, alß das im Königreich Sicilien und Napoli verbohten, es andern Häusern anheimgefallen. Stände sind drey: der geistliche, alß Bischöfe, Äbte etc., der Adel, und die Städte Messina, Palermo, Catania, welche, wann dem Könige waß titulo donativi zu verehren oder zu contribuiren, zusammenkommen.

[1]) Johanniterwochenblatt: Überwindig.

Außer diesem belauffen sich die Einkünffte des Königreichs auf eine Million Zecchini; kan aufbringen eine Armee von etwa 80,000 zu Fuß und 30,000 zu Pferd mit Landvölckern und geworbnen Soldathen; Spanische Besatzung zu Palermo ist von 2500, die Garde des Vicekönigs von 200 Mann.

An Fruchtbarkeit gehet kein Land der Insul vor. Sie hat Gold, Silber, Ertz, Allaun, Schwefel, Salpetergruben; Sicilisch Pulver ist stärcker alß alles andre; an Steingruben mangelts auch nicht. Zu Syracusa baut man von einem weißen Stein, genant Pietra bianca, zu Augusta von einem dunckeln, genant Giorgoleno, der sich auch zu Palermo findet. Zu Gatterie soll man Porphir und Jaspis graben. Achat findet man im Fluß Acate, Esmerauden anderswo. Corallenstauden wachßen umb Messina und Drapano in der See. Saltz gräbt man bey Enna, Nicosia, Camerata etc. aufn Bergen, wie Steine; bey Augusta, Drapano und Capo Buoco etc. läßt man, wie in Xantorgne in Franckreich, Monaths Aprils Seewasser in drey Fuß tief gegrabne vierkantige Heller, und macht mit sonderlichem Fleiß Saltz darauß. Die meisten Seidenwürme und Seide werden umb Messina gefunden. Öl ist allenthalben überflüssig, Wein umb Syracusa am stärcksten. Saffran, Honig und Getreid ist hie viel besser alß im übrigen Welschland. Ein Korn fruchtet, ohn sonderliches Bearbeiten des Landmanns, an manchen Orthen hundertfältig, daß also die Insula vom Homero 'insula solis' genennet worden. Die Römer nenten es nur ihr granarium. Heutiges Tages wird das übrige Getreyde nicht nur in Italien, sondern auch in Hispanien an die Örter, wo dessen Mangel, verschifft. Malta erhält sich auß Sicilien. Kurtz, das Land ist das beste unter der Sonnen; die Einwohner aber vom untersten biß zum höchsten, taugen nicht, sind der Faulheit, Müßiggang und viehischen Lüsten ergeben, lieben weder Wissenschafft noch gutte Sitten, sind verschlagen, betrieglich, argwöhnisch, cholerisch, tückisch, unversöhnlich und verplaudert, absonderlich in untziemlichen Materien noch viel schlimmer alß die Calabreser. Der Adel in Sicilien und Königreich Napoli geht Spanisch gekleidet; Müntzen sind: a) Güldne: eine Spanische Pistol, geltende zu Messina und Syracusa 39 Tari, zu Capo Pazzaro nur 36. — b) Silberne: ein

Scudo, geltende 12 Tari; je ein Stück von 1 bis 6 Tari; ein Taro geltende 20 Granelli; Ein Carino oder Carinello, ½ Tari, geltende 10 Granelli. — c) kupfferne: ein Stück von 3 Denari; ein Stück von 6 Denari, oder ein Pezzetto, ein Grano, ein Piccolo, derer 6 auf ein Gran gehen.

Den 26. Februarii ruderten wir nach Zirzolo, 5 Meilen[1]), von da über den Canal, in welches Mitte wir die Galeren von Maltha begegneten, und unsre Felucherie, weil es still Wetter war, sich nackend hinein wurffen, nicht allein zu 20, 30 Pfund schwere Schildkröten, sondern auch außgeworfenes Geld außm Grund herfürzuholen; langten nach drey Stunden in der Nacht, da unß vier Schildwachen außm Castel S. Elmo[2]) angeruffen, und also so spät an zu

Maltha[3]), 60 Meilen, daß wir wegen Verschließung der Thör die Nacht über auf der Felucha liegen müssen. Den 27. Februarii frühe morgens kam unß ein Fra servente zu besuchen, an Bord, nahm unsre Bollettini della sanita von unß, und fragte absonderlich, ob nicht wer käme, den Habit zu nehmen? Mit dem gingen wir zu Lande, legten unß, umb Ihre fürstliche Durchlauchtigkeit nebst Dero Leuthen in der Deutschen Herberge ihre Commodität zu lassen, denn auch unsre Aufwarthung per intervalla temporis et loci desto angenehmer zu machen, in der Stadt Valetta al'Escu de France beim Spieglo, dem wir täglich mit dem Diener 54 Tari, d. i. eine Spanische Pistole weniger 3 Tari, zahlen musten. Tischcameraden waren Chevaliers S. Andiol und Gentin, beyde Frantzosen.

Indem wir unß wegen Anstalt nöthiger Kleidung hie ein paar Tage inne hilten[4]), empfingen wir von vielen Rittern oder Klein-

[1]) Wunderliche Begebnüssen S. 144. (Zinzola.)

[2]) Wunderliche Begebnüssen S. 145.

[3]) 1530—1798 im Besitz des Johanniterordens. Vgl. v. Winterfeld a. a. O. S. 318—511.

[4]) Ein dichterischer Erguß des frömmelnden Herzogs verherrlichte das Eintreffen in Malta:

Nach achtzehen Tage Zeit erhört uns endlich Gott,
Verschaffte große Still, daß wir im Tag ankamen,
Doch musten wir im Port noch leyden Noth,
Dan auf dem harten Bret im Schiff die Ruh wir nahmen,
Biß mit dem Licht aufging der Stadt Valetta Pforten,

kreuzen, so Frantzösischer, so Welscher, so Deutscher Nation, insonderheit Ihrer fürstlichen Durchlauchtigkeit Marggraff Christian Wilhelm von Brandenburg Stieffsohn, dem Graff Zwirby, Graff von Thun, Graff von Thurn[1]) Graff Lamberg, Graff Lanthiery, Baronen Potting[2]), Freytag, Wachtendonck, Compter Rheden, Trandorff[3]), Duc de Bouillon und vielen mehren, so alle selbander oder [-] dritte unß zuvorgekommen, die Visite; und weil so woll darauß, alß außm[4]) Entretien in Sachen, so höflich[5]) und Ehrerbietung angehen, die pointovallité abzunehmen gewesen, alß haben wir, hierin keinem nachgebende, obgedachten und mehren Cavallieren die Visit vorher wieder abgegeben, ehe wir die Großkreuze, und anwelche sie recommendirt, besuchet. — Den 3. Martii besuchten wir al Borgo den päbstlichen Inquisitore signore Casanate, mit Übergebung des Cardinal-Patron Schreibens, der von Versamlung des Bischofs mit der Clerisey Urlaub nahm und unß aufnahme.

Nach Mittage, besuchten wir auch des Großmeisters Bruder[6]), den Balley von Majorca, und die Secretaire monsieur de la Sale und signore Caraviti, die unß die Visite zur Stunde wiedergaben. Den 4. Martii kahmen jetztgemelte Secretarii zu unß und hohlten unß ab, bey Ihro Eminenz[7]), dem Großmeister zur Audientz zu

Da der Inquisitor besucht uns aller Orten.
Weil diß das End der Reiß, ich auch hier enden will,
Und schließlich dancken Gott, daß er hat wollen wenden
All' Unglück von uns ab und bringen zu dem Ziel,
Da wir gedachten hin. Er ferner uns woll senden
— Wann wir bedürfftig seyn — Rath, Hülff und Engelschaaren,
Biß wir im sich'ren Port kein Leyd nicht mehr erfahren.
(Wunderliche Begebnüssen S. 149—150.)

1) Ebd. S. 146—148 und 152 bilden diese beiden Grafen auf der Insel Malta wiederholt die Begleitung des Herzogs.

2) Ebd. S. 148 als Baron Pöbbing bezeichnet.

3) Wunderliche Begebnüssen S. 152: Patron Wachtenthun, Clivensis (d. i. aus Cleve), Capitain Rede, Westphalus, Monsieur Trandorff; bei Hosäus S. 47 sind die Namen sämtlicher oben genannten nach der Steinorter Hds. gegeben, doch ungenau Wachtendank.

4) K: außen. 5) K: höflig.

6) Nicolas Cotoner y Oleza, später Großmeister des Ordens, 1663—1680.

7) Schon unter dem Großmeister Antoine de Paule (1623—1636) war infolge Verordnung des Papstes Urban VIII. der Titel Eminenza statt des bis dahin geführten Altezza serenissima dem Oberhaupt des Johan-

introduciren, der, wie der Großhertzog, Vicekönig von Napels, und sonst die Cardinale, nicht mit unß reden wollen, biß wir unß vor ihm gedeckt.[1])

Am 5. Martii besuchten wir den Prior von Daeren[2]), Herrn Osterhausen, einen siebzigjährigen, imgleichen nach Mittage den General Graff Adam von Wratislaw[3]), Großprior von Böhmen, wie auch dessen Bruder, Großballey von Brandenburg, Pilliere unsrer Deutschen Zungen; den 6. Martii gaben unß iztgemelte Großcreuze die Visite wieder, da insonderheit der General nebst seinem Patron, dem Baron Wachtendonck unß auf folgenden Tag zur Tafel gebethen. Den 7. Martii kahmen der Herr General mit seinem Bruder, nebst Capitain Rheden und dem Patron vor unser Hauß, unß abzuholen. Im Überfahren zu des Generals Quartier bliesen zwey Trompeter in unsrer Barque, und tractirte unß der General unbeschreiblicher maßen höflich und magnifiquement. — Wehrender Mahlzeit verursachte ein Türckschiff, so vorm Port ein Fischerboht mit sechs Malthesern weggenommen, und eine Tartane biß an den Port verfolget, eine fretterie, und schickte das Consilium dem General Ordre, mit vier Galeren nachzusetzen, wo theils die Courage theils Dienstfertigkeit, die wir dem General schuldig waren, erforderten, eins mitzuwagen, gingen also von Stund an auf der Capitana mit auß, welche, weil wegen Contrarwetters nicht außzulauffen, nebst den andern Galeren im Hafen zur lincken fondo geben müssen, und die Nacht über daselbst liegen blieben. Den 8. Martii liefen wir früh morgens wieder auß und musten Ungewitters halben unverrichteter Sachen wieder in den Hafen einlauffen.

---

niterordens bestimmt worden. Vgl. A. v. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, und v. Winterfeld a. a. O.

[1]) Der Herzog von Braunschweig wurde nicht durch de la Sale und Caravitta, sondern durch zwei andere Würdenträger des großmeisterlichen Hofes beim Großmeister Raphael Cotoner y Oleza in gesonderter Audienz eingeführt. Wunderliche Begebnüssen S. 152. Er hatte den Großmeister vorher schon in der Kirche San Giovanni beim Gottesdienst gesehen. Ebd. S. 145—146. Raphael Cotoner y Oleza regierte 1660—1663, siehe v. Winterfeld S. 441—442. [2]) Johanniterwochenblatt: Dacien.

[3]) Wunderliche Begebnüssen S. 152 nennen ihn General der Galeere und Gran priore di Bohemia; einen Besuch hatte Graf Wratislaw dem Herzog schon vorher gemacht. Ebd. S. 147.

Den 10. Martii entstund abermahl eine fretterie, ein Englisches Schiff im Canal zu recognosciren, da wir unß zum andern mahl imbarquirten, aber alßbald wieder zurückkahmen; des Abends umb 8 Uhr wurde nachmahls der General beordert, mit vier Galeren Türckschiffe biß in Sicilien zu verfolgen, da sich auch Ihre fürstliche Durchlauchtigkeit überzufahren mit unß aufsetzten. Lieffen also umb Mitternacht auß biß in die 10 Meilen im Canal, wo wegen Contrarwindes und Aufschwellung des Canals wir umbkehren müssen, so daß wir folgenden Tages früh wieder in den Hafen gelauffen. Und weil unß das Galerleben sehr woll gefallen, haben wir unß nichts mehr alß gutte Montirung angelegen seyn lassen und ingesambt dahin bemüht gewesen, wie wir Ihre fürstliche Durchlauchtigkeit, der unser unverhoft Hinterbleiben und Vorhaben sehr müßfallen, begüttigen und ohn Unwillen lezzen möchten. Dieß zu thun disponirten wir erstlich den General, der neue Ordre bekommen, nach Sicilien überzugehen, daß er derselben zu Dero Dienst seine Galere durch unß offerirte, darnach Ihro fürstliche Durchlauchtigkeit, daß Sie der impertinenten Puncte des Tituls, des Empfangens der Hand und des Begleitens, so der General, eh und bevor er dieselben ersuchte, accordirt wissen wollen, vergessende solch Offert anzunehmen geruhete. Embarquirten sich also, nachdem Sie des Großmeisters Bruder ersucht, und beim Großmeister Audienz gehabt, incognito und alß Baron von Leuchtenberg mit unß den 14. Martii, und erreichten wir noch selben Tages mit Untergang der Sonnen den Canal der Insul Gozzo, 18 Meilen[1]), wo man die Galeren vom Thurm[2]) zur rechten, so wie von der Insul Comino zur lincken, salutirte.

Den 15. Martii holten wir unser Ancker auf, gingen den Canal über nach Capo Passaro, salutirten selbige Fordezza[3]) nicht, weil sie nicht real ist, wannenhero sie nur den Galeren zur Ehr eine bandiera des Königreichs Sicilien fliehen[4]) läßt. Wir gingen

[1]) Der Herzog schildert S. 153—154 den Besuch des auf der Insel Gozzo befindlichen Krankenhauses, des Kunstgartens und der Kirche San Giovanni.

[2]) Die Türme waren zwecks Ausschau nach den Türken unter Martin de Redin (Großmeister 1657—1660) angelegt worden: v. Winterfeld S. 440. [3]) Fortezza, Festung. [4]) d. i. fliegen.

mit dem Capitain Rheden zu Lande, besuchten unser alt Logement und den Castellan, der unß mit der Canienchenjagt eine kleine Lust machte.[1]) Demnach wir aber auch hie keine Nachricht von Türckschiffen erhalten, gingen wir des Nachts fort.

Den 16. Martii kahmen unß vor Syracusa zwey andre Maltheser-Galeren außm Hafen entgegen und gingen mit unß biß nach Augusta, wo der General das Rundel mit vier Schüssen salutirte, und Ihre fürstliche Durchlauchtigkeit, nachdem Er sie nebst unß, der Fasten ungeachtet, mit Fleisch an einer besondern Tafel wohl tractirt, ihr allen Respect geben lassen, auch selber gegeben, und niemahls ohn ihren Vorwissen mit Geschütz grüßen oder antworten lassen, nach der Mittagsmahlzeit zuletzt im Abgehen von der Capitana mit allen Stücken valedicirte. Ihre fürstliche Durchlauchtigkeit reisten von da mit Dero Felucha nach Catania, wir auf Bericht einem Türckischen Schiff biß in die 15 Meilen[2]) nach, da unß eine Tartane vom Ungrund des Alarmes belehret, und wir wieder nach Augusta gelauffen.

Den 18. Martii lieffen wir wieder parere etlicher Capitaine, die in der Früh vor der Meß fortzugehen gerathen, nach der Meß von Augusta, befunden Wind und Wellen so starck, daß die Maestrale die Nase ganz ins Wasser steckte, und wir in zwey Stunden nach Syracusa kamen, wo wir ganzer vier Tage still liegen müssen. Eben in diesem Wetter war vorm Hafen zu Malta ein Schiff eines Malthesischen Capitain de Gesne wegen langsahmer Aufziehung der Siegel[!] ans Land getrieben und zu scheitern gegangen, welches nicht geschehen wär, wenn die Galeren im Port gewesen; am grünen Donnerstage, 22. Martii, mit stillem Wetter von Syracusa, recognoscirten zwey Englische Schiffe, das dritte, so wir verfolgeten, siegelte[!] unß gar auß den Augen, und der Wind wurde so starck, daß wir unß nachm Capo Passaro zurückzogen, von wannen wir umb die erste Nachtwache fortgingen, und den stillen Freytag mit favorablem Winde wiederumb zu Maltha einliefen. Nachmittags hörten wir die Tenebras, oder

[1]) Wunderliche Begebnüssen S. 154—155.

[2]) Ebd. S. 155. Indem Herzog Ferdinand Albrecht die Reise über Messina, Salerno, Rom usw. auf Deutschland dann fortsetzte, trennte sich sein Weg von demjenigen der Eulenburgschen Reisegesellschaft.

drey Stück außn Klagliedern Jeremiae in S. Johanns-Kirch, in Gegenwarth des Großmeisters, der Großcreuze etc. mit an, und sahen drauf die Procession della madonna delli Greci.

Am Ostertage, 25. Martii, lößte man mit Aufgang der Sonnen viel Stücke, alle Galeren parirten mit Fahnen und Flammen, und wir sahen, wie zu S. Johann in der Hochmesse, die des Ordens Prior in pontificalibus hielte, anstat des Monsieur d'Elbene, Ambassadeurs zu Rom, alß des maëstro del palazzo, der Oberstallmeister mit einem Marschallstab und umbgehenden Reverentz die Großcreuze in consessu zur Tafel bathe, deren aber gemeiniglich keiner kombt alß die, so absonderlich eingeladen. Vom Sanctus an biß zur Elevation ventilirte man, wie zu Rom, mitm Pfauenschwanze. Der Großmeister[1]) trat im Communiciren allein hinzu zum Altar, der Großcreuz je zween und zween, diesen folgte gleicherweise der ganze Hoff, insonderheit des Großmeisters 16 Pagen und bey die 145 Novitii, die den Habit noch nicht haben. Nach der Meß, und in Passirung aufm Palazzo durch den Eßsaal, küßten dem Großmeister alle Novitii die Hände, und wünschten bonnes festes. Wir thaten dergleichen in seinem Appartement, da der Großmeister unß abermahls sehr höflich aufgenommen und gebethen, nur zu begehren, womit er unß auf der Insul dienen könte. Bald drauf kam er heraus zur Tafel, so mit kleinen vergüldeten, silbernen bedeckten Schüsseln vor ihm angefüllt stunde, setzte sich[2]) allererst, die 12 Großcreuze hernach, ohngefähr in die Weite 2 Stül von ihm, blößte sein Haupt im Zutrincken, sowie im Hineinkommen und Niedersitzen. Sobald er zum ersten mahl getruncken, reterirten sich alle umbstehende Spectatores nach Brauch; die Großcreuze saßen bedeckt, der Prior des Ordens dem Großmeister zur rechten, der Oberstallmeister und Vorschneider gingen und stunden auch bedeckt. Nach Mittage gingen wir auch, dem Gebrauch nach, vorgedachten Großcreuzen, unsern Patronen, ein glückliches Fest zu wünschen.

Den 26. Martii tractirte der Großmeister nachmahls, wie vorigen Tages, offentlich 13 Großcreuze, da sich nach der

[1]) Raphael Cotoner.
[2]) Johanniterwochenblatt a. a. O. verdruckt: sie.

Botage zugetragen, daß der Hospitalier und Pilier de l'auberge de France, monsieur Conflens beim ersten Trunck eine Erkältung der rechten, und wie er mit der lincken Hand zugegriffen, so eine Erstarrung aller Glieder des Leibs empfunden, daß man ihn von der Tafel in ein besonders Gemach gebracht; der Großmeister ist erschrocken, Großcreuze aber haben fortgessen. Der Apoplecticus starb folgende Nacht, nicht erlebende, daß der Carmelit, so ihm kurz vorher mit Verlautbaren, nechstfolgenden Tages etwaß länger zu predigen, choquirt, auf die Cantzel kommen. Sein Leichnamb wurde Osterdienstags, wie bräuchlich, in einen Sack gewickelt und in ein schlecht brettern Sarck gelegt, ohn sonderlichen Ceremonien in S. Johann begraben.

Den 7. Aprilis sahen wir die Novitios aufm Platz exerciren und drauf nachm Schießplatze, nach der Scheibe zu schießen, marchiren, wovon sie aber durch eine fretterie verstört wurden, sintemahl der General mit fünf Galeren außcommandirt wurde, wo wir abermahl mitgingen, auf 10 Meilen in See ein Englisches Schiff recognoscirten, Abends um 11 Uhr erst wiederkahmen und noch eingelassen wurden.

Den 8. Aprilis sahen wir drey Italienische Ritter, Severoli, Bontempo und Reinalduzzi, in der Kirch vorm Altar Profession thun und den Habit nehmen vom Großcreuz Bandinelli, begleiteten sie nach verrichteten Kirchceremonien im bloßen Haupt über die Gaß zum Palazzo, oder Großmeister, der ihnen den Seegen dazu gab; den 9. Aprilis tractirte der Duc de Bouillon unß bey ihm in seinem Hause, wo er viel andre Ritter zu gebethen. Den 10. Aprilis führet unß gemäß oft gethanem Befehl des Großmeisters obgedachter Secretaire Compter de la Sale nebst Compter Trandorf und Baron von Wachtendonck in einer Kutsch zu vier Pferden — mit sechs fährt niemand alß der Großmeister —, spatzieren, und sahen wir erst Civita Vecchia, die allerälteste Stadt der Insul, 2 Stunden oder 6 Meilen von Valetta, und fast mitten in der Insul gelegen, welches der Großmeister Martin Rhedin[1]) nach Valetta werths mit zwey Bollwercken angefangen zu befestigen; ist des Bischofs Sitz, und wenig bewohnt. Jenseit

[1]) Martin de Redin, Großmeister 1657—1660, vorher Prior von Navarra, einige Zeit auch Vizekönig von Sizilien: v. Winterfeld S. 439—440.

ist eine Kirch, S. Publius geheißen, zu welcher lincken man 25 Treppen hinab geht zu einer Grotten, wo sich S. Paulus nach erlittenem Schiffbruche soll aufgehalten haben, und kombt einem ins Gesicht folgendes Monumentum: Aloysio de Wignacourt, magno magistro et insularum Melitae et Gaulos principi[1]), qui sacram Pauli apostoli cryptam mole annorum vetustam in novam et elegantiorem formam reduxit ac in ea collegium erexit atque dotavit anno domini 1608, idem collegium beneficiorum non immemor fundatori monumentum posuit anno 1661. Hinter diesem Monumento etwaß tiefer sind zwey Altär, wo eine Messe gelesen wurde. Gleich dem Monumento zur lincken ist eine andre Grott oder kleine hohle Klufft, worauß man täglich Erde, so fast weiß ist, und von den Päbsten wieder Gifft gebraucht wird, loßhacket, auch gar verarbeithet, ohn daß man einige Erweiterung derselben verspüret. Andere Curiositäten, alß Schlangenaugen, Zungen, Zähne, Köpffe, Brüste, so mit, so ohne Erde, die auch gut wieder Gifft seyn sollen, werden anderswo vorgesucht.

Von Civita Vecchia fuhren wir nach Boschetto oder Monteverdale, des Großmeisters Lusthauß, 1½ Meilen vom Meer gelegen. Sobald wir abstiegen, empfing unß der Capitain daselbst; ein Ritter führte unß allenthalben umbher. Das Hauß hat umbher einen außgehauenen Graben und eine Zugbrücke, inwendig einen Saal[2]), wo der Großmeister ißet, unterm Dais, von beiden Seiten Kammere, zur rechten des Großmeisters, zur lincken der Großcreuze, wann sie etwa hinaußkommen. Unten sind die Offices, alß Küch, Keller, Eßstube der Ritter; gen dem Hause über sind die Ställe. Zur lincken des Hauses geht man einen im Felsen außgehauenen Gang, so noch unbedeckt, hinab in einen ovalen Vallon, worin zu sehen: in der Tiefe: Pomerantz-, Citronen-, Limonien di Valentia- und Olivenbäume; ein umbmaurter Garthen in einem außgeschöpften lacu, wie zu Valetta; drey Fontainen, eine im Lustporticu mit Filix, eine Grotte spielende, zur lincken die andre außm steilen Feldstücke in einer Grotte, und die dritte mit einer hohen Wasserröhr spielende eine Pomerantz, einen

[1]) Alof de Vignacourt 1601—1622, vgl. v. Winterfeld S. 423—427.

[2]) Schilderung des Saales in Wunderliche Begebnüssen S. 148—149. Der Herzog war in Boschetto gewesen, kurz ehe er sein Gedicht verfertigte.

Pfauenschwantz etc.; viel Glandas oder Eichbäume, deren einer um Stein herauß gewachsen; Hirsche, Canienchen an einer umbgeworffenen Maur. Unter allen, so notabel, ist hier ein rund Taubenhauß, oben offen, jedoch mit einem Pavillon von Quadersteinen, worin umbher 28 Reihen, und in einer jeden 102 Löcher; das sind 2826 Taubennester. Nachdem dieß alles gesehen, wurde einem jeden sein Eselchen zugeführt, wieder hinauf nachm Hause zu reithen, und tractirte unß gemelter Capitain, der mit etlichen von des Großmeisters Hoff datzu expreß hinaußkommen, fürstlich. Die Potagen waren Erdbeeren; Weinen waren viererley: Hippocras, Toscansche Werdea, Moßcateller und rother Wein. Und trunck man, was man wolte. Ufm Rückwege fuhren wir uf ein ander Lusthauß des Großmeisters, genant S. Antonio, wo die Lufft nicht so rein und gesund alß zu Boschetto, sahen drin eine Fontaine mit einer hohen und 40 von der Seit spielenden Röhren, in der Mitte zweener Pomerantzgarthen; eine andre mitm Regen in area, eine von Quaderstein hochgepflasterte Allée mit steinernen Trallwerck von beiden Seiten, mit Mauren umbgeben, wo unten im Grund, wie zu Boschetto, ein Baumgärtchen, item ein Ort mit Schüßlöchern, nach Enten ufm Wasser zu lauren.

Den 11. Aprilis sante Capitain Compter Rheden im Nahmen des Generals an unß gen dem Grafen von Thun, der alß neuer Capitain, unß auf seine Galere zu haben, viel Caressen bezeigte, zu entschuldigen und Präjudicia zu verhütten, auf seine Capitana, wo wir schon so vielmahls gefahren, zu bleiben, welches wir auch umb vieler Ursachen halben resolviret, mit so großem Vergnügen des Compter Rhedens, daß er folgenden Tags zum Valet ein Festin anstellte, und mit Zuladung fast aller Ritter der Deutschen Zungen, auch der Bande der Musicanten, unß über die maßen herrlich tractirte.

Den 13. Aprilis thaten wir in der Infirmerie nachm Exempel der Novitien unserer Zunge, auf welche ordinarie dieser Tag in der Woche fällt, so woll den kräncklichen Rittern unten, alß allerhand andern Krancken oben die schuldige Aufwartung und trugen ihnen das Essen in Silber, darauß sie gespeist werden, mit bloßem Haupte zu.

Den 14. Aprilis wurde die gantze Soldatesque der 7 Galeren in Gegenwart[1]) des Großmeisters in den Außenwercken gemustert, und machten ihm daselbst die Patronen und Lieutnant von den Galeren zugleich eine kleine Lust mit escarmouches[2]). — Den 15. Aprilis zogen, die Ritter aufn Galeren zu consegniren, unser Capitain Compter Rheden nach Mittags umb 2 Uhr mit denselben übern Platz, das Palazzo vorbey nachm Wasser zu den Galeren, wo der Großmeister mit dem General auß seinem Lustgarthen herabsahe, und die Ritter, der ohngefehr 140, einer noch besser alß der ander, keiner ohn Sturmhaube und Brustharnisch, aufzogen, nacheinander jeder uf seine Galere sich embarquirten. Wir, denen der Großmeister auß der Rüstcammer Helm und Brustharnisch geben lassen, hatten selbe vorher nebst unsern Sachen auf die Capitania geschickt, waren alß Volontaires solchen Aufzugs enthoben und gingen indes, von unsern vornehmen Bekandten und Freunden Abscheid zu nehmen, insonderheit vom Großmeister, der unß, umb alle Gutthaten und Ehre aufn Galeren zu empfangen, dem General und Könige alß ältesten Ritter absonderlich anbefohlen. Die Insul liegt[3]) unterm 34—40 latitudinis und 38—45 longitudinis im Africanischen Meer der Mittelländischen See, in der Provinc Numidia, 190 Meilen von Barbarie, 60 von Puzzalo, 80 von Capo Paßaro in Sicilien, ist 20 Meilen lang, 12 breit, hat im Umbgrif 60 Meilen, ist niedrig, voll Felsen, heiß, — kühl, wann Maëstrale oder Nordwestwind wehet —, gesunder Lufft, daß man von keiner Pest weiß; der ansteckenden Fieber, so man vordem jährlich im Augusto verspührt, merckt man jetzo nichts mehr, nachdem verbothen, umb die Zeit kein Fleisch, dadurch selbe verursacht, zu wässern; trägt viel Honig, wollschmeckend Obst, süß und sauren Kümmel, Baumwolle, welcher[4]) Saamen nach der Gersterndte gesäet wird. Getreyde kaum uf sechs Monath für die Insul, holt[5]) dessen dannenher auß Sicilien, und läßt der König auß Spanien jährlich 8000 Salmen Getreyde für die Religion[6]), 16 000 für die Einwohner folgen, ohne daß dafür das geringste

[1]) K: Gegenwarth. [2]) Johanniterwochenblatt a. a. O.: esarmouches.
[3]) Vgl. die Beschreibung der Insel, ihrer Baulichkeiten und der Hafenanlagen bei v. Winterfeld S. 330—331 u. 371—373.
[4]) K: welches. [5]) K: hohlt. [6]) d. i. für den Johanniterorden.

gezahlt wird. Für des Großmeisters Palazzo, Infirmerie und für die Herbergen werden von Syracusa und Augusta jährlich auch 350 Faß Wein zollfrey gefolgt. Was für die Galeren gekaufft wird, zahlt auch kein Imposts.

Die Hafen liegen gen Osten, einer zur lincken, genandt[1]) Marzamouchet, wo zu Verhüttung der Pest die auß Levante kommende Galeren oder Schiffe ihre Quarantaine machen müssen; der andre, und zwar der große, zur rechten mit einem dreyfachen Arm, deren der mittelste, zwischen Castel S. Angelo oder Borgo und Isola S. Michaële einfließend, mit einer großen Kette zu schlüßen, der sicherste, wo auch Schiffe hinein lauffen, nicht so viel Traficquen halber, alß auß Noht, die solchfals das frische Wasser zahlen müssen. Die Galeren stehen allzeit hierin, drey aneinander uf einer, und vier an der andern Seiten gerad vor der Capitaine Logis, wo sie die Zeit ihrer zweyjährigen Charge stets schuldig sind zu wohnen.[2])

Wann eine Galere vernützt, stehen da schon andre zwey fast fertig, und eine ganz fertig von Livorno, so 6000 Zecchini kosten soll.

Castel S. Angelo, unterschieden von Borgo durch einen Wassergraben, ist der alte Sitz der Großmeister und etwas verfallen; gen dem Hafen zu stehen unten 5 kleine und oben 5 große, und gen Isola S. Michaele auf einem andern Bastion noch 7 große Canons.

Borgo hat tief gemauerte Graben und Wälle, umbher eine Contrescarpe und gen den äußern Hafen hinter derselben inwendig Mauern zur Retraite, daß man sich hinter denselben über ein Brückchen in eine Faußebray, womit zwey Cavalliers umbgeben, kan salviren.

L'Isola di S. Michaele ist befestigt wie Borgo. Die äußerste Spitze der embouchure gen Castel S. Elmo über ist unbewohnt, aber voll Batterien, gen den Hafen fast gleich dem Wasser, den Feind abzuhalten.[3]) Gerad gen dem mittelsten Arm über geht man hinauf nach Valetta, wo gleich dem Wasser eine große

[1]) K: genant.

[2]) Ähnlich die Beschreibung von St. Angelo und S. Michael in Wunderliche Begebnüssen I, S. 147—148. [3]) Ebd. S. 148.

metallne Statua Christi aufgerichtet steht mit Unterschriften, alß Salva nos, und noch niedriger: Venerabilem Christi servatoris imaginem, cui Hierosolymitana classis egrediens vota nuncupet, regrediens vota persolvat, frater Alexander Zambeccarius Bononiensis, Angliae Prior, aere proprio elaborandam et collocandam curavit anno salutis 1639.

Castel[1]) S. Elmo liegt vorauß auf der Spitze eines hohen Felsen, genant Serberas, welches man, in die Hafen zu lauffen, vorbey muß, und ist da eine große Lanterne oder Fanal, eine doppelte Batterie voll Geschütz, unter welchen eine Colubrine, S. Jean genant, und gen den rechten Hafen gerichtet.

Das Beste alhie ist der Ritter Gefängnüß[2]), welcher mehr denn 10 wegen gehabter Duels drin saßen. So offt die Schildwache Siegel [!] im Canal sieht, steckt sie, nachdem das ist, oder derer viel sind, Merckzeichen auf, daß es im Augenblick jedermann weiß.

An Castel S. Elmo stößt die Stadt Valetta, sonst genant Cita nuova, Residenz des Großmeisters und Convents, fundirt vom Großmeister Valetta Parisot[3]), einem Frantzosen, anno 1566, das andre Jahr, nachdem Solyman II., 200 Siegel starck, S. Elmo mit stürmender Hand eingenommen, und vermittelst Succurs des Vicekönigs in Sicilien, Don Garzia de Toledo von 70 Galeren oder 10 000 Mann gezwungen worden, die Belagerung von Borgo und S. Michaële mit Verlust vieler Tausenden zu verlassen. Hat drey Thör, alß porta della marina gen der Galeren Station über, porta reale nach der Insul zu, und del Lazaretto, so verschlossen ist, wenn etwa ein Schiff Quarantaine macht, liegt in Form eines ablongen Vierecks. Zu Befestigung sind die hohen Felsen umbher abgehauen und allerhand Wercke von Quadersteinen drufgeführt. Vor Porta reale sind schön raume Außenwercke mit Casemattten, welcher Graben und Wälle tiefer außm Felsen außoder abzuhauen, man täglich arbeithet, nicht ohne Verwunderung, daß sich der Felsen wie Holtz mit Schlachtbeilen hauen läst. Die Beschungen der Wälle sind theils mit abgegangenen Steinmehl beschüttet, deßgleichen die gantze Contrescarpe vor den

[1]) Castel fehlt K. [2]) K: Gefängniß.
[3]) Jean de la Valette 1557—1568, vgl. v. Winterfeld S. 365—406.

Außenwercken, welche alle Lascaris[1]) bauen, laut einer Aufschrift am Thor in gedachtem Außenwercke: Frater Johannes Paulus Lascaris, magnus magister urbis Valettae, externam frontem multiplicibus propugnaculis, fossa, vallo undique munitam perpetuae securitati perfecit anno 1653, magisterii 17. Zur rechten der Porta reale sind zwey hohe gewölbte Cavaliers aufzufahren: auf der einen, S. Jean genant, steht eine Windmühle, auf dem andern, S. Giacomo, 27 allerhand Geschütz, insonderheit ein Mörser oder Maschio, gleich ein Viertel Carthaun, aufgemaurt, wozu man ein laufend Feuer macht loß zu schüßen, wenn man über die ganze Insul Signal geben will. Auf einer langen Seiten gegen dem rechten Hafen zu sind zwey Bastions oder Baracquen, auf der hintersten oder höhern, wo die Italiener ihre Post haben, und die Frater Flaminius Balbianus, Großprior von Messina, laut Aufschrifft anno 1661 bauen lassen, stehen 16 große Canons auf Rädern, und unten ufm Wall umbher noch 12, meistentheils auf Lagern. Uff der fordersten, genant der Sclaven, wo die Spanier ihre Post haben, stehen über 8 große Geschütz, insonderheit eine schöne gantze Colubrine, eines am Rande des Mundlochs angeschlossen, und noch eins, genant der Elephant, das laut Aufschrifft anno 1600 Jacob Rotenberger gegossen, und Ludovicus Landgraff zu Hessen, nachdem er von Malta zurückkommen, dem Orden zum Zeichen seiner Freundschafft und Danckbahrkeit aller erwiesenen Ehr, auß Deutschland anno 1619 überschickt. Unten ufm Bollwerck umbher steht es voll kleiner Stück, ufn andern Wällen umbher nicht weniger, sintemahl es in der Insul bey 450 metallne und 150 eiserne Stücke haben soll, wozu in der Fonderie man noch täglich mehr gießet, und zwar auß alten, die man Moßelles nent, und zu starck sind. Von diesen hat man uf 60 Sacres angelegt. Wir sahen drin Sacres von 5 zu 9, Bastardes von 10 zu 13, halbe Colubrinen von 10 zu 20, gantze Colubrinen von 20 zu 40, Canons von 40 zu 60, gantze Canons von 120 Pfund Eisen, und arbeitheten recht fort ein Theil der Sclaven, welcher 26, an Stückrädern, ein Theil an neuen leichten Fußeisen für die Sclaven, so in Malta und nicht aufn Galeren sind.

[1]) Juan Pablo de Lascaris-Castellar starb am 14. August 1657 im Alter von 97 Jahren: v. Winterfeld S. 438.

Die Straßen in Valetta sind gerad, aber hangicht, ungepflastert; wo der Felsen zu steil, sind steinerne Treppen oder Pflaster von Quaderstein treppenweise gelegt, so beim Regenwetter sehr gliepfrig, beim Sonnenschein brennend heiß, Blendung der Augen und Blindheit verursachende. Die Straße, so die Ritter meistentheils prattisiren, ist la Strada de Forbici; der Ort, wo sie sich vor Mittag und gen Abend versamlen, ist la Piazza vorm Palazzo, das Ballhauß, und die mit Quaderstein aufn Platz in den Außenwercken, wo der Landmann Zeit des Anfalls kaum genug hat sich zu bergen, umbmaurte maille, so alle selten ledig. Kirchen sind viel, alß der Dominicaner, Augustiner, Franciscaner, Carmeliten und Griechen. Die Capuciner in den Außenwercken haben in ihrem Kloster ein künstlich Silentium[1]) und daselbst eine schöne Grotte oder Garthen voll Citronen und Pomerantzen. Die Jesuiter, welche vor 12 Jahren wegen scharfer Straffpredigt wieder die Fastnachtbrüder durch einen Auffstand der Ritter in Sicilien vertrieben gewesen, und entlich wieder angenommen, haben ein fein Collegium für ihre Schulen, die nur biß ad philosophiam gehen.

Die vornehmste Kirch ist S. Johannis, worin die gewölbte Decke recht fort voñ einem Neapolitanischen Cavalier Mathia mit der Historia Johannis des Täuffers bemahlt wird. Zur rechten des Altars vorm Chor, wo die Capelläne singen, sitzt der Großmeister vor des Ordens Wapen aufm schwartz sammetnem Lehnenstul unterm Dais, vor sich habende eine Fußbancke mit einem schwartz sammetnem Kießen; Stul, Dais und Kießen sind mit Gold bordirt. Die Großcreuz sitzen eine Stuffe niedriger zu seiner rechten, wo sie in großen Lehnenstül und Fußbäncken ihren Conseß haben. In der Mitte sitzt Frauenzimmer, und gen dem Großmeister über unter der Cantzel hinter Vorhängen die Novitii. Die Seitencapellen umbher sind den Zungen destinirt. In der Capell de S. Michaële liegt der Großmeister Lascaris begraben mit Aufschrifft. In einer andern der Großmeister Rhedin mit Aufschrifft. Noch in einer andern Moyencourt mit Aufschrifft, item

[1]) Quadratische Zeichnung mit 81 Feldern, in denen das Wort silentium vielfach verschlungen wiederkehrt.

des Wignacourts mit Aufschrifft. Nebst dieser Kirch ist ein Platz mit einem Cippo in Form eines Pyramiden, woran allerhand schön geschnitzte Trophäa mit Aufschrifft: Equitibus non aequa eques pius frater Flaminius Balbianus, Messanae prior. — Die Infirmerie ist gen S. Elmo, woran der jetzige Großmeister eine lange Gallerie von Grund aufbauen läst, und sind die Novitii verbunden, den Krancken drin aufzuwarthen den Tag, den ihre Zunge hat. Die Teutsche hat den Freytag, an dem auch wir den Krancken nach Gebühr aufgewarthet. In des Großmeisters Palazzo ist der Religion Rüstcammer für 25 000—30 000 Mann zu Fuß, alß Degen, Picken, Brustharnisch, Sturmhauben, Mußqueten, Bandelier etc.; über das viel Doppelhacken und gantze Cuirasse. An Raritäten zeigte man unß Degen mit Puffert und ein leedern Stück. Es sind auch drin für den Großmeister Winter- und Sommerappartements. In diesem ließ der Bruder des Großmeisters, Don Nicolas de Cotoner zum künfftigen Generalat seine Livréen sticken. In Area gingen zwey große Vögel fast wie Schnebgänse[1]), nur daß sie ungeheure krumme lange Schnäbel hatten. Oben in einem steinern Vogelhauß mit einer steinern Fontaine war allerhand Gevögel, insonderheit Birck-, Auer- und Pharaonshüner. Des Großmeisters Lustgärtchen ist zur rechten der Seeporten gen der Italienischen Baracque, und sind drin in der Mitte, wie an den Mauren umbher, junge niedrige Citron- und Pomerantzbäume, item eine Fontaine mit einer Meernympffe ufm rohten Ochsen und noch vier andern umbher mit Hörnern, im künstlich figurirten Vanno. Die Hörner erschallen, auß der reithenden Nympfen Haupt spielt eine hohe Röhre, auf dem Rande des Vanni sind je zwey und zwey weitspielende bleyerne Frösche. Besser hinauf sind fünf Reihen Bäume zu spatzieren, dahinter eine andre Fontaine unangerichtet. Von der einen Seiten stehen vier Cypreßbäume, die Fontaine ist eine steinerne Seule, auf welcher ein Engel mit dem Gesicht gen Himmel siehet, und ist unten umbher eine Krohne über zwey Adler. Diese Fontaine steht in einen steinernen ovalen Rond d'eau, worumb ein ander dergleichen Rand mit hohen steinernen Seulen, worüber eine Weinlaube

[1]). Schneegans = Wildgans, hier Pelikan gemeint.

und rundes Lusthauß accommodirt. Hinten an der Maur steht unters Großmeisters Lascaris Wapen mit einer Crohne folgende Uffschrifft: Explicavit hanc amoenissimam faciem superata asperitate loci eminentissimus magnus magister Johannes Paulus Lascaris, Castellar, ex arboribus artis ingenio consitis, ut unanimes[!] fratres diversarentur, et latrantis syderis aestus aut non sentirent aut non timerent.

Lucus, fons, hortus, reparat, reficit, manifestat,
Aestus, rus, flores, fronde, liquore, sinu.

Zu Ende ist ein niedriges Lusthauß, wo der Großmeister die Galeren weggehen sieht, mit noch einem niedrigen Garthen zwischen den Mauren, in welchem Citron- und Pomerantzbäume, auf der Seite nach dem Hafen eine Weinlaube an der Maur mit 18 Vanis. Der Albergen, welche wie unsre Königsbergische Communität sind, sind so viele alß Zungen[1]), nemlich 7, d'Auvergne, de Provence, de France, d'Italie, d'Arragon, d'Allemagne, et de Castille; die achte von England ist abgeschafft. In der Prigione der Sclaven sieht man nicht allein der gefangenen Türcken Verschlagenheit und industriam, etwaß zu gewinnen, insonderheit wie sie Caffet, welches ein Puder ist, wie Nasen- oder Schnaubtaback, mit Wasser und Zucker brauen, sondern auch ihre Devotion in einem kleinen viereckichten Gemach, mit Matten bespreitet, in welches sie barfüßig hineingehen, auf Knien niederfallen, sich auf den Hacken setzen, und bald die Erde küssen, bald gar wieder aufstehen, in der Hand habende eine Crohne, bey welcher jedem Kügelchen sie ‚Gott' sagen oder nennen.

Privathäuser sind alle von Quadersteinen mit zwey Geschoß ufs höchste, unten gewölbt, oben platt. Des Ritters Trenois auß Piccardie Hauß war französisch meublirt mit Tapießerey und Quadren, im ersten Logement stunden Lehn, in andern Armstüle, das dritte war sein Cabinet und Schlaffgemach, das vierte seiner beiden gekaufften Sclavinnen Cammer. — Fontainen sind erstens im Aufgang zur lincken nach der Seeporthen, wo Neptunus mitm Tridente über einem weit viereckichten Küfen, zweytens in der neu gebauten boucherie, über welches abhangen-

[1]) Johanniterwochenblatt: Zeugen.

den Pflaster in der Mitte ein achteckichte Treppe von drey Stuffen, worauf ein kleiner Pyramid mit drey Röhren über einem steinerm Gefäß, drittens, auf der Spanier Baracque, wo eine große hohe Röhre in der Mitte, 7 kleine umbher, und vier ufm Rande, und ist zu verwundern, daß gedachter Fontainen Wasser über 6—7 Meilen in Aquedotten, nicht weit von Civita Vecchia hieher geleitet wird. Waß man in der Insul siehet an Erde, Eiß, Schnee, Holtz etc., ist auß Sicilien hineingebracht. An stat Holtzes brennt man auch gedürten Kühmist, zumahlen in den Casalen oder großen Pfarrdörffern, welcher 8 Fournaro, da kein einziger Baursmann gefunden wird ohn gut Ober- und Untergewehr, und schätzt man die Inwohner der Insul uf 60,000 Seelen[1]), reden Africanisch, sind verschmitzt, vortheilhafftig, sinnreich, dessen wir ein Exempel sahen an einer kleinen Tartane mit einem kleinen Schifo, ingleichen an einem kleinen Orlogschiff, vom Comoto oder Capitana gebaut, welche zur Lust des Don de Bouillon am zweyten und dritten Ostertage im Hafen wieder einander getroffen.

Dabey sind sie verwegen, zumahl zu Wasser, hitzig; das Frauenvolck absonderlich, welches schön, und sich im Außgehen mit schwartzem Tafft oder Flor behänget, und sind die Ritter viel eifersüchtiger wegen ihrer Corteggianen, alß die Maltheser wegen ihrer Frauen, ehren und halten die Ritter alß ihre Heiligen.

Eß besizt auch diese Insul die Religion, so nachm Ort ihrer Stifftung Orden des Hospitals S. Johann zu Jerusalem genant, und nach Eroberung dieses erstlich von Margat[2]), darnach von Ptolemais[3]), letzt anno 1522 durch Solyman II. von Rhodes verjagt worden[4]), und ein Zeitlang in Candien, Italien, alß zu Civita Vecchia, Viterbo, Nozza, Villa Franca und Sicilien, alß zu Messina, Augusta etc. umbher getrieben[5]), von anno 1530, den 24. Martii, da sie dieselbe vom Keyser Carolo V. nebst Tripoli in Barbarie,

[1]) Bei einer Zählung im Jahre 1632 wurde als Kopfzahl der Bevölkerung 51,750 festgestellt, außer den Ordensrittern und den zu ihnen gehörigen Personen: v. Winterfeld S. 432.

[2]) Unter Nicolas de Lorgue, Großmeister 1278—1288, siehe v. Winterfeld S. 102. Der Ort heißt arabisch Markab.

[3]) K: Ptolomais.

[4]) Auf Rhodos in den Jahren 1309—1522: v. Winterfeld S. 143—306.

[5]) v. Winterfeld S. 307—325.

daß anno 1551 wieder verlohren, zum ewigen Lohn bekommen[1]), mit keiner andern Obligation, alß 1., dem Vice-Rè in Sicilien jährlich einen Falcken, der es sehr gut auf der Insul haben soll, zu präsentiren; 2. dem neu antretenden Könige von Spanien alß Könige von Sicilien das homagium zu leisten; 3. die Banditen auß seinem Königreich nicht zu dulden; 4. reos criminis laesae maiestatis und Ketzer außfolgen zu lassen. Über dieß hat ihm der König noch[2]) vorbehalten, auß drey vom Großmeister vorgeschlagenen Subiectis oder Capellanen des Ordens, deren allezeit einer ein Vasallus oder Unterthan des Königs, einen zum Bischoff zu Malta zu nominiren und dem Pabst zu präsentiren. Dieser Bischoff hat die geistliche Jurisdiction und ein Tribunal für Pfaffen, so nicht vom Orden seyn können, wie auch über andre Geistliche und Clericos saeculares. Der päbstliche Inquisitor hat Aufsicht unter andern auf Ketzereyen, Zweyspalt etc. Der Orden hat seinen Prior, der die Jurisdiction hat über die fratres Capellani, und nebst dem Großmeister und dessen Lieutenant[3]) geht. Weltliche Gerechtigkeit zu pflegen, ist zu Gozzo ein sonderlicher Richter, zu Civita Vecchia und in den Casalen der Capitan della Verga, in den drey Städten die Castellanie. Proceß und Handlung der Ritter gehören vorm Consilio und Großmeister, welches wir sitzen sehen in Verhörung eines Proceß wieder den Compter Spinola, dem der Großmeister occasionaliter den Titul di signore, den er in Verlesung der Acten von seinem Parth prätendirte, alß incompatibel vor ihm und dem Consilio abgesprochen. Der jetzige Großmeister ist ein Majorkiner[4]), heist Raphael d'Cotoner, 60jährig, einer freundlichen, doch auch ansehnlichen Mine, ziehet am Hofe die Spanier herfür, läßt bey 60 Rittern, darunter auch Graf Lamberg, an seinem Hofe freye Tafel geben, hat in seinem Stall ein Gespann weiße und ein Gespann braune Pferde, ein Gespann große, schwartzbraune Maulesel, 20 Reitpferde und viel kleine Reitesel, hat im Außfahren zu seinem Gefolg nicht mehr denn drey Kutschen, nemlich eine mit vier, die andern mit zwey Pferden.

---

[1]) v. Winterfeld S. 321—323. [2]) K: auch. [3]) K: Lieunant.

[4]) Bis 1660 hatte er die Ballei Majorka verwaltet, starb 20. Oktober 1663 an Fieberkrankheit: v. Winterfeld S. 442.

Der Status des Ordens ist considerabler, alß man woll meint, aristocraticus, und regieret der Großmeister nicht absolutie [!], sondern mit Zuthun des Consilii ordinarii et completi, wie auch cum respectu päbstlicher Autorität, die in Spiritualibus und Glaubenssachen, dann auch über des Ordens Statuta und Verordnungen extraordinarie und auß Gnaden dispensiren kan.

Die Wahl des Großmeisters muß innerhalb drey Tagen geschehen, wofern die Religion nicht will, daß ihr der Pabst einen setze, und geschieht folgendermaßen: Es versammeln sich erstlich die Zungen, derer itzo nur 7, in ihren Capellen in S. Johannis Kirche, und erwehlen da 21 Cavalieri di giustizia, so Klein-, so Großcreuze, nemlich jede drey, deren ein jeglicher durch den vierten Theil der Zung muß erwehlt seyn, und ist der vierte Theil allezeit die erste größere Zahl, welche man gleich in 4 Theile theilt; unter gemelten 21 geben ihnen etliche ihre Vota, und entstehen factiones, welche sich bißweilen accordiren, denjenigen zum Großmeister zu nehmen, der die meisten Stimmen von ihnen bekommet. Wer 11 Vota bekommen, ist schon vor Großmeister zu achten, und sind alle übrige Actus, alß die Erwehlung: 1. noch dreyer anderer Cavallieri an stat der Englischen Zunge, 2. des Cavaliers d'election, 3. Capellans, und 4. Fra servente, welcher drey letzter Wahl von obgedachten 24 Cavallieri der acht Zungen geschiehet, nur complementa, sintemahl so woll diese alß jene ex voto partis maioris erwehlt, und der Cavaliere d'election alß Favorit nebst seinen beiden Collegen keinem vierten, die vier keinem fünften, die fünf keinem sechsten etc. biß zum sechszehnten, zutreten wird, der nicht seiner Faction sey, und dennoch heißt es, daß der Großmeister von 16 Cavallieri erwehlt worden.

Seine vornehmbste Einkünffte sind 18 000 Reichsthaler von den Insuln Malta und Gozzo, worüber er Fürst und absoluter Herr, noch 6000 Cronen außm Schatz, der zehnte Theil von den Presen oder Corsaire etc., so sich in allen auf 60,000 bis 70,000 Cronen jährlich belauffen.

Geht nimmer in die Kirch oder sonsten wo zu Fuß, daß nicht 100 Ritter vorher gehen, weil alle, so ihn etwa rencontriren, oder nur gehen sehen, Großcreuze außgenommen, sich bey Straffe aggregiren müssen, ist durch lauter Edelleuthe bedient. Sein

Hoff besteht auß einem Oberhoffmeister, Hoffmarschall, Stallmeister, Schatzmeister, item Unterhoff- und Unterschatzmeister, 4 Capellän, 4 Secretairen, — der 70 frey unterhaltnen Ritter nicht zu gedencken —, einen Obercämmerer, so alle Begnadigungen und Verlaubnüsse unterschreibt, 2 Auditori, so die Supplicationes ablesen und decretiren, 3 Cammerdienern, 16 Pagen, 50 Sclaven zu des Palazzo Diensten. Seine praeeminentissimae Magistrales sind: den Ordensbrüdern Licenz geben, in ihren Häusern zu essen, eigne Mobilia und Haußgeräth zu haben, von väterlichen liegenden Güttern und vom fünfften Theil des Spolii, nemlich mobilis, zu testiren, außm Convent zu reisen; ihnen das abgenommene Creuz wiederzugeben, eine Straf in eine andre zu verwandeln, das Seneschalambt, welches mit dem Generalat der Infanterie auß den Städten und Casalen verknüpfft, mit Zulaß des generalis capituli oder breve facultatis zu Lebzeiten geben dem, der es bekomt; einen Locotenenten nach Belieben, wann er nur ein Großcreuz ist, damit er ein votum decisivum im Consilio habe, erwehlen, den Comptern zu Lebzeiten cameras magistrales geben, cavallieri del maestro machen, so viel er will, cavallieri dell'obedienza magistrale machen, so viel vom Generalcapitulo ihm vergont werden, mit Bewilligung des Generalcapituli oder päbstlichen Breve facultatis über die Statuta dispensiren und dawieder ordnen, gratie zu conferiren, welche, wann sie Gütter betreffen, 30 Tage vor des Großmeisters Tode müssen conferirt seyn, Commenden di gratia zu vergeben, welche der Großmeister alle 5 Jahr eine, so durch Todesfall oder Succession vacirt, in jedem Priorato an sich halten und vergeben kan; wann er die ersten 5 Jahr keine vergeben, kan er im andern Quinquennio zwey auf einmahl oder eine nach der andern, und also von fünf zu fünf Jahren eine Commenda di gratia aus jeglichem Priorato vergeben, wann nur der, dem er sie giebt, ihrer fähig, aus selben Priorat gegenwärthig, oder in der Religion Dienst abwesend ist, oder Capitan von einer Galere gewesen, item fünf Jahr Antianitat[1]) und Residentz, auch 4 Caravanen hat.

Die Einkommen des Schatzes, dadurch sich der Orden erhält, bestehen vornehmlich: 1. in Responsionibus, welches der dritte

[1]) K: Antranitat.

Theil der jährlichen Einkünffte, der von jedem Priorato, Baillage und Commanderie nach verordneter Taxe jährlich muß gezahlt werden, so sich des Jahrs uff 150,000 Cronen belauffen; 2. in dem, was ein jedweder, der, umb den Orden zu haben, im Convent kompt, anstat Passagio zahlt, so ordinarie 250 Reichsthaler sind; 3. in den mortuariis, d. i. Einkünfften, so vom Tage des Todes des Compters biß auf den 1. May; 4. in vacantibus, d. i. Einkünfften, so vom gemelten 1. May biß aufn letzten April, und also ein ganz aufn mortuario folgendes Jahr dem Orden heimfallen; 5. in spoliis oder Verlassenschafften der Ordenspersonen, so in oder außerm Convent in Spanien, Franckreich, Welschland und Deutschland sterben, worunter nicht nur Mobilia, sondern auch Immobilia und liegende Gütter, wofern sie entweder nur nicht Lehn, oder zwey Monath vor des Verstorbenen Profession, oder nachmahls mit Consens des Großmeisters vertestirt, begriffen sind; Gelder, so man wieder fordern kan, item Gütter, so man wieder kauffen kan, werden unter Mobilia gerechnet; 6. in den Presen, so man mit den Galeren macht, welche sechserley Gefälle durch des Ordens residirende Ricevitori dem Schatz zu Malta eingebracht und verrechnet werden. — Außgaben hergegen sind 25 000—30 000 Reichsthaler zu Unterhaltung der Infirmerie, 12 000 Reichsthaler zu Erhaltung der Kirchen S. Johannis, 30,000 auf die Aubergen, da ein jeder Cavalliere täglich 2 Tari hat, und Soldéen, da ein jeder Cavalliere del habito, so lang er im Convent ohn Pension und Commanderie lebt, jährlich 22 Crohnen hat; auf Ambassader, Ricevitori und Postgeld 18,000, auf Unterhalt jeder Galeren 21,000, die 4000 bis 5000, so es über das einem Capitain kostet, ungerechnet; in Summa, man beglaubigt, daß die Spesen der Religion sich jährlich auf 2,050,000 Crohnen belauffen.

Die Macht der Religion zu Land und auf der Insul besteht in 12,000[1]) Infanterie, commandirt, nach Manglung der Englischen Zung und dero Haupts, durch den Seneschal[2]), und in 300—400 Mann Cavallerie, geführt durch des Großmeisters Stallmeister; Valetta, Borgo und Isola hat jede ihren Capitain, der von Valetta noch zwey andre Casale unter sich. Die andre sechs Casalen haben auch jedes[3]) ihren Capitain, Gozzo und die Castell[4]) ihre Guber-

[1]) K: 12. [2]) Vgl. v. Winterfeld S. 372. [3]) K: jeder. [4]) K: Casteel.

natores. Zu Wachten sind umbher an der See auf der Insul feste Thürme. Die Macht zu Wasser besteht in 7 Galeren, davon die Capitana, worauf allezeit der Standardi di S. Giovanni, und welche in Generalarmaden von 1532 bey Belägerungen und Einnehmungen, nachmahlen durch Abscheide der Könige von Spanien und deren Generale, wieder der Genueser Prätension die vornehmste Reale von Spanien, wann sonst keine andre Realen dabey gewesen, immediate gefolgt und die Rechte gehabt, durch einen General della Squadra commandirt wird; ihr Armement ist von 625 Personen, nemlich der Ciurma, so theils Sclaven, theils Forzaten und theils Bonavoglien, 371, in 56 Ruderbäncken à 6—7 Mann; der alten Soldaten, so monathlich 3 Zecchini haben, 31; der andern Soldaten, so monathlich nur 2 Zecchini bekommen, 76; der Marinari 49, wozu gehören 15 Officiers, 7 Consiglieri, 7 Maestranze, alß Zimmerleute, Rudermacher, Calefattori etc., 7 Büchsmeister, 4 Temonieri oder Steuerleuthe, 3 Trompeters, ein Sottoagozino, ein Barboretto[1]), 7 Proveri oder Mozzi, der Cavallieri 28 (den General, Reviditore, Capitano, Patron, Prior und Medicum mit eingerechnet); unser alß Volontairen 3, der Diener 15. Jeder hat seine Post zu schlafen, und zu defendieren, wans zum Gefecht kompt. Unß als Volontairs accommodirte der General in camera di puppa und Scandelar; im Gefechte mochten wir gehn, wo wir wolten. Auf den andern Galeren, alß Patrona, St. Maria, S. Martino, Maestrale etc., waren weniger Officiers, und nur 22 Cavallieri. Zu Subsistenz solcher giebt die Religion erstlich ihre Besoldung, so alle drey Monath richtig, und auf den Reisen nach Levante anticipando gefält, allen, wie sie zu fordern, alß Bonavoglien, Soldaten, Marinari und deren Officiers.

Sie giebt auch der Ciurma das tägliche Biscotto, wie allen andern, wann die Galeren auß Maltha, und in keinem Hafen sind. Wann sie im Hafen sind, wo man frisch Brodt haben kan, giebt sie zwey, und der General oder Capitain einer jeden Galere den dritten Teil. Über das giebt sie dem General oder jedem Capitain zum Behelff[2]) 7000 Zecchini, dafür er die Ciurma und alles andre mit Essen und Trincken unterhalten muß; wann die Galeren aber zu Maltha sind, giebt er einem Jeden, biß auf die Proveri,

[1]) K: Baboretto. [2]) K: Behülff.

außer der Ciurma, Geld und feinen Wein à proportion anstat der Pitanza. Die Capellani aufn Galeren haben in den Hafen alzeit ihr frisch Fleisch, Brodt und Eiß, außgenommen in Levante, wo man Biscotto gibt und kein Eiß haben kan. Auch hat der General oder jeder Capitain vor jedem Cavalliere von der Religion täglich seine 2 Tari, setzet aber mit obigem allen jährlich bey die 4000 oder 5000 Reichsthaler zu, welches Recompens so woll der General alß die Capitaine nach ihren außgestandnen zwey Jahren erlangen ein benservito, jedoch sofern sie im Schatz nichts schuldig seyn, und das Privilegium, abwesende für im Convent gegenwärthig gehalten zu werden, auch daß ihnen der Großmeister eine Commenda di gratia zu geben schuldig ist.

Wann der General ein Kleincreuz, geht er nur alßdann in das Consilium, wann Stadt- oder Regierungssachen vorlauffen, sitzende nach den Großcreuzen, und hat nur ein votum deliberativum. Ist er ein Großcreuz, sitzt er im Consilio unter dieselbe nach seiner Antianità, geht mit der Bulawa[1]) und mitm Degen, nimbt biß uff die Helffte Caravanisten, welche er will, ingleichen, wie andre Capitaine, zum Patron, wen er will, wann er nur ein Cavalliere di giustitia e del habito ist. Des Capitain du Patronato war es nicht [?], der, aufn Fall der Capitain bliebe, die Gallere commandiert. Es nimbt auch der General, wie andere Capitaine, zur ritenuta di puppa, welche Cavalliere er will, den König und Cercamar oder Saceamar außgenommen. Er kan einen Cavalliere, der Unwesen anrichtet, in giustitia setzen, beyn Füßen mit Fesseln anschlüßen und ihn sambt gemachten und versiegelten Proceß nacher Maltha führen, ist auch solches zu thun schuldig bey 100 Reichsthaler Straffe; andre Delinquenten kan er auf der Stelle am Leben straffen, Soldaten und dergleichen, die andre affrontiren, kan er lassen abscheren und an die Ruderbäncke anketten, ein paar Jahr zu rudern, die mit Händen ader Prügeln losschlagen, auf drey Jahr, und die zum Gewehr greiffen, lebenslang auf die Galern[2]) verdammen; er kan anstat eines wiedersetzlichen Capitains einen andern alten Cavallier setzen; und ein solcher Capitain, wenn er ein Compter ist, verliert zum erstenmahl zwey Jahr d'antianità, zum andernmahl 4 Jahr, und zum dritten mahl

[1]) K: Bulava. [2]) K: Galere.

den Habit. Welcher Capitain irgents uf seiner Galere vorgelauffenes Unwesens verschweigt, verliert drey Jahr d'antianità, und muß 300 Zecchini Straf geben. Ein Capitain muß 25 Jahr alt seyn und 10 Jahr d'antianità haben, unsre Deutsche außgenommen.

Waß die Devotion aufn Galeren betrifft, singt man alle Nachmittage auf der Proremia das Rosarium; alle Tage, wann die Galeren am Lande liegen, wo es sicher ist, helt man Messe, des Sontags aber, wann man auf der Reise ist oder siegelt [!], nur ein truckne Messe, alle Sonnabend oder andre heilige Abend in der Puppe das Salve. Man klingt auch alle Morgen und Abend mit Sonnenauf- und Untergang mit einem Glöckchen, sich Gott zu befehlen; die Capitana und Patrona aber haben dieß sonderlichs, daß alßdann zum Überfluß in Trompeten gestoßen wird, wie sonst ordinarie auf denselben zun Mahlzeiten. Ehe dieß des Morgens geschiehet, läßt der Comito nach seinem Pfeiffchen die Ciurma dreymahl Ave Maria zusammen ruffen.

Nebst den Galeren hat die Religion bey die 24 Corsaire, quibus latrocinium maris, wie biß zu Tarquinii Zeiten laut Justini Wort, gloria habetur, welche, wann sie ihr Armement, zum wenigsten in 50, zum höchsten in 150 geworbne und unterhaltene Aventuriers bestehende, vor Commissarien richtig erwiesen, bandiere des Ordens bekommen, derer sie sich im Gefecht und Pres-machen unumbgänglich gebrauchen müssen.

Tartanen, so zu Maltha sind, dienen zur Proviantirung und gehen gemeiniglich nicht weiter alß in Sicilien.

Der Ritter sind: 1. etliche von Adel, und zwar solche, die ihre adeliche Proben nach Nationbrauch gethan, so man Cavallieri di giustitia nennt: etliche werden gantz ohne, oder mit unvergnüglichen Proben entweder vom Generalcapitulo oder von den Zungen mit Confirmation des Pabstes auß Gnaden aufgenommen, genant Cavallieri di mera gratia, alß vielleicht die sechs Cardinale Antonio Barberini, Aldobrandini, Ursini, d'Est, Johannes Carlo di Medici und Fridericus Landgraff Hassiae, Großprior in Deutschland, welchen Titel und Stand auch wegen ihrer Dienste und Tapfferkeit wohl die, so allbereit Fra serventi gewesen, bekommen, und adeliche Commenden genüßen. Hieher gehören Cavallieri d'obedienza magistrale, Cavallieri del maestro. — 2. Zum andern sind

Fra capellani, conventuali und d'obedienza, clerici, diaconi, Knaben in der Kirch S. Johannis, Nonnen mit einem achteckigen Creuz aufm Mantel und Scapulare, desgleichen in S. Ursulae Kloster zu Maltha, Xixena in Arragon etc., so priesterlich einhergehen und des Priors Jurisdiction unterworffen. — 3. Fra serventi d'armi, so ordinarie keine güldne Creuz tragen, deren es in der Deutschen Zungen nur einen, in der Italienischen wenig, in der Spanischen noch mehr, in der Frantzösischen am meisten hat. — Cavallieri di divotione sind weltliche Fürsten und Herren per privilegium; Donaten sind Halbcreuze, die das homagium fidelitatis thun, und deren der Großmeister macht, so viel er will.

Sind also drey unterschiedliche Stände, alß Cavallieri, Fra Capellani, und Fra serventi. Jeder Stand solcher hat seine sonderliche Commenden; der Cavallieri lauffen die besten in Franckreich nach Bericht des Commandeur de demandes auf 122 000, die geringsten auf 6000, in Italien die beste auf 1500 Pfund.

Aller derer möchten ohngefehr dieß Jahr 600 in Convent seyn. Nachdem ein Novitius draußen sein passagio gezahlt, seine Proben — ein Deutscher mit 16, Frantzos mit 8, Spanier und Italiener mit 4 Ahnen — gethan, kan er damit, so bald er ankompt, nicht stracks Caravanen nehmen, sondern muß vorher 6 Monath im Convent gewesen, und 20 Jahr alt seyn — Chevalier de Bouillon als minorennis hatte dießfals grace vom Consilio erhalten —. Er kan auch den Habit nicht eher begehren, er sey denn ein gantz Jahr im Convent gewesen, wiewoll ihn die Deutsche Zunge bald giebt nachm halben Jahr.

Ein jeder Cavallier muß vier Caravanen machen; eine Caravane ist von sechs Monath, fengt sich an und wird ausgetheilt den 1. Januarii und 1. Julii. Wenn[1]) in einer Zung nicht mehr Cavallieri Caravanen zu thun haben, müssen die Alten wieder dran, es sey denn[2]) daß sie Compters und Commissarii zugleich sind, oder Jubilati, d. i., die 20 Jahr d'antianità haben, und 10 Jahr im Convent acsidiert[!]. Vom Succurs aber, wenn die Galeren zu verstärcken, ist niemand befreyt, auch kein Compter, es sey denn, daß er einen an seine Stelle schaffe.

---

[1]) K: Wann. [2]) K: dann.

Wer keine Mittel hat, geht in die Auberge, jeder nach seiner Zungen, worin er aufgenommen, ißt daselbst mit dem Pilier oder Balliu conventuali, der vor einem jeden 60 Zecchini und 10 Tari bekombt, im Consilio, wann er ein groß Creuz, allen andern Großcreuzen, so interdum praerogativam prioratuum sitzen, vorgeht, und ohn welchen, wo man nicht an dessen Stelle einen andern Antianen auß seiner, oder in Mangelung dessen auß einer andern Zunge dazurufft, kein Consilium kan gehalten werden. Diese Tafel geht keinem ab, wann er gleich Soldécu, d. i. Stipendia — ein Novitius im conventu, das erste Jahr 5½ Zecchini di Maltha, ein Cavalliere del habito jährlich 9 Zecchini di Maltha —, Pensionen und eine Commenda[1]) di gratia linguae geneußt. Sobald einer aber eine Commenda[1]) di càbimento[2]), die einen nach seiner antianità trifft, und weder von der Zunge noch vom Großmeister, wo er sie nicht zu vergeben genommen, ihm kan vorenthalten werden, bekompt, geht er solcher Tafel beim Pilier in der Auberge quit.

Wann einer eine Commenda[1]) di cabimento in fünf Jahren melioriereт und solches vor Commissarien erwiesen, kan er von den bessern die erste, so vacirt, bekommen; hette er solches nicht können erweisen, oder die Commende deterioriret, muß er selbe andere fünf Jahre behalten. In der Deutschen Zung waren der Großbaillou von Deutschland Graff Vratislaw, alß das Haupt, dessen Bruder Prior von Böhmen, pro tempore General, und Osterhausen Großcreuze; Bärenklau, Capitan Rheden Compters, Graff von Thurn, Trandorf, Neulano, Capell, Baron Potting, Baron Wachtendonck, Grafen von Thun, von Lamberg, Zwirby, Lanthiery, Baron Freytag, Eberfeldt, Schilder, Zoch, Dudin; Capellani mit unß waren: auß der Spanischen Zunge der Reviditore Don Juan Cabero d'Arragon, Don Diego Seraldo, Don Unno Vacca, Michel, Frà Gregorio; auß der Frantzösischen Zungen Duamel, Aligre, Dujon, Baudeville, monsieur de Bouillon, Matignon, Vaudremont, Reversi, Frà Bernier, Lautier, Marion; auß der Italienischen Zunge Acarigi, Buontempo, Suoriani, Francesco Biazza, Sortino, und drey Deutsche, Capitan Rheden nebst dem General, Patron Wachtendonck und Baron Freytagk. Ich geschweige des vielen Ungezieffers in den Galeren, alß Fliegen,

[1]) K: Commende. [2]) K: Cabimentto.

Flöh, Läuse, Wantzken, Scaravaglien, die Zeit verändernden Gewitters anfangen umbher zu fliehen. Müntzen der Religion sind kupfferne 6, und eine silberne. Kupfferne: ein Grano und Stücke à 5 Grani; 10 Grani; 20 Grani, 1 Tari; 40 Grani, 2 Tari; 80 Grani, 4 Tari. — Silberne: ein Stück von 15 Grani. — Sicilische Müntze gilt zu Maltha allzeit einen halben Theil mehr alß in Sicilia, alß ein Sicilisches Silberstück: 1 Tari gilt 1½ Malthesische Tari; 2 desgleichen 3 Malthesische Tari; 3 = 4½ Malthesische Tari; 4 = 6 Malthesische Tari. — Ein Piastro oder Spanischer Real gilt 16½ Malthesische Tari, eine Spanische Pistole gilt in Wechßeln 57 Malthesische Tari, desgleichen in Einkauffen 58 Malthesische Tari; eine Italienische oder Frantzösische Pistol gilt 56 Malthesische Tari.

Sobald das obgemelte Embarquement nach Levante den 15. Aprilis geschehen, serpirten die Galeren und gingen außm großen Hafen in den kleinen Marzamouchet, allwo 10 Commissaires, nemlich 6 Groß- und 4 Klein-Creuze nochmahls das Armement einer jeden Galer übersahen, und Cavalliere Gioseppe de Suniga, abgeschickter Ambassadeur nach Palermo, den neuen Vicekönig in Sicilien zu complementiren, mit fünf andern Spanischen Rittern sich embarquirte. Die Ursach, daß man die Galeren dieß Jahr so zeitig fortgehen ließ, war die Furcht, ob möchte gedachter Vicekönig, umb seine Residentz von Palermo nach Messina zu transferiren, die Galeren zu seinen Diensten erfordern, und ihnen dadurch die Campagne, wo nicht gar verhindern, dennoch unfruchtbar machen. Den 16. Aprilis liefen wir früh morgens auß, recognoscirten vormittags im Canal auf 20 Meilen gen Puzzalo über ein Holländisches, nach Mittag ein Malthesisch Schiff, gingen Capo Pazzaro vorbey umb 8 Uhr, und kamen zur Mitternacht vor Syracusa".

MISZELLE

ZU JAKOBS VON VITRY LEBEN UND WERKEN

VON KARL HAMPE.

Jakob von Vitry, Kreuzzugsprediger, Bischof von Akkon, Kardinalbischof von Tuskulum, insbesondere aber theologischer Gelehrter und Schriftsteller, ist keiner von den Großen des dreizehnten Jahrhunderts, er gehört auch nicht zu jenen Geistern, die als Vorläufer der italienischen Renaissancekultur neuerdings immer mehr unser Interesse fesseln. Sein Verhältnis zur Antike etwa ist noch ganz das typisch mittelalterliche; gibt es für die Ausbeutung der alten Schriftsteller lediglich zur formalen Förderung christlich-theologischer Zwecke eine charakteristischere Äußerung als die: jene seien die Ägypter, die nach Befehl des Herrn auszuplündern seien, damit die Hebräer reich würden? Wie in diesem einen Punkte, so teilt Jakob von Vitry in allen andern die Anschauungen der besseren Durchschnittstheologen seiner Zeit, die in dem Vorstellungskreise des vergangenen zwölften Jahrhunderts wurzeln. Männer wie Norbert von Xanten und Dominikus entsprechen seinen religiösen Idealen wie seinem tüchtig verständigen Temperament, wenn er auch den neueren, triebhaft-individuelleren Formen der Frömmigkeit, die, aus bernhardinischem Geiste geboren, in Franz von Assisi ihren Gipfelpunkt erreichen, keineswegs fremd gegenübersteht. Nach allem würde man dieser Persönlichkeit, so achtungswert sie ist und so mancherlei sie in Syrien und um Damiette erlebt hat, doch kaum hinlängliches Interesse entgegenbringen, um sie zum Helden einer Biographie zu machen, wenn nicht seine theologischen, hagiographischen und historiographischen Schriften und seine Briefe aus dem Orient, an sich alles keine hervorragenden Leistungen, doch so viel wertvollen Stoff überlieferten, daß man von diesen Werken aus wieder zur Persönlichkeit geführt wird, und so eine neue zusammenfassende Behandlung doch eine unbedingt lohnende Aufgabe war.

Sie ist jetzt von Philipp Funk in einer weiter ausgebauten Tübinger Dissertation, die im vergangenen Jahre als drittes Heft der von Walter Goetz herausgegebenen Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance erschienen ist [1]), im ganzen trefflich gelöst, und zwar nicht nur mit Fleiß und Umsicht, sondern auch mit Urteil, Geschmack und feinfühligem Verständnis. Daß er den Stoff nicht nach allen Seiten ausschöpfen konnte, daß handschriftliche Studien, die zweifellos manche Probleme aufhellen würden, unterbleiben mußten,

---

[1]) Ph. Funk, Jakob von Vitry, Leben und Werke. Leipzig und Berlin, Teubner, 1909. (VI und 188 S.) ℳ 5.

wird man bei einer Anfängerarbeit nur begreiflich finden; er selbst oder ein andrer möge da späterhin die Lücken zu ergänzen suchen. Vielleicht spürt man die Anfängerschaft noch am ersten in einer gewissen Unsicherheit der historisch-philologischen Kritik; nicht als ob der Verfasser seinen Quellen allzu gläubig-konservativ gegenüberstände, im Gegenteil, seine Vorsicht in der Sicherstellung der Tatsachen ist im allgemeinen durchaus zu loben; aber gelegentlich scheint er mir gerade in dieser Richtung des Guten etwas zu viel zu tun und sich dadurch selbst einiger Einzelzüge zu dem Gesamtbilde zu berauben. Es sei mir gestattet, hier zu seinem Buche eine Reihe von ergänzenden oder berichtigenden Bemerkungen zusammenzustellen, die den Rahmen einer gewöhnlichen Besprechung einigermaßen überschreiten würden.

Sie sollen weniger einen Tadel begründen, als mein Interesse an dem Stoffe bekunden, es vielleicht auch bei andern wecken und zugleich auf die vielfach neue, fruchtbringende Behandlungsart hinweisen, die großenteils auf die Anregungen von W. Goetz zurückzuführen sein wird.

Was den Studiengang Jakobs von Vitry betrifft, so vermißt Funk (S. 10) einen direkten Beleg dafür, daß jener auch magister artium geworden sei; indessen genügt doch durchaus der Magistertitel, den er allenthalben in den Quellen, so bei Thomas von Chantimpré (De apibus I, 22, 2), in Ernouls Chronik (zu 1221 „maistre Jake"), in der Historia Albigensium des Peter von Vaux-Cernay (Funk S. 32 oben) führt. Dieser letzte Autor berichtet zum Jahre 1211 von dem Pariser Archidiakon Wilhelm und Jakob von Vitry, daß sie „Franciam, immo Alemanniam circumeuntes tota hieme illa" mit großem Erfolg das Kreuz gegen die Albigenser gepredigt hätten. Funk bezieht diese etwas unsichere räumliche Bezeichnung selbst (S. 36) auf die französisch-deutschen Grenzgebiete. Weshalb soll nun mit dieser Kreuzpredigt im Winter ein Aufenthalt in Oignies in demselben Jahre unvereinbar sein (S. 33)? Der Eindruck, den die zu 1213 aus der Vita Mariae angeführte Stelle auf den Verfasser macht, als habe sich Jakob erst damals zu seiner frühesten Kreuzpredigtreise angeschickt, ist sehr subjektiv, und die Folgerung, die er daraus zieht, viel zu sicher ausgesprochen. Was sodann das Feld und die Dauer der Predigtwirksamkeit angeht (S. 36), so weiß Thomas von Chantimpré, De apibus I, 22, 2 [1]) von Jakobs Albigenserfahrt „per Flandriam". Ein andres, von Röhricht, Testimonia minora übersehenes und wohl deshalb auch von Funk nicht beachtetes Kapitel desselben Werkes, II, 18, 2 erzählt, wenn auch in legendarischer Färbung, so doch schwerlich ohne tatsächlichen Anlaß, von Jakobs Kreuzpredigt für das heilige Land in Brabant, wie er Todfeinde miteinander zu versöhnen weiß. Er bittet den Beleidigten vor allem Volke seinem Gegner zu verzeihen, aber obwohl er sich ihm dreimal

[1]) Nicht 9, wie Röhricht Testim. min. S. 129 wiedergibt; vgl. Funk S. 75 Anm. 2, wo wieder die Nennung des Vinzenz von Beauvais doch wohl nur auf einer Flüchtigkeit beruht.

zu Füßen wirft, vermag er den Hartnäckigen nicht zu erweichen. Da wendet er sich zur Menge und betet zum Herrn, er möge ein Zeichen geben, daß der nur sich selbst schade, der gegen seinen Nächsten den Haß nicht bannen wolle. Und siehe, der Störrische stürzt dreimal zu Boden, die Augen verdreht und Blut und Schaum vor dem Munde, — ein erbarmungswürdiges Schauspiel! Alles Volk wird zu Tränen gerührt, der Kreuzprediger aber richtet ihn mit neuem Gebet auf. Er gesundet, erfleht nun seinerseits weinend von seinem Feinde Vergebung, und durch Küsse wird die Versöhnung besiegelt. — Was hier, der Tendenz des Thomas von Chantimpré entsprechend, als ein Wunder erzählt ist, das dürfte sich in ähnlicher Weise als eine Folge eindringlichster rednerischer Suggestion und tiefster Gemütserschütterung in jenen Zeiten öfter abgespielt haben und darf mit einiger Vorsicht doch auch für die Art von Jakobs Auftreten als Kreuzprediger verwendet werden. Wenn derartige Nachrichten in dem „Bienenstaat" des Thomas von Chantimpré noch heute leicht übersehen werden können, so erklärt sich das aus dem Mangel einer neueren guten Ausgabe mit Register. Vielleicht würde es sich lohnen, auch diesem, uns zwar wenig sympathischen, aber für seine Zeit doch höchst charakteristischen Schriftsteller aufs neue eine kritische Studie zu widmen, da mir auch über ihn manche alten, längst zu überholenden Forschungsergebnisse seit Jahrhunderten ohne Prüfung mitgeschleppt zu sein scheinen, und nicht einmal die allgemein angenommene Abfassungszeit für sein Hauptwerk, das Jahr 1263, sich als haltbar erweisen dürfte.

Erst die Berufung auf den Bischofstuhl zu Akkon (vor 1216) und seine Teilnahme an den Ereignissen des Kreuzzuges von Damiette (1218—1221) haben dem Leben Jakobs einen bedeutenden Inhalt gegeben, wenn er auch in Bistumsverwaltung und Kriegslager den theologischen Gelehrten keinen Augenblick verleugnet hat. Für einen wichtigen historischen Moment beraubt sich Funk, wie mir scheint, ohne Not selbst eines beachtenswerten Beleges für die Biographie seines Helden.

Der Templermeister Peter von Montague schreibt im September 1221 über die bittere Notwendigkeit der Preisgabe von Damiette: „Nos igitur cum aliis nuntiis de communi legatione totius exercitus Damiatam adivimus populo civitatis pactiones nobis iniunctas omnibus ostendentes, qui episcopo Achonensi, cancellario et Henrico comiti de Malta, quos ibidem invenimus, maxime displicebant. Voluerunt enim civitatem defendere"... Dazu meint nun Funk (S. 50): „Der Wortlaut kann nicht so aufgefaßt werden, als ob von drei Personen die Rede wäre: Graf Heinrich von Malta, der Bischof von Accon und der Kanzler von Sizilien. Dagegen spricht Grammatik und Logik. Es ist selbst im mittelalterlichen Latein stilistisch unmöglich, von drei Personen in dieser Fassung zu sprechen, welche ohne weiteres das Wort cancellarius als Prädikat zu fassen gebietet." Daher sei das Wort „Achonensi' als Fehler eines nachlässigen

Schreibers aufzufassen und dafür „Cataniensi" (das Bistum des Kanzlers) einzusetzen. „Kurz, der Fall liegt so klar, daß weitere Worte ganz unnütz sind." Seltsam ist von vornherein, daß Gelehrte wie Huillard-Bréholles und Winkelmann (Reg. Imp. V, 10884 und Jahrb. Fried. II. I, 156) einen so augenfälligen Verstoß gegen Stil, Grammatik und Logik begangen haben sollen. Aber auch ich würde ihn jederzeit begehen, denn mir ist noch jetzt nicht ganz klar, worin er eigentlich zu erblicken ist. Etwa in der Bezeichnung eines Mannes schlechthin mit seinem Amtstitel? In Briefen hat man sich damals wie heute bei der Bezeichnung von Persönlichkeiten möglichster Knappheit bedient; keine Spur von den vollständigen Namen und Titulaturen der Urkunden, sondern in der Regel kein Wort mehr, als zur Kennzeichnung eben genügte. „Legatus", „soldanus" usw., um Beispiele aus den hier nächstliegenden Briefen zu wählen, wurde als hinreichend betrachtet. Walter von Palear war nun seit Jahrzehnten eine unter dem einfachen Titel „cancellarius" weitbekannte Persönlichkeit, während die meisten seine bischöflichen Pfründen, zuerst Troia, dann Catania, kaum gekannt haben werden. Ich weiß im Augenblick nicht, ob er überhaupt einmal in einem Briefe als Bischof von Catania bezeichnet wird, während mir das schlichte „cancellarius" geläufig ist (vgl. z. B. M. J. ö. G. XXII, 596, 597; mehrfach auch in den Gesta Innoc. III., im Chron. Sic. breve und in den Ann. Casin.) Fallen diese Stellen zum Teil auch in Zeiten, in denen er keine bischöfliche Würde mit seinem Kanzlerposten vereinigte, so war es doch auch weiterhin eben dieser, der ihm seine Bedeutung gab und ihn mehr als die bischöfliche Pfründe charakterisierte. Die bisher übliche Auslegung der Stelle ist also doch gewiß nicht unmöglich; dann aber verdient sie angesichts der sonst vortrefflichen Überlieferung des Briefes [1]) sicher den Vorzug vor der keineswegs notwendigen und stark willkürlichen Emendation. Da nun Funk selbst die mit dieser Briefstelle nicht zu vereinende Angabe des Chronisten Ernoul mit Recht als fraglich betrachtet, so wird man an der ersten festzuhalten haben: Jakob von Vitry hat zusammen mit den kaiserlichen Abgesandten trotz der furchtbaren Lage des Kreuzheeres nur widerwillig den Gedanken der Behauptung Damiettes aufgegeben, offenbar ganz im Einklang mit den prophetischen Hoffnungen auf die unmittelbar bevorstehende Vernichtung des Islam, die er enthusiastisch verkündet und inbrünstig geglaubt hatte; auch hier stach der Theologe in ihm den Politiker aus!

Für Jakobs Resignation auf sein Bistum ist man nicht gerade gezwungen, von der Angabe Alberichs von Troisfontaines zu 1229 abzugehen (S. 57). In der Angabe, daß er vom 29. Juli 1229 bis zum April 1230 als Kardinal ununterbrochen in Perugia geweilt habe (S. 65), steckt eine kleine Ungenauigkeit, übersiedelte doch die Kurie schon gegen Ende Februar 1230 nach Rom, und ist Jakob selbst doch im März in

[1]) Der Überlieferung bei Roger von Wendover ed. Coxe Bd. IV (nicht VI), S. 79 entspricht diejenige der Ableitung des Matthaeus Paris.

Gaeta nachzuweisen. Für die weiteren Lebensdaten ist Reg. Imp. V, 6809 vom Mai 1230 nicht beachtet, wo wir den Kardinal mit einer wichtigen flandrischen Angelegenheit (Erteilung des Ehedispenses an den Grafen Wilhelm von Dampierre gegen Hilfeleistung bei der nächsten Kreuzfahrt) beschäftigt sehen.

Der zweite Teil von Funks Buch wendet sich der Untersuchung der Schriften Jakobs von Vitry zu. Nachdem zunächst ältere und neuere bibliographische Nachrichten gemustert sind, werden die Briefe auf ihre Datierung geprüft und als Quellen zum Kreuzzug von Damiette bewertet. Zu S. 107 möchte man zu erwägen geben, daß Friedrich II. schon vor 1220 erwählter römischer Kaiser war, was immerhin leicht eine Unsicherheit in der Benennung hervorrufen konnte. — Wie fruchtbar eine vorurteilsfreie Prüfung der bisher allzu sehr vernachlässigten hagiographischen Literatur auch der späteren Jahrhunderte des Mittelalters, wenn sie ernstlich in Angriff genommen wird, werden kann, zeigt das Kapitel über Jakobs Biographie der Maria von Oignies. Freilich historisches Material von der Art, wie es früher allein der Beachtung für wert gehalten wurde [1]), wird sich in kaum nennenswertem Maße dabei ergeben. Dagegen ist nach zwei andern Richtungen hin eine wertvolle Ausbeute zu erwarten. Erstens werden wir unsre Kenntnis von Formen und Inhalt des religiösen Lebens im Wechsel der Zeiten mannigfach bereichern und vertiefen können. Was den vorliegenden Fall betrifft, so ist es doch gewiß nicht gleichgültig, ob wir nachdrücklich auf einen religiösen Herd hingewiesen werden, in dem vor und neben Franz von Assisi und der lombardischen Humiliatenbewegung ein ganz ähnliches Feuer brannte, wo ganz ähnliche Ideale der freiwilligen Armut, Aussätzigenpflege, Askese und Christusliebe gepflegt wurden. Man erkennt um so deutlicher: die Ideen lagen in der Luft, die Empfindungen waren weit verbreitet; neben der Persönlichkeit waren auch äußere Umstände, wie die Lage des Gebiets (Umbrien in der Nähe Roms!), für Bedeutung und Wirkung einer Bewegung entscheidend. Zweitens aber gewinnen wir erst durch Prüfung einer größeren Masse hagiographischer Literatur das nötige Vergleichsmaterial, um Typisches und Individuelles in Leben und Lebensbeschreibung der Heiligen zu sondern und so kritische Maßstäbe zu gewinnen, die wir dann auch an die Biographien historisch bedeutsamer Heiliger, wie des Franziskus oder der Elisabeth, mit Nutzen anlegen können. Maria, die offenbar in hohem Grade pathologisch zu beurteilende Begine in dem belgischen Oignies, tut in ihrer Askese alles, um das Leiden des Gekreuzigten („stigmata domini nostri Jesu Christi") an ihrem Leibe zu empfinden. In einer Art

[1]) Man vergleiche die charakteristische Äußerung Wattenbachs (Deutschlands Geschichtsqu. i. M. 6. Aufl. II, 487) über Thomas von Chantimpré: „Er schrieb Biographieen mehrerer belgischer Nonnen, die aber hier nicht einmal genannt zu werden verdienen, da bloße sinnlose Kasteiungen kein Anrecht auf geschichtliche Beachtung geben".

von Ekstase schneidet sie sich mit einem Messer heimlich nicht unbeträchtliche Fleischstücke aus ihrem Körper heraus, die sie schamhaft in der Erde verbirgt, und, indem sie von gewaltiger Liebesbrunst entflammt, den Schmerz des Fleisches überwindet, erblickt sie in geistiger Entrückung einen Seraph neben sich stehen. Erst als nach dem Tode die Leiche gewaschen wird, entdecken die Weiber die Wundmale und staunen darüber; nur wer als der Beichtvater der Heiligen um ihr Geheimnis weiß, versteht sie zu deuten. Ihr Beichtvater selbst, eben Jakob von Vitry, ist es, der uns das erzählt, und zwar einige Zeit nach Marias am 23. Juni 1213 erfolgten Tode. Gern würde man die Abfassungszeit dieser Biographie noch genauer festlegen; aber die Anhaltspunkte scheinen dafür nicht auszureichen. Bischof Fulco von Toulouse, an den der Prolog gerichtet ist, starb nach Eubel erst am 25. Dezember 1231. Indessen ist doch kaum daran zu zweifeln, daß die Biographie erheblich näher an das Jahr 1213 heranzurücken und also zu einer Zeit geschrieben ist, in der man von der Stigmatisation des heiligen Franz schlechterdings noch nichts wissen konnte. Dadurch gewinnt die Stelle kritische Bedeutung. Was späterhin von diesem oder jenem stigmatisierten Heiligen oder Nichtheiligen berichtet wird, steht immer unter dem Verdacht einer bloß typischen Nachahmung von Franzens Vorbild, sei es einer Nachahmung des Lebens oder nur der Legende. Hier ist das zeitlich ausgeschlossen, und auch das ganz Abweichende der Erzählung, bei der von einer eigentlichen Stigmatisation noch nicht die Rede ist, würde den Gedanken daran verbieten. Aber wir sehen: auch dieser Einzelzug der religiösen Askese liegt bereits in der Luft, und auch die Seraphsvision verbindet sich schon damit. Auch das Verborgenbleiben und Entdecktwerden erst beim Waschen des Leichnams erinnert an die Franzlegende. Hier aber sind die Wundmale, offenbar noch nicht an den Stellen der Male Christi, fraglos durch Selbstzufügung in der Ekstase entstanden, — der Beichtvater selbst sagt es uns, ohne das mit dem Charakter seiner Heiligen etwa unvereinbar zu finden, vielmehr in hoher Bewunderung ihrer durch den Gedanken an Christi Wunden erreichten Schmerzbezwingung. Diese Analogie scheint geeignet, für die Selbstzufügung auch bei Franz zu sprechen und die andre Erklärungsmöglichkeit der Autosuggestion mehr in den Hintergrund treten zu lassen.[1] Funk deutet das selbst auf S. 129 an.

---

[1]) Erst während der Korrektur geht mir die Abhandlung von Josef Merkt, „Die Wundmale des heiligen Franziskus von Assisi", 1910, zu, eine weitere erfreuliche Leistung der Schule von W. Goetz und das fünfte Heft seiner Beiträge, — für mich persönlich um so erfreulicher, als das Hauptergebnis meines Aufsatzes „Die Wundmale des heiligen Franz von Assisi" in der Hist. Ztsch. 96, S. 386 ff., nämlich die Trennung der Seraphsvision auf dem Monte Alverno von der erst kurz vor Franzens Tode auftretenden Stigmatisation mit teilweise neuen Quellenstellen und Gründen gegen den Widerlegungsversuch von P. Michael Bihl im Hist.

Wenden wir uns zu der folgenden Prüfung von Jakobs Geschichtswerk, der „Historia orientalis et occidentalis", so möchte ich zu den Folgerungen aus der Verwendung des Perfekts im Prolog ein Fragezeichen machen. Ein Autor, der sich einen genauen Plan für sein, übrigens großenteils nur zusammengestoppeltes Werk gemacht hat, kann im Gedanken an die Form, in der das Ganze später dem Leser vorliegen wird, wohl einmal in der Vorrede sagen: „in primo libro ... disserui ... diversas etiam proprietates adiungo. In secundo libro ... pertractavi," ohne daß er das alles schon wirklich niedergeschrieben zu haben braucht. Von den beiden Teilen des Geschichtswerkes ist die Historia occidentalis für uns weitaus der wertvollere, sowohl wegen der größeren Selbständigkeit, als wegen des willkommenen kulturhistorischen Stoffes, den sie übermittelt, wenn auch hier wie überall dieser theologische Schriftsteller

---

Jahrb. der Goerresges. Bd. 28, S. 529 ff. erhärtet wird. Das schließt Meinungsverschiedenheit in einzelnen, mehr nebensächlichen Punkten natürlich nicht aus; ich werde darauf in einer Besprechung jener Schrift an andrer Stelle zurückkommen. Hier sei nur auf die im Eingang erwähnten beachtenswerten Stigmatisationsfälle der gleichen oder gar etwas früheren Zeit hingewiesen. Als ganz selbständige und unbedingt merkwürdige Erscheinung kann ich da freilich nur jenen ungenannten englischen Sektierer des Jahres 1222 anerkennen, der, weil er an Händen und Füßen und in der Seite die Wundmale Christi trug, von einem Oxforder Konzil verurteilt und dem Henker zur Kreuzigung übergeben wurde. So nahe lagen bei der Kirche stets die äußersten Gegensätze: todeswürdige Ketzerei und anbetungheischendes Gotteswunder zusammen, und mehr Umstände als Veranlagung schieden oft Verbrecher und Heilige. Bei diesem Engländer ist eine Einwirkung des Franziskanischen Stigmenwunders zeitlich ausgeschlossen. Bei dem 1234 gestorbenen Marquis Robert von Montferrand in der Auvergne, der nach der Erzählung seines nach 1249 schreibenden Biographen sich lange vor seinem Tode die Wundmale des Herrn mit Nägeln beigebracht hatte, um sie an allen Freitagen zum Bluten zu bringen, und bei dem 1231 gestorbenen Niederländer Dodon von Hascha, an dessen Leiche man nach seiner anonymen Vita die offenen Wundmale Christi fand, weiß man leider nicht mit Sicherheit, wie weit etwa schon Nachahmungen des Franziskus oder gar nur literarische Konkurrenzunternehmungen von Dominikanern und Prämonstratensern vorliegen. So darf man die Fälle nur mit großer Vorsicht als selbständige zeitgeschichtliche Belege verwenden. Jedenfalls aber bleibt die Erzählung von der asketischen Selbstbeibringung der Wundmale durch jenen Marquis Robert beachtenswert. Wenn Merkt sich trotz solcher Belege und trotz der auch im Kreise des Franziskus und seiner Jünger nachweisbaren Neigung zu asketischer Selbstverstümmelung schließlich mehr der neuropathischen Erklärung vermittelst Autosuggestion zuneigt, die auch ich noch immer nicht ausschließen möchte, so erklärt sich das zum Teil auch aus seiner m. E. falschen Auslegung der die Stigmenformen betreffenden Stelle des Eliasbriefes. Auch darauf werde ich zurückkommen.

nur aus dem asketischen Gesichtswinkel heraus zu beobachten vermag. Der Abschnitt über die Universität Paris, ihre Sittenverhältnisse, ihre Lehrer und studentischen Verbindungen wird immer in besonderem Maße die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Zu der ziemlich verwickelten Erörterung über das fragliche dritte Buch der Historia orientalis möchte ich, ohne mir über das Problem selbst ein Urteil zu erlauben, nur sagen, daß eine literarische Verwandtschaft zwischen Olivers und Jakobs Briefen für einen naiven Leser durch die S. 163—165 gegebenen Nebeneinanderstellungen keineswegs dargetan zu sein scheint; derartige geringe Ähnlichkeiten werden bei einer Berichterstattung aus demselben Kriegslager heraus wohl meistens zu finden sein.

Jakobs von Vitry an verschiedenen Stellen seiner Briefe und seiner Historia occidentalis gegebene, chronologisch fortschreitende Berichterstattung über die früheste Entwickelung des Franziskanerordens noch zu Lebzeiten des Stifters ist schon von K. Müller und W. Goetz gebührend verwertet. Funk führt sie uns noch einmal in möglichster Vollständigkeit und kritisch beleuchtet in einem besonderen Kapitel vor. Am reizvollsten ist das Auftreten des heiligen Franz im Lager der Kreuzfahrer und vor dem Sultan geschildert. Dieser, durch die feurige Predigt des Heiligen von Assisi keineswegs gewonnen, entläßt ihn mit dem Ersuchen, er möge zum Herrn beten, daß er ihm, dem Sultan, durch seine Erleuchtung eingebe, derjenigen Religion anzuhängen, die Gott als die bessere erscheine, — ein Wort, das für den aufgeklärten Mohammedaner jener Zeit so charakteristisch ist und so wenig den im Kreuzfahrerheere geläufigen Vorstellungen über den heidnischen Sultan entspricht, daß ich gerade da am wenigsten mit dem Verfasser (S. 172) eine Legendenbildung vermuten möchte. Eine beachtenswerte Äußerung Jakobs über die Stigmatisation des heiligen Franz, die sich in einer seiner vor den Minoriten gehaltenen Predigten findet, setzt soeben erst J. Merkt ins rechte Licht.

Zum Beschluß werden die Predigten Jakobs besprochen, von denen die Sermones vulgares immerhin so viel kulturhistorisches Material enthalten, daß der Wunsch nach einer vollständigeren Ausgabe, als ihnen bisher zuteil geworden ist, wachgerufen wird.

So ist der Gesamtertrag des Büchleins für eine Erstlingsleistung reich genug; die von W. Goetz ausgegangene Anregung ist hier auf guten Boden gefallen. Hoffentlich wird die von jenem herausgegebene Sammlung noch manche derartigen Beiträge bringen, durch die der Boden bereitet wird für eine tiefer eindringende Erkenntnis des mittelalterlichen Geisteslebens.

KULTURGESCHICHTE UND GESCHICHTE
ERWIDERUNG AUF DEN AUFSATZ VON W. GOETZ

Auf den Aufsatz von W. Goetz im ersten Hefte des Jahrgangs des Archivs hätte ich wohl Grund, in jeder Hinsicht genauer einzugehen. Ich habe auch alsbald nach Erscheinen dieses Heftes der Redaktion einen dementsprechenden Artikel eingereicht. Gleichwohl erwies sich eine Aufnahme dieses Artikels in das zweite Heft, auf die ich bei der Schwere des Angriffs Wert legen mußte, als nicht möglich. Ich wurde um Kürzung meines Manuskripts auf ein Drittel seines Umfanges ersucht. Ich habe mich diesem Ersuchen zu fügen gehabt.

Unter den bestehenden Umständen ist es unmöglich, auf die allgemeinen Fragen einzugehen, die der Artikel von Goetz behandelt. Im ganzen kann ich mich ja über die, wenn auch widerwillig, vorgetragene Anerkennung meiner bisherigen bescheidenen Lebensarbeit nur freuen. Und wer wird nicht verstehen, daß ich das Positive betone. Grundsätzlich stehen wir auf der gemeinsamen Basis dessen, was Goetz Kulturgeschichte nennen will und ich seit längerer Zeit Kultur- und Universalgeschichte genannt habe, und sind uns des Unterschiedes dieser Grundlage von der Grundlage des historischen Denkens im 19. Jahrhundert wohl bewußt. Dabei versichert Goetz, daß in der Richtung, wie er, große Teile der jüngeren Generation überhaupt denken. Daß von dieser Basis aus die Frage nach Kulturzeitaltern natürlich verschieden beantwortet, jedenfalls aber überhaupt beantwortet werden muß, wird Goetz noch an sich erleben: es liegt in der Konsequenz der generellen Auffassung. Nicht minder liegt in ihr, daß dabei die Entwicklung des Typismus eine große Rolle spielt. Aber auch das läßt sich aus ihr mit Leichtigkeit ableiten und erleben, daß die Gesamtvorstellungen einer letzten, universalgeschichtlichen Anschauung zudrängen, und daß nunmehr der Typismus fruchtbar wird zur Erkenntnis des letzthin Singulären. Der Fehler der bisherigen Forschung ist vielfach der, daß man das Singuläre direkt sucht. Das führt zu Intuition im mystischen Sinne, zu Meinungskrisen, zu unsicherm Flimmern der Ergebnisse. Erst durch das Mikro- und Makroskop des Typischen hindurch wird das wahrhaft Singuläre augenscheinlich. In einer Forschung, die den hier angedeuteten Weg geht, sehe ich die Versöhnung der bestehenden Gegensätze. Darin, daß eine solche Forschung sich wesentlich den geistigen Faktoren zuwenden und daß sie auch deshalb schon in einer psychologischen Auffassung der Geschichte fundamentiert sein muß, bin ich mit Goetz einig.

Gegenüber dieser Gesamtansicht will das, was Goetz gegen einige Dissertationen, wie man zu sagen pflegt, „aus meiner Schule" mit Vehemenz vorträgt, wenig bedeuten. Auf seinen leidenschaftlichen Ton, der sich in dem eben berührten Zusammenhang bis zum Absprechen der Wissenschaftlichkeit und zum Vorwurfe „bösen Gewissens" steigert, gehe ich nicht ein Man muß mir die Anschauung zugute halten, daß

solche Invektiven unter dem Niveau dessen liegen, was mich beleidigen könnte. Goetz aber mag der Umstand entschuldigen, daß er Herrn Troeltsch beizuspringen versuchte, in dessen Rezension von Günthers Wissenschaft vom Menschen (Histor. Zt. 103, 122—127) sich zuerst der mir aus akademischem Gerede längst vorher bekannte Vorwurf, die Arbeiten meiner Schüler seien auf mein Modell gestellt und „unwissenschaftlich", glücklicherweise zu einem gedruckten Tadel verdichtet hatte. Günther und ich haben auf diesen Vorwurf nicht geschwiegen, Günther hat in einer besonderen Bröschüre (Troeltsch-Heidelberg und die Lamprechtsche Richtung, Leipzig 1909), ich in einer Entgegnung vom 25. Oktober 1909 (Literar. Zentralblatt 1909, S. 1479—80 und Deutsche Literaturzeitung 1909, S. 3071—2) eingehend geantwortet. Diese Entgegnungen sind von der Art, daß der Angegriffene nicht auf sie schweigen kann. Unter diesen Umständen ist es nicht meine Aufgabe, hier auf die übrigens wenig spezialisierten Aussetzungen von Goetz im einzelnen einzugehen; Herr Troeltsch wird für sich selbst zu antworten haben.

Darin dagegen, in welcher Weise von der Basis, die Goetz und mir gemeinsam ist, der akademisch-historische Unterricht einzurichten ist, liegt ein großes Problem; und es ist dankenswert, daß Goetz es in seinem Artikel berührt hat. Ich unterschreibe dabei das meiste, was er über Vorlesungen und Übungen und ihr gegenseitiges Verhältnis gesagt hat. Das Hauptproblem liegt aber in der Ausgestaltung des seminaristischen Unterrichts. Und hier kommt es nicht so sehr auf das Reden an als auf das Handeln. Ich habe mich mit diesem Problem seit mehr als einem Jahrzehnt beschäftigt und bin jetzt in der Organisation des Leipziger Instituts für Kultur- und Universalgeschichte zu ungefähr abgeschlossenen Ergebnissen gelangt. Diese sind beiläufig derart, daß sie allein schon die Dissertationsvorwürfe von Goetz erledigen; oder sollte wirklich jemand glauben, daß aus einer so geschlossenen Organisation wie der des Instituts nur „Unwissenschaftliches" und aus einem Kreise so verschieden gearteter und geistig selbständiger Dozenten nur in mea verba Iurantes hervorgehen werden? Schon die Institutsgründung als solche erledigt also die Aussetzungen von Goetz und Troeltsch, falls sie — was nicht der Fall — begründet wären. Indes nicht deshalb bringe ich diese Ergebnisse hier zur Kenntnis weiterer Kreise, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil sie die von Goetz aufgestellte Frage am besten und kürzesten zu klären geeignet sind. Dabei würde ich das Organische der ganzen Einrichtung gern im einzelnen erklären und hatte dies in dem der Redaktion eingereichten Manuskript auch getan. Indes geht das jetzt über den mir zugemessenen Raum hinaus. Und am Ende ist es vielleicht ebenso wünschenswert, daß die Fachgenossen sich, ohne vorher einen Kommentar gehört zu haben, zur Sache äußern. Derartige Äußerungen, versteht sich sachlicher Art, wären im höchsten Grade erwünscht. Denn noch ist die Organisation nicht abgeschlossen und so biegsam, daß

ihr eine schöpferische Kritik von großem Nutzen sein könnte. Ich lasse nunmehr den Lehr- und Arbeitsplan für das laufende Sommersemester 1910 so folgen, wie er sich kurz vor Beginn des Semesters herausgestellt hat und zur Kenntnis der etwa 320 Mitglieder des Instituts gebracht worden ist.

Königlich Sächsisches Institut für Kultur- und Universalgeschichte
Lehr- und Arbeitsplan für das Sommer-Semester 1910

I. Einführende Kurse

Diese Kurse führen in den Gesamtbetrieb der historischen Forschung derart ein, daß derjenige, der sie systematisch der Reihe nach besucht, in allen für die Lehrtätigkeit an Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen usw.) vorgeschriebenen Richtungen geschult wird. Die Einführung geht dabei von der Quellenkunde und der Methodik der politischen Geschichte aus, wendet sich nach elementarem kulturgeschichtlichen Unterricht der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu und schließt mit Rechts- und Verfassungsgeschichte. Wer diesen Weg gründlich zurückgelegt hat, wird sich nachher zur notwendigen Krönung seines Studiums mit Nutzen irgendwelchen mehr in sich abgegrenzten historischen Studien zuwenden, wozu die Hauptkurse (siehe unten) Anleitung geben. Die Einführenden Kurse für das SS. 1910 sind die folgenden:

1. Dr. ph. et LL. D. Lamprecht, P. O.: Anleitung zum Studium der Geschichte überhaupt. Lektüre von Quellen zur Geschichte des deutschen Mittelalters, Einführung in die Elemente der Quellenforschung. Sonnabend 9½—11 Uhr vorm. — Mit dieser Übung werden für diejenigen Herren, die dies wünschen, durch besondere Repetenten, die Herren Dr. Poetzsch (Montags 3—4 Uhr), Dr. Richter (Mittwochs 3—4 Uhr) und Dr. Jahr (Freitags 3—4 Uhr) Quelleneinprägungskurse verbunden sein. Dabei liegt es im Interesse mindestens aller jüngeren Semester, diese Einprägungskurse mit zu besuchen.
2. Dr. ph. Koehler: Elementare Übungen zur deutschen Kulturgeschichte. Einführung in die Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (Lektüre einiger kulturgeschichtlicher Darstellungen) und in die kulturgeschichtliche Quellenkunde (Lektüre und Interpretation einiger wichtiger Quellen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts). Sonnabends 9½—11 Uhr vorm.
3. Dr. ph. Koetzschke, P. E.: Einführung in das Studium der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Freitags 8—9½ Uhr abends.
4. Dr. jur. Planitz: Übungen zur deutschen Rechtsgeschichte. Mittwochs 9½—11 Uhr vorm.

II. Hauptkurse

A. Kurse zur Einzelforschung (singuläre Methode)

Diese Kurse behandeln einzelne Zweige der Geschichte, insofern diese zunächst nicht ausgesprochen vergleichend, sondern singulär, mit nächster Rücksicht auf einen einzigen bestimmten Gegenstand getrieben wird. In

dieser Abteilung wird naturgemäß insbesondere die Untersuchung der deutschen Entwicklung gepflegt, doch sollen allmählich Kurse zur Kulturgeschichte aller wichtigeren Nationen aufgenommen werden. Der Besuch dieser Kurse, je nach persönlicher Wahl, empfiehlt sich vornehmlich für solche Herren, welche die Einführenden Kurse durchgemacht haben, obwohl sie zum Teil auch ohne deren Vorbesuch verständlich sind. Auch ist es für einige dieser Kurse wünschenswert, schon vorher Vergleichende Kurse (siehe unten) gehört zu haben. Den richtigen Weg wird hier, je nach den persönlichen Bedürfnissen, jeder einzelne selbst zu finden haben, und selbstverständlich steht ihm hierbei, wie bei allen anderen Fragen der Einrichtung seines historischen Studiums, der Rat der Dozenten ständig zur Verfügung. Im SS. 1910 finden folgende Kurse statt:

1. Dr. ph. Mogk, P. E.: Die volkstümlichen Sitten und Gebräuche in Deutschland im Kreislauf des Jahres. Freitags 7½—9 Uhr abends.
2. Dr. ph. Doren, P. E.: Kritische Übungen über ausgewählte Streitfragen aus der Geschichte des Mittelalters Sonnabends 11 bis 12½ Uhr mittags.
3. Dr. ph. Goldfriedrich: Übungen zur Geschichte der Unterdrückungs- und Gängelungsversuche des deutschen Geisteslebens vom 15. zum 18. Jahrhundert (Indices librorum prohibitorum, staatliche Bücherzensur). Mittwochs 8—9½ Uhr abends.
4. Dr. ph. Biermann, P. E.: Übungen zur Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts, mit besonderem Bezug auf die sozialen Theorien und Parteien. Donnerstags 7½—9 Uhr abends.
5. Dr. ph. et LL. D. Lamprecht, P. O., in Verbindung mit Dr. ph. Goldfriedrich: Übungen zur deutschen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts (Einfluß des Hegelianismus und des älteren Darwinismus auf die Entwicklung des geschichtlichen Denkens). Mittwochs 11½—1 Uhr mittags.
6. Dr. ph. Ledoux: Übungen zur Entwicklung des belgischen, insbesondere flandrischen Städtewesens im Mittelalter. (Belgische Methode [Prof. Pirenne], französische Lehrsprache.) Mittwochs 2½—4 Uhr nachm.
7. Gaston Monod: Übungen zur französischen Kulturgeschichte. Die großen Historiker und die Auffassung der Geschichte in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert. (Französische Methode, französische Lehrsprache.) Montags 2½—4 Uhr nachm.
8. J. Sidney Woolf: Übungen zur englischen Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. (Englische Methode, englische Lehrsprache.) Montags 8½—10 Uhr abends.
9. Dr. ph. Dieterich: Übungen im Lesen und Erklären byzantinischer Historiker mit Rücksicht auf die osteuropäische und vorderasiatische Kultur. Mittwochs 9½—11 Uhr vorm.
10. Dr. ph. Conrady, P. E.: Übungen zur chinesischen Geschichte im Anschluß an das Schi-king. Donnerstags 5½—7 Uhr abends.

B. Vergleichende Kurse

In diesen Kursen kommt vor allem das vergleichende Moment der kulturgeschichtlichen Methode zur Geltung. Der Eintritt in sie ist im Allgemeinen vor Absolvierung der Einführenden Kurse nicht von Vorteil. Auch erscheint es in den meisten Fällen wünschenswert, daß die Herren, die sich ihnen in der Absicht zuwenden, eine wirklich volle und systematische historische Durchbildung zu erreichen, vorher an diesem oder jenem Einzelforschungskurs teilgenommen haben. Für das SS. 1910 bestehen folgende Kurse:

1. Dr. ph. Devrient mit Unterstützung von Werner von Arnswaldt: Übungen zur vergleichenden Familienforschung: Familienbegriff und Vererbung. Montags 8½—10 Uhr abends.
2. Dr. ph. Kretzschmar: Übungen zur vergleichenden Kinderpsychologie. Die Entwicklung der Raumdarstellung bei französischen und italienischen Kindern. Dienstags 8—9½ Uhr abends.
3. Ein Arbeitskreis zur Entwicklungsgeschichte der primitiven Kunst (Ornamentik), der sich unter cand. hist. Goldschmidt gebildet hat, wird auch in diesem SS. fortbestehen. Die Herren, die teilzunehmen wünschen, wollen sich persönlich an Herrn Goldschmidt wenden.
4. Dr. ph. Krueger, P. E.: Übungen zur Entwicklungspsychologie. Die Urformen der Religion. Mittwochs 5½—7 Uhr abends.
5. Zur vergleichenden Geschichte altamerikanischer Kulturen ist unter Führung des Herrn Dr. Friedrich Weber ein Arbeitskreis in Bildung begriffen. Herren, die teilnehmen wollen, setzen sich am besten mit Herrn Dr. Weber direkt in Verbindung
6. Dr. ph. et LL. D. Lamprecht, P. O. in Verbindung mit den Herren Wedemeyer, Miura und Shimmi: Übungen zur Entwicklungsgeschichte der japanischen Kunst im Verhältnis zu verwandten Entwicklungen Europas, insbesondere Deutschlands. Freitags 8½—10 Uhr abends.

Praktische Winke zum Lehr- und Arbeitsplan.

1. Die Ratschläge des Lehrplans sind zunächst für diejenigen Herren gegeben, die innerhalb des Instituts eine volle historische Ausbildung suchen. Herren, die von anderswo mit schon begonnener Ausbildung kommen, werden sich leicht an der mehr oder minder fortgeschrittenen Stelle des Lehrplans einordnen, die ihrer Ausbildung entspricht; dies gilt auch von Psychologen oder Philosophen oder Angehörigen anderer Disziplinen, die mit dem Besuche des Instituts spezielle Zwecke verfolgen.

2. Der erste Kurs der ersten Abteilung gilt als Vorkurs und ist von Anfängern unbedingt und an erster Stelle zu besuchen.

3. An den Hauptkursen kann eine beschränkte Anzahl von passiven Teilnehmern als Hörer zugelassen werden, falls die Dozenten dieser Kurse dies gestatten.

K. Lamprecht.

SCHLUSSWORT

Zu den vorstehenden Ausführungen habe ich folgendes zu bemerken. Lamprecht hat das Gemeinsame stark betont, und er irrt durchaus, wenn er in meinen Ausführungen eine „widerwillig vorgetragene Anerkennung" seiner Lebensarbeit sieht. Über alle sachlichen und persönlichen Gegensätze hinaus glaube ich seinen Arbeiten in ruhiger Abwägung gegenüber zu stehen. Was er widerwillig nennt, ist vielmehr das zwiespältige Urteil, das seine Leistungen notwendig hervorrufen müssen: fordern sie auf der einen Seite die unbedingte Anerkennung einer staunenswerten Leistungsfähigkeit, eines weiten und geistvollen historischen Blickes, einer großen Einheit des Wollens, so rufen sie auf der andern Seite nur allzuleicht auch die Kritik derjenigen hervor, die sich in keiner Weise bei ihren bescheideneren Leistungen mit Lamprecht messen wollen. Und vielleicht dürfen gerade diejenigen, die ähnliche Wege wie Lamprecht zu gehen trachten, am ehesten ihre Stimme gegen eine Richtung erheben, die um ihrer sachlichen Mängel willen es zu keiner anerkannten Stellung in der historischen Wissenschaft zu bringen vermag; denn was Studenten und Dilettanten darüber in Tagesblättern schreiben, wird doch wohl auch Lamprecht nicht über die Erfolglosigkeit seiner Ziele zu täuschen vermögen. Lamprecht nimmt — Sanguiniker zum eignen Besten, wie er in jeder Hinsicht ist — die Dinge, die man seinen eignen Schriften vorwirft, leicht, indem er meint, die Einzelfehler berührten den Kern der Sache nicht. Aber einmal sind sie doch zahlreicher, als er in seiner Entgegnung gegenüber Troeltsch behauptet, und zweitens muß die Flüchtigkeit der Einzelarbeit das Vertrauen zur Richtigkeit auch der wesentlichen Gesichtspunkte erschüttern. Und so ist es ja in der Tat: bei der Behauptung des Typischen überspringt Lamprecht das — ich möchte doch behaupten: massenhaft — Entgegenstehende durchaus. Er prophezeit, daß schließlich der Kulturhistoriker in der Frage der Kulturzeitalter bejahende Stellung einnehmen müsse; aber hier scheiden sich die Wege doch mit voller Bestimmtheit. Es ist eine andre Auffassung von der Geschichtswissenschaft überhaupt: der lebhafteste Widerspruch gegen die Anschauung, daß das Singuläre erst nach der Erkenntnis des Typischen zur vollen Klarheit kommen könne. Das Individuelle und das Typische sind uns anderen gleichstarke historische Kräfte, und damit ist die Brücke zu gesetzmäßigen Kulturzeitaltern doch wohl grundsätzlich abgebrochen. Mit anderen Worten: die Deduktion, die im Munde eines geistvollen Mannes anregend wirken kann, ist uns unannehmbar als Prinzip der historischen Forschung. Lamprecht hat sich in dieser Hinsicht keinen größeren Schaden zugefügt als durch die Arbeiten seiner Schüler: sie haben so gründlich gezeigt, wie rasch auf historischem Gebiete jede Deduktion ad absurdum führt. Lamprecht irrt, wenn er meint, ich wollte Troeltsch zu Hilfe kommen; denn dieser hat es erstens nicht nötig, und zweitens habe ich wiederholt bei Anzeige Lamprechtscher Schülerarbeiten das gleiche aus eignem Antriebe gesagt.

Vielleicht ist die Kritik, die ein ganz Unbeteiligter, Hermann Herre in München, soeben an den Arbeiten Lamprechtscher Schüler geübt hat (D. Lit. Ztg. 1910, Nr. 14), ein weiterer Beleg dafür, daß es sich bei diesen Kritiken um den Ausdruck einer die deutschen Historikerkreise erfüllenden öffentlichen Meinung handelt, nicht aber um Akte der Feindschaft. Denn diese Schülerarbeiten sind der Kritik nur allzu zugänglich; sie sind nicht nur auf deduktiven Voraussetzungen aufgebaut, sondern zum guten Teile zugleich von solcher Unsolidität der Arbeit, daß man die deduktive Methode dafür verantwortlich machen muß: sie hat mit dem Schwelgen in großen Ideen den wissenschaftlichen Sinn für das Einzelne, auf dem sich alles andere erst aufbaut, ertötet. Aber noch mehr: sie sind unerträglich langweilig. Wenn man ein Buch dieser Richtung zur Hand nimmt, so weiß man auch bereits, worauf es hinauskommt. Einen solchen Zustand wird auch die Lamprechtsche Schule nur eine Zeitlang ertragen. Und so ist, glaube ich, die Prophezeiung gerechtfertigter, daß die Annahme gesetzmäßiger Kulturzeitalter an sich selber zugrunde gehen wird. Daran kann das „Institut für Kultur- und Universalgeschichte" nichts ändern. Es beruht in seiner jetzigen Form auf Voraussetzungen, die mir nicht haltbar erscheinen wollen. Zwar gibt es dabei „einführende Kurse", in denen die historische Methode gelehrt werden soll; aber sie sind einmal nicht obligatorisch und zweitens in einem durchaus nebensächlichen Verhältnis zu den übrigen Kursen. Und selbst wenn man nach dem Programm an einen intensiv methodischen Unterricht glauben könnte, so werfen doch die bisherigen Arbeiten der Schule ihre Schatten auf das ganze Werk. Denn wenn Lamprecht zur Rechtfertigung jener kritisierten Arbeiten auf den Unterrichtsplan seines Instituts verweisen möchte, so muß man vielmehr antworten: jene Arbeiten zeigen den Geist, der notwendig in dem neuen Institut herrschen wird. Denn niemand kann aus seiner Haut. Ich verweise nur noch auf ein Beispiel: auf die Sammlung und Verarbeitung von Kinderhandzeichnungen. Wer das Werk Georg Kerschensteiners kennt, weiß auch, wo der Wert solcher Zeichnungen beginnt: erst da, wo ihr Entstehen aus freier Phantasie des Kindes durch eine Summe von Vorkehrungen gewährleistet ist. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich alle Kinderzeichnungen, über deren Entstehung man nichts Genaueres weiß, als wissenschaftlich unverwendbar bezeichne. Dazu hat neuerdings sogar Albr. Wirth, der doch sonst für alles auf diesen neuen Gebieten zu haben ist, seine Bedenken gegen die aus Kinderzeichnungen zu ziehenden Vergleichsschlüsse geäußert (Akad. Turnzeitung 15. April 1910). Der Widerspruch der eignen Anhänger in Einzelfragen ist heute schon so mannigfach, daß von den wahren Zielen Lamprechts wenig übrig bleibt. Und bei uns andern handelt es sich noch viel weniger um Fortführung Lamprechtscher Gedanken, sondern vielmehr um ihre Ausschaltung, weil sie zum großen Teile der Ausbildung einer fruchtbaren Kulturgeschichte im Wege stehen.

Die Organisation des historischen Unterrichts ist eine Frage, in der ich von Bernheim und von Lamprecht seinerzeit die ersten Anregungen erfahren habe, wofür ich dankbar bin und bleiben werde. Aber auch an diesem Punkte scheint mir Lamprecht durch ein Übermaß des Organisierens und in seine Gedanken Hineinzwingenwollens sich selber den Erfolg zu verderben. Die Heranziehung aller verfügbaren Lehrkräfte für den Seminarbetrieb ist sowohl der steigenden Schülerzahl halber als auch zugunsten der Vielseitigkeit des Unterrichts, zum letzten auch zugunsten der Weiterentwicklung unsrer Privatdozenten notwendig. Im Tübinger Historischen Seminar wird jede verfügbare Lehrkraft an ihren Platz gestellt. Es scheint mir nicht ausreichend, daß man die Privatdozenten im Seminar ihre Übungen halten läßt (was eigentlich, sobald eine gewisse Bewährung vorliegt, selbstverständlich sein sollte!), sondern man sollte sie überall in einen Unterrichtsplan einfügen, der das Notwendige nach Möglichkeit zu bieten sucht und das historische Studium in stärkerem Maße zu einem organischen macht. Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen der Heranziehung der vorhandenen historischen Dozenten und einer Verwendung von Lehrkräften, die entweder als solche noch völlig unerprobt sind oder der historischen Methode fremd gegenüberstehen. Die Heranziehung von Archivaren, Bibliothekaren und Gymnasiallehrern für bestimmte Zwecke hat ihr gutes Recht; die Zuweisung von Kursen an junge Doktoren und nun gar an Studenten kann nicht anders als auflösend wirken. Die Beschränkung auf den engeren Kreis historischer Arbeit, die Beschränkung auf bewährte und einwandfreie Kräfte führt allein vorwärts, nicht das Übermaß der Organisation mit unzureichenden Kräften. Das Lamprechtsche Institut will Universalhistoriker erziehen, obwohl diese künstlich nicht gemacht werden können; es wird vielmehr solche Leute produzieren, die sich Universalhistoriker dünken und denen, weil sie alles zu lernen glaubten, das Beste nicht zuteil geworden ist: der feste Boden eines besonderen Wissens. Es laufen jetzt schon einige in der Welt herum, die nur ins Große arbeiten, von Universalhistorie sprechen, über alles und jedes nichtige Urteile abgeben und mit Verachtung auf die zurückgebliebene Zunft der Historiker herabsehen. Da der Humor in der Wissenschaft nicht fehlen darf, so sind auch diese Leute in ihrer ungewollten Komik ganz erträglich. Aber der Zweck unsrer Universitäten kann es nicht sein, solche Elemente heranzubilden. Will Lamprecht solchen Gefahren entgegentreten, so müßten in seinem Institut die einleitenden Kurse die Hauptkurse werden, an die sich einzelne weiter ausgreifende Spezialkurse erst anschließen dürften, aber nur für solche Teilnehmer, die das historische Handwerk von Grund aus gelernt hätten. Wir sind noch nicht einmal so weit, daß in den bisherigen historischen Seminaren der Unterricht gründlich organisiert ist; will man, statt diesen Prozeß zu fördern, durch Übermaß abhelfen, so wird man kaum zu besseren Ergebnissen kommen. Walter Goetz.

REZENSIONEN

Georg Misch, Geschichte der Autobiographie. Erster Band: Das Altertum. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1907. (VIII, 472 S.)

Die Entwicklung und Gestaltung der Selbstbiographie durch die Jahrhunderte hin zu verfolgen, ist eine verlockende und dankbare Aufgabe, die in umfassender Weise zu lösen seither noch nicht unternommen ist, denn sie bietet ganz besondere Schwierigkeiten. Handelt es sich doch weniger darum, einen Querschnitt durch die Literatur zu geben, als ein gut Stück Menschheitsgeschichte und Geistesgeschichte zu schreiben. Umfassende Kenntnisse, gediegene philosophische Bildung, psychologische Feinfühligkeit müssen dem eignen, der es unternimmt, solche Lebensdokumente nicht nur individuell, sondern in dem großen Zusammenhange der Geistesentwicklung zu würdigen. Als auf Anregung von Prof. Walter Simon die Preußische Akademie der Wissenschaften das Thema der Selbstbiographie formulierte (Sitzungsberichte 1900, S. 55; 1905, S. 686), hat Misch, ein Schüler Wilhelm Diltheys, sich an die Bearbeitung des gewaltigen Stoffs gewagt und legt den ersten, seinem Lehrer zugeeigneten Band über die Autobiographie im Altertum vor, ein zweiter soll die Entwicklung bei den neuern Völkern bis ins 17. Jahrhundert behandeln, ein dritter bis zur Gegenwart führen. Dieser erste Band zerfällt in drei Teile: die Entwicklung der Autobiographie in der hellenischen und attischen Epoche, dann in der hellenistischen und hellenistisch-römischen Epoche, endlich ihre Blütezeit im Ausgang des Altertums; vorausgeschickt ist ein knapper Überblick der autobiographischen Formen bei den Völkern des alten Orients.

Es ist nicht leicht, in aller Kürze einen Einblick in dies gedankenreiche Buch zu geben und zu zeigen, in welch hervorragender Weise M. der Aufgabe gerecht geworden ist. Seine philosophische Denkweise steht ganz unter dem Einflusse der Arbeiten Diltheys zur Grundlegung der Geisteswissenschaften; er versteht es, komplizierte Entwicklungen geistig zu durchdringen und Zusammenhänge aufzuweisen, aus der Fülle die leitenden Gesichtspunkte herauszuarbeiten und plastisch zu gestalten.

Schon die äußere Begrenzung der Arbeit war schwierig. Die Selbstbiographie ist keine Literaturgattung wie die anderen, ihre Grenzen sind schwerer abzustecken, denn sie ist eine Lebensäußerung, an keine bestimmte Form gebunden: Gebet, Selbst-

gespräch und Tatenbericht, fingierte Gerichtsrede oder rhetorische Deklamation, wissenschaftlich oder künstlerisch beschreibende Charakteristik, Lyrik und Beichte und literarisches Porträt, Familienchronik und höfisches Memoirenwerk, Geschichtserzählung rein stofflich, pragmatisch, entwicklungsgeschichtlich oder romanhaft, Roman und Biographie in ihren verschiedenen Arten, Epos und selbst Drama — in all diesen Formen hat die Autobiographie sich bewegt. In diesem weiten Sinne gefaßt, war die Aufgabe zu lösen schlechthin unmöglich. Auch die Gründe, aus denen solche Lebensäußerungen entstehen, sind außerordentlich verschiedene, und schließlich bietet wohl die größte Schwierigkeit die Tatsache, daß es für immer Unerschöpfliches in unserm Menschendasein gibt, denn in das Geheimnis der Persönlichkeit dringt kein Begriff.

So galt es, Beschränkung zu üben und doch wieder nicht die fließenden Grenzen nur rein äußerlich zu bestimmen, denn vollständige Selbstbiographien im strengen Verstande sind uns aus dem griechisch-römischen Schrifttum bis in die Zeit Augustins kaum acht erhalten. Wie falsch aber daraus der Schluß wäre, daß die alte Welt dem Begriff vom Wesen der europäischen Selbstbiographie widerspreche, zeigt M.'s Werk, aus dem hervorgeht, wie früh das Individuum begann, sein Innerstes aufzuschließen und sich mitzuteilen.

Bei den Völkern des alten Orient, besonders in der ägyptischen und babylonisch-assyrischen Kultur, tritt uns zwar eine Fülle autobiographischer Zeugnisse entgegen, aber in traditioneller Form, unendlich arm an Individuellem. Was die Menschen zuerst dazu trieb, ihr Selbstgefühl biographisch zu fixieren, war eine unbeschränkte, sozusagen animalische Verherrlichung des eigenen Daseins. Bei den Ägyptern entsprang die Sitte autobiographischer Darstellungen aus der Sorge des Lebenden für sein Leben nach dem Tode, in Verbindung mit religiösen Gebräuchen, die dem Verstorbenen die Fortexistenz sichern sollten; ein weiteres Motiv war, daß Tatmenschen sich ein dauerndes Monument aufrichteten, den Ruhm ihres Namens und ihrer Taten der Nachwelt zu verkünden: der Held spricht selbst. Wie die gewaltigen Grabbauten der Pharaonen und Großen des Reichs „Wohnungen der Ewigkeit" sind, soll die leibhaftige Person, die ganze bürgerliche wirtschaftliche Existenz des Toten erhalten werden. Dazu gehört auch eine Biographie, die oft eine Autobiographie ist; diese Grabschriften, bis um 3000 zurückzuverfolgen, haben den Zweck, den eigenen Namen „zu ewiger Dauer im Munde der Lebenden" zu bringen, ebenso wie in größerem Maßstabe die riesenhaften Tempel, von den Königen ihren Göttern errichtet. Allerdings wird nur hervorgehoben, was das Leben an Erfreulichem ge-

bracht hat, an Ämtern und Gnadenerweisungen durch den König, daher ist der Ausdruck einförmig; erst in den Grabschriften aus dem neuen Reich werden auch die moralischen Eigenschaften des Verstorbenen gerühmt, da die religiösen Vorstellungen sich gewandelt hatten und durch den Osirisglauben die Hoffnung auf seliges Leben auch an eine sittliche Rechtfertigung des Toten gebunden ward, Anschauungen, wie sie in der tiefsinnigen Konzeption des Totengerichts, der Vervollkommnung des Beichtgedankens zur Geltung kamen. Eine andere Form der Autobiographie ist hervorgegangen aus der Befriedigung des Ruhmesverlangens in Bildwerk und begleitender Schrift, so alt wie Schriftdenkmäler überhaupt, der Tatenbericht der Herrscher: er setzt sich von den ältesten Reichen des Orients im persischen Weltreich in monumentaler Form fort, wurde von den hellenistischen Fürsten aufgenommen und umgebildet, fand in den Res gestae des Kaisers Augustus seine höchste Vollendung. Der Herrscher redet von sich, wie die Götter reden würden, in diesem Hofstil stehen Titulaturen und Redewendungen fest, wieder kehrt stets die Behauptung von der göttlichen Mission des Königs und seiner gottgewollten Taten. Zeugnisse solch gewaltigen Selbstgefühls sind die große Inschrift Tiglat-Pilesers I. und, in schauerlicher Brutalität, der Bericht Assurnasirpals, während die berühmte Inschrift des Darius am Berge Behistan in dem stolzen Hoheitsgefühl doch von einem sittlicheren Machtbewußtsein zeugt. Mit einigen Bemerkungen über die Arten der Icherzählung in der altorientalischen Dichtung schließt M. den kurzen einleitenden Abschnitt, der schon deshalb notwendig war, um den großen Fortschritt recht deutlich werden zu lassen, den die Autobiographie in der hellenischen Welt erfahren hat; denn erst hier ist das große Schauspiel einer kontinuierlichen geistigen Entwicklung gegeben. Freilich in dieser griechischen Kultur, die so viele Formen den Menschen darzustellen fand, hat die Autobiographie nur beschränkten Raum; hatte doch Aristoteles in die Schilderung seines Ideals vom Menschentum den Zug mit aufgenommen, daß der großgesinnte, selbstgenügsame Mensch in vornehmer Zurückhaltung weder von sich noch über andere redet. Auch die Werke der griechisch-römischen Biographie zeigen, daß es nicht die Vertiefung in die Entwicklung des Individuums gilt, sondern die verschiedenen Arten des Bios, der Lebensführung, waren der Ausgangspunkt, das darzustellende Individuum blieb ein bloßes Beispiel. Die Erschließung der Innerlichkeit ist eine lange geschichtliche Arbeit gewesen, die ganze volle Wirklichkeit des gestaltlosen Seelenlebens ist den antiken Menschen nicht aufgegangen, aber doch bildeten sich antike Formen der Selbstdar-

stellung aus der Reflexion auf die innere Erfahrung aus, und im Zeitalter Augustins konnte die Selbstbiographie sich schöpferisch über alle andern Literaturgattungen erheben.

Dreimal ist innerhalb der europäischen Kultur der geschichtliche Vorgang, den Jakob Burckhardt die Entdeckung der Individualität genannt hat, erkennbar: in den Jahrhunderten zwischen der Auflösung der Ordnungen des griechischen Mittelalters und der Konsolidierung der attischen Kultur infolge der Perserkriege, zuerst in der ionischen Küsten- und Inselwelt, nahezu gleichzeitig, aber beschränkt auf das religiöse Leben, in Israel seit dem 7. Jahrhundert und endlich in der Renaissance, die deshalb auch „das heroische Zeitalter der Selbstbiographie" geworden ist. Geht man mit M. der Frage nach, aus welchen Kräften die Individualität in Hellas erwachte, so ist zu bedenken, daß Persönlichkeit kein eindeutiges Phänomen ist. Wenn der Gesichtskreis des Menschen sich erweitert, das Einzeldasein eine mannigfaltigere, aber auch auseinanderstrebende Individualität gewinnt, die Energie des zusammenhaltenden Bewußtseins stärker werden muß, wenn ferner die Traditionen auf religiös-sittlichem und geistigem Gebiete ins Wanken geraten durch die Erweiterung der Erfahrungen von Mensch und Welt: dann findet in dem Widerstreit der Überzeugungen der einzelne sich auf sich selbst gestellt. Das griechische Geistesleben des 7. und 6. Jahrhunderts ist allerdings in solch Dunkel gehüllt, daß die treibenden Kräfte der ersten Persönlichkeitsbildung nicht erkennbar sind: sie beginnt in der Dichtung und gipfelt in der Philosophie.

Unter diesen scharfsinnig entwickelten Gesichtspunkten würdigt M. mit feinem Verständnis die Literatur der älteren Zeit. Hesiodos redet von sich voll von Selbstbewußtsein, daß er den Lügen des epischen Sangs die Wahrheit gegenüberstellt, wurzelnd im Boden der Wirklichkeit, seine moralische Reflexion gestaltet sich bereits zum Sinnspruch; in Archilochus' Dichtung atmet das Selbstgefühl seines Ich mit allen Kämpfen und Nöten; Solons Elegien und Jamben begleiten sein großes Reformwerk, sie sind das erste Beispiel philosophischer Selbstbesinnung („an sich selbst"), eines politischen Glaubensbekenntnisses. Bei der Trümmerhaftigkeit der Überlieferung in dieser Periode ist der Anteil im einzelnen nicht zu sondern, den Dichtung, Religion, Philosophie an der Gestaltung der Individualität hatten, vor allem auch nicht zu sagen, aus welchen Gründen so früh sich pessimistische Stimmungen in der Lyrik hervordrängten. Die Selbstdarstellung einer religiösen Persönlichkeit tritt uns in dem machtvollen Sühneliede des Empedokles entgegen — das Selbstgefühl ist gesteigert zur

Verkündigung des eigenen Gottseins —, in Heraklit die Selbstherrlichkeit des philosophischen Denkens. Die Autobiographie in der attischen Epoche erhält durch die sokratische Selbstbesinnung die Richtung für ihre spätere Entwicklung und tritt gegen Ende dieses Zeitraums, bei Isokrates, zum ersten Mal als eigentliches Literaturwerk auf. Einen Hintergrund bildet das steigende Interesse der Gesellschaft an ihren bedeutenden Männern, um 430 erscheinen die ersten Memoiren eines Jon von Chios, aber erst die große Umwandlung der geistigen Interessen, bedingt durch die Veränderung des gesellschaftlichen Lebens, und die große sophistische Bewegung haben eine neue Auffassung der Individualität hervorgebracht, bei der es sich um gedankenmäßige Begründung, Regeln oder Unmöglichkeit von Regeln handelt, die dem Individuum den festen Halt und Maßstab fürs Leben geben sollen. Persönlichkeit ist ein Lohn des Lebens. Inwiefern Sokrates den einzelnen Menschen zum bewußt gestaltenden Baumeister der eigenen Existenz machen wollte, und Platon ein inneres Gesetz des Fortschritts zur wahren Erkenntnis entwickelte, legt M. kurz dar: gerade die sokratische Auffassung der Persönlichkeit ist maßgebend geblieben für die Formen der Selbstbetrachtung in der antiken Literatur.

Und doch, nicht in diesen Strömungen, sondern in der Rhetorik hat die Autobiographie zuerst mit Isocrates festen Fuß gefaßt. Das erklärt sich aus der großen Öffentlichkeit des griechischen Lebens; hingewiesen wird dabei auf die Selbstdarstellung in der Gerichtsrede, Demosthenes' Kranzrede ist ein Stück Biographie. Isocrates hat in der Rede vom Vermögenstausche sich das Thema gestellt: „seinen Charakter, seine Lebensführung und Bildung den Schlechtberichteten und den späteren Geschlechtern klarzulegen", sein Enkomion auf Euagoras enthält zuerst das Schema für die Charakteristik des Individuums, wie schon Ivo Bruns (1896) ausführte; diese Formulierung, in Xenophons Agesilaos noch vervollständigt durch Kapitel über die Vorzüge des Helden, ist maßgebend für die Jahrhunderte geworden, wie die isokrateische Art sich zu idealisieren: die Selbstbiographie sollte ein Bildungsideal aufstellen.

Der nächste große Fortschritt geschah in der Zeit des Hellenismus, die, wie schon von anderer Seite ausgeführt ist, der Entfaltung des Individuums, dem Sichselbstbewußtwerden der Persönlichkeit günstig wie keine zuvor war. Freilich nur auf dem Gebiete des politischen Lebens ist, wenn auch trümmerhaft, eine fortlaufende Reihe von Autobiographien oder Zeugnissen über solche erhalten, so daß dieser Zweig von Alexander ab sich bis in die römische Kaiserzeit verfolgen läßt; für andere Arten be-

ginnen die Quellen erst seit Cicero wieder zu fließen. So muß sich die Darstellung zunächst auf jenes Gebiet beschränken; zuerst sind die hellenistischen Formen, Tatenbericht, Hypomnema, Rechtfertigungsschrift, höfische Memoiren, kurz gestreift, dann wird die autobiographische Produktion der römischen Staatsmänner behandelt. Hier konnte der Verfasser auf mancher guten Vorarbeit fußen, überall aber begegnen wir seinem besonnenen selbständigen Urteil. Wie besonders Tacitus' Einleitung zum Agricola zeigt, überwiegt jetzt das ethische Moment, die Pflege von Gedächtnis und Nachruhm vor der reinen Verherrlichungstendenz; Familientradition, Ahnenkultus, Leichenrede sind die Wurzeln des starken biographischen Interesses der Römer. Es ist zu beachten, daß die ersten Verfasser solcher Schriften den hellenische Bildung pflegenden Kreisen angehörten. Anderseits zeigen Ciceros drei Ruhmesschriften vom Jahre 60 die Richtung auf eine Art von historischem Roman. Nach einer kurzen Würdigung des Monumentum Ancyranum nach Stil, Aufbau, innerer Gliederung sind die wenigen Schriftstellerautobiographien behandelt, Cicero, Ovid, Galenus, Nikolaos von Damaskus, sämtlich hellenistischen Gepräges. Wichtiger ist noch der nächste Abschnitt über die Entwicklung der Selbstbiographie in der philosophischen und religiösen Bewegung, in dem sich M.'s Fähigkeit der psychologischen Vertiefung bewährt.

So verschiedenartig die Formen in der hellenistischen Literatur sind, in denen eine Lebensansicht persönlich darstellbar war, namentlich die Diatribe mit ihren Umbildungen, der moralphilosophischen Predigt und der römischen Satire, die Epistel, M. strebt danach, gerade diese Vielartigkeit und die Übergänge in ihrem Zusammenhange zu erfassen. Dazu vermag Cicero hinzuleiten, in dessen verschiedenen Formen seiner Selbstdarstellungen schon ein zergliederndes Persönlichkeitsbewußtsein sich offenbart. Welchen Einblick gewähren die Briefe an Atticus! Aber auch die Beziehung zwischen Selbstbiographie und der realistischen Dichtung ist zu beachten; so dunkel die Anfänge der letzteren sind, so bedeutend wurde die Nachwirkung. Wie sich ferner aus der Funktion der philosophischen Selbstbesinnung die Literaturform der Selbstbetrachtung erst in der Kaiserzeit herausbilden konnte, ist bedingt durch eine veränderte Stellung des Individuums zu sich selbst. Es hält sich an allgemeine Ideen, die Philosophie als Führerin des Lebens ist eine Art Dogma geworden, die stoische Bildungslehre beginnt die sittliche Erziehung mit der Erkenntnis der eigenen Schlechtigkeit und Schwäche, fordert Stetigkeit unserer sittlichen Energien, um durch fortgesetztes auf sich selber Achten zu Tugendvollendung, Weisheit und Gemütsruhe

zu gelangen. In dieser Hinsicht analysiert M. die für die Öffentlichkeit bestimmten, stark rhetorischen Briefe Senecas, die kunstlosen, aber unmittelbareren, kernigeren Vorträge Epictets, und Marc Aurels Buch „An sich selbst", die stille Einkehr ins Selbstbewußtsein, die nichts will als die Wahrheit des eigenen Lebens wahrnehmen und verwirklichen. Ehe von dem gewaltigen Einfluß des Christentums auf die Durchdringung des eigenen Ich gehandelt werden kann, wird der Typus der Bekehrungsgeschichte näher bestimmt, in dem Rhetoren, Moralphilosophen und christliche Apologeten sich zusammenfinden: Dio Chrysostomus, Lucian, Justinus der Märtyrer, Clemens der Römer, Gregor der Wundertäter, Philo von Alexandrien, die heiligen Reden des Aristides, Apuleius u. a. Ein gemeinsamer Lebensdrang suchte Aussprache; vielartig sind diese Seelengeschichten der hellenistischen Mystik wie die Verbindungen von volkstümlichem, religiösem und philosophischem Gut, von Griechischem, Christlichem und Orientalischem überhaupt in diesen religiösen Bewegungen. Die christliche Selbstbiographie ist nicht aus dem Christentum selbst zu erklären, die Umwälzung des antiken Geistes, an die Christi Lehre die letzten Hebel anlegt, aber den Suchenden neuen Boden erschließt, muß in Betracht gezogen werden. In Paulus' Bekehrungsgeschichte und Gewissenskämpfen ging, wie schon Dilthey sagte, das volle Bewußtsein von einer geschichtlichen Entwicklung des ganzen Seelenlebens auf. Welche Wandlung, Verinnerlichung ferner des Selbstbewußtseins in christlicher Demut und Buße, wo der Mensch im Sündenbewußtsein sich preiszugeben bereit ist!

Die antike Autobiographie hat ihre Blütezeit im 4. und 5. Jahrhundert erreicht, als der Lebenslauf der alten Völker zu Ende ging; nun ist sie eine selbständige Literaturgattung, und zwar sogleich auf einer höchsten Stufe, die die selbsterlebte Wirklichkeit eines Menschendaseins darstellt. In Augustinus erreicht sie ihre höchste Vollendung, seine Bekenntnisse sind nicht bloß persönliche Zeugnisse, seine Lebensgeschichte, herausgequollen aus dem Drange, den religiös-metaphysischen Zusammenhang des menschlichen Lebens zu erfassen, soll zum Spiegel einer Weltansicht dienen. Zahlreich werden jetzt die Selbstdarstellungen, die Tagebücher, die Physiognomie der Literatur verändert sich; auch in dieser Hinsicht ist es falsch, nur von Verfall zu reden, Übergänge vollziehen sich, auf den durch das Altertum geschaffenen gemeinsamen Grundlagen konnten nun die neuen Entwicklungen sich entfalten. Weshalb gerade in einer solchen Epoche die Subjektivität so lebhaft zum Durchbruch gekommen ist, die Selbstbiographie eine führende Stellung in der Literatur

erhielt, mag im letzten Grunde sich nicht voll erklären lassen: als ein Symptom des Verfalls der Kultur ist sie deshalb nicht anzusehen. Bei Libanios erscheint sie noch einmal als rhetorisches Kunstwerk, in dem die Eitelkeit des Deklamators, sein Neid gegen Rivalen oft recht unerfreulich hervortreten, ohne den Reiz einer wirklichen Kleinmalerei von Situationen und Empfindungen. Andere auch oberflächliche Richtungen der Autobiographie seien übergangen. In der Lyrik des Gregor von Nazianz aber offenbart sich die ganze Skala des Gefühlslebens, das Ringen durch innere Kämpfe, der ewige Schmerz des Menschendaseins, doch ungleich tiefer hat seine Innenwelt uns erschlossen Augustinus. Es ist eins der prächtigsten Kapitel in M.'s Buch, in dem die Bekenntnisse des großen Bischofs als Kunstwerk geschildert werden, das schon auf die Zeitgenossen großen Eindruck machte, durch die Jahrhunderte hin einen unvergleichlichen Einfluß geübt hat, denn jede Zeit las die Konfessionen mit anderm Auge und entdeckte neue Reize; ohne die Wirkung dieses einen Werkes wäre Kontinuität der Autobiographie im Abendlande möglich gewesen. Zum Schluß werden Ennodius, Paulinus von Pella, Patrick, Augustins Retraktationen, Boethius noch kurz charakterisiert.

Meine Ausführungen konnten von den Gedankengängen des Buches nur die wichtigsten herausheben, dürften aber zeigen, wie die ernsthafte Vertiefung darein sich verlohnt; so verwickelt auch zuweilen die Darlegungen sind, man empfängt reichen Gewinn. Mit begreiflicher Spannung sehen wir der Fortsetzung des Werkes entgegen, denn der Plan, die Autobiographie in den weiteren Jahrhunderten zu verfolgen, den Zusammenhang aufzudecken, der die Leistungen der verschiedenen Epochen und Nationen und Persönlichkeiten hierin zu einem in sich gegliederten Ganzen verbindet, stellt noch größere Anforderungen als dieser vorliegende Band an die Arbeitskraft des Verfassers und an seine Fähigkeit, große Entwicklungen des menschlichen Geistes zu durchdringen, Schwierigkeiten, die er glücklich überwinden möge.

W. Liebenam.

Julius Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters. Zweiter Band, erste Hälfte. Das Wesen des Hellenismus. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1909 (XII, 430 S.)

Der zweite Band des Werkes soll die Darstellung der Ereignisse bis zur Schlacht bei Sellasia 221 v. Chr. bringen, reicht aber zunächst nur bis zur Schlacht bei Ipsos 301. In zwei Kapiteln ist die politische und militärische Lage nach Alexanders Tod bis zum Frieden 311 auseinandergesetzt, dann die Bildung der

neuen Großmächte verfolgt. Bemerkenswert sind namentlich einige Urteile über Persönlichkeiten. Demosthenes' glühende Vaterlandsliebe wird warm anerkannt, aber ein Heiliger, wie ihn Niebuhr darstellt, sei er nicht gewesen, in der trüben Atmosphäre des politischen Parteikampfes vielmehr nicht bloß einseitig, sondern geradezu kleinlich und vom Vorwurf persönlicher Gehässigkeit gegen seine politischen Feinde nicht freizusprechen. Perdikkas habe 322 die Königswürde zu erlangen gestrebt. Treffend wird die Bedeutung des Antipatros hervorgehoben, der persönlich unsympathisch, als Unterdrücker griechischer Freiheit schon in der antiken Überlieferung in ungünstiger Beleuchtung erscheint, aber doch ein umsichtiger und vorsichtiger Taktiker und Stratege, zugleich ein Meister in diplomatischen Verhandlungen gewesen ist. In Phokion sieht K. nicht wie Bernays den Vorkämpfer für die Errichtung eines einheitlichen griechischen Nationalstaates unter makedonischer Führung, sondern den Vertreter einer resignierenden Politik, die Anschluß an Makedonien sucht, weil Athen keine selbständige Machtstellung mehr behaupten kann. Der größte Teil dieses Halbbandes aber handelt vom Wesen der hellenistischen Kultur und des hellenistischen Staates. Die schöpferische Epoche der Polis neigt sich ihrem Ende zu, nicht mehr ihr Ideal sittlicher und geistiger Gemeinschaft ist das höchste, sondern das der persönlichen Unabhängigkeit und Ungebundenheit des Individuums. Dies leitet über zu einer Betrachtung der Richtungen in der Philosophie des Hellenismus. So schrankenlos der Individualismus, die Selbstapotheose eines philosophischen Übermenschentums und eines politischen Herrenmenschentums hervortritt, durch das Verdienst der Stoa ist im Gegensatz dazu das hellenische Gemeinschaftsideal auf die allgemeine Welt übertragen, die Anschauung von der innern Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechts, das unter der Herrschaft eines gemeinsamen Lebenszweckes und eines einheitlichen, die Selbständigkeit alles Einzellebens also aufhebenden Lebensgesetzes steht, zur Geltung gebracht. Es verdient große Anerkennung, wie K. es versteht, die Ergebnisse umfassender scharfsinniger Einzelforschung unter große Gesichtspunkte zu stellen, immer wieder die leitenden Gedanken herauszuheben und uns in den Kreis seiner Anschauungen zu zwingen. — Der technische Charakter der hellenistischen Kultur zeigt sich namentlich darin, wie die durch ägyptische Verhältnisse beeinflußten Probleme der Arbeitsteilung und Berufsgliederung allgemeiner werden, im staatlichen, wissenschaftlichen und gewerblichen Leben sich durchringen, die wirtschaftliche Arbeitsteilung jetzt zur Grundlage einer beruflichen Organi-

sation wird (auch die Handwerkerinnungen der Kaiserzeit im hellenistischen Kleinasien sind nicht mehr als Nachbildungen römischer Vereine zu erklären). Daneben ist aber der Einfluß des rationalistischen Prinzips auf die Lebensauffassung und Lebensgestaltung zu beachten, das auch darin sich geltend macht, daß die großen Errungenschaften der menschlichen Kultur nun auf die höhere Einsicht einzelner besonders bevorzugter Persönlichkeiten, großer Weisen und Herrscher der Vorzeit zurückgeführt werden, eine Anschauung, deren monarchische Richtung unverkennbar ist. Auch das von K. entworfene Gesamtbild der hellenistischen Religion ist überaus lehrreich, sowohl als geschickte Zusammenfassung der Untersuchungen von anderer Seite als durch manche neue Züge, die herausgearbeitet sind; leider kann ich an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen.

Den Abschluß dieser Erörterungen bildet eine Gesamtwürdigung der hellenistischen Kultur, deren Einheit — nicht im nationalen Sinne —, deren individualistischer und rationalistischer Charakter scharf betont wird; in der wissenschaftlichen Forschung stehen die Naturwissenschaften voran, die gelehrte Durcharbeitung und Sammlung der Überlieferung wiegt vor, die Rhetorik spielt eine große Rolle, in den allgemein-menschlichen Beziehungen ist das stärkere Hervortreten der Frauen besonders kennzeichnend. Im zweiten großen Abschnitt über den hellenistischen Staat knüpft K. an Ausführungen an, die schon im ersten Bande und in seinen Studien zur Entwicklung der Monarchie im Altertum gegeben sind, setzt kurz auseinander, wie die innere Begründung der Monarchie aus den Zeitverhältnissen, der politischen Lage sowie den Strömungen der Kultur verstanden werden muß, wie sie als ausgleichende Gewalt zur Herstellung des inneren Friedens in den hellenistischen Parteikämpfen, als Reichsgewalt namentlich der Barbarenwelt gegenüber notwendig ward, wie nicht minder die philosophischen Strömungen mitwirkten, vor allem die Stoiker die Idee einer auf der unendlichen persönlichen Überlegenheit des Herrschers ruhenden Monarchie energisch vertraten. Einer der wesentlichsten Grundzüge des hellenistischen Staates ist die Verbindung des persönlichen Herrschaftsprinzips mit dem dynastischen Prinzip, die Monarchie hat nicht wie die Polis eine in bestimmten Gesetzen ausgeprägte Verfassung, die verordnende Gewalt des Königs vielmehr vertritt die Stelle des Gesetzes; die großen Vorrechte und Ehrenbezeugungen, die nach orientalischem Vorbilde dem Herrscher gezollt werden, die königliche Residenz als Mittelpunkt des Staates, die Beamten als abhängige Organe des persönlichen Herrscherwillens sind die Hauptmerkmale der unbedingt monarchischen Umformung des

staatlichen Lebens. Zum Schluß ist dann noch das Verhältnis der Monarchie zur Polis und zur Gesellschaft auseinandergesetzt, unter den Beilagen die ausführliche über den Herrscherkult besonders zu beachten, in der eine neue Erklärung begründet und namentlich Kornemanns Auffassung bekämpft wird. Nach K.'s Ansicht ist dieser Kult weder griechische Heroenverehrung noch orientalisches Gottkönigtum, sondern herausgewachsen und zu erklären aus religiösen Anschauungen und politischen Bestrebungen des Hellenentums, die auf eine Apotheose des herrschenden Individuums hindrängte; er ist nichts anderes als der sakrale Ausdruck des Abhängigkeitsverhältnisses und soll als Reichskult in der Person des göttlich verehrten Herrschers die staatliche Einheit vor Augen stellen, eine Auffassung, die manchen Widerspruch erfahren wird.

So steht diese Fortsetzung des Werkes auf gleicher wissenschaftlicher Höhe wie der erste vor 8 Jahren erschienene Band, und es bleibt nur zu wünschen, daß der Schlußteil in nicht zu ferner Zeit vollendet werden möge. W. Liebenam.

Paul Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum. (Handbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von H. Lietzmann I, 2) Bogen 1—6. Tübingen, Mohr (Siebeck), 1907. (96 S.)

Nur die erste Lieferung dieses längst vollendeten ausgezeichneten Buches ist der Redaktion zugegangen. Nicht eine vollständige hellenistisch-römische Kulturgeschichte zu geben, ist Wendlands Absicht und Ziel gewesen, sondern im Rahmen des Handbuchs sollten die Fragen beantwortet werden, wo die Grundlagen und Wurzeln der Kultur liegen, mit der das Christentum sich auseinandergesetzt hat, welche Stimmungen ferner und Dispositionen es in der Welt vorfand, unter welchen fördernden und hemmenden Momenten es sich verbreitet und entwickelt hat. Deshalb konnte der Standpunkt nicht erst in der Zeit genommen werden, wo die energische Auseinandersetzung des Christentums mit dem Hellenismus beginnt, sondern in dem Anfang der hellenistischen Epoche selbst, und die Darstellung umfaßt die Entwicklung bis ins zweite nachchristliche Jahrhundert, die später liegende wird nur zur Vervollständigung des Bildes berücksichtigt. In den ersten sieben Kapiteln sind behandelt: die weltgeschichtliche Bedeutung des Hellenismus, Polis und Monarchie, Kosmopolitismus und Individualismus, Geschichte der Bildungsideale, die philosophische Propaganda und die Diatribe, hellenistische Religionsgeschichte, die religiöse Entwicklung unter der Römerherrschaft. Nur ein auf diesem Felde

so bewährter Kenner wie W. konnte den Versuch wagen, eine solche Fülle von Problemen auf wenig Seiten in scharfer Beleuchtung vorzuführen, die knappe Fassung machte oft eine apodiktische Ausdrucksweise auch da nötig, wo eine vorsichtigere Wendung für solche, die diesen Teil des Handbuchs als Einführung in das Studium derartig verwickelter Verhältnisse benutzen, zweckmäßiger war. Die wesentlichste Literatur zu weiterem Eindringen ist angegeben. Ein großer Teil dieser Darlegungen berührt sich mit denen Kaersts, die in meiner vorangehenden Besprechung seines Buches skizziert sind; ich sehe deshalb davon ab, näher darauf einzugehen, und muß auch verzichten, die Verschiedenheit der Auffassung in einer Reihe von Punkten hier zu beleuchten. Jedenfalls ist W.'s Abriß eine glänzende Leistung, die von voller Beherrschung philologischer und theologischer Forschung auf diesem Gebiete zeugt und für beide sich fruchtbar erweisen wird.

W. Liebenam.

Wilhelm Erben, Ludwig Schmitz-Kallenberg und Oswald Redlich, Urkundenlehre. T. I. Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. Abt. IV (,1). München und Berlin, R. Oldenbourg, 1907. (X, 369 S.)

Der vorliegende 1. Band einer Urkundenlehre, die in ganz vorzüglicher Weise eine Zusammenfassung der diplomatischen Spezialarbeit der neueren Zeit unternimmt, enthält eine allgemeine Einleitung von Redlich und die Diplomatik der Kaiser- und Königsurkunden des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Italien von Erben. Die Einleitung Redlichs gibt einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der diplomatischen Wissenschaft und eine nur ganz kurze Orientierung über allgemeine Begriffe und Grundlagen. Dann tritt Erben sofort in die spezielle Behandlung der mittelalterlichen Königsurkunden ein. Das ergibt von vornherein eine wesentlich andere Anlage des ganzen Werks, als sie das bekannte Breßlausche Handbuch, das bisherige standardwork der Diplomatik, zeigt. Man wird es schwerlich ungerechtfertigt finden, daß, abgesehen von jener Einleitung, auf Trennung allgemeiner und spezieller Urkundenlehre von Hause aus verzichtet ist. Diese Scheidung, die dem Breßlauschen Werke zugrunde lag, ohne eigentlich durchgeführt zu sein, ergab dort wohl die Hauptschwierigkeit für den so lange und so schmerzlich vermißten zweiten Band.

An Redlichs Einleitung ist vor allem die außerordentliche Klarheit und Schärfe der Begriffsbestimmungen und der Darlegung sowie der gute Aufbau der allgemeinen Grundlagen

hervorzuheben. Er bespricht die verschiedenen Arten von Urkunden im weiteren und engeren Sinne, die Faktoren der Beurkundung, darunter namentlich den Begriff ,,Kanzlei", äußere und innere Merkmale, die Entstehung und Überlieferung der Urkunde. Seine Begriffsbestimmung von ,,Original" ist gegenüber der Breßlauschen äußerlicher, formaler, während Breßlau bei seiner Definition mehr von dem Wesen der Herstellung der Urkunde ausgeht. Behält man den in der Diplomatik einmal eingebürgerten Ausdruck ,,Original" für die nach dem Willen des Ausstellers hergestellte und dem Empfänger übermittelte Ausfertigung der Urkunde bei, so sollte man aber vermeiden von ,,Originalkonzept" (S. 32) zu sprechen. Das Wort Original ist hier in einem weiteren Sinn gebraucht, als in dem spezifischen dort, und erhält dadurch etwas Schiefes und Zweideutiges. Außerdem ist diese unerfreuliche Bildung aber auch überflüssig; denn wenn man, wie natürlich, von der kanzleimäßigen Herstellung der Urkunde ausgeht, so ist klar, daß jedes Konzept ,,Originalkonzept" ist, so original, wie jedes ,,Original"; jede andere Art der Überlieferung eines Konzepts kann eben nur ,,Abschrift des Konzepts" sein, wobei es sich von selbst versteht, daß es zu einer Urkunde mehrere Konzepte geben kann, von denen jedes nach Redlich als ,,Originalkonzept" bezeichnet werden könnte, wenn es in seiner ursprünglichen Niederschrift erhalten ist.

Die spezielle Diplomatik der Königsurkunde von Erben behandelt die Geschichte der Reichskanzlei, unter steter Bezugnahme auf Frankreich und Sizilien, dann die äußeren und die inneren Merkmale der Diplome. Das Gebiet dieser Spezialdiplomatik ist durch das ständige Heranziehen der normannisch-sizilischen und namentlich der französischen Königsurkunde erheblich erweitert worden; sorgfältige Literatur-Angaben sind den einzelnen Abschnitten vorangeschickt, besonders dankenswert sind auch die Faksimile-Verzeichnisse (S. 117, 190, 234; einige Nachträge gibt Steinacker in seiner Besprechung des vorliegenden Werkes: Hist. Zeitschr. 100. Bd., S. 371 Anm.). Es liegt in der Natur der Sache, daß die Behandlung der äußeren Merkmale weitaus den größten Raum beansprucht, und daß dieser Teil daher in drei große zeitliche Abschnitte (bis Ende der Salier — Stauferzeit — nach dem Interregnum) zerlegt ist; aber immerhin scheint mir die Darstellung der inneren Merkmale gegenüber den äußeren doch mehrfach verhältnismäßig zu knapp zu sein, wofür unnötige Ausführlichkeiten mit wenig Inhalt, wie z. B. in § 39 ,,Teile des Diploms" die Seiten 302/03, deren Kern bereits S. 24 behandelt ist, auch nicht Ersatz bieten. Im ganzen muß indessen voll anerkannt werden, daß alles klar, meist recht

knapp, aber durchaus erschöpfend bis ins einzelnste behandelt ist; eigentlich für alle Spezialfragen, die bei der Beschäftigung mit Königsurkunden auftauchen, bewährt sich das Buch als sicherer zuverlässiger Führer. Wie in seiner ganzen Anlage, so ist es auch in seinen Ergebnissen vielfach neu, und wenn auch die Diplomatik zum großen Teil in Kleinigkeiten besteht, so verliert es nicht den Zusammenhang mit den allgemeinen geschichtlichen Wandlungen, mit der Kulturgeschichte. Besonders lehrreich ist die Kanzleigeschichte in dieser Hinsicht, aber auch in äußeren Merkmalen der Diplome spiegeln sich unter Umständen kulturgeschichtliche Momente und Umgestaltungen des staatlichen Lebens. Solche Beziehungen sind häufig, z. B. bei Vergleichen der französischen und deutschen Entwickelung, angedeutet, immer aber mit gebührender Vorsicht und Zurückhaltung. Es ist auch vermieden worden, von der Diplomatik und der Kanzleigeschichte einen näheren Anschluß an die Behördengeschichte überhaupt zu suchen, an das Urkundenwesen die Anfänge des Aktenwesens anzuknüpfen. Denn wenn auch die Kanzleigeschichte, wenigstens in großen Zügen, bis 1620, bis zur Trennung der österreichischen Hofkanzlei und der Reichskanzlei, geführt ist, wenn auch die neuen Urkundenformen seit dem Interregnum schon durchaus den Übergang zu den Akten bilden, wie namentlich die sog. „Briefe" (S. 238), die vielleicht besser als „Schreiben" bezeichnet würden, so liegt der Schwerpunkt, entsprechend dem Stande der Vorarbeiten, doch ganz auf der Königsurkunde des früheren Mittelalters; die Untersuchung operiert mit den für diese Zeit gebildeten Begriffen fast ausschließlich, sucht sich notdürftig mit den in jüngerer Zeit auftauchenden Formen des Kanzleigeschäftsbetriebes abzufinden und verzichtet darauf, auf diesen näher einzugehen und von da aus den Zusammenhang von Beurkundung und Aktenwesen zu erörtern. Über diese Lücke, die sich bei der Privaturkunde vielleicht noch fühlbarer machen wird, hilft uns auch dieses so vorzüglich gearbeitete Handbuch nicht hinweg.

Rosenfeld.

E. Borkowsky, Das alte Jena und seine Universität. Eine Jubiläumsgabe zur Universitätsfeier. Mit 107 Abbildungen. 1.—3. Tausend. Jena, E. Diederichs, 1908 (287 S.)

E. Kelter, Ein Jenaer Student um 1630 (Eberhard v. Todenwarth). Mit 27 Abbildungen. Jena, E. Diederichs, 1908 (83 S.).

Es sind zwei gefällige, wesentlich für weitere Kreise bestimmte, aber wissenschaftlicher Grundierung nicht entbehrende Bücher, die der Diederichssche Verlag als Jubiläumsgabe zur Jenaer Universitätsfeier herausgebracht hat. Eine umfassende, auf allem

erreichbaren Material aufgebaute, weitestgehenden wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Geschichte der Universität Jena fehlt uns ja noch immer, und sie will auch Borkowsky nicht geben, aber wir können doch immerhin für den vorliegenden Ersatz dankbar sein. Charakteristisch für das Buch ist die Betonung des kulturgeschichtlichen Elements, und ich habe bezüglich der Auffassung und Darstellung des jeweiligen Zeitgeistes um so weniger Anlaß zu Ausstellungen, als sich der Verfasser in diesen Dingen mehrfach (vgl. etwa S. 51f., 64, 67f., 72ff., 97ff.) an meine Geschichte der deutschen Kultur anlehnt. In dieser sind übrigens auch mehrere der vom Verfasser reproduzierten Stammbuchblätter (z. B. S. 101), aber auch eines, das er nur ausführlich beschreibt (S. 86, indessen ist das Jahr 1655, nicht, wie er angibt, 1685), abgebildet (vgl. meine Gesch. d. d. Kultur S. 605). Natürlich hat der Verfasser überhaupt die Literatur, die ihm Material, vor allem Quellenstoff bieten konnte, in reichem Maße herangezogen, wenn auch Literaturnachweise und Belegstellen dem Buche fehlen. Auch der von Fester als 1. Ergänz.-Heft unseres Archivs herausgegebene Reisebericht des „Universitäts-Bereisers" Gedike von 1789 ist benutzt. Im ganzen verdient das gut und anregend geschriebene Buch sowohl als Beitrag zur Geistes- wie zur Sittengeschichte zahlreiche Leser. Besonders ausführlich ist die Zeit um 1800 behandelt.

Nur einen kleinen Zeitabschnitt beleuchtet das Keltersche Büchlein, freilich unter Heranziehung eines ausgiebigen archivalischen, wesentlich wieder kulturgeschichtlichen Materials. Es stammt in der Hauptsache aus dem Codex XXXIII der Hamburger Stadtbibliothek. Dieser enthält, von dem darmstädtischen Kanzler Antonius Wolff von und zu Todenwarth zusammengebracht, den ganzen Briefwechsel, der sich auf die Jenaer Studienzeit von dessen Sohn Eberhard bezieht, nebst allen Rechnungen von der Abreise bis zur Rückkehr nach Hause. Es hätte freilich in der Vorrede gesagt werden müssen — im Literaturanhang ist die betr. Publikation ohne besondere Hervorhebung angeführt —, daß der wesentlichste Teil des Materials bereits in unserer Zeitschrift für Kulturgeschichte (der Vorgängerin unseres Archivs) Bd. V, 1898, S. 161ff. von G. Buchwald veröffentlicht ist, vor allem der Bericht über die wenig erfreulichen Jenaer Universitätsverhältnisse (bei Kelter S. 28ff., auch S. 33.). Im übrigen gewährt das Büchlein gerade durch die Vorführung des unmittelbaren Briefmaterials ein sehr lebensvolles und anschauliches Bild. Neben den Lebens- und Studienverhältnissen eines damaligen ernsthaft gesonnenen Studenten vom Stande, neben den Zuständen der Universität Jena, dem Leben, den

Sitten und Anschauungen von meist faulen und pflichtvergessenen Professoren und wilden und verkommenen Studenten tritt uns auch eine tüchtige und gefestigte Familie mit ernsten Lebensgrundsätzen entgegen, wie überhaupt neben den vielen unerfreulichen Seiten des 17. wie schon des 16. Jahrhunderts die nicht so augenfällig hervortretenden Vorzüge des deutschen Familienlebens immer betont werden sollten. Willkommen ist der Abdruck der väterlichen Instruktion für Eberhard. Derartige Instruktionen sind damals übrigens weit verbreitete Sitte.

Georg Steinhausen.

Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans. Eine Auswahl aus ihren Briefen, herausgegeben und eingeleitet von J. Wille. Mit 13 Abbildungen auf Tafeln. (Deutsche Charakterköpfe, Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften, hrsg. von Wilh. Capelle. Bd. 1.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1907 (VI, 160 S.).

Elisabeth Charlottens Briefe an Karoline von Wales und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Wortgetreuer Neudruck der 1789 durch Aug. Ferd. von Veltheim zu Braunschweig veröffentlichten Bruchstücke, besorgt und erläutert von Hans F. Helmolt. Mit 1 Bildnis Liselottens in Gravüre. Annaberg i. S., Graser, 1909 (VIII, 446 S.).

Hans F. Helmolt, Liselottens Briefe an Sophie Dorothee von Preußen. Sonderdruck aus dem Historischen Jahrbuch. München 1908, J. G. Weiß (139 S.).

Hans F. Helmolt, Kritisches Verzeichnis der Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans. Nebst dem Versuch einer Liselotte-Bibliographie (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. 24. Heft.) Leipzig, Rud. Haupt, 1909 (VI, 227 S.).

Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Von Emil Burger. Mit 4 Bildnissen. Frankfurt a. M. u. Berlin, Moritz Diesterweg, 1908 (VI, 249 S.).

Als ich vor zwanzig Jahren während der Arbeit an meiner Geschichte des deutschen Briefes einmal einem bekannten Historiker gegenüber von den in ihrer Art klassischen Briefen der Liselotte von der Pfalz sprach, kannte dieser Historiker — sein „Fach“ war allerdings das Mittelalter — nicht einmal den Namen dieser deutschen Fürstentochter am Pariser Hofe. Heute ist die Bekanntschaft mit ihren Briefen bereits in den weiten Kreisen

der Gebildeten eine ziemlich große. Längst hatten ja zunächst Wolfg. Menzel (1843), dann vor allem Holland (seit 1867) in einer ganzen Reihe von Bänden der Bibliothek des Literarischen Vereins, längst Ranke (in Auswahl 1861) und besonders Bodemann (1885 und sonst) aus den Hannoverschen Schätzen Liselotte-Briefe in reicher Zahl ediert, 1884 hatte L. Geiger schon eine modernisierte, die Originalität des Eindrucks beschränkende Auswahl von solchen Briefen nach Holland und Ranke in der Kollektion Spemann für ein größeres Publikum erscheinen lassen. Aber alles dies wirkte nur sehr allmählich. Vielfach überwog bei der Verwertung oder der Lektüre der Briefe das stoffliche Interesse, ihr Quellenwert für unsere Kenntnis der französischen und allgemeinen Geschichte jener Zeit, insbesondere bezüglich der Sitten, Zustände und Personen am französischen Hofe, ein Interesse, das schon 1789 die anekdotenjägerische Publikation Veltheims (s. unten) und 1820 die Liselotte-Biographie von Schütz hervorgerufen hatte. Liselottes Bedeutung als deutsche Briefschreiberin und damit ihre Stellung innerhalb der deutschen Kulturgeschichte ist eindringlich und ausführlich wohl erst von mir in meiner Geschichte des deutschen Briefes nach den Publikationen Hollands und Bodemanns dargelegt, und in dieser Richtung gerade ist seitdem das Interesse an ihren Briefen und die Freude über die deutsche Art der Liselotte außerordentlich gewachsen.

In neuester Zeit hat sich neben anderen besonders J. Wille mit Liselotte eingehend beschäftigt und ihre Persönlichkeit den Deutschen näher zu bringen gesucht. Von ihm rührt jetzt die oben an erster Stelle angeführte treffliche Auswahl aus ihren Briefen her. Sie geht eben von jenem schon von mir betonten Gesichtspunkt aus: „Nicht darauf, was Liselotte schreibt, sondern wie sie schreibt, kommt es uns an.“ Diesen Gesichtspunkt durchzuführen, ist nun gerade bei Liselottens Briefen nicht schwer. Denn aus jedem ihrer zahllosen Briefe — sie war bekanntlich eine der eifrigsten Briefschreiberinnen aller Zeiten — spricht ihre originelle Art, deren sie sich freilich sehr früh bewußt geworden ist und die sie auch, was nicht immer beachtet wird, bewußt pflegt und hervorkehrt. Schwieriger ist es, durch eine Auswahl die besonders charakteristischen Wesenszüge möglichst allseitig vorzuführen. Das ist nun Wille in vortrefflicher Weise gelungen; mit Recht hat er in dieser Auswahl aber die von mancher Seite mit Vorliebe gesuchten obszönen Stellen einem größeren, Naturen wie die Liselottes leicht mißverstehenden Publikum gegenüber beiseite gelassen — in Parenthese erinnere ich hier an ähnliche Züge in den derb-humorvollen Briefen des Albrecht

Achilles. Die Briefe sind sachlich-individuell geordnet (Jugendbriefe und Jugenderinnerungen, Aus dem Staats-, Hof- und Gesellschaftsleben Ludwigs XIV. und des Regenten, [die] Maintenon, Religion und Kirche usw.). Die Auswahl, von einer guten Einführung eingeleitet und mit zweckdienlichen Anmerkungen erläutert, verdient in weiten Kreisen des gebildeten Publikums recht verbreitet zu werden. Die den Bodemannschen Publikationen entnommenen, dort verkürzt wiedergegebenen Briefe sind übrigens von Wille mit den Originalen nochmals verglichen und zum Teil ergänzt, die Briefe an Frau von Harling nach dem Original vollständig wiedergegeben worden. Bei dem Titel der Bodemannschen Ausgabe: Aus den Briefen usw. muß es natürlich statt Hannover 1841: 1891 heißen.

Eine andere ziemlich gleichzeitig erschienene, weit umfangreichere Auswahl aus den Briefen Liselottes (in zwei Bänden) stammt von Hans F. Helmolt; sie ist uns nicht zugegangen. Dagegen liegt uns eine Reihe weiterer einschlägiger Publikationen Helmolts vor, der die Gattung der Liselottebriefe sich neuerdings als Spezialität erkoren hat: zunächst der Neudruck der bereits erwähnten, von Veltheim 1789 veröffentlichten Bruchstücke von Briefen an Karoline von Wales und Anton Ulrich von Braunschweig. Die Tendenz der Veltheimschen Sammlung geht aus ihrem Titel: Anekdoten vom Französischen Hofe hervor. Besonderen Anklang hat seinerzeit die bereits ein Jahr vorher (1788) erschienene „indiskrete Vorausgabe" in französischer Übersetzung gefunden, die aber an Wert hinter dem deutschen Original weit zurücksteht. Der Neudruck des seltenen Buches rechtfertigt sich insofern durchaus, als die Originalbriefe, denen die Bruchstücke entnommen sind, nicht mehr aufzufinden sind. Aber gerade der oben betonte Gesichtspunkt, daß wir vor allem die Art Liselottes kennen lernen wollen, tritt hierbei doch sehr zurück vor dem rein stofflichen Moment, wobei es außerdem häufig auf mehr oder weniger pikante oder skandalöse Einzelheiten angekommen ist. So hat dieser Neudruck wesentlich nur ein sittengeschichtliches Interesse. Aber es fehlt doch immerhin nicht an Stellen, in denen Liselotte sich in ihrer charakteristischen Art zeigt, namentlich wenn sie von sich selbst spricht (S. 216 ff.). Der Hauptteil ist nach den Personen geordnet, zu deren Charakteristik die Bruchstücke beitragen sollen (Ludwig XIV., seine Geliebten, vor allem die Maintenon, seine Gemahlin, Philipp Herzog von Orléans (Liselottes Sohn), Louis XV., sie selbst usw.). Dem Neudruck hat Helmolt ein erläuterndes Register und ein Titelbild (ein bisher nicht reproduziertes Bild der Liselotte von 1671) beigegeben.

Fast nur stofflich von Interesse, insbesondere für den politischen Historiker, sind dann die von Helmolt aus dem Kgl. Hausarchiv (in Charlottenburg) im Historischen Jahrbuch edierten Briefe an die Königin Sophie Dorothee von Preußen aus den Jahren 1716—22. Sie sind überdies durchweg in französischer Sprache geschrieben, bilden aber im übrigen eine fast lückenlose Folge. Kulturgeschichtlich und sittengeschichtlich ist der Ertrag, wie gesagt, gering. Helmolt selbst hebt als derartige Züge die Erwähnung der Schoßhündchenmode (vgl. dazu in unserem Archiv Bd. VII, S. 272ff den Aufsatz von Fr. Andreae, Das Rokoko und die Hunde, bes. S. 296), allerlei Einzelheiten über das Theater und besonders die skeptischen Ausführungen über die von London her eindringende Schutzimpfung hervor. Daß jene derb-pikanten Geschichten vom Hofe usw., die Liselotte doch selbst mit einer gewissen Vorliebe berichtet haben muß und die für manche ihrer Korrespondentinnen wohl den Hauptreiz ihrer Briefe bildeten, hier fast ganz fehlen, spricht, wie Helmolt mit Recht hervorhebt, für die dergleichen Skandalgeschichten abgeneigte Adressatin. Eigenartig kommt Liselottes deutsche Art auch in diesen französischen Briefen gelegentlich zutage; so tritt sie aufs lebhafteste der Zurückdrängung der deutschen Sprache in Deutschland selbst entgegen — damals kam ja der Gebrauch der französischen Modesprache in Deutschland auf den Höhepunkt. Sehr viel Mühe hat sich Helmolt im übrigen mit den oft schwierigen Erläuterungen und der Datierung, resp. Ordnung der Briefe gegeben.

Recht verdienstvoll ist das kritische Verzeichnis, das Helmolt in chronologischer Folge über alle bekannten Liselottebriefe aufgestellt und veröffentlicht hat. Denn es ist richtig, daß zu den älteren grundlegenden Sammlungen in den letzten Jahrzehnten viel neues, oft zerstreutes Material hinzugekommen, anderseits auf weitere Funde schwerlich zu rechnen ist, und daß die Fülle der Briefe überhaupt etwas Verwirrendes hat, so daß eine Übersicht zum Bedürfnis wird. Der Liste vorher gehen Nachweise über die Aufbewahrungsorte der handschriftlich erhaltenen Originalbriefe und die Ausgaben dieser Handschriften, über die Drucke von Briefen, deren Originale verloren gegangen oder verschollen sind, usw. Es folgt ein recht sorgfältiger „Versuch einer Liselotte-Bibliographie", der aber von vornherein auf Erfüllung aller Anforderungen an eine eigentliche Bibliographie und auf abschließende Vollständigkeit keinen Anspruch macht. Die Übersicht soll eine erste Orientierung sein, nicht etwa jede Erwähnung der Liselotte registrieren. Bezüglich des Verzeichnisses selbst sei noch hervorgehoben, daß es 3857 Briefe aufführt.

Nur äußerlich kann man an die besprochenen Publikationen die kleine Sammlung Burgers anschließen, weil sie sieben Briefe Liselottes (nach Hollands Ausgabe) gleich zu Anfang enthält. Sie bildet den 4. Band von Diesterwegs Deutschen Volksausgaben, hat also rein populäre Zwecke. Außer von Liselotte, über die auch noch am meisten in der Einleitung gesagt ist, bringt sie Briefe von Frau Gottsched, Meta Moller, Maria Theresia, Eva König, natürlich auch von Frau Rat, in der Liselotte „ihre Auferstehung feiert", Luise von Preußen, Karoline v. Humboldt, Charlotte Schiller usw. bis zu Luise von François und der Großherzogin von Baden. Anmerkungen folgen am Schlusse der Sammlung. Für das große Publikum wird die Sammlung manches Anregende bieten, eine tiefere Kenntnis des eigentlich Charakteristischen der Frauenbriefe und ihrer Entwickelung verrät der Veranstalter der Sammlung gerade nicht, schlachtet dafür freilich auch nicht meine Geschichte des deutschen Briefes ungeniert aus wie die Herausgeber mancher ähnlichen Sammlungen.

Georg Steinhausen.

Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815 in Wort und Bild der Mitlebenden. Herausgeg. von Friedrich Schulze. 1. Band: 1806—1812. 2. Band: 1812—1815. Leipzig, R. Voigtländer, 1908 (XIV, 336; IX, 379 S.).

Die Kenntnis der Vergangenheit durch Bildermaterial anschaulicher zu machen, ist man seit längerer Zeit in immer stärkerem Maße bestrebt gewesen. Namentlich Werke, die auch für ein größeres Publikum bestimmt sind, haben von diesem Modus in um so ausgedehnterer und vollkommenerer Weise Gebrauch gemacht, je ausgebildeter und trefflicher das Reproduktionsverfahren wurde. Mit immer größerem Eifer, oft freilich mit mehr Eifer als Urteil und Kennerschaft, wurden auf Veranlassung der Verleger oder von diesen selbst die Sammlungen durchstöbert und auch eine große Fülle teilweise wenig oder gar nicht bekannten Materials ans Licht und in die Bücher gebracht. Manchem Verleger schien das Bild fast wichtiger als der Text. Zu den Bildern waren auch schon seit längerer Zeit Reproduktionen von Briefen, Urkunden, Handschriften wie von Flugblättern, Proklamationen, Zeitungen, Buchtiteln usw. gekommen. Obgleich sich allmählich, m. E. mit Recht, eine Abneigung gegen das Zuviel in dieser Beziehung geltend machte, scheint der Weg der Verleger, wohl dem Geschmack des Publikums entsprechend, noch immer weiter in dieser Richtung zu gehen. Neuestens ist man nun dazu übergegangen, die Darstellung selbst in oft unvermittelt nebeneinandergestelltes Material aufzulösen, neben die

bildlichen die textlichen Quellenstücke, Schilderungen, Äußerungen der Zeitgenossen zu stellen und so gewissermaßen die Vergangenheit in jeder Beziehung möglichst leibhaftig wieder heraufzuzaubern.

Konnte schon die Ausbreitung der Bilderfülle als impressionistisches Verfahren bezeichnet werden, so kann man diese Bezeichnung erst recht auf diese neueste Methode anwenden. Es ist vor allem Stimmung, Zeitstimmung, die so erweckt werden soll und auch kann. Es mag sich ferner durch die Lektüre der Quellenstücke bei vielen nicht tiefer historisch Gebildeten eine eindringendere Kenntnis und lebhaftere, unmittelbarere Anschauung von den Menschen und Dingen der Vergangenheit bilden, aber zu rechter Ordnung dieser überdies immer nur lückenhaften Kenntnisse, vor allem zur kritischen Beurteilung der Zeitäußerungen, zur Erkenntnis der Zusammenhänge, die dem damals lebenden oder mitagierenden einzelnen Individuum zumeist verborgen blieben, bedarf es doch immer der leitenden Hand des Historikers. So können denn solche Sammlungen nur neben einer ausführlichen zuverlässigen historischen Darstellung, so wie s. Z. Freytag in trefflicher Weise seine Quellenstücke in den „Bildern“ einleitete und vorbereitete, ihren Zweck voll erfüllen, Sammlungen aber, die fast allein den Zeitgenossen das Wort lassen, doch nur teilweise. Das gilt nun auch von der Schulzeschen Sammlung, die im übrigen wieder die Verlagsbuchhandlung angeregt hat. Zweifellos ist sie mit großem Fleiß, vieler Sorgfalt und nicht geringer Kennerschaft zusammengebracht, zweifellos führt sie auch an ihrem Teil und in ihrer Weise in die bewegten Tage von damals gut ein. Das Bildermaterial — viel Porträts und Schlachtendarstellungen natürlich, von letzteren zuviel — ist nicht so instruktiv wie vielfach solches für weiter zurückliegende Zeiten. Außerdem sind unter den Reproduktionen entsetzliche bunte Bilderbogen, die doch nur für die Naivetät und Geschmacklosigkeit der großen Menge jener Zeit bezeichnend sind. Im ganzen steht das bildliche hinter dem Textmaterial zurück. Bei diesem überwiegt freilich, abgesehen von dem allgemeinen kulturhistorischen Interesse, das Äußerungen und Schilderungen von Zeitgenossen immer haben, die politisch-militärisch-nationale Seite. Spezifisch kulturgeschichtlich sind etwa die Abschnitte: Die preußische Armee von 1806 (Soldatenleben, Die Offiziere), Der Patriotismus des 18. Jahrhunderts, Vom neuen Patriotismus, Die ethische Revision, Die Begründung des preußischen Volksschulwesens, Die Universität Berlin, Das Turnen, Vom geselligen Leben und allgemeineren Interessen der Zeit (Gall, Wiener Musikleben u. a.), Das gesellschaftliche Leben des Wiener Kongresses.

Natürlich betont der Herausgeber selbst, daß es sich meist nicht um objektive, sondern nur um subjektive Wahrheit handeln kann. Daß er auch den Leser nicht ohne Kritik an die Quellen heranlassen möchte, zeigt der dem 2. Bande am Schluß beigegebene Anhang: Nachweis der Fundorte und Bewertung der Quellen.

Unter den benutzten Schriftstellern ist natürlich E. M. Arndt besonders vertreten, auch Görres, vieles ist ferner der Selbstbiographie von Steffens sowie erklärlicherweise den Erinnerungen Boyens, auch denen des Generals v. Reiche entnommen. Man könnte natürlich bezüglich der Auswahl manche weitere Wünsche vorbringen, im allgemeinen ist diese aber eine gute, und das ganze Buch verdient das Interesse weiter Leserkreise.

Georg Steinhausen.

Briefe von und an Friedrich v. Gentz. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Wedekind-Stiftung zu Göttingen herausgegeben von Fr. C. Wittichen. 1. Band: Briefe an Elisabeth Graun, Christian Garve, Karl August Böttiger u. a. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1909. (X u. 365 S.)

Daß ein „Verleumdungsfeldzug" gegen Gentz ausgefochten sei, wie der Herausgeber behauptet, möchte ich nicht zugeben; er hat wie Varnhagen und Rahel, wie Friedrich Schlegel und Clemens Brentano unter dem Talent, starke Sympathien und Antipathien zu erregen, leiden müssen und hat das niemals mit der „norddeutschen" Sentimentalität aufgenommen, die W. uns sonst nicht (S. 1) mit Unrecht zu Last legt, hier aber selbst beweist. Ich fürchte auch, daß alle Rettungen an dem Urteil nicht viel ändern werden, das sich über Gentz gefestigt hat. Er war sicher ein großes Talent; aber Charakter noch weniger als die Metternich, Talleyrand und andere Heroen der Frivolität. Denn durch sein ganzes Leben verfolgte ihn die Schwäche, die er selbst nur zu gut kannte: „Ich kenne überhaupt nur ein Übel in der Welt, aber es ist gräßlich genug, es ist die Angst. Dies ist die wahre Peinigerin meines Lebens." (An Garve, S. 195.)

Solcher Selbsterkenntnis oder doch Selbstprüfung dienen vorzugsweise die Briefe an Garve, deren Wiederabdruck (S. 128ff.) die Mitte des Buches einnimmt. Die philosophische Grundlage von Gentz' Weltanschauung wird hier behandelt: das „Recht des Stärkeren" erklärt der Staatsphilosoph (S. 150) für einen im Ernst unmöglichen Ausdruck, betont (S. 158) die Rechte der Völker, kritisiert (S. 168) Rousseau und vertieft sich in die Entwickelung der Revolution. Die französischen Zeitschriften studiert er (S. 178, 207), wohl der erste, der diese Geschichtsquelle voll würdigte, wie sonst die Kritik der Urteilskraft, deren Titel er

(S. 156) bemängelt, oder Reinholds Philosophie (S. 168). Keine Zeit für die Zeitung zu haben, ist ihm (S. 190) das Symptom der schrecklichsten Lage. Er ist entzückt von Wilhelm v. Humboldt (S. 186, 197), weiß den Vetter Ancillon (S. 186, 197) richtig zu schätzen, stöhnt über den Minister v. Voß (S. 190, 209) und erzählt den religiösen Wahnsinn der Fr. v. Phull (S. 175); aber vor allem ist ihm doch der ruhig-nüchterne Popularphilosoph, den W. (bes. S. 130) gut charakterisiert, die Adresse für seine ersten Staats- und Denkschriften, deren Leitstern allmählich Burke (S. 203) wird.

Diese Entwickelung des praktischen — nur allzu praktischen! — Politikers beherrscht aber vor allem den Briefwechsel mit Karl August Böttiger (S. 212f.). Natürlich spricht man mit Ubique auch über seine (über Gebühr gelobte) „Sabina" (S. 270), verhandelt über Literatur, fragt nach Schiller und erzählt von Brinkmann (S. 239), findet es noch lange nicht an der Zeit, Goethes Produkte zu kritisieren (S. 255) — was er doch auch tut, indem er den romantischen Einfluß des „Alarkos" auf die „Braut von Messina" fühlt und auf die „Natürliche Tochter" ahnt (S. 272). Auch von Wiener Kunstfreunden und einem Wallenstein-Porträt wird (S. 302f.) berichtet. Aber vor allem ist doch dieser dunkle Ehrenmann der Vertraute seiner politischen, politisch-literarischen und politisch-wissenschaftlichen Ansichten und Pläne. Preußische Politik soll (S. 233f.) natürlich auch getrieben werden (Friedrich Wilhelm III. S. 242, vgl. 236; Mencken S. 235). Aber dann tritt das opus magnum über die Revolution (S. 245) in den Gesichtskreis, das ungeschrieben bleiben sollte. Böttiger wird seine Ansprache für allen Verdruß über Politiker wie Montgelas (S. 274), Historiker wie J. v. Müller (S. 274, vgl. 246), Journalisten wie Posselt (ebd.). Englische Staatsmänner wie Mackintosh (S. 285) und Brougham (S. 283) tauchen auf. Vor allem aber ist es interessant zu beobachten, wie auch dieser feine Geist Bonaparte unterschätzt (S. 255, 291, 300) und Wielands geniale Prophezeiung (S. 251) ablehnt!

Schon hier kommt neben dem Denken auch das Fühlen Gentz' zur Geltung. Seine epikureische Natur ist auf eine politische Weltanschauung orientiert, deren Formel „möglichst wenig Schmerz" und „möglichst wenig Störung" lautet. Und der Liebhaber Gentz ist auch Politiker. Die Briefe an Elisabeth Graun (S. 1ff.), die der Herausgeber mit einer sehr gut orientierenden Einleitung veröffentlicht, sind schöne Stilübungen, in denen, wie in den Staatsschriften, eine ehrliche Überzeugung sich mit einiger Eitelkeit und nicht wenig Berechnung ergeht. Die Briefe haben es bei aller Wärme der Verliebtheit doch verdient, daß Elisabeth

Stegemann später ihren Halbroman damit ausstopfte (vgl. S. 8). Gentz meint es ganz gut mit seiner Erziehung der schönen Frau: sie soll sich an den „abscheulichen Mann" (S. 102) gewöhnen — das Prinzip der Legitimität! —, soll sich beherrschen lernen. Aber sie weiß es: „gleichgültig können Sie nicht leicht gegen etwas sein — Sie werden nur lieben oder hassen" (S. 120). Er intrigiert doch auch hier, bei aller Liebe; er will doch auch hier regieren, bei aller Objektivität der Beobachtung (S. 78) und der Ermahnung (S. 23). Und er beherrscht sie bis in ihren Ausdruck hinein (vgl. S. 97, 126 u. a.).

Stärker als in den beiden anderen Korrespondenzen und den vereinzelten Briefen an Herder (S. 314), an Luden (S. 346), in der von beiden Seiten kräftig geführten Auseinandersetzung mit Hennings (S. 317f., 362f.) oder den Briefen an französische und englische Politiker tritt in diesem früheren Briefwechsel die anfängliche Beschränktheit von Gentz' Bildung hervor. Der Sohn des Preußischen Generalmünzdirektors schwärmt noch für Popes „unnachahmliche Übersetzung" des Homer (S. 157f.); und wenn „Gentze" oder „Genze" an die „liebe Graunin" (S. 23) oder über die Schwinken (S. 27) schreibt, so erinnert schon diese vulgäre Ausdrucksweise (die ja auch den Klassikern nicht fremd ist, aber in solcher Verwendung bei ihnen nicht begegnet) an die philiströse Atmosphäre des Berliner und Breslauer Bürgerhauses. Was der deutsche Bürger der Aufklärungszeit auf seinem Wege zu dem Bourgeois (das blieb der geistreiche Epikureer und Stilkünstler immer!) der modernen Realpolitik gewonnen — und verloren hat, das hat Friedrich Gentz uns prophetisch vorgelebt: aus äußerer Enge zu äußerer Weite, aus innerer Weite zu innerer Enge.

Richard M. Meyer.

Druckfehlerberichtigung.

Auf der dem 1. Heft beigegebenen Tafel muß es in der Unterschrift statt „Aus:" „Abb. 2" heißen.

ALTES UND NEUES ÜBER DIE STIGMATISATION DES HL. FRANZ VON ASSISI

VON KARL HAMPE

Im 96. Bande der Historischen Zeitschrift habe ich vor einigen Jahren in einem kurzen Aufsatze die eigenartigen Probleme neu zu behandeln versucht, welche der psychologisch und religionsgeschichtlich höchst bemerkenswerte Vorgang der Stigmatisation des hl. Franz von Assisi darbietet. Ohne hier jene Darlegungen, die ich als bekannt voraussetzen muß, im einzelnen wiederholen zu wollen, möchte ich nur die Hauptergebnisse andeuten. Ich suchte einmal gegen Karl v. Hase zu erweisen, daß Franzens Wundmale nicht das Werk frommen Betruges an seiner Leiche, vollbracht durch den ehrgeizigen Ordensgeneral Elias, sein konnten, weil sich außer Elias noch andere Augenzeugen nennen lassen, welche die Wundmale schon an dem Lebenden beobachteten, und weil die Annahme, auch sie seien mit im Komplott gewesen, um die Welt, wenn auch in frommer Absicht, so doch bewußt, zu hintergehen, zu starken Unwahrscheinlichkeiten führen würde. Was das Aussehen der Wundmale an Händen und Füßen betrifft, so glaubte ich entgegen der Ansicht aller neueren Darsteller aus dem unmittelbar nach dem Tode des Heiligen geschriebenen Briefe des Elias entnehmen zu sollen, daß es dunkelfarbige, vernarbte Wundlöcher waren, nicht aber nägelartige, außen und innen wie Köpfe und Spitzen von Nägeln hervortretende schwärzliche Fleischgebilde. Den Zeitpunkt, an dem die Stigmatisation erfolgte, meinte ich, entgegen der allgemeinen und durch die Autorität der Kirche gestützten Anschauung, auf Grund einer richtigen Bewertung der voneinander abweichenden Quellenangaben ganz dicht an Franzens Tod heranrücken zu müssen. Der Vorgang hat, so führte ich aus,

ursprünglich mit der Seraphsvision, die dem Heiligen im September 1224 in der Bergeinsamkeit des Monte Alverno zuteil wurde, nichts zu tun. Erst als nach seinem Tode die Brüder, die über Zeit und Art der Entstehung nichts Genaues wußten und ein längeres Verborgenhalten durch den demütigen Heiligen für möglich hielten, für die Darstellung seines Lebens nach einem bestimmten, eindrucksvollen Moment suchten, der für das Auftreten des Gnadenwunders eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit bot, verfielen sie auf die Fastenzeit des Monte Alverno, das Kreuzerhöhungsfest und die damalige Seraphsvision ihres Stifters. Diese Vermutung wurde bald zur Gewißheit und fand nach der auch ästhetisch eindrucksvollen legendarischen Ausgestaltung des Thomas von Celano kanonische Geltung. — Nur mit wenigen Worten deutete ich zum Schlusse an, welche natürlichen Erklärungsmöglichkeiten sich etwa für die seltsame Erscheinung der Stigmatisation darbieten, ohne daß ich es für meine Aufgabe als Historiker gehalten hätte, da eine bestimmte Entscheidung zu treffen.

Mit der Aufnahme, welche diese meine Aufstellungen seither von der Forschung erfahren haben, kann ich wohl zufrieden sein. Ausführlichere Äußerungen liegen von zwei Seiten vor. Einmal von kirchlich-franziskanischer: P. Michael Bihl O. F. M. hat in der Abhandlung: „Die Stigmata des hl. Franz von Assisi" im Historischen Jahrbuch der Goerresgesellschaft Bd. 28 (1907) S. 529ff. dem gegen Hase gerichteten Teil meiner Ausführungen Beifall geschenkt, meine übrigen Ergebnisse, soweit sie mit der herrschenden kirchlichen Auffassung in Widerspruch stehen, abgelehnt. Ich habe das durchaus nicht anders erwartet, und da die Polemik in höflicher Form und nicht ohne Geschick geführt ist, so daß es sich immerhin lohnt, mit dem Gegner die Klinge zu kreuzen, so war von dieser Seite her sicherlich nicht mehr zu verlangen.

Neuerdings hat Josef Merkt, ein Schüler von W. Goetz[1]) in Tübingen, die Stigmatisationsfrage einer umfassenden Unter-

[1]) Dieser selbst in seinem Büchlein „Assisi" 1909 (Berühmte Kunststätten Bd. 44) behandelt S. 53—56 die Frage kurz in mehr konservativem Sinne, immerhin nicht ganz ohne Beeinflussung durch meine Abhandlung. Auf einzelne seiner Urteile komme ich unten zurück.

suchung unterworfen und seine Ergebnisse niedergelegt in dem Büchlein: „Die Wundmale des heiligen Franziskus von Assisi" (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance Heft 5) 1910.[1]) Obwohl bei weitem nicht alles, was da vorgebracht wird, kritisch haltbar ist, wird man die Schrift doch als eine nützliche und anregende Förderung der Frage bezeichnen dürfen. Soweit aber neues Material von Bedeutung beigebracht ist, trägt es wesentlich zur Stütze meiner Aufstellungen bei.

Indem ich es im folgenden unternehme, mich mit diesen beiden Abhandlungen auseinanderzusetzen, glaube ich die Sache, um die es mir allein zu tun ist, am besten fördern zu können. Persönlich würde es mir bei einer Forschung, die sich auf so schwierigem und unsicherem Boden bewegt, und deren Ergebnisse bis zu einem gewissen Grade wohl stets einen hypothetischen Charakter bewahren werden, wirklich nicht schwerfallen, einzuräumen, daß meine Aufstellungen in diesem oder jenem Punkte nicht überzeugend oder gar unhaltbar seien. Aber ich sehe dazu bei ernstlicher Prüfung doch keine Veranlassung. —

Übereinstimmung herrscht darüber, daß die Wundmale schon zu Lebzeiten Franzens von Augenzeugen beobachtet sind, denen unser Vertrauen nicht ohne weiteres versagt werden darf. Mit Merkt rechne ich Gregor IX. nicht unter diese Zahl, wenn ich auch schärfer als er betonen möchte, daß der von Bonaventura berichtete Zweifel Gregors doch nur der nicht sichtbaren Seitenwunde, nicht den Stigmen überhaupt galt. Für Papst Alexander IV. aber bestreitet Merkt (S. 14ff.) die von mir (und Bihl) angenommene Augenzeugenschaft und geht auf die Ansicht Hases zurück. Indessen scheint er mir hier in seiner Beweisführung nicht eben glücklich zu sein. Nach Lage der Dinge möchte ich auf eine Augenzeugenschaft Alexanders nicht gerade schwören, halte sie aber immerhin für wahrscheinlich. Die Annahme ruht auf der Aussage Bonaventuras (Leg. mai. XIII, 8): „Summus etiam pontifex dominus Alexander, cum populo praedicaret, coram multis fratribus et me ipso affirmavit se, dum Sanctus viveret, stigmata illa sacra suis oculis conspexisse." Da die Wahr-

[1]) Vgl. diese Zeitschrift oben S. 222f.

heitsliebe Bonaventuras nicht wohl bezweifelt werden kann, muß Merkt mit Hase zu dem Ausweg greifen, jener habe „in seinem Übereifer, überall Augenzeugen der Stigmen aufzuspüren," eine „durch die Berufung auf die im Dienste seines Oheims (Gregors IX.) gewonnene Bekanntschaft mit dem Heiligen eindringlicher gemachte Behauptung Alexanders IV. über die Stigmen Franzens mißdeutet oder falsch verstanden". Angesichts der unzweideutigen Äußerung Bonaventuras ist das doch mehr ein Notausweg, den man allenfalls einschlagen müßte, wenn der behaupteten Tatsache sichere Belege entgegenständen. Das ist indes nicht der Fall. Was ihr angeblich widerspricht, ist nur der Umstand, daß Alexander IV. in einer Bulle vom 29. Oktober 1255 (Potth. 16077), in der er aufgetauchte Zweifel an Franzens Stigmatisation bekämpft, statt der nackten Versicherung „Ich selbst habe die Wundmale gesehen," sich einer Umschreibung von unbestimmterer Allgemeinheit bedient. Merkt verschiebt hier einigermaßen die Sachlage, wenn er mich und andere Forscher eben in dieser Bulle einen unzweideutigen Beleg für die Augenzeugenschaft finden, ja wenn er mich aus ihr ein „nacktes": „Ich selbst habe die Wundmale gesehen" herauslesen läßt. Das ist nirgends geschehen! Der eigentliche Beleg bleibt natürlich die Äußerung Bonaventuras; es fragt sich nur, ob die allgemeinere Fassung der Bulle, in der nach meinen Worten gerade ein nacktes: „Ich selbst habe die Wundmale gesehen" fehlt, zu Bonaventura in derartigem Widerspruche steht, daß wir bei diesem notwendig ein Mißverständnis anzunehmen haben.

Ich muß die betreffende Stelle der Bulle hierher setzen. Nach der Versicherung der Tatsächlichkeit der Stigmen fährt sie fort: „Sane de praefato Sancto haec certius asserentes, indoctas fabulas seu vanae inventionis deliramenta non sequimur, cum ea nobis dudum nota fecerit plenior fides rerum, quando videlicet in minoribus constituti, confessoris eiusdem familiarem ex munere divino meruimus habere notitiam, praefati praedecessoris nostri domesticis obsequiis tunc temporis insistendo." Merkt legt (immer im Anschluß an Hase) Gewicht darauf, daß hier eine offenkundige Anlehnung an die Kanonisationsbulle Gregors IX. von 1228 vorliege, nämlich an die Stelle: „Cum igitur gloriosae vitae ipsius

insignia ex multa familiaritate, quam nobiscum habuit in minori officio constitutis, plene cognita nobis essent, et de miraculorum coruscatione multiplici per testes idoneos facta fuerit plena fides, — ipsum adscribi decrevimus sanctorum catalogo venerandum", und er fährt fort: „das 'plena fides' hat also hier die Bedeutung: 'ein durch Zeugen vermittelter Glaube'; dieselbe Bedeutung muß aber bei der sprachlichen Anlehnung der beiden Schriftstücke auch das 'plenior fides' in der Bulle Alexanders IV. haben, und zwar dies um so mehr, als Alexander in seinem Briefe an die Bischöfe von Kastilien von 1259 (Wadding, Ann. Min. ed. 2. IV, 105 ff.) seine Verteidigung der Wundmale Franzens auch nicht durch den Hinweis auf seine Augenzeugenschaft, sondern ebenfalls durch die Berufung auf die Berichte 'quorundam fide dignorum' führt."

Trotz der ziemlich stereotypen Phrasen, in denen sich die Übereinstimmung zeigt, möchte ich nicht bezweifeln, daß dem Verfasser der Bulle Alexanders IV. eine Erinnerung an Gregors IX. Kanonisationsbulle vorschwebte, wie das ja überaus nahe lag. Die Folgerung aber, die Merkt daraus zieht, kann ich nicht anerkennen. Im Gegenteil: der „plena fides per testes idoneos facta" (die sich in Gregors Bulle übrigens auf die sonstigen Wunder, nicht auf die Stigmen bezieht), scheint mit voller Absicht die „plenior fides rerum" im Schreiben Alexanders IV. entgegengestellt zu sein, der auf Zeugenaussagen beruhenden Glaubensgewißheit die durch den Augenschein der Dinge selbst gestützte Überzeugung! Und was Merkt aus Alexanders IV. Briefe an die Bischöfe von Kastilien von 1259 hinzufügt, beruht nur auf einem Flüchtigkeitsfehler seinerseits; denn „quorundam fide dignorum" hat Alexander nicht von den Stigmen, sondern von der Anzweifelung der Stigmen in Kastilien vernommen! Merkt behauptet weiter, der Ausdruck „familiaris notitia" in Alexanders obengenannter Bulle von 1255 könne nicht eine persönliche Bekanntschaft mit dem Heiligen, sondern nur eine genauere Kenntnis bezeichnen, wahrscheinlich durch das Kanonisationsverfahren vermittelt; denn Gregor IX. habe erst als Papst (1227), also nach Franzens Tode, seinen Neffen Rainald, den nachmaligen Alexander IV., in seine Dienste genommen, indem er ihn zum päpstlichen

„camerarius“ ernannte. Aber er geht auch da in der Irre. Aus dem Legatenregister des Kardinals Ugolino von Ostia[1]) hätte er sich leicht überzeugen können, daß Rainald schon seit dem Jahre 1221 als Kaplan in dessen persönlichem Dienste nachzuweisen ist.

Man mag es immerhin auffällig finden, daß der Kaplan Rainald die Stigmen geschaut haben sollte, während das für seinen Herrn und Oheim Kardinal Ugolino, den späteren Gregor IX., nicht nur unerweislich, sondern sogar unwahrscheinlich ist.[2]) Indessen, gerade wenn die Wundmale erst kurz vor Franzens Hinscheiden hervortraten, also nicht schon während seines Aufenthaltes in Rieti vorhanden waren, ist eine Anwesenheit Rainalds allein bei dem Kranken doch keineswegs unmöglich, und so viel dürfte doch feststehen, daß Merkts Gründe gegen die Augenzeugenschaft Alexanders IV. nicht stichhaltig sind, und daß man über dieselbe nicht kurzer Hand hinweggehen darf. Für die weiteren Ergebnisse ist die Frage übrigens nur von untergeordneter Bedeutung. Denn über das Vorhandensein der Stigmen schon an dem Körper des lebenden Franziskus herrscht ja zurzeit Übereinstimmung unter den Forschern, so daß an einem Augenzeugen mehr oder weniger so sehr viel nicht gelegen ist.

Wie war das Aussehen der Wundmale? Goetz (S. 54) und Merkt (S. 54) stimmen mit mir darin durchaus überein, daß unser Urteil darüber auf den unmittelbar nach Franzens Tode geschriebenen Brief des Elias gegründet werden muß, da alle anderen Zeugnisse mindestens zwei Jahre später fallen und bereits legendarische Fortbildung verraten. Ich hatte in meiner Abhandlung gesagt, dieser Hauptgrundsatz einer methodischen Kritik, sich auf die zeitlich und örtlich allernächst stehende Quelle zu stützen, sei in unserem Falle fast noch rücksichtsloser als anderswo zur Geltung zu bringen. Damit ist Bihl nicht einverstanden; er bittet sich S. 537 „die Ermächtigung aus zur schüchternen Frage: weshalb nun gerade hier jener allbekannte Hauptgrundsatz fast noch rücksichtsloser als anderswo zu betonen sei“.

---

[1]) Vgl. Fonti per la storia d'Italia Bd. 8, z. B. Urk. Nr. 18. 24. 38. 43. 45. 71. 75. 110. Vgl. auch Tenckhoff, Papst Alexander IV. (1907) S. 2.

[2]) Hier verdienen Merkts Ausführungen S. 7—14 Beachtung, wenn sie mir auch im einzelnen nicht immer zwingend erscheinen.

Er hätte die Antwort bereits meinem Aufsatz entnehmen können, in dem ich S. 390 betone: „wir haben es durchweg nicht mit den ruhigen Beurteilungen medizinischer Sachverständiger oder überhaupt auch nur nüchterner Beobachter zu tun, sondern mit den durch religiöse Vorstellungen voreingenommenen[1]), durch leidenschaftliche Gemütserregungen getrübten, bald genug durch mündliche Weitererzählung und fortspinnende Phantasie umgestalteten Eindrücken von Mitgliedern einer Genossenschaft, die sich bei der immer zunehmenden legendarischen Ausschmückung gegenseitig in die Hände arbeiteten". Bihl (S. 537) ist freilich an dieser Stelle nicht achtlos vorbeigegangen, aber er hält die Brüder in der Sterbenacht ihres Stifters nicht für so leidenschaftlich erregt, also in der Tat für nüchterne Beobachter. Darin kann ich ihm allerdings nicht folgen!

Dies persönliche Moment ist übrigens nicht der einzige Grund für eine besonders rücksichtslose Anwendung jenes methodischen Prinzips auf den vorliegenden Fall; ein sachliches tritt hinzu. Wo es sich um einfache fest umrissene Tatsachen handelt, da mag man dem etwas späteren Berichterstatter wohl einmal das Wort lassen neben dem gleichzeitigen, namentlich, wenn der zeitlich spätere der räumlich nähere ist. Auch Urteile können sich oft erst im Laufe der Zeit abklären, während der gleichzeitige Urteiler noch befangen ist. Aber bei jeglicher Art von Aufnahme eines Tatbestandes liegt die Sache erheblich anders! Hat Bihl keine Kenntnis von den neueren Forschungen zur Psychologie der Aussage? Dürfte in einem modernen Prozesse die erst nach mehr als zwei Jahren gegebene, auf Berichten anderer beruhende, literarisch geformte Schilderung eines Fernerstehenden gleich

[1]) Ein interessantes Beispiel dafür, wie sehr durch solche Voreingenommenheit die ruhige Beobachtung gestört ist, gibt uns z. B. Thomas von Eccleston ed. Little, Paris 1909, S. 95, wo nach dem Tode des ersten Minoritenministers von England Agnellus Pisanus folgendes erzählt wird: „Videbatur autem socio suo fratri W[altero] de Maddeley, quod funus (= Leiche) quoddam iacuit in choro, quod a cruce videbatur recenter depositum. Nam et quinque vulnera habuit in modum crucifixi Jesu Christi sanguinantia. Cum vero crederet, quod esset ipse dulcis Jesus Christus, appropinquans cominus vidit, quod erat frater Agnellus." Hier handelt es sich um reine Sinnestäuschung unter dem Einfluß religiöser Voreingenommenheit.

oder gar höher bewertet werden als die unmittelbar nach der Tat gemachte, ungekünstelte Aussage eines sehr urteilsfähigen Nächstbeteiligten, gegen den der Verdacht absichtlicher Entstellung in keiner Weise vorliegt? Derartig aber ist das Verhältnis zwischen Thomas von Celano und Bruder Elias. Trotzdem meint Bihl: „gerade hier, wo die Berichte so schnell aufeinander folgen, büßt jener Grundsatz sowohl von seiner Alleinberechtigung als auch, und das noch weit mehr, von seiner Forcierungsnotwendigkeit ein.“ Es hieße für die Leser dieser Zeitschrift offene Türen einrennen, wollte ich diese Auffassung noch weiter bekämpfen. Kein Zweifel, unser Urteil über die Beschaffenheit der Stigmen hängt schlechterdings ausschließlich ab von der richtigen Interpretation der betreffenden Stelle des Eliasbriefes.

Zunächst noch ein kurzes Wort über dessen Datierung. Ich habe in meiner Abhandlung (S. 387 Anm. 1) bemerkt: „Die allgemein angenommene genauere Datierung desselben mit dem 4. Oktober 1226 ist nicht zulässig. Denn wenn es am Schlusse heißt: 'Quarto Nonas Octobris die dominica prima hora noctis praecedentis pater et frater noster Franciscus migravit ad Christum', so ist doch klar, daß nicht die dem Schreiben, sondern die dem Sonntag voraufgehende Nacht gemeint ist. Für die Datierung des Briefes wird also damit nichts gewonnen.“ Bihl (S. 537 Anm. 1) hat sich hier meiner Auffassung angeschlossen. Dagegen glaubt sie Merkt (S. 35 Anm. 3) widerlegen zu können. Er behauptet: wenn die dem Sonntag voraufgehende Nacht gemeint wäre, müsste „praecedere“ mit dem Akkusativ konstruiert sein; es komme also nur die dem Schreiben voraufgehende Nacht in Betracht. Das ist eine willkürliche Annahme; der intransitive Gebrauch von praecedere ist ebensogut möglich. Die Entscheidung über die richtige Beziehung kann nur aus einer Beobachtung des damals in Italien üblichen Kalendergebrauches hergeleitet werden. Nun hat Bilfinger in seinem lehrreichen Buche „Der bürgerliche Tag“ (1888) S. 276ff. ausgeführt, daß man in Italien zwar bei dem Übergang zu Schlaguhren mit gleicher Stundeneinteilung den Beginn des 24 Stunden umfassenden Tages auf den Sonnenuntergang des nach unserer Rechnung voraufgehenden Tages gesetzt habe, — wie er meint, weil die

Regulierung der Uhren sich da bequemer bewerkstelligen ließ. Jedenfalls aber werde die naheliegende Vermutung, die Italiener hätten auch früher schon den neuen Kalendertag mit der voraufgehenden Abenddämmerung begonnen, durch die Quellen nicht bestätigt. Ich zweifle, ob er wirklich recht hat, wenn er einige Ausnahmen durch die Vermutung von Schreibfehlern beseitigen will, und ob nicht doch ein gewisses Schwanken des Gebrauches vorauszusetzen ist, — da könnten erst umfassendere Untersuchungen Gewißheit bringen. Jedenfalls war es nach Bilfinger die Regel, die Nacht noch zum voraufgehenden Kalendertage zu rechnen, wobei allerdings meist eine genauere Bezeichnung hinzugefügt wurde, wie etwa „in der folgenden Nacht", „am Montag nachts den 6. September beim Herannahen des Dienstags" o. dgl.[1]) Wollten wir die obige Datierung nach dieser Regel bestimmen, so kämen wir zu dem Ergebnis, daß Franz nicht am Samstag den 3. Oktober 1226 abends[2]), sondern erst am Sonntag den 4. Oktober zu derselben Zeit gestorben sei, und dann würde die „nox praecedens" in der Tat die Nacht sein, die dem Schreiben, nicht dem Sonntag voraufging; das Schreiben wäre dann freilich mit dem 5. Oktober zu datieren.

Ist diese Bestimmung nun richtig? Nein, wir haben es offenbar mit einer Ausnahmedatierung zu tun. Ich vermute, daß der Wunsch, den hl. Franz am Sonntag, dem Tage des Herrn, sterben zu lassen, hier zu der Einbeziehung der voraufgehenden Nacht in den folgenden Kalendertag geführt hat, wozu, wie gesagt, wohl ein gewisses Schwanken im täglichen Gebrauch die Möglichkeit bot. Bonaventura (Opera ed. Quar. VIII, 548)[3]) bietet für Franzens Tod die gar nicht zu bezweifelnde Angabe: „Transiit autem venerabilis pater ex huius mundi naufragio anno dominicae incarnationis millesimo ducentesimo vigesimo sexto, quarto nonas Octobris, die Sabbati in sero, sepultus in die dominico." Diese Angabe bildet eine offenbare Ausnahme von der von Bil-

[1]) Vgl. die Beispiele bei Bilfinger S. 278ff.

[2]) Daß dies der richtige Tag sei, habe ich S. 387 Anm. 1 gerade gegenüber der meist beliebten falschen Datierung mit dem 4. Oktober betont. Vgl. jetzt auch Goetz S. 57: „am Abend des 3. Oktober".

[3]) Danach Salimbene M. G. SS. XXXII, 35.

finger angenommenen Regel, denn Samstag war eben der 3. Oktober; sie gibt aber auch eine sichere Handhabe für die Interpretation unserer Stelle; auch da ist der Samstagabend gemeint, und jene voraufgehende Nacht ist ebenso zum folgenden Kalendertage gerechnet. „Praecedentis" ist also entgegen Merkts Ansicht doch auf den Sonntag zu beziehen, es entspricht dem sonst üblichen „la notte seguente" und ähnlichen Wendungen[1]); es ist für das Verständnis schlechthin unentbehrlich, da sonst eben nicht der Samstag-, sondern der Sonntagabend als Todeszeit bezeichnet würde.

Trotzdem bleibt natürlich die Möglichkeit bestehen, daß das Schreiben schon am Sonntag abgefaßt ist, und Merkt weiß dafür weiter eine Stelle des Brieftextes anzuführen, nämlich die Worte: „Sed post mortem eius pulcherrimus aspectus est, miro candore rutilans, laetificans videntes"; denn „aspectus" sei Substantiv, nicht etwa Verbum, und das Präsens beweise, daß Elias angesichts der Leiche Franzens, also noch am 4. Oktober schreibe. Das läßt sich schon eher hören; diese Auslegung der Stelle halte auch ich für richtig.[2]) Allerdings erscheint es mir doch nicht ganz unmöglich, daß Elias auch nach der Einsargung der Leiche derartig im Präsens schreiben konnte, denn der begnadete Körper verlor damit doch nicht sogleich seine wunderbaren Eigenschaften, und Elias konnte am Ende auch am nächsten Tage noch aus der Stimmung des vorigen heraus schreiben. Mir wenigstens ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß Elias schon am Beerdigungstage Muße zu einer so wohlüberlegten und feinstilisierten Botschaft gefunden haben sollte, zumal der Brief an den Ordensminister in Frankreich ja nicht der einzige sein konnte, sondern Ähnliches überallhin gemeldet werden mußte.

Wie aber auch immer, ein ganz unmittelbares Zeugnis bleibt das Schreiben auf jeden Fall. Bihl (S. 539) bemüht sich nun, die darin enthaltene Beschreibung der Stigmen zu entwerten, indem er sie als knapp und mehr nebensächlich hinstellt; Elias

---

[1]) Vgl. Bilfinger a. a. O. S. 280ff.

[2]) Auch die Anlehnung dieser und namentlich der kurz vorhergehenden Worte: „non erat in eo aspectus, sed despectus vultus eius" an Jesaj. 53, 2. 3 spricht dafür.

habe die „ohnehin ja nicht unbekannte Tatsache der Wundmale" gewissermaßen nur nebenbei berührt. Wie vertragen sich damit jene Worte des Schreibens, welche die Schilderung der Wundmale einleiten: „Et his dictis annuncio vobis gaudium magnum et miraculi novitatem. A saeculo non est auditum tale signum praeterquam in filio Dei, qui est Christus Deus"? Wie verträgt es sich mit Bihls eigenen Worten (S. 545): die große Anziehungskraft der Wundmale nach Franzens Tode sei „mehr als hinlänglich begründet eben in der Sorgfalt, mit der Franziskus die Nägelmale verborgen gehalten hatte, und in der unerhörten Neuheit des Wunders überhaupt"? Und wer immer Gelegenheit hatte, sich mit derartigen in die Legende hineinspielenden historischen Problemen zu beschäftigen, weiß zur Genüge, daß breitere Ausmalung kein Vorzug, Knappheit kein Nachteil ist.

Nun aber zur Auslegung der wichtigen Stelle! Sie lautet bekanntlich: „Non diu ante mortem frater et pater noster apparuit crucifixus, quinque plagas, quae vere sunt stigmata Christi, portans in corpore suo. Nam manus eius et pedes quasi puncturas clavorum habuerunt ex utraque parte confixas, reservantes cicatrices et clavorum nigredinem ostendentes; latus vero eius lanceatum apparuit et saepe sanguinem evaporavit."

Man sollte denken, daß sich über die richtige Interpretation der strittigen, gesperrt gedruckten Worte doch eine Übereinstimmung müßte erzielen lassen. Das ist indes bisher nicht der Fall. Ich selbst gab (S. 391) folgende Übersetzung: „Denn seine Hände und Füße hatten gleichsam wie von Nägeln Löcher, die auf beiden Seiten durchgebohrt waren, Narben zurückbehaltend und die Schwärze von Nägeln zeigend" und erklärte: „also offenbar vernarbte Löcher, in deren Risse sich der Schmutz gesetzt hat, und die sich nach dem Tode, als die Leiche gewaschen ist, um so dunkler von der weißen Haut abheben, dagegen keine nägelförmigen Fleischauswüchse". Sowohl Bihl wie Merkt lehnen diese Auslegung ab, ohne doch untereinander übereinzustimmen. Denn Bihl (S. 538ff.) will in den Worten des Elias schon die schwarzen, fleischernen, an beiden Seiten mit Kopf und Spitze herausragenden Nagelgebilde erkennen, wie sie später Thomas

von Celano schildert; Merkt (S. 53) spricht von schwärzlichen Punkten oder Flecken, die durch das in der Haut stehengebliebene Blut kleine Erhöhungen und durch das Eintrocknen, namentlich nach Eintritt der Totenstarre, gewisse narbige Linien zeigen. Goetz endlich (S. 55) nennt jene Male mit vorsichtigerer Unbestimmtheit „Narben mit dunklen Mittelpunkten". Unter diesen Umständen muß ich meine Auslegung etwas näher begründen.

Der Brief des Elias verrät einen feingebildeten Stilisten. Wie ich oben S. 266, Anm. 2 zu dem Worte „aspectus" auf eine Jesajasstelle hinwies, so sind auch sonst mehrfach biblische Erinnerungen frei verwertet. Wer immer über Christi Wundmale schrieb, mußte selbstverständlich der Geschichte vom ungläubigen Apostel Thomas (Johannes 20, 25) gedenken. Dort nun finden sich die Worte: „Nisi videro in manibus eius fixuram clavorum et mittam digitum meum in locum clavorum, — — — non credam." Hier sind natürlich die leeren Nägelmale gemeint; Christus spricht: „Infer digitum tuum huc", und überhaupt wäre es ja völlig widersinnig, wenn der vom Kreuz Herabgenommene die dabei herausgezogenen Nägel selbst in Händen und Füßen trüge. Der Ausdruck „fixura clavorum" scheint singulär zu sein; da „figere" einschlagen, anheften u. dgl. heißt, so bedeutet es „das Mal, das die durchgeschlagenen Nägel hinterlassen haben". Höchst auffällig erinnert an diesen Ausdruck im Eliasbrief die Wortverbindung „punctura clavorum"; ich glaube, sie wäre ohne jenes Vorbild nicht entstanden. Sie ist wohl ebenso singulär, und sie bedeutet annähernd dasselbe, wenn auch mit einer abweichenden Nüance; da „pungere" stechen heißt, so bedeutet die Wortverbindung in Analogie zu „fixura clavorum": „das Mal, das die durchgestochenen Nägel hinterlassen haben". Elias dürfte diese abweichende Nüance nicht ohne Grund gewählt haben; die Male Franzens schienen ihm eben mehr von durchgestochenen als von roh mit dem Hammer durchgeschlagenen Nägeln herzurühren. Mir ist danach nicht verständlich, wie Merkt (S. 53) behaupten kann, meiner Erläuterung „stehe vom philologischen Gesichtspunkt im Wege, daß 'puncturae' eben nicht die Bedeutung 'Löcher' haben". Ganz im Gegenteil: Merkt hätte erst Belege

dafür beizubringen, daß „punctura" in der dem Sinne des Stammwortes fremden Bedeutung „Flecken" vorkomme, in der er es gebraucht!

Diese „Stiche" oder „Löcher" von Nägeln sind nun „ex utraque parte confixae", d. h. sie gehen von der Außenseite zur Innenfläche und umgekehrt durch Füße und Hände hindurch; sie sind „reservantes cicatrices", d. h. es sind keine offenen und blutenden Wundlöcher mehr, sondern schon ein wenig ältere, vernarbte Male. Sie sind endlich „clavorum nigredinem ostendentes", d. h. sie zeigen die Schwärze von Nägeln, es ist, als ob solche schmiedeeisernen Nägel auf die vernarbten Ränder der Löcher abgefärbt hätten, — was in Wirklichkeit wohl am besten durch Schmutz, der sich in die Risse gesetzt hat, zu erklären ist.

Hier aber hat mich Bihl auf einem Mißverständnis ertappt. „Es lag im Zeitgeschmacke, statt des für uns anschaulicheren Adjektivums das feierlichere und abstrahierende Substantiv zu setzen", wie „miraculi novitas" „ein neues Wunder" heißt, so „nigredo clavorum" „schwarze Nägel". Diese selbst also oder vielmehr schwarze nägelartige Fleischgebilde sind der Kern der Male! Bihl traut mir, liebenswürdig wie er ist, hinreichende Belesenheit in der Literatur des Mittelalters zu, um leichthin selber ähnliche Beispiele zu häufen. Indem ich ihm gern zugestehe, daß ein derartiger Sprachgebrauch im mittelalterlichen Latein, namentlich bei Abstrakten, oftmals begegnet, bitte ich ihn, mich von der etwas unfruchtbaren Anlage einer entsprechenden Sammlung zu entbinden. Denn auch wenn ich mir einige Tausend Beispiele zusammenstellte, so wüßte ich ja damit noch immer nicht, ob dieser Sprachgebrauch auch auf unsere Stelle Anwendung findet. Von vornherein macht mich da schon die Erwähnung von Narben stutzig; denn wenn die Male in nägelartigen Auswüchsen bestanden, woher dann die Narben? Aber meine Auffassung ist vielleicht subjektiv. Sehen wir wie ein stilistisch feinfühliger Zeitgenosse die Worte aufgefaßt hat. Thomas von Celano in seiner Vita I (ed. E. d'Alençon) hatte bei seiner Schilderung der Wundmale c. 9 n. 112. 113, wie offenkundige Anlehnungen beweisen, den Brief des Elias vor sich. Um so mehr fällt auf, daß er mit nachdrücklichem Widerspruch die Stigmen dar

stellt als „non clavorum quidem puncturas, sed ipsos clavos in eis impositos". Hier ist ganz deutlich, daß die „puncturae clavorum" des Elias die leeren Nägelmale sind, die also nicht schwarze Nägel in sich bergen. „Nigredo clavorum" ist also ebenso zu interpretieren, wie bei demselben Thomas von Celano „ferri retenta nigredine", „mit Zurückbehaltung der Schwärze des Eisens". Bihl wird freilich auch hier übersetzen müssen: „mit Zurückbehaltung von schwarzem Eisen", so daß also in den Stigmen wirkliche Eisenstücke enthalten gewesen wären, — oder erscheint ihm das nicht doch auch allzu absurd?

Es bleibt also bei meiner früheren Auslegung, und ich halte es auch für methodisch bedenklich, für die Feststellung der Beschaffenheit von Franzens Stigmen auf die mehr oder weniger unzuverlässig beobachteten Analogieerscheinungen des 19. Jahrhunderts so großes Gewicht zu legen, wie Merkt (S. 52) tut. Findet Bihl (S. 538) es ferner auffallend, daß Elias überhaupt Nägel erwähnt, wenn derartige Gebilde nicht in Wirklichkeit auch zu sehen waren, so sollte ich meinen, daß die Vorstellung von Nägeln für den nicht fernliegen könne, der einmal von Christi Nägelmalen redet. Und wie es nun eine durchgehende Tendenz der Legende ist, Wundererscheinungen möglichst zu vergegenständlichen und zu vergröbern, so hat diese Tätigkeit der fortspinnenden Phantasie nach Franzens Tode schon sehr bald im Kreise seiner Jünger eingesetzt, so daß wir schon nach reichlich zwei Jahren[1]) bei Thomas von Celano an die Stelle der Wundlöcher fleischerne Nägelgebilde mit Köpfen und Spitzen treten sehen. Der Wunsch, die Wunderbarkeit der Erscheinung möglichst allen Zweifeln, wie sie ja bekanntermaßen bald genugsam auftauchten, zu entrücken, wird hier sicherlich mit als Hebel der Phantasie gewirkt haben, ohne daß ich indes diese Umwandlung als einen Ausfluß kühler und unehrlicher Berechnung auffassen möchte, wie Bihl S. 540 mit dem von mir nicht gebrauchten Adjektiv „schlau" anzudeuten scheint.

---

[1]) Es ist doch wohl kein nennenswerter Unterschied, wenn ich die Vita I des Thomas von Celano als „bald nach 1228" verfaßt bezeichne, während Bihl, der mir das S. 538 vorwirft, sie „spätestens im Februar 1229" vollendet sein läßt. Wir meinen natürlich beide dasselbe.

Daß Thomas von Celano, bei dem jede Spur eigner Augenzeugenschaft fehlt[1]), hier wie sonst in hohem Maße als phantasievoller Künstler gearbeitet hat, geht auch aus den abweichenden Stigmenbeschreibungen seiner Sequenzen hervor, auf die Merkt S. 57 hingewiesen hat. Daß er sie da als offene Wunden hinstellt, kann freilich nicht so sehr befremden, da er ja den Vorgang der Stigmatisation selbst schildert, nicht das Aussehen der Wundmale an der Leiche. Wenn er weiter hinsichtlich der Außen- und Innenseite von Händen und Füßen ungenau ist und den inneren Stigmen ein rötlich-gelbes Aussehen („flavi") zuschreibt, so mag man das mit der gebotenen dichterischen Kürze und dem Reimbedürfnis allenfalls erklären; immerhin zeigt das aber doch, daß ihm der künstlerische Gesichtspunkt höher steht als ein ängstliches Festhalten der nüchternen Wirklichkeit.

Daß endlich „die Wundmale — damals etwas in der Kirche unerhörtes — dem Einflusse des auch bald um Franziskus von Assisi wuchernden Wunderwuchses sich ganz hätten entziehen können", ist auch nicht einmal Bihls Meinung (vgl. S. 540). So braucht hier auf diese Weiterentwicklung nicht näher eingegangen zu werden.

„Schwieriger gestaltet sich die Beantwortung der weiteren Frage: Wann sind die Wundmale zuerst aufgetreten?" mit diesen Worten hätte ich „etwas besorgt", so meint Bihl (S. 541), in meinem früheren Aufsatze zur ferneren Untersuchung übergeleitet. Will man es Besorgnis nennen, daß ich damals wie heute mir klar bewußt war, an ein Problem heranzutreten, bei dem durch die Eigenart der Quellen eine glatte, auch den Widerstrebenden zwingende Lösung von vornherein ausgeschlossen ist, so habe ich gegen den Ausdruck nichts einzuwenden. Überall, wo man sich, wie hier, zum Teil auf Wahrscheinlichkeitsschlüsse stützen muß, wird dem Ergebnis ein Rest von Hypothetischem anhaften. Um so wertvoller ist es mir, daß Merkt, der sich in dieser Beziehung durchaus meiner Ansicht angeschlossen hat, gerade hier neue Belege bringt, die für mich sprechen. Sie sind aber vor-

[1]) Zum „Tractatus de miraculis" verweise ich auf meine frühere Äußerung, S. 389 meiner Abhandlung, und die Bemerkungen von Merkt, S. 25.

erst noch, ebenso wie Bihls Einwände, einer Prüfung zu unterziehen.

Zunächst sträubt sich Bihl (S. 541) wieder, unsre einzige wirklich gleichzeitige Quelle, den Eliasbrief, als „den einzigen sicheren Ausgangspunkt" unserer Untersuchung anzuerkennen. Es bedarf da keiner weiteren Worte. Die hier in Betracht kommende Stelle lautet: „Non diu ante mortem frater et pater noster apparuit crucifixus" usw. Ich habe (S. 394 Anm. 1) gezeigt, daß der römische Druck des Briefes von Amoni, der im Anfang des Satzes die Lesart „nam" statt „non" bringt, nicht auf eine handschriftliche Vorlage zurückgeht. Bihl selbst erkennt das an, indem er (S. 541 Anm. 1) äußert: „K. Hampes Vermutung, daß Amoni wohl keine Handschriften vor sich hatte, wird wirklich bestätigt durch die von K. Hampe aufgezeigten Schlimmverbesserungen und ungeschickten Änderungen", ja er hält den Canonico Leopoldo Amoni noch für einen Grad einfältiger als ich.[1]) Damit aber begibt er sich nun doch des Rechtes, noch weiterhin von zwei Lesarten zu reden, von denen man keine mit Sicherheit als einzig richtige Form ansprechen könne, und wenn er das trotzdem tut, so verdient es keine Beachtung. Es ist daher auch kein Entgegenkommen, sondern Notwendigkeit, wenn er sich einmal auf meinen Standpunkt stellen will: „non" sei die richtige Wortform.

Mit Hase und neuerdings Merkt (S. 37) bin ich der Ansicht, ein unvoreingenommener Leser könne dies „non diu", unmittelbar nach dem Tode eines fünfundvierzigjährigen Mannes geschrieben, nicht wohl als einen Zeitraum von über zwei Jahren auffassen. Bihl erkennt das nicht an; im Mittelalter habe man chronologische Formeln wie „kurz" und „lange" in unbestimmterem, vagerem Sinne gebraucht als heutzutage. Er führt als Beispiel dafür eine Stelle aus der Vita secunda des Thomas von Celano (c. 6 n. 11) an. „Nachdem Fr. Thomas von Celano dort

[1]) Vgl. S. 541: „Wenn aber Hampe mutmaßt, in diesem Falle habe Amoni „einfach durch die Einsetzung des 'nam' den Folgerungen Hases aus dem 'non' den Boden" entziehen wollen, so tut eine derartige Unterstellung dem weiland guten Canonico Leopoldo Amoni doch wohl zuviel der Ehre an. Gewiß waren Hases Hypothesen vor den Nachstellungen des Kanonikus völlig gesichert."

eine Erscheinung des Gekreuzigten erwähnt hat, die Franziskus wurde ganz im Anfange seiner Bekehrung, also 1206 oder 1207, ruft er unter anderem aus: 'Quis non stupet ista? Quis quandoque similia intellexit? . . . Ab ea igitur hora liquefacta est anima eius, ut dilectus ei locutus est. Patuit paulo post amor cordis per vulnera corporis!' usw. Hier umfaßt das unscheinbare 'paulo post' unserem Empfinden ganz entgegen eine Spanne Zeit von beiläufig 18 Jahren!" Bihl hätte dazu noch auf den Anfang des Kapitels verweisen können: „Mutatus perfecte iam corde, in brevi mutandus et corpore" usw. Was ergibt sich nun daraus? Müssen wir die uns bisher geläufigen Begriffe umlernen? Wird man künftig in einer mittelalterlichen Biographie „paulo post" unter Umständen mit einem Zeitraum von 18 Jahren erklären müssen? Und wo lagen eigentlich die Ursachen für solch verschiedenes Empfinden des mittelalterlichen Menschen? Ich glaube, „lang" und „kurz" waren damals ebenso relative Begriffe wie heute; es hing schon damals alles ab von dem Standpunkt und der Tendenz des Erzählers. Wer nach mehr als zwanzig Jahren rückschauend das Leben Franzens ohne jede Spur von chronologischem Interesse als eine Einheit betrachtete und das Bestreben hatte, Anfang und Ende seiner religiösen Wirksamkeit eng miteinander zu verknüpfen, das Ganze als ein Nachleiden der Passion Christi hinzustellen, das zuerst dem Herzen eingeprägt, dann auch am Leibe sichtbar wurde, der konnte wohl Ausdrücke anwenden, denen jede Allgemeingültigkeit für andere Verhältnisse abgeht. Sub specie aeternitatis kann kurz erscheinen, was sonst als lang bezeichnet wird. Es geht also wohl nicht an, aus einer solchen Stelle Schlüsse ziehen zu wollen für den Eliasbrief, in dem ein Nächststehender unmittelbar nach Franzens Hinscheiden äußert: „nicht lange vor seinem Tode", zumal da hier die Tendenz wohl eher darauf gerichtet gewesen wäre, diese Zeit auch des äußeren Nachleidens der Passion als eine möglichst lange hinzustellen[1]) und dadurch eine Täuschung über das Wunder

[1]) In den beiden Analogiefällen, die Merkt S. 4 u. 5 aufzählt, wird dementsprechend die Zeit des Vorhandenseins der Stigmata mit dem Ausdruck „multis annis" möglichst weit gedehnt, obwohl man zum mindesten bei Dodon von Hascha, wie ausdrücklich betont wird, gänzlich auf Vermutungen angewiesen war, da ja „hoc — ante diem mortis suae nullus scivit".

in den Augen der auswärtigen Brüder von vornherein noch bestimmter auszuschließen. Das Argument behält also seine volle Kraft, wenn auch Bihl es fertig bringt, aus dem Eliasbrief sogar das Gegenteil herauszulesen: „das rasche Hinübergleiten über die Wundmale deutet das Gegenteil an: dieselben waren hinlänglich bekannt, also waren sie auch schon längere Zeit vorhanden. Zudem beruht ja die Annahme auf einer kritisch nicht gesicherten, sondern zweifelhaften Lesart". Ich brauche dazu nach meinen obigen Bemerkungen nichts hinzuzufügen.

Mit der Angabe des Eliasbriefes stimmt vortrefflich überein diejenige des schon 1236 gestorbenen Roger von Wendover, Benediktiners in St. Albans[1]), zu dem zwar, wahrscheinlich von Rompilgern ihm zugetragen, entstellte und übertreibende Berichte über Franzens Wundmale drangen, aber mit ihnen auch der zeitliche Vermerk, sie seien „quintadecima die ante exitum suum" hervorgetreten, eine Nachricht, die doch nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden kann, zumal sie an dem Eliasbrief eine Stütze findet. Bihl (S. 544 Anm. 1) sucht diese Angabe auf eigenartige Weise zu entkräften: zufällig habe der Chronist gerade den Monat von Franzens Alvernoaufenthalt, den September, erfahren, aber nicht das Jahr 1224; er habe nun irrig das Todesjahr angenommen und, da Franz am 3. Oktober 1226 starb, mit seinen Worten: „am 15. Tage vor seinem Tode" in der Tat einen Tag im September bezeichnet (freilich weder den richtigen Tag der Legende, das Fest der Kreuzeserhöhung, den 14. September, noch das richtige Jahr!). Wie unwahrscheinlich ist das! Wie viel wahrscheinlicher, daß ihm wirklich eine wahre Kunde neben manchen falschen Nachrichten zugeflossen ist!

Wichtig ist es nun, daß Merkt hier zwei weitere Quellenbelege anzuführen weiß, welche die Angaben des Eliasbriefes und Rogers von Wendover zu erhärten geeignet sind. Ich sage zwei, denn den dritten Gewährsmann, Ubertino von Casale, muß ich ablehnen, nicht weil seine hier herangezogene Schrift erst dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehört — denn trotzdem könnte

[1]) Nicht Westminster, wie Bihl S. 544 sagt, der übrigens auch die minoritenfeindliche Tendenz des Fortsetzers Matthaeus Paris auf Roger von Wendover überträgt.

sie ja eine historische Wahrheit festgehalten haben —, sondern weil sich Merkt (S. 40ff.) in der Deutung der betreffenden Stelle offenkundig versehen hat. Diese lautet: „Et certe testimonium habuit (Franciscus) a summo pontifice Christo, quod regula a Christo data, quam bullavit bulla mirabili, volens institutionem (lies: ‘institutorem’) ipsius in sancte regule testimonium paucis post eius confectionem diebus passionis suae stigmatibus insignire“. Indem Merkt jene „regula“ für das von den Spiritualen hochverehrte Testament Franzens hält und dieses in seine letzte Zeit setzt, glaubt er einen neuen Beleg für das späte Auftreten der Wundmale zu gewinnen. Indessen scheidet Ubertino in seiner ganzen Schrift vollkommen deutlich die Regel von 1223 und das Testament[1]), und hätte Merkt an obiger Stelle noch etwas weiter gelesen, nämlich die Worte: „Et postquam predicta habuit a Christo testimonia, expressit Dei et suam intencionem de observancia regule, sicut dictum est supra“, so hätte er wohl selbst eingesehen, daß erst hier das Testament gemeint ist, jene ‘regula’ also nur die Regel von 1223 sein kann. Der aus weiter Ferne zurückschauende Ubertino schiebt eben die Vorgänge der letzten Jahre des Franziskus halb unabsichtlich, halb absichtlich eng aneinander; chronologisch ist die Stelle nicht zu verwerten.

Brauchbar ist dagegen der Bericht der bis 1243 geführten Reimchronik des Philipp Mousket († 1244), den Merkt (S. 39) nur nicht in so schlechter Textwiedergabe, sondern nach Toblers Auszügen M. G. SS. XXVI hätte anführen sollen. Hier erfolgt die Stigmatisation auf Franzens Gebet zu Gott „a sa mort“, „bei seinem Sterben“, und im Anschluß daran wird von seinem Tod und den Wundererscheinungen danach berichtet. Man wird Mousket für diese Dinge gewiß keine besonders hohe Autorität zuschreiben wollen; immerhin steht er ihnen zeitlich noch ziemlich nahe.

Um so höher dürfte die ebenfalls von Merkt (S. 38) herangezogene Äußerung Jakobs von Vitry, des Bischofs von Akkon und Kardinalbischofs von Tuskulum, zu bewerten sein.

---

[1]) Vgl. z. B. in der Ausgabe von Ehrle (Archiv f. Literatur- u. Kirchengesch. d. Mittelalters Bd. 3) S. 52. 53.

Ich will hier nicht im einzelnen ausführen, welch außerordentlich lebhaftes Interesse dieser dem hl. Franz und seinem Orden von den Anfängen an zugewendet hat, wie wertvolle Nachrichten wir ihm darüber verdanken, die dadurch nur an Bedeutung gewinnen, daß er der Bewegung zwar wohlwollend, aber doch nicht völlig ohne Kritik gegenüberstand. Ich kann hier auf die Zusammenstellung in dem neuen Buche von Ph. Funk, Jakob von Vitry (1909) S. 169ff. verweisen.[1]) Jakob von Vitry weilte etwa vom Herbst 1225 bis zum Sommer 1226 in Italien, um sich dann nach dem Niederrhein zu wenden. Es ist undenkbar, daß er damals nicht genauere Kunde über das Ergehen des Franziskus erhalten haben sollte. Auch von 1229 ab hatte er an der Kurie in Perugia, Rieti, Spoleto usw. beste Gelegenheit, etwaige Lücken seiner Kenntnis auszufüllen. Ebendieser sagt nun in einer an die Minderbrüder gerichteten Predigt von Franz: „In morte eius in pedibus, manibus et latere vestigia vulnerum Christi apparuerunt." Leider läßt sich die Entstehung dieser Predigt nicht genauer datieren, als durch die Jahre 1226—40.[2]) Es wäre natürlich wertvoll, wenn man feststellen könnte, daß sie etwa noch ein früheres Zeugnis bildete, als des Thomas von Celano Vita I (1229); aber im übrigen kommt bei der vorauszusetzenden vertrauten Kenntnis Jakobs für diese rein tatsächliche Nachricht nicht allzuviel darauf an, ob ein etwas früheres oder späteres Jahr anzunehmen ist. Ebenso liegt nicht viel daran, ob man Merkts Ansicht, die Predigt sei vor Mitgliedern des Franziskanerordens wirklich gehalten, nach den Bemerkungen von Funk S. 176ff. dahin abwandelt, daß es sich vielleicht nur um eine literarische Musterpredigt handelt, denn auch in diesem Falle war sie ja an die Franziskaner gerichtet und mußte ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken. Ich möchte auch kein Gewicht darauf legen, daß, wie Merkt meint, das Verbum „apparuerunt" die Tätigkeit des Zutagetretens der Wundmale ausdrücke, was sich wohl nur bei einem Lebenden denken lasse, so daß also „in morte" wiederzugeben sei mit „als Franz im Sterben lag", — wenn ich diese Übersetzung auch für

[1]) Vgl. in dieser Zeitschr. oben S. 217ff.

[2]) Eine genaue Prüfung der teilweise noch ungedruckten Sermones vulgares könnte vielleicht zu einem bestimmteren Ergebnis führen.

richtig halte.[1]) Sicher ist jedenfalls, daß Jakob von Vitry die Stigmatisation mit dem Zeitpunkt des Todes in Verbindung bringt, was sich mit der Version von ihrem Hervortreten auf dem Monte Alverno über zwei Jahre vor Franzens Tode nicht wohl vereinigen läßt.

Es ist nun doch höchst beachtenswert, daß die drei zeitgenössischen Gewährsmänner, deren Zeugnisse geeignet sind, die Angabe des Eliasbriefes zu erhärten, Roger von Wendover, Philipp Mousket, Jakob von Vitry, alle außerhalb des Franziskanerkreises stehen und daher von der dort inzwischen eingebürgerten Tradition unabhängig sind. Um so sicherer dürfen wir an der Angabe des Elias und ihrer unvoreingenommenen Deutung festhalten und sind nicht gezwungen, jenes ,,non diu ante mortem" gewaltsam zu einem Zeitraum von über zwei Jahren auszurecken. Merkt hat (S. 43) überdies gezeigt, daß die Stimmung der letzten Tage des Heiligen den Vorgang psychologisch zum mindesten ebensogut motiviert wie der Aufenthalt in der Bergeinsamkeit des Monte Alverno.

Freilich, ästhetisch eindrucksvoller ist die Schilderung des Thomas von Celano sicherlich, und es muß immer wieder betont und auch für die Biographie des Heiligen wohl noch in höherem Maße fruchtbar gemacht werden, daß in ihm der literarische Künstler den Historiker doch stark überwiegt. Die ,,Alvernotradition" ist von ihm begründet und hat infolge der Bestätigung und Sanktion der Vita I durch Papst Gregor IX.[2]) im Orden kanonische Geltung erlangt. Sie ist daher künftig wohl noch im einzelnen weiter ausgeschmückt, aber im wesentlichen durchaus festgehalten. Alle franziskanischen Äußerungen seit 1229 stimmen darin überein; durch Ausschaltung des von Merkt als abweichender Gewährsmann genannten Ubertino von Casale wird die Einstimmigkeit nur noch vollkommener. Es ist klar, daß diese Äußerungen sich nicht gegenseitig zu stützen vermögen, da sie ja alle

[1]) Man könnte zur Stütze dafür hinweisen auf das analoge ,,apparuerunt" bei Matthaeus Paris: ,,Itaque quintadecima die ante exitum suum de corpore apparuerunt vulnera" usw.

[2]) Vgl. in der Ausgabe von E. d'Alençon S. 152: ,,Gregorius nonus .... legendam hanc recepit, confirmavit et censuit fore tenendam."

von der gleichen Quelle abhängig und überdies in ihrer Unbefangenheit durch die päpstliche Sanktion beschränkt sind. Es steht also Thomas von Celano mit seiner franziskanischen Gefolgschaft gegenüber dem Eliasbrief mit sämtlichen außerfranziskanischen Zeugnissen. Läßt es sich wahrscheinlich machen, wie Thomas zu seiner poetisch verklärten und den religiösen Bedürfnissen entsprechenden, aber von der historischen Wahrheit absichtslos abweichenden Darstellung gekommen sei, so wird man nicht mehr Bedenken tragen, den entgegenstehenden Äußerungen den Vorzug zu geben.

Eine solche Erklärung habe ich in meinem früheren Aufsatze versucht: die Wundmale erst in Franzens letzter Zeit von einigen seiner Genossen zufällig beobachtet, aber von dem demütigen Heiligen möglichst verborgen; nach seinem Tode Unklarheit über Zeit und Art ihrer Entstehung; Bedürfnis, sich für die literarische Ausgestaltung der Legende nicht mit einem non liquet begnügen zu müssen; Vermutung eines Zusammenhangs mit der Seraphsvision auf dem Monte Alverno, deren Inhalt Franz niemandem ganz enthüllt hatte, und mit dem Zeitpunkte des Festes der Kreuzeserhöhung 1224; Verdichtung dieser Vermutung zur Überzeugung; legendarisch-anekdotische Versuche, das längere Verborgenbleiben der Stigmen einigermaßen erklärlich zu machen. Ich will meine Argumente im einzelnen um so weniger wiederholen, als Merkt (S. 44ff.) sich mir hier völlig angeschlossen und die Hypothese noch einmal in neuer Form begründet hat.

Der Hauptfehler von Bihls Ausführungen zu diesem Punkte (S. 545ff.) ist, daß er von der Vermengung von Seraphsvision und Stigmatisation sich auch nicht einmal bedingungsweise freimachen kann und die Zeugnisse für jene von niemandem bestrittene Vision ohne weiteres für die Alvernotradition der Stigmatisation verwendet (so namentlich S. 545). Er bezweifelt ferner, daß Franz sich niemals selbst über die Entstehung der Wundmale geäußert habe; aber warum dann das demütige Streben nach ihrer Geheimhaltung, das dem Charakter des Heiligen so ganz entspricht? Warum vor allem später nicht der geringste Hinweis auf solche jeden Zweifel niederschlagenden Äußerungen und auf die Jünger, die sie vernommen, während man wiederholt

so besonderes Gewicht darauf legte, Augenzeugen der Male zu nennen?[1]) Weiter fragt Bihl, weshalb gerade das Gesicht aus dem sechsten Kapitel des Jesajas Anregung zu der Form von Franzens Seraphsvision geboten haben soll, warum nicht etwa das erste Kapitel Ezechiels oder das vierte Hauptstück der Offenbarung Johannis? Ich antworte: weil allein bei Jesajas Seraphim vorkommen, weil deren Schilderung mit den sechs Flügeln und ihrer Anordnung, das Herabschweben eines Seraphs und die Enthüllungen, die er dem erschütterten Visionär macht, mir die formalen Voraussetzungen für Franzens Gesicht zu sein scheinen, während jene andern beiden von Bihl angeführten Visionen mit ihren Tierbildern und ihrem auch sonst ganz abweichenden Inhalt doch nicht ernstlich in Betracht zu ziehen sind.

Indem ich andere wenig belangreiche Bemerkungen Bihls, wie die Anzweiflung, ob die „familiares" und „collaterales fratres" und „devotissimi secutores", denen Franz lange Zeit die Stigmen glücklich verbarg, auch wirklich seine allerintimsten Genossen gewesen seien, übergehe, komme ich noch mit wenigen Worten auf das Zeugnis des Bruders Leo zu sprechen, der ja als einer der Gefährten des Heiligen in der Bergeinsamkeit des Alverno besondere Berücksichtigung verdient. Es liegt von ihm bekanntlich vor eine kurze beglaubigende, vermutlich ziemlich späte[2]) Bemerkung zu dem die „Laudes Dei" und „Benedictio Leonis" enthaltenden Autograph des Franziskus. Darin heißt es zum Alvernoaufenthalt im September 1224 von Franz: „post visionem

[1]) Man vgl. auch die Stelle bei Thomas von Eccleston ed. Little S. 93: „Frater Johannes de Parma minister generalis in pleno capitulo generali Januae (zwischen 1245 u. 1253, vgl. Little S. XXIV u. S. 53. 93. 126) praecepit fratri Bonicio, qui fuerat socius sancti Francisci, ut diceret fratribus de stigmatibus suis veritatem, quia multi de hoc per orbem dubitabant. Et respondit cum lacrymis: 'Isti oculi peccatores ea viderunt et istae manus peccatrices contrectaverunt ea'." Warum nirgends ein Zurückgreifen auf die authentische Äußerung des Franziskus, wenn es eine gab?

[2]) Leo starb erst 1270. Der Ausdruck „beatus Franciscus" weist jedenfalls auf die Zeit nach der Kanonisation. Die ganze Art, einen solchen Zettel zu beglaubigen, spricht wohl eher für spätere Jahre, wo diejenigen selten wurden, welche Franzens Handschrift kannten. Merkt S. 46 führt auch stilvergleichende Momente für eine späte, durch die Biographien, auch Bonaventuras, beeinflußte Niederschrift an.

et allocutionem Seraphym et impressionem stigmatum Christi in corpore suo fecit has laudes". Wer künftighin an der kirchlich sanktionierten oder sonst ihm liebgewordenen Alvernotradition unbeirrt festhalten möchte, wird gut tun, sich zäh an dies Blatt zu klammern: ein Genosse Franzens aus jenen Septembertagen bestätigt, daß er dort die Wundmale erhalten; damit erledigen sich alle sonstigen Zweifel!

Ich freue mich, daß Merkt an diesem rein mechanischen Verfahren keinen Geschmack gefunden, sondern meine abweichende Anschauung übernommen und zum Teil mit neuen Belegen gestützt hat. Bruder Leo stand als Franziskaner unter dem Einfluß der päpstlich sanktionierten Legende; persönlich wußte er nichts Genaueres über das erste Hervortreten der Stigmen, er scheint sie erst an der Leiche Franzens gesehen zu haben. Denn wie sollen wir es uns sonst erklären, daß er dem wissensdurstigen Salimbene nicht ein Wort über die Alvernoszene und das damalige wunderbare Hervortreten der Wundmale zu sagen wußte, sondern nur von den Malen am Toten sprach?[1]) Was er selbst über die Alvernovision aussagen konnte, ist uns durch die Aufzeichnung des Bruders Garynus de Sedenefeld[2]) in der Chronik des Thomas (von Eccleston) erhalten: Der Seraph erscheint dem Heiligen deutlicher, greifbarer („satis evidentius"), als in der Vita (des Thomas von Celano) beschrieben ist. Franz erschrickt stark, als er ihn von weitem erblickt und erzählt nachher dem Bruder Rufinus, daß jener ihn hart mitgenommen habe („quod eum dure tractavit"). Der Engel steht auf einem Stein, den Franz nachher zu waschen und salben befiehlt; er macht Enthüllungen, die der Heilige nur zum Teil dem Rufinus wiedererzählt hat.

Bei der starken Abweichung dieses Berichtes von der Version des Thomas von Celano darf man wohl mit Sicherheit behaupten, daß dieser vor der Abfassung seiner Vita I die Aussagen von Nächstbeteiligten, wie Leo und Rufinus, über die Alvernoszene

[1]) Ich verweise auf die überzeugenden Ausführungen von Merkt S. 45.

[2]) Das betreffende Gespräch zwischen Bruder Leo und dem Ordensminister von England Peter von Tewkesbury dürfte, nach dessen Amtstitel zu schließen, nach 1254 und vor dem Abschluß der Chronik 1258/59 stattgefunden haben; vgl. die Ausgabe von Little S. 127 und S. XXI.

nicht eingeholt hat, denn wie hätte er sonst diese wertvollen Angaben ganz unter den Tisch fallen lassen können? Für die Kritik seiner Darstellung ist das sehr zu beachten! Ich will hier nicht noch einmal im einzelnen die Widersprüche zwischen Leos und Thomas' Berichten hervorheben: zwischen dem einfachen Engel und dem Mischwesen von Seraph und Crucifixus, zwischen dem Schweben in der Luft und dem Stehen auf dem Stein, zwischen den Enthüllungen und der Stigmatisation. Bihls Ausführungen zu diesem Punkte zeigen, daß man sie mit viel gutem Willen zu einer einheitlichen Darstellung zusammenzwingen kann, aber der Eindruck des unbefangenen Lesers wird schwerlich dahin gehen, und mit den Worten: „apparitio Seraphyn facta fuit sancto Francisco — satis evidentius, quam scribatur (so ed. Little) in vita sua“ scheint mir keineswegs gesagt zu sein, daß im folgenden nur Lücken im Berichte des Thomas von Celano ausgefüllt werden sollen. Ebenso wird man in der Äußerung des Franziskus über den Engel „quod eum dure tractavit“ einen bestimmten Hinweis auf die Stigmatisation schwerlich erblicken können. Ein ähnliches Moment — ich weiß nicht, ob etwa veranlaßt durch körperliches Leiden unter dem ekstatischen Zustand — dürfte bei Visionären öfter anzutreffen sein. Schon die Bibel liefert da manche Beispiele. Des Jesajas Lippen berührt der herabschwebende Seraph mit einer glühenden Kohle, Jakob ringt mit dem Engel und wird von ihm an der Hüfte verletzt (Gen. 32, 25), Johannes stürzt vor dem Anblick des Menschensohnes wie tot nieder (Apoc. 1, 17) usw. Auch den Ausdruck „visitationibus pulsatus insolitis“, den Thomas von Celano in seiner Vita II c. 6 bei andererGelegenheit von dem Heiligen braucht, darf man hier vielleicht erwähnen. Genug, was Franz mit dem „dure tractare“ bezeichnen wollte, ob Worte oder Handlungen des von ihm im Geiste geschauten Seraphs gemeint sind, läßt sich schlechterdings nicht ausmachen. Andrerseits mag Bruder Leo darin später eine Andeutung erblickt haben, die es ihm erleichterte, die Vorgänge der Stigmatisation und Vision im Anschluß an Thomas von Celano zusammenzuschieben. Und nur weil er das tat, konnte seine Erzählung bei Thomas (von Eccleston) in den Zusammenhang gebracht werden, in dem sie dort erscheint. Indem sie nämlich

an den oben S. 279 Anm. 1 zitierten Vorgang auf dem Generalkapitel in Genua anknüpft, soll sie einen weiteren Beleg für die Tatsächlichkeit der Stigmatisation bringen. Das gleiche Interesse hat offenbar dies ganze Gespräch Leos mit Peter von Tewkesbury erst veranlaßt, das hier berichtet wird. Und trotzdem fehlt jene Aussage Leos, die allein von durchschlagender Kraft gewesen wäre, und die so nahe gelegen hätte: „Ich selbst habe die Wundmale sogleich nach jener Seraphsvision bei dem Heiligen erblickt!" Dieser Mangel scheint mir an der ganzen Erzählung doch das Bemerkenswerteste zu sein.

Interessant ist es nun, worauf wiederum Merkt (S. 58ff.) hinweist, daß wir eine sehr alte Darstellung der Alvernoszene ohne jede Andeutung der Stigmatisation besitzen, also gleichsam eine Illustration zu Leos Bericht bei Thomas (von Eccleston). Es ist ein Fresko im Baptisterium zu Parma, das einen Seraph neben dem hl. Franz stehend darstellt und uns nach Thodes[1]) Urteil „einen lebhafteren Begriff von dem Heiligen gibt, als die meisten andern Porträts". Eine Abbildung[2]) habe ich mir leider nicht verschaffen können. Daß das Gemälde, wie Merkt offen läßt, vielleicht schon vor der Kanonisation entstanden sei, wird durch den Heiligenschein des Franziskus ausgeschlossen; doch verdient beachtet zu werden, daß es sich hier nicht, wie sonst meist, um eine Franziskanerkirche handelt, der Künstler also der Legende wohl unbefangener gegenüberstand. Nach einer Notiz bei Venturi, Storia dell' arte italiana III (1904) S. 415 wäre der Terminus ad quem für das Fresco das Jahr 1283; es gehöre also etwa in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Venturi bezieht sich auf Pietro Tosca, der eine Monographie über die Bilder des Baptisteriums für den sechsten Band der Gallerie nazionali italiane vorbereite. Diese Monographie ist trotz der frühen Ankündigung meines Wissens noch nicht erschienen. Merkt sieht in diesem Parmeser Fresco „die glänzendste bildliche Bestätigung" meiner Meinung, daß die ganze Alvernoszene in einer Engelsvision bestand und mit den erst kurz vor dem Tode des Heiligen

[1]) Franz v. Assisi, 2. Aufl., S. 75; vgl. S. 147.

[2]) Thode ebenda zitiert Flaminio di Parma, Memorie istoriche delle chiese d. fr. min. della provincia di Bologna, 1760, II, S. 160.

hervorgetretenen Wundmalen ursprünglich nichts zu tun gehabt hat.

Erst nachdem die auf die Feststellung des Tatbestandes gerichtete kritische Untersuchung zu einem, wenn nicht völlig gesicherten, so doch mindestens wahrscheinlichen Ergebnis geführt hat, läßt sich die Frage nach einer Erklärung des Vorganges aufwerfen, denn „auch Rätsel und Wunder lassen uns nur eine Hoffnung auf Lösung und Erklärung, wenn vor allem ihr Tatbestand festgestellt ist."[1]) Daß für mich hier nur der Weg einer natürlichen Erklärung in Betracht kommt, brauche ich kaum zu bemerken; völlig unfruchtbar müßte daher in dieser Hinsicht jede Auseinandersetzung mit Bihl bleiben, da er neben der empirisch-historischen Erkenntnis auch theologischen oder philosophischen Wissenschaftsmethoden das Wort geben will, die außerordentliche, ja übernatürliche Wunderkräfte mit in Rechnung stellen.

Ich habe in meinem früheren Aufsatz unter den verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten, die sich bieten, keine bestimmte Entscheidung getroffen und bin auch noch heute der Meinung, daß sie dem Historiker nicht eigentlich zusteht. Immerhin kann er natürlich versuchen, sich mit Hilfe des Neurologen[2]) ein Urteil zu bilden, und da glaube ich, daß gerade nach dem auch hier manches Neue bringenden Büchlein von Merkt die Wagschale sich mehr und mehr zugunsten der Selbstbeibringung senkt, einer in heiliger und demütiger Nacheiferung des Leidens Christi erfolgten, bewußt oder unbewußt ausgeübten asketischen Handlung. Auch Goetz (S. 54ff.) scheint, ohne die andere Erklärungsmöglichkeit durch Autosuggestion ganz auszuschließen, mehr dieser Ansicht zuzuneigen. Merkt dagegen, der S. 62ff. recht gute Bemerkungen zu der Frage macht, zieht aus seinem eigenen Material meines Erachtens nicht scharf genug die Folgerungen. Wenn er schließlich der Annahme der Autosuggestion den Vorzug gibt, so wirkt darauf einmal die, wie ich oben gezeigt zu haben

---

[1]) Vgl. den anregenden Aufsatz von W. Hellpach, Historische Hysterie, Neue deutsche Rundschau 1906, S. 1030.

[2]) Meinem Freunde Prof. S. Schönborn in Heidelberg bin ich für mehrfache belehrende Auskunft zu Dank verpflichtet.

hoffe, irrige Anschauung über die Beschaffenheit der Wundmale als dunkler Flecken; denn vernarbte Wundlöcher, wie sie mir im Eliasbriefe deutlich gekennzeichnet zu sein scheinen, setzen einer Erklärung durch Autosuggestion sicherlich die erheblichsten Schwierigkeiten entgegen, während sie wohl für jeden Mediziner mit großer Wahrscheinlichkeit auf Selbstbeibringung hinweisen. Ferner aber dürfte Merkt vielleicht zu starkes Gewicht auf die späteren Stigmatisationsfälle legen, von denen ja einzelne wirklich — bei verschiedenem Befunde — durch Autosuggestion zu erklären sein mögen, die aber doch eigentlich alle erst in ihrem Tatbestand auf das genaueste geprüft werden müßten, ehe man sie hier verwenden könnte.

Wichtiger erscheinen mir die zeitgenössischen Analogiefälle, auf die Merkt selbst hingewiesen hat. Sie lehren uns, daß die asketische Neigung zur Nachahmung der Wundmale Christi in jenen Tagen verbreiteter war, als man bisher angenommen hat. Franz von Assisi ist auch nicht mehr als der erste historisch beglaubigte Stigmatisierte zu betrachten. Über seinen freilich gründlich verschiedenen Vorläufer, der vom Oxforder Konzil des Jahres 1222 als Religionsschänder abgeurteilt wurde, kann ich einige weitere Belege bringen. Der Fall ist immerhin interessant genug, um dabei einen Augenblick zu verweilen. Der von Merkt herangezogene, übrigens schlecht abgedruckte Text des Matthaeus Paris (Chron. Mai. ed. Luard III, 71) lautet: „Hoc etiam anno (1222) comprehensus fuit quidam paucis diebus ante concilium celebratum Cantuariae a magistro S[tephano] Cantuariensi archiepiscopo, habens in corpore et membris, scilicet in latere, manibus et pedibus, quinque vulnera crucifixionis; et in dicto concilio simul cum eo [quidam] utriusque sexus, scilicet Ermofroditus, eiusdem erroris, quo prior fuit obcaecatus, cum suo complice praesentatus. Super quo convicti et publice confessi, iudicio ecclesiae puniti fuerunt“ usw.

Diesem Bericht stellt Merkt eine aus einem vatikanischen Manuskript geschöpfte Nachricht in den Annalen des Bzovius (a. 1222 n. XX) gegenüber: „In synodo Cantuariensi seu mavis Oxoniensi hoc anno in Anglia celebrato pseudochristus quidam, qui se Christum venisseque, ut errores, qui in clero et populo

grassarentur, emendaret, audebat asserere; et signa quaedam quasi Christi crucifixi, manibus, pedibus laterique impressa, ad maiorem populi circumventionem ostendebat, ut vanus et perfidus nebulo in crucem, quam meruit, cum hermaphrodito quodam assecla sublatus est" usw. Merkts Ansicht, diese Nachricht sei durchaus unabhängig von Matthaeus Paris, kann ich nicht teilen. Nicht nur der Irrtum betreffs Canterbury, der mit einem ziemlich neuzeitlich anmutenden „seu mavis Oxoniensi" unsicher verbessert ist, sondern auch die weitgehende Übereinstimmung des Wortlautes weist eben auf Matthaeus Paris als Vorlage hin. Ob überhaupt noch eine weitere Quelle hineingearbeitet ist, läßt sich ohne nähere Kenntnis des betreffenden vatikanischen Manuskripts kaum mit Sicherheit sagen. Die Kreuzesstrafe ist, wie gleich zu ersehen sein wird, zweifellos irrig; die reformerische Tendenz, die dem Verurteilten hier zugeschrieben wird, könnte immerhin einer moderneren Vermutung entstammen, wenn da auch eine selbständige ältere Quelle nicht ausgeschlossen ist. Jedenfalls darf man diese zweifelhafte Annalenstelle in einer Überlieferung aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts nicht so hoch bewerten, wie Merkt (S. 3) es tut.

Zuverlässiger als selbst Matthaeus Paris sind die beiden folgenden, ganz gleichzeitigen Berichte:

Annales de Waverleia (Annales monastici ed. Luard II, 296): „Dominus Stephanus Cantuariae archiepiscopus celebravit concilium suum primum apud Oxoniam XV. kal. Maii. In hoc concilio quidam diaconus apostata, qui duxerat quandam Judaeam, degradatus est et postea combustus.[1]) Quidam etiam rusticus, qui se crucifigebat, immuratus est perpetuo."

Annales de Dunstaplia (ebenda III, 76):

„Eodem anno post Pascha Stephanus Cantuariensis archiepiscopus, apud Oxoniam concilium celebravit mense Aprili; ubi

[1]) Über diesen hier nicht weiter in Betracht kommenden Fall, über den auch Matthaeus Paris und Bzovius im Anschluß an die oben aus ihnen angeführten Stellen kurz berichten, scheint F. W. Maitland, Roman canon law in the church of England (1898) VI: „The deacon and the Jewess" ausführlicher gehandelt zu haben. Das Buch ist mir nicht zur Hand; ich weiß daher auch nicht, ob etwa der Stigmatisationsfall darin gestreift wird.

recitatum est et observari mandatum concilium Lateranense; in quo condemnatus est ad incendium, post degradationem suam, diaconus quidam, qui pro amore cuiusdam mulieris Judaeae fuerat circumcisus; et per balivos regis ibidem praesentes extra burgum igne crematus est. Alius diaconus propter furtum ibidem degradatus est. Insuper et mulier quaedam, quae se fecit Sanctam Mariam et iuvenis quidam, qui se fecerat Christum et perforaverat sibimet manus et latus et pedes, immurati sunt apud Bannebirre.[1]) Et capitula multa sunt ibi de novo statuta.

Auch bei dem zwei Generationen jüngeren sogen. Thomas Wykes geht das folgende offenbar auf eine gute alte Nachricht des Klosters Osney zurück (ebenda IV, 63):

„In eodem concilio praesentatus est quidam diaconus“ usw. (Näheres über ihn und die Jüdin.) Dann: „Oblatus est in eodem concilio rusticus quidam laicus, qui in tantam devenit insaniam, ut in ignominiam crucifixi se faceret crucifigi, asserens se filium Dei et redemptorem mundi, quique iudicio concilii immuratus totum vitae suae residuum reclusus duro pane et aqua refectus in carcere terminavit.“

Was ergibt sich aus diesen weiteren Quellenbelegen? Der Verurteilte war kein Geistlicher oder auch nur gebildeter Laie, sondern ein junger Bauer; eine ernstlichere Reformtendenz, wie sie die Stelle bei Bzovius vermuten ließe, ist daher wenig wahrscheinlich. Er ist nicht etwa zum Tode verurteilt worden, sondern zur ewigen Einmauerung bei Banbury mit notdürftigem Unterhalt von Wasser und Brot und hat da anscheinend noch länger gelebt. Sein Schicksal teilte eine Frauensperson, nach der Bezeichnung „mulier“ älter als er, der „iuvenis“, aber wohl kaum seine Mutter, da das vermutlich angedeutet wäre. Die Analogie des „se fecit Sanctam Mariam“ zu dem „se fecerat Christum“ scheint mir darauf zu deuten, daß auch hier ein Fall von Selbstverstümmelung vorliegt, und die charakteristische Eigenschaft der Maria, die bei einer Nachahmung irgendwie äußerlich anzudeuten war, ist

[1]) Banbury n. Oxford.

ihre Jungfräulichkeit. Ich vermute daher, daß es sich um eine vollständig oder auch nur teilweise ausgeführte Amputation der Brüste gehandelt hat[1]), wodurch der Körper ein mädchenhaftes, ja unweibliches Aussehen erhielt. Und hier liegt dann auch wohl der Anlaß für die merkwürdige Bezeichnung des Matthaeus Paris: „[quidam] utriusque sexus, scilicet Ermofroditus". Denn an der Identität der beiden Persönlichkeiten ist gar nicht zu zweifeln, da auch dieser angebliche, gewiß nicht ganz wörtlich zu nehmende Hermaphrodit von demselben religiösen Wahn befangen sein soll wie der Stigmatisierte.

„Religiöser Wahn", das dürfte nun auch die nächstliegende Erklärung für den Vorgang sein.[2]) Plumpe Betrüger, die sich derartig bittre Leiden zufügen ohne die mindeste Aussicht, in der gewählten Rolle einen Ersatz durch weltliche Freuden zu finden, wollen mir wenigstens nicht glaubhaft erscheinen. Diese Angehörigen des niederen Volkes sind offenbar in der allgemeinen religiösen Erregung der Zeit von krankhaften Wahnvorstellungen ergriffen worden und haben im Zustande der Hysterie jene Handlungen an sich begangen. Man kennt ja auch genugsam die ansteckende Wirkung solcher Hysterie auf ähnlich gerichtete Naturen, um aus der Verbindung dieser beiden Menschen nicht etwa auf ein kühl überlegtes Komplott schließen zu müssen.

Je weniger hier vermutlich von irgendwelcher individuellen Bedeutung die Rede sein kann, um so mehr interessiert der Fall als unmittelbares Produkt der Zeitstimmung, und so gewaltig ohne Frage der persönliche Abstand vom hl. Franz ist, eine ge-

[1]) Auf die zeitgenössische, schon 1213 gestorbene Begine Maria von Oignies, die sich, um die Leiden des Gekreuzigten („stigmata domini nostri Jesu Christi") an ihrem Leibe zu empfinden, in ekstatischem Zustand heimlich nicht unbeträchtliche Fleischstücke aus ihrem Körper herausschnitt und in der Erde verbarg, habe ich schon in dieser Zeitschrift oben S. 221 hingewiesen. Jene Pseudomaria mag zu ihr etwa in demselben Verhältnis stehen wie der Oxforder Pseudochristus zum hl. Franz.

[2]) Von einem ähnlichen Pseudochristus und einer Pseudomaria berichtet schon Gregor von Tours, Hist. Franc. X, 25; da ist das Pathologische ganz offenkundig, und man erfährt sogar die Ursache: Stiche eines Insektenschwarms erzeugen zweijährigen Irrsinn, der dann von jener religiösen Wahnvorstellung abgelöst wird.

wisse Verwandtschaft in den asketisch-hysterischen Motiven ist kaum zu bestreiten. Beachtenswert ist ferner, wie nahe hier Religionsschändung und Heiligkeit im Urteil der Kirche bei einander liegen; wir verstehen danach um so eher, daß man in Rom mit Zweifeln und Widerspruch gegen das Stigmenwunder rechnen mußte, und daß man sich scheute, die Kanonisation des Franziskus damit zu begründen.

Der Oxforder Fall von 1222 ist der einzige, dem man ohne jeden Zweifel die Priorität vor der Stigmatisation des hl. Franz zuzuweisen hat. Unsicherer liegen die beiden anderen von Merkt (S. 4ff.) herangezogenen Fälle; da sie erst eine Zeitlang nach Franzens Tode aufgezeichnet sind, so ist eine Beeinflussung durch die Franzlegende zeitlich wenigstens nicht völlig ausgeschlossen.

Namentlich für die von einem anonymen, wahrscheinlich prämonstratensischen Verfasser geschriebene Biographie des niederländischen Einsiedlers Dodon von Hascha († 1231)[1]) ist diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen. An ihm fand man nach seinem Tode „vulnera aperta in manibus et pedibus et dextro latere suo, ad modum quinque vulnerum Domini, quae forte ad compatiendum crucifixo multis annis portavit, ut vere dicere posset cum Paulo: ego stigmata domini mei Jesu Christi in corpore meo porto. Hoc autem ante diem mortis suae nullus scivit, nisi solus Deus, qui omnia noscit." Da der Verfasser ihn wegen seiner asketischen Selbstpeinigungen fast als Märtyrer betrachtet, so denkt er bei den Stigmen wohl nur an Selbstzufügung, wie auch aus den Worten „ad compatiendum crucifixo" hervorgeht. Die Zeitdauer („multis annis") ist nur Vermutung („forte"), da ja niemand vor Dodons Tode etwas davon wußte.

Besser beglaubigt und von selbständigerem Werte ist die asketische Handlungsweise des 1234 verstorbenen Marquis Robert von Montferrand in der Auvergne. Der Dominikaner Stephan von Bourbon († c. 1261) hat darüber berichtet in seinem um 1260[2]) geschriebenen „Tractatus de diversis materiis prae-

[1]) Vgl. Acta Sanctorum Mart. III. S 851ff.

[2]) Das geht aus der Stelle bei Lecoy de la Marche S. 138. 139 hervor. Zur Zeit von Stephans Tod vgl. ebenda S. IX.

dicabilibus", aus denen Lecoy de la Marche unter dem Titel „Anecdotes historiques" (1877) Auszüge veröffentlicht hat. Ein eigenartiger Kauz muß jener alte Marquis gewesen sein! Vierzig Jahre lang hat er mit großen Mühen und Kosten alle sektiererischen Schriften, deren er habhaft werden konnte, gesammelt und eifrig studiert, so daß er darüber in den Verdacht geriet, selbst ein Ketzer zu sein. Aber er wußte diese Meinung schlagend zu widerlegen: je eifriger das Studium, desto größer sei sein Abscheu geworden, und dem habe er den denkbar stärksten Ausdruck verliehen, indem er den Kasten mit jenen Büchern zu seinem Fußschemel gemacht habe, wenn er im heimlichen Gemach seiner Wohnung seine Notdurft verrichtete![1]) Von ihm nun heißt es: „Qui multis annis ante mortem suam in memoriam passionis eius et fidei stigmata domini Jesu in corpore suo portaverat. Cum aliis penitenciis, quas faciebat in memoriam passionis Domini, cum quibusdam clavis carnem suam singulis sextis feriis usque ad sanguinis effusionem configebat." Führt der Ausdruck „viele Jahre vor seinem Tode" von 1234 rückwärts zu einem Termin, der mit der Stigmatisation Franzens als einigermaßen gleichzeitig angesehen werden darf, so spricht auch die ganz abweichende Darstellung für Unabhängigkeit von dessen Legende. Von einem Wunder ist hier ebensowenig wie bei Dodon von Hascha die Rede; vielmehr wird die asketische Selbstbeibringung ausdrücklich zugegeben und überdies noch eine periodisch an allen Freitagen wiederholte, wie sie Merkt (S. 66) ausschließlich den durch Autosuggestion zu erklärenden Fällen vorbehält.

Also eine Anzahl von zeitgenössischen Beispielen für Stigmatisationen läßt sich doch aufzeigen! Bei allen[2]) sind, soweit wir urteilen können, die Motive ähnlich wie bei Franziskus,

[1]) Vgl. ebenda S. 276: — — „Et in signum huius vilipensionis, quam habebam ad alias sectas a fide, feci fieri scrineum ligneum, quod feci poni sub pedibus meis, quando sedebam in sede camere mee private, quasi non possem ipsas sectas magis vilipendere, nisi pedibus meis subessent, quando sedeo vile nature officium expleturus."

[2]) Der Oxforder Fall steht unter den andern wohl einigermaßen gesondert da, dürfte aber im letzten Grunde, wie oben ausgeführt, doch auf ähnlicher Basis ruhen.

eine Mischung von Kontemplation und Askese, überall wohl mit einem starken Einschlag von Hysterie. Bei allen ist an der Selbstzufügung nicht zu zweifeln. Auch bei Franz war die Neigung zu asketischer Selbstverwundung stark ausgeprägt; mit Recht betont Merkt (S. 63) die Stelle aus der Vita II des Thomas von Celano (c. 92), wo es von Franz heißt: „Corpus enim suum, utique innocens, flagellis et penuriis subigebat, multiplicans ei vulnera sine causa.“ Die Selbstzufügung aber war auch das Ergebnis, zu dem meine obige Untersuchung mit einiger Wahrscheinlichkeit gelangte, und so dürften vor dieser Lösung des Rätsels die andern etwaigen Erklärungsmöglichkeiten doch mehr und mehr zurücktreten!

Nachtrag.

Im Archivum Franciscanum historicum ann. III, fasc. 5 veröffentlicht soeben P. M. Bihl einen neuen Aufsatz: „De stigmatibus S. Francisci Assisiensis“, der mir erst nach Erledigung der Korrektur meiner Abhandlung zuging und daher nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Abgesehen von dem Hinweis darauf, daß schon ein Abdruck des Eliasbriefes von Melchiorri (1856) die ältere Druckvorlage durch die Änderung des „non diu“ in „nam diu“ verdorben hat, und Amoni dadurch von einem schändlichen Verdacht entlastet wird, unterscheidet sich die neue Darlegung, soweit dabei ich in Betracht komme, von der früheren übrigens nur durch den zweifelhaften Vorzug eines sehr persönlichen Lateins. Diese in jüngerer Zeit unter altphilologischer Mitwirkung besonders nach der Seite der Invektiven ausgebaute Sprache ist, so möchte ich zugunsten Bihls annehmen, die Hauptursache dafür, daß in seinen Angriffen gegen Merkt die frühere Höflichkeit des Tones arg gelitten hat. Auf Einzelheiten einzugehen, fehlt mir hier der Raum. Einige Hinweise verdienen Beachtung; aber in allen wesentlichen Punkten finde ich nicht den mindesten Anlaß, meine obigen Ausführungen zu ändern.

AKADEMISCHE EHRUNGEN IN HELMSTEDT 1791 UND 1792

(MIT EINER EINLEITUNG ÜBER DAS TRAUERGEDICHT)

MITGETEILT NACH ZEITGENÖSSISCHEN EINBLATTDRUCKEN VON OTTO LERCHE

In meinem Besitz befinden sich zwei Einblattdrucke, je ein Bogen, aus dem Nachlasse meines Urgroßvaters, des Pastors H. A. Lerche zu Eitzum (vgl. dazu K. Schattenberg, Aus vergangenen Zeiten, eine chronikalische Schilderung des Dorfes Eitzum, Braunschweig 1895, S. 79f.). Beide Drucke enthalten je ein Gedicht, das eine ältere von 1791 einem entschlafenen Kommilitonen, das andere jüngere von 1792 einem verehrten Lehrer gewidmet. Beide scheinen mir einer weiteren Beachtung durchaus würdig, zumal anzunehmen ist, daß diese Drucke in vielen Exemplaren kaum noch vorhanden sein werden.

Über Trauer- und Huldigungslieder, die bei akademischen Feiern in Greifswald von Berufenen und meist Unberufenen gesungen sind, hat E. Lange in seinem Aufsatze: *Greifswalder Professoren in der Sammlung der vitae Pomeranorum* (Baltische Studien, Bd. 48, Stettin 1894, S. 1—42) gehandelt. Lange beschränkt sich seinem Quellenmaterial entsprechend auf Greifswald. Zeitlich aber ist die Beschränkung auf die Jahre vor Mitte des 18. Jahrhunderts recht bedauerlich. Gerade von da an wird die Entwicklung eine reichere, interessantere.

Behandelt werden von Lange die Huldigungs- und Trauergedichte für die Theologen Fr. Runge († 1604), K. T. Rango († 1700) und A. J. v. Krakevitz († 1732). Somit gewinnt man bei Lange einen Einblick in die akademische Gelegenheitsdichtung im 16., 17. und frühen 18. Jahrhundert. Vor dem großen Umschwung in unserer Dichtung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bricht Lange mit einem kurzen Ausblick ab.

Ich möchte hier, wesentlich als Vorbemerkung zu jenen beiden aus der späteren Zeit des 18. Jahrhunderts stammenden akademischen Gelegenheitsgedichten, eine Skizze des Trauercarmens

geben, wie es sich nach dem von mir benutzten Material[1]) darstellt. Ich gehe auf das Huldigungsgedicht nicht weiter ein, werde aber für das Trauergedicht die landschaftlichen Grenzen Lange gegenüber etwas erweitern.

Sicher ist das Trauergedicht in der Literatur ebenso alt wie das Huldigungscarmen. *De mortuis nihil nisi bene*, und zwar recht viel Gutes, um so mehr, je weniger die Verstorbenen es verdient haben! Das ist von Anfang an das Wesen des Huldigungsgedichtes für Verstorbene. Als literarische Gattung gewinnt das Trauercarmen im Deutschen erst im 17. Jahrhundert einige Bedeutung. Die Kunst, recht angemessen und angenehm zu sterben, ist sehr erstrebt und viel besungen. Der Dichter der 'Kirchhofsgedanken' hat seine Feder mehrfach in den Dienst von trauernden Hinterbliebenen gestellt. Wie Gryphius, so hat auch vor ihm Opitz, wenn auch nicht gerade auf Bestellung seine Lieder angefertigt, so doch vorkommendenfalls den Gefühlen seiner Mitmenschen auf deren Wunsch einen mehr oder minder poetischen Ausdruck verliehen. Die gute, häufige Gelegenheit hat hieraus nach und nach ein Mittel gegen den chronischen Hunger und Geldmangel der kleinen Dichter entstehen lassen. Schon im 17. Jahrhundert findet man den typischen Gelegenheitsdichter, der im 18. Jahrhundert auf dem Schlosse keines Grafen fehlen darf, der auf Reputation und Standesehre sieht. Daß diese kleinen Herren von ihren noch kleineren Dichtern auf das höchste — verschrobenste — gefeiert werden, daß ihr 'nunmehriges Absterben und seliges Ende' gebührend in Reime gebracht wird, ist selbstverständlich.

Der Tod eines Fürsten, eines Königs hat von jeher die Dichter veranlaßt, zur Laute zu greifen und im Liede der Trauer Ausdruck zu geben um den verstorbenen Fürsten. Aber der Studiosus Puschmann hätte seine klappernden Alexandriner ruhig unge-

[1]) In erster Linie kommen in Frage die Bände von gesammelten Gelegenheitsgedichten in der Göttinger Universitätsbibliothek, dann Gottfried Behrndts / Sammlung / von / Lob- Glückwünschungs- trauer- vermischten / geistlichen und weltlichen / Gedichten / welche theils verschiedene geschickte Personen / theils er selbst / verfertiget hat: / zum Druck befördert etc . . . Magdeburg und Leipzig 1746. Zu erwähnen sind hier auch die Gedichtsammlungen von Opitz, Gryphius, Dach, Weckherlin u. a. m.

schrieben, wenigstens ungedruckt sein lassen können. Puschmann ist, wie man ihm das nicht weiter übel nehmen kann, über den Tod Gustav Adolfs bei Lützen sehr erschüttert. Er läßt vier schwedische Klageweiber auftreten, die ihrem Schmerz Ausdruck geben:

Ach weh mein Bräutigam, ach weh ach weh mir Armen
Ach weh der grossen Noth, ach las dichs Gott erbarmen
Mein Kleinod, meine Zier, mein Hoffen, meine Cron
Mein Ich, mein einigall, mein königlicher Thron etc.

Das Gedicht ist an Gustav Horn gerichtet und dem Geschmack der Zeit entsprechend recht umständlich überschrieben:

PRAEFICAE SVECICAE.

schwedische Klage Weiber / bey der allerchristlichsten Leiche des (weiland) durchleuchtigsten, großmächtig / =sten Königs und Herren, Herrn / **Gustavi Adolphi** /, deß grossen / der Schweden / Gothen und / Wenden König / Groß Fürsten in Finnland, Hertzo / gen zu Esthen und Carelien, Herren zu Inger= / manlandt, etc. / So den 6. Novembris 1632. Jahrs bey Lützen, zwo / Meil von Leipzig, für der teutschen Nation Religion und / Freyheit streitend, selig und ritterlich geblieben./ Gestellet von / David Puschmann, stud. (Leipzig 1633).

Die Form an und für sich ist übrigens durchaus die übliche; der Alexandriner ist noch am meisten angewendet. Opitz und Gryphius haben darin den Weg gewiesen. Manche Erzeugnisse der Gelegenheitspoesie dieser Zeit sind auch gar nicht so schlecht. Die fruchtbringende Gesellschaft bringt z. B. eine Lob und Trostschrift / über das christliche Leben und seliges Sterben des weiland Hochedlen, Gestrengen und vesten Herrn S. Anthon von Wietersheim (Hamburg 1647). Hier haben wir zwar auch noch Alexandriner, daneben aber eine trochäische gereimte Ode (aabccbdd.).

Das frühe 18. Jahrhundert zeitigt die herrlichsten Blüten der Überschwenglichkeit. Die Gelegenheitsdichter aller unteren Rangklassen geben sich die größte Mühe, mit allen Unarten des Zeitgeschmacks zu glänzen. Das Material, das ich hier benutzt habe, ist recht charakteristisch für den Zustand der Unentschlossen-

heit, des Übergangs und der Umbildung. In vielen Fällen ist der Alexandriner schon einer neuen, keineswegs durchaus schöneren Form gewichen. Lange nennt manche Lieder dieser Zeit gesangbuchartig. Manchmal aber trifft diese Bezeichnung nicht zu. Ein wesentlicher Unterschied oder gar ein Fortschritt gegenüber den Liedern aus dem 17. Jahrhundert läßt sich nicht konstatieren. Vorzüge lassen sich nicht feststellen, nur die Schattenseiten treten stärker hervor.

Gesangbuchartig kann man etwa nennen zwo abgesungene Oden, als über das Ableben König Wilhelms III. von Groß Brittanien auf der Universität Halle eine feierliche Trauer Rede den 29. May 1702 gehalten wurde, von Heinrich Georg Reichsgrafen zu Waldeck und Pyrmont. Hier jammert in der Ode vor der Rede das klagende Europa:

schlaf ich? oder bin ich truncken?
oder herrscht Egyptens Nacht?
Englands Hoffnung ist gesunken,
und zugleich auch meine Macht.
Gestern sang ich Krieges Lieder:
Heute liegt mein Held darnieder usw.

Auf diesen Erguß antwortet nach der Rede das tröstende Preußen:

Europa wein und klage nicht,
Der Himmel, der dein Glücke bricht,
Hat auch schon Mittel es zu stützen usw.

Ganz anders, gleichwohl gesangbuchartig, lautet der Text zur Trauer Musique, bey der feyerlichen Leich Begängniß weyl. Herrn Jocobs von Beschafer, kön. Preuß. General Lieutenants bey der Infanterie . . . (Magdeburg 1731) — — —

Wie mancher Kampff, wie mancher zarter Streit
pflegt öfters zu entstehen,
so lange wir
allhier
nicht ohne Müh und viel Beschwerlichkeit
durch Kedars wüste Hütten[1]) gehen.

[1]) Zu Kedar vgl. Gen. 25, 15. Kedar, der 2. Sohn Ismaels, ist der Stammvater eines blühenden Nomadenvolkes. Von wüsten Hütten kann trotz Psalm 120, 5 nicht die Rede sein. Erst Hieronymus und Eusebius versetzen die Kedarener in die Wüste (ἔρημος).

In Kedars Reich scheinen die Gelegenheitsdichter jener Zeit recht gut Bescheid zu wissen; auch sonst im alten Testamente sind die Poeten gut bewandert. So heißt es in dem Trauergedicht an J. D. Müller, k. pr. priv. Buchdrucker, 1726:

— — —
Erblaßter Müller, unsre Pflicht
weiß von demselben Firniß nicht
womit man Worte übergüldet — —
Du warest unser Palinur,
auf deiner reichen Liebe Spuhr — — —
Du wurdest Obed Edom [1]) gleich,
denn dieser diente Gott und ward an Segen reich.

Doch glaube ich nicht, so reizvoll es an sich ist, noch mehr Beispiele dieser Art anführen zu dürfen. Wie der Alexandriner in dieser Zeit gehandhabt wird, und wie barock die Gedanken — so recht der Form entsprechend — nun sind, mag ein Gedicht der Herren Gebrüder Stockhausen in Magdeburg erläutern. Auf das Absterben Herrn Andreas Krügers, Kirchenältesten zu St. Catharinen, und Brauer-Innungs-Meisters in Magdeburg 1724 heißt es:

Diß ist die Art der Welt, die Thränen zeugen Thränen
Ein Leichen-Tuch gebiehrt das andre Leichen-Tuch.
Die Gräber müssen sich den Weg zum Grabe bähnen,
Verfall und Unglück ist des Todes Kirchenbuch usw.

Etwas komisch wirkt der Rhythmus in dem Liede, das Hannß Carl von Kirchbach singt auf das Absterben Herrn Ernst Matthiae Borcken, kgl. pohln. u. churfürstl. sächs. General-Lieutenants von der Infanterie und Commandanten zu Alt-Dresden, den 23. Mart. 1728. Hier heißt es u. a.:

— — —
Dein König ist es wert. O Friederich August!
Welch Auge sieht dich an, und sieht nicht seine Lust?
— — —
Diß rühmtest Du auch, Borck, Augustens Güte nach
Diß machte, daß kein Trieb dein Treu-seyn unterbrach. —

Das Wortspiel mit den Namen ist im Trauergedicht sehr beliebt. So singt jemand im Namen des Witwers auf den Ver-

[1]) Zu Obed Edom vgl. 2. Sam. 6, 10ff. Obed Edom aus Gath nahm die Lade Gottes in sein Haus auf und ward dafür reich gesegnet.

lust der andren Gemahlin Herrn Adam Heinrich Gottlobs, Frey-herrn von Liechtenstein, auf Lehme —:

Schon ein Verwittweter zwo jungen schönen seyn,
macht einen Liechtenstein vor Schmerz zum Leichenstein.

oder auf das Abscheiden eines Herrn von Alvensleben auf Erx-leben:

— — —
Geduld demnach, diß lindert den Verlust.
Agnese ruft zwar: mein Johann August!
Mein Alvensleben, halbes Leben!

Den Höhepunkt der Geschmacklosigkeit und eben darum das beste Denkmal dieser ganzen literarischen Erscheinung bildet eine Sammlung, die ich hier noch etwas näher betrachten will. Der Titel lautet:

Die / von dem Sarg / eines Hoffnungs-vollen / Jünglings, / gesammelte / Myrrthen-Blätter. / Hamburg, gedruckt im Jahre 1733.

Diese Sammlung, von J. P. Kohl redigiert, ist dem Hamburger Kaufmann Wilhelm Mattfeld gewidmet; es sind in dem Büchlein vereinigt die bei der Bestattung seines verstorbenen 22jährigen Sohnes entstandenen poetischen Trauerkundgebungen. Der junge Mattfeld muß ein Tugendbold ersten Ranges gewesen sein, der Rektor und Konrektor des Gymnasiums, die Freunde und Studiengenossen geben dem verstorbenen Kommilitonen ihre letzten Grüße in den überschwenglichsten Ausdrücken mit. Nach dem lateinischen Motto und der überaus devoten Widmungsvorrede des Herausgebers folgen die kurzen Gedichte der Gymnasialprofessoren. Dann als Nr. 5 rangieren:

Sensi lamentevoli d'afflito et affettionato padre, il nobiliss^mo^ e gentiliss^mo^ Sig., il Sig^re^ Guiglielmo Matfeld sopra l'immatura morte de suo dilettiss^mo^ Figliolo primogenito Giovan Guiglielmo Matfeld. G. G. P. L.

Man denke sich nur den vom Tode seines ältesten Sohnes schwer darniedergeschlagenen Vater, einen immerhin recht angesehenen und dementsprechend wohl gebildeten Hamburger Kaufmann aus dem frühen 18. Jahrhundert: wird er sich hinsetzen und im Schweiße seines Angesichts italienische Verse

machen über den Tod seines figliolo? Darin liegt die Verlogenheit dieser ganzen Trauerpose. Ebenso unangenehm müssen auf uns Nr. 6 und 7 dieser Sammlung wirken:

Éloge funebre de monsieur Jean Guillaume Mattfeld, fils aîné de monsieur Guillaume Mattfeld. — Lob= und Trauerschrift, dem Herrn Joh. Wilhelm Mattfeld, aeltesten Sohne des Herrn Herrn Wilh. Mattfelds zu Ehren verfertiget. Und dann folgt eine recht lange, prahlerische éloge. Der junge Mattfeld hat Juristerei studieren wollen; den verstorbenen Freund grüßt in diesem Sinne Joh. Andr. Scheffel, rev. min. cand., in Alexandrinern. Der Dichter wendet sich an die Eltern und sagt:

Wir arme Sterbliche, wir sind von solcher Art,
daß wir nach eitlem Tand, so Nacht als Tage rennen,
daß keiner Mühe, Fleiß, Geld, Schweiß und Sorgen sparet,
nur daß ihn jedermann mög einen Klugen nennen;
Man sehe doch auf den, der ein Jurist will sein
— — —
Ihr Sohn ist abgereist, zwar nicht nach Leipzig kommen,
der große Gott hat Ihn nach Zions Burg genommen (!)

Recht erfreulich wirkt eine *oda funebris piae memoriae* von einem Kommilitonen. Hier ist der ganze Inhalt durchaus der klassischen Form angepaßt. Es ist nicht die alte Mythologie dem Brauch der Zeit entsprechend christlich gereinigt, sondern es heißt:

Saeva Mattfeldum libitina carum
abstulit! mortis requies perennis
urget erepti juvenis favillas
Palladis arce! etc.

Dann folgen noch zehn Dichter, meist äußern sie sich in Alexandrinern. Unter ihnen ist bemerkenswert ein B. H. Brockes, der ausdrücklich als der junge Brockes bezeichnet wird, der in einem andern Gedichte als nun auch verschieden erwähnt wird. Wieder ein Beweis dafür, daß die ganze Sammlung nicht zu dem Begräbnistage Mattfelds fertig gewesen sein kann; ja es können nicht einmal die einzelnen Personen alle die unter ihrem Namen gehenden Gedichte selbst geschrieben haben. — Bemerkenswert mag sein, daß sich unter Nr. 19 drei Freunde 'seiner Red- und Dichtkunst übenden Gesellschaft' äußern.

Ich habe eben Gelegenheit gehabt, einen jungen B. H. Brockes zu nennen. Es wird dies wohl ein Sohn des bekannten Barthold Heinrich Brockes sein, der als Verfasser des 'irdischen Vergnügens in Gott' in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Brockes gehört zu den Leuten, die einer unserer besten Literarhistoriker so charakterisiert: sie setzen sich in ein bequemes Zimmer, schlagen das rechte Bein über das linke und stützen den rechten Ellenbogen auf das rechte Knie, dann legen sie den Zeigefinger an die Nase und philosophieren:

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht
die Weisheit deiner Wege etc.
so weiß ich von Bewundrung voll
nicht, wie ich dich erheben soll . . .

Ich denke dabei an des seligen Herrn Barthold Heinrich Brockes Schwanen-Gesang, in einer Anleitung zum vergnügten und gelassenen Sterben. Brockes fängt sein vierzig Quartseiten langes Poem mit episch-philosophischer Breite an:

Da sich die Erd jetzt von der Sonnen in ihrem Kreißlauf abwerts drehet
Und durch diß Drehn auf unsrer Fläche der Lenz und Sommer uns entstehet,
Wodurch auf eine weise Weise sich das Gebäude dieser Welt etc.

So leitet er langsam zum vergnügten Sterben an.

Mit Brockes ist die Mitte des 18. Jahrhunderts bald erreicht. Der Umschwung in unserer Literatur, der sich in erster Linie an den Namen Klopstocks schließt, hat auch das Trauergedicht der Gelegenheitsdichter nicht unberührt gelassen. Ein Gedicht aus Freimaurerkreisen ist noch sehr umständlich überschrieben,[1]) beginnt aber schon:

Er ist nicht mehr — die fürchterliche Scene,
gefeyert durch der Maurer Thräne,
herscht unser Herz von Hoffnung leer.
Noch einmal wünschen wir, mit seligem Entzücken
ihn brüderlich an unser Herz zu drücken,
umsonst — er ist nicht mehr.

[1]) Dem theuren Gedenken des sehr ehrwürdigen und zärtlich geliebten Bruders August Theodor Berlhof widmeten in der den 22sten Oktober 1764 über dessen tödlichen Hintritt in der sehr ehrwürdigen Loge Georg gehaltenen Trauerversammlung nachstehende Vorlesungen der Meister vom Stuhl und Redner der Loge Georg.

(Ohne Ort und ⟨Jahr⟩; das Gedicht ist unterzeichnet: Meyer).

In wie starkem Maße nun die Führer der literarischen Bewegung die Gelegenheitsdichtung beeinflussen, davon geben Zeugnis die beiden hier publizierten Gedichte.

Ich lasse zunächst den Abdruck des älteren Gedichts folgen:

Denkmal der Freundschaft / am Grabe / Herrn / Johann Georg Friedrich Dreyers / der Gottesgelahrtheit Kandidaten / aus dem Hannöverischen / — Von / des Entschlafenen / nachbenannten, auf der Julius Karls Universität / studierenden Freunden. / Am 29sten Mai 1791. / Helmstädt / gedruckt bei M. G. Leuckart und Sohn. /

1. Schwarzer Flor umwallet unsre Reihen,
und gedämpfet ist der Paukenklang:
Horcht! es tönen Trauermelodeien;
durch Cypressen hallt ein Grabgesang.
Unsern Geist im ernsten Sinn durch Leiden
uebend ruft die Vorsicht einen Freund
wieder von uns hin zu jenen beiden
die noch unser Herz beweint.

2. Ach! Das frohste Vollgefühl des Lebens
bürgt des Lebens längre Dauer nicht,
schönrer Tage Hoffnung blüht vergebens,
wenn der Wurm schon selbst die Blüthe sticht.
Ahndungslos in wonniglichen Stunden
knüpfen wir ein festes Freundschaftsband:
Kaum sind wir zur ewgen Treu verbunden,
Trennt uns schon des Schicksals Hand.

3. Staunend hat zu jenen Strahlenhöhen
wo des reinsten Lichtes Urquell fließt,
kaum der blöde[1]) Jüngling aufgesehen,
wenn sich schon sein Auge wieder schließt:
Kaum hat liebreich ihrem Freund gewinket
dort die Weisheit — er, des Winkes werth,
rasch die Bahn begonnen, und schon blinket
ueber ihn des Todes Schwerdt.

---

[1]) Blöde ein in der Sturm- und Drangzeit sehr häufig, nicht ganz in unserm Sinne (blödsinnig, schüchtern) gebrauchtes Wort. Blöde drückt aus eine Schwäche im Sehen und im Erkennen, so bei Schiller sehr häufig, z. B. Kabale und Liebe 5, 1 (Ferdinand:) *denn was kannst du für meine blöde Bescheidenheit?*

4. Du Verklärter, sahst in früher Jugend
schwache Strahlen einst auf dunkler Flur,
fandst durch sie der Weisheit und der Tugend,
oft im hellem [!] Licht verfehlte, Spur;
strebtest, wenn auch auf des Lebens Pfaden
Blumen wenig Dir und Dornen viel
sproßten, strebtest, oft mit Leid beladen,
Dennoch muthvoll zu dem Ziel.

5. Nicht vergebens war Dein treues Streben,
hemmt es gleich der bleiche Tod zu früh:
Lehrreich war für uns Dein edles Leben,
Reiz der Wahrheit lohnte Dir die Müh.
Freudig streutest Du in vieler Herzen
schon den Saamen der Religion
unter Todesahndung, unter Schmerzen
gab sie Freuden Dir zum Lohn.

6. Nun wallst Du, von ihrer Hand geleitet
sichern Schrittes durch der Sterne Heer
aerntest, was Dein Fleiß Dir vorbereitet
kennst nicht Noth, nicht Irrthum mehr.
Engelchöre theilen ihre reinen,
Himmelsfreuden mit Dir ewiglich,
lieben Dich, wie wir; darum beweinen
wir — die Trennung nur — nicht Dich.

Ohne weiteres ist klar: das Gedicht ist im Tone des jungen Schiller geschrieben. Der Tonfall und die Stimmung im Anfang erinnern lebhaft an die 'Kindesmörderin', der Strophenbau ist fast derselbe, nur ist der letzte Vers im Schillerschen Gedichte wie die übrigen fünffüßig, während er hier vierfüßig ist. Genau stimmt also das Metrum überein etwa mit den 'Göttern Griechenlands'. Die dritte und vierte Strophe erinnern mich nicht im einzelnen, aber wohl in ihrer Wortfülle an 'Freude, schöner Götterfunken — —'. Die besungenen Ideale, Tugend und Religion, entsprechen der Zeitstimmung, deren erster Vertreter wiederum Schiller ist. Auch die Freundschaftsbegeisterung, die in unserem Gedichte zum Ausdruck kommt, hat kurz vorher ihre glänzendste Heroisierung gefunden. Schillers 'Don Karlos' hat jedenfalls auch hierher gewirkt. Interessant dabei ist, daß der Verfasser des Gedichtes für Vorsehung wie Schiller Vorsicht gebraucht; vgl. Don Karlos 141:

Verzeih dem Freudetrunknen,
erhabne Vorsicht, diese Lästerung!

328: Ach Roderich!
Enthülle du dies wunderbare Rätsel
der Vorsicht mir —.

Daneben schreibt Schiller aber auch Vorsehung, z. B. an Körner:

Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, —

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser Ähnlichkeiten mit Schiller ist es nicht möglich, aus diesem Gedichte allein auf den Verfasser zu schließen. In der ersten Strophe wird der Tod zweier Kommilitonen erwähnt, der kurz vor diesem Trauerfalle erfolgt zu sein scheint. Vielleicht läßt sich zu diesen Fällen eine ähnliche Ehrung feststellen, vielleicht auch geben die Akten über diese Ereignisse und den Verfasser Auskunft. Jedenfalls scheint mir der Dichter dieses Trauerliedes nicht identisch zu sein mit dem Verfasser des folgenden Huldigungsgedichtes.

Der Verfasser dieser Ode, cand. theol. A. C. S. Wolter aus Braunschweig, ist mir ebenfalls nicht näher bekannt. Um so besser aber sind wir unterrichtet über den Empfänger der Huldigung. P. Zimmermann hat in der allgemeinen deutschen Biographie Bd. 34, S. 77f. den Artikel Sextro geschrieben. Sextro ist sein Leben lang außerordentlich tätig gewesen; früh verwaist hat er den Ernst des Lebens alsbald kennen gelernt und den Kampf ums Dasein aufnehmen müssen. Während er in Göttingen als Pastor an St. Albani tätig gewesen war, hat er praktisch-theologische Kurse für Studierende gehalten. Aber nicht nur praktische Theologie hat er gelehrt, in Göttingen als außerordentlicher und später in Helmstedt als ordentlicher Professor: er hat sich bemüht, die Religion praktisch zu verwerten. Diese seine vornehmste Eigenschaft, die wir jetzt leicht übersehen, die ihm in der Geschichte der protestantischen Theologie immer einen Namen sichern wird, haben auch schon seine Hörer in Helmstedt richtig erkannt. Beweis dafür ist das Huldigungsgedicht, das Sextro während seines Rektorats an der Julia-Carolina gewidmet ist. Das Blatt hat folgenden Inhalt: Sr. Magnificenz / dem Herrn / Abt und Professor / Sextro / d. Herrn Vicerector /

zum / Zeichen der Hochachtung und Liebe / gewidmet / von / nachbenannten hier Studierenden / Helmstädt, den 26.sten Februar 1792.

— ego centenas ausim deposcere voces
ut quantum mihi te sinuoso pectore fixi
voce traham pura — — —

A. Persius.

1. Du, den zu singen sich immer noch der Jüngling zu schwach fühlt,
Du, sonst so nachsichtsvoll! O verleugne Dich heute uns nicht,
Wenn vom Gefühl innerer Freude unser Auge jetzt funkelt.
Schlug nicht längst Dir schon laut unser Herz?

2. O wenn wir forschend an Deiner Lippe hingen, und Dir dann —
Weisheit und Tugend und Selbstveredelung lehrend — das Herz schlug —
Du ihres Werths Überzeugung in die Seele uns gossest:
Wallte nicht glühend Dir unser Herz?

3. O so bedarfs nicht mehr Deiner Nachsicht, wenn wir so sicher,
Das, was Du — selbst unser Vorbild —, uns bemerken und schätzen
lehrtest, gefunden; wenn wir nun mit den Augen, die Du uns
öffnetest, das an Dir glänzen sehn.

4. Was Du mit mächt'ger Beredsamkeit, als nachahmungswürdig,
edel und ewigbeglückend, Du, uns, Deinen Verehrern,
Vater! — und — o welch ein Stolz! — Wir dürfen so Dich auch nennen,
Du, unser Freund! Du selbst uns empfahlst.

5. Nicht mehr Verzeihung, wenn Deiner Führung jetzt auch wir folgen,
Freudig an Dir das zuerst bemerken, aber auch schätzen,
Zeigt Dir nicht dieses Geständniß — Wahrheit ist sein Gepräge —,
Was und wozu von Dir wir gelernt?

6. Möge denn noch lange Jahre Dir der Höchste — so willst Du's —
Edler! Gelegenheit geben, Tausende noch für Tugend,
Noch für Religion und ihren Werth zu erwärmen,
Sie auch zu üben! — Aufmunterung! —

7. Davon nur reden, o hieße das nicht Dich, Dich verkennen?
Schöpfest Du nicht aus Dir selbst Begeisterung, Tatkraft und Wärme?
Sind nicht der redenden Zeugen davon jetzt schon so viele?
Stolz sagen sie und laut es der Welt:

8. Du habest sie erst für sie gebildet, ohne das jemahls
sie Dir's zu lohnen vermögten. Schon dies treue Geständniß
Würde der Zukunft Dein Feur, wenns der Verstärkung noch fähig
Wäre, verstärken, mehr noch erhöhn!

9. Jene, die selbst schon jetzt würdige Lehrer, jetzt schon als Väter,
Viele zur Tugend, zu Gott und jenem höheren Ziele
führen; für Religion, von Dir erwärmt, selbst erwärmen,
Wem, o wem danken sie diesen Stolz?

10. Gern einten sie jetzt mit unsrer ihre Stimme zur Freude!
Doch, eintest Du nicht mit unsern längst schon Dir ihre Herzen?
O sind nicht diese, wie unsre, voll von Deinen Verdiensten?
Doch der Vergelter hört uns und winkt!

11. Trübe, umwölkte und finstre Stunden wird er entfernen,
Dir immer lächelnde Frühlingstage schaffen. Zu längrer
Thätigkeit wollen wir gern von unsern Tagen Dir geben,
Mehrern noch, nach uns, Führer zu seyn.

12. Sei, o sei lang noch der Tugend Lehrer! Sei unser Vorbild,
Fernt einst das Schicksal von Dir uns, daß, des Weges dann kundig,
Sichrer wir wallen! — Denn folgen wir stets Dir, kann uns dann wohl
Gottes erhabner Beifall entstehn?

Von dem Verfasser dieses Gedichtes, der als solcher unter den huldigenden Studenten an bevorzugter Stelle genannt ist, kann ich, wie gesagt, keine weitere Mitteilung machen. Während der Dichter, der dem Kommilitonen eine Totenfeier bringt, ohne Frage an Schiller geschult ist, scheint hier, auch sehr zeitgemäß, Klopstock als Vorbild gedient zu haben. Der feierliche Odenstil ist dem Gegenstand durchaus entsprechend. Das künstliche Metrum hat der Dichter im allgemeinen ohne Härten mit der Sprache vereinigen können. Allerdings gehören Daktylen wie: 'Wem o wem' oder: 'Sei o sei' nicht zu den schönsten. Klopstockisch ist das Gedicht durch und durch, von dem 'Jüngling, der sich zu schwach fühlt' bis zu dem 'erhabenen Beifall Gottes'. 'Geständnis — Wahrheit ist sein Gepräge —' 'stolz sagen sie und laut es der Welt', 'zu Gott und jenem höheren Ziele', 'fernt einst das Schicksal von dir uns'[1]) mögen als weitere Beispiele gegeben sein. Ein direktes Vorbild aber vermag ich nicht anzugeben. Trotz allgemeiner Ideen von Gott, Tugend und Religion hat das Gedicht doch einen starken persönlichen Zug. Schließlich, wie ich Schiller in erster Linie genannt habe als den vornehmsten Vertreter der einen Dichtart, so will ich es auch mit Klopstock halten. Auch sein Name ist mir in erster Hinsicht der Ausdruck der Zeitstimmung.

Den Gedichten folgt beide Male eine Aufzählung der beteiligten Studenten. Von studentischen Verbindungen scheint damals

[1]) *Klopstock: der Weltraum fernt mich weit von dir,*
so fernt mich nicht die Zeit.

in Helmstedt nicht viel die Rede gewesen zu sein. Der 'Mops-verein' ist in der Öffentlichkeit wohl nicht aufgetreten; meist ist ja auch von den akademischen Behörden gegen das Verbindungswesen scharf vorgegangen. Die Studierenden erscheinen hier beide Male in folgender Form aufgezählt:

1791	1792
Generalanführer	Generalanführer
Generalbeschließer	Generalbeschließer
	Anführer des zweiten Zuges
Musikanführer	Musikanführer des ersten Zuges
	Musikanführer des zweiten Zuges
Der Leidtragende	
Der Parentator	
	Chapeaux d'honneur (3)
	Verfasser des Gedichtes
Generaladjutanten (7)	Generaladjutanten (10)
Staatsträger (8)	
Marschälle (8)	Marschälle (4)
Adjutanten (12)	Adjutanten (12)

Dann folgen die übrigen Studierenden ohne Charge nach alphabetischer Ordnung und zwar 1791: 132 und 1792: 108. Unter den Namen finden sich viele bekannte braunschweigische, wie das ja zu erwarten ist. Erwähnt sei auch, daß sich in beiden Blättern ein stud. jur. Sextro aus dem Osnabrückischen findet. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Studiosus ein Neffe des gefeierten Professors ist. Die Mutter Sextros hat sich nach dem Tode ihres Gatten nach Osnabrück begeben. Sextros Ehe selbst ist kinderlos geblieben, es ist aber anzunehmen, daß der eine oder andere seiner Brüder einen Sohn in Helmstedt hat studieren lassen.

Die Julia-Carolina ist noch kurz vor ihrem Ende durchaus auf der Höhe der Zeit gewesen. Davon geben Zeugnis auch die beiden hier publizierten Gedichte, gerade in ihrer Kontrastwirkung. Sextro hat noch an den Verhandlungen teilgenommen, die über eine Verlegung der Universität nach Wolfenbüttel oder Braunschweig gepflogen sind. Aber die Lage ist ihm doch auf die Dauer zu unsicher gewesen. 1798 hat er die erbetene Entlassung erhalten; in Hannover hat er noch viele Jahre als Konsistorialrat und Generalsuperintendent segensreich gewirkt.

BRIEFE VON K. W. NITZSCH AN W. MAURENBRECHER (1861—1880)

HERAUSGEGEBEN VON GEORG v. BELOW UND MARIE SCHULZ

Auf den folgenden Blättern gelangen zum ersten Mal Briefe von K. W. Nitzsch zur Veröffentlichung. Sie gewähren eine beträchtliche Erweiterung des Bildes, das wir aus seinen Schriften gewinnen, und sie zeigen uns namentlich auch, daß er eine nicht geringe Befähigung zum Briefschreiber besaß.

Wilhelm Maurenbrecher, an den die Briefe gerichtet sind, tritt uns in dem ersten als Hilfsarbeiter Sybels bei der Redaktion der Historischen Zeitschrift entgegen. Der folgende Brief, der mehrere Jahre später fällt, führt uns in eine ganz andere Situation: Nitzsch, der im Jahre 1862 Kiel mit Königsberg vertauscht hatte, sucht Maurenbrecher, der seit 1867 eine Professur in Dorpat bekleidete, als Kollegen zu gewinnen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und bald verband beide nahe Freundschaft. „Meine hiesigen Verhältnisse" — schreibt Nitzsch am 21. Februar 1870 an einen Freund in der schleswig-holsteinschen Heimat[1]) — „haben sich durch die Besetzung der Professur für neuere Geschichte durch Maurenbrecher aufs erfreulichste verbessert . . . Er ist ein sehr frischer, tätiger und unbefangener Mensch. Politisch sind wir sehr übereinstimmend." 1872 wurde Nitzsch nach Berlin berufen. Damit setzt der Hauptteil des Briefwechsels ein. Maurenbrecher blieb noch in Königsberg bis 1877, in welchem Jahre er nach Bonn übersiedelte. Am 20. Juni 1880 ist Nitzsch gestorben.

Man wird bei uns nicht voraussetzen, daß wir die Bedeutung von K. W. Nitzsch überschätzen.[2]) Aber seine Stellung in der Geschichtswissenschaft ist schon allein um dessen willen, was

[1]) Jessen, der bis 1864 Privatdozent in Kiel gewesen war, darauf Oberlehrer und Professor in Hadersleben. Herr Gymnasialdirektor Schulrat Dr. Funck in Sondershausen, der Schwiegersohn Jessens, hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mir den Briefwechsel von Nitzsch mit Jessen zur Verfügung zu stellen.

[2]) Eine liebevoll sich in das einzelne vertiefende Analyse der Schriften von Nitzsch bietet R. Rosenmund in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 48 und 49. Sie entspricht freilich nicht mehr dem heutigen Stande der Forschung.

er erstrebt hat, von der Art, daß Äußerungen von ihm über seine Ziele und seine Zeit die Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen.

Ein Vorzug zeichnet unbedingt die Arbeiten von Nitzsch aus: er hatte eine große Anschauung von den Dingen der Vergangenheit und ihrem Zusammenhang. Diese Gabe ist so wenig verbreitet, daß der, der über sie verfügt, oft eine stärkere Wirkung durch seine Darstellungen ausübt als der, welcher, ohne sie zu besitzen, im einzelnen die historischen Tatsachen richtiger bestimmt.

Zum Teil auf einer solchen Verschiedenheit der Anlage beruhte der Gegensatz zwischen Nitzsch und Waitz. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Waitz der gewaltigere Forscher war. Aber es bestreitet ebensowenig jemand, daß seine Werke in der angedeuteten Richtung ein Manko zeigen, und es ist nun interessant zu sehen, wie Nitzsch sich über diese Lücke äußert.[1]) Ganz gerecht ist er Waitz nicht geworden. Es verdient Beachtung, daß Brunner, von dessen Arbeiten Nitzsch mit Recht — für jene Zeit fast prophetisch — rühmt, daß sie zu der Waitzschen Art die notwendige Ergänzung liefern, selbst nach Göttingen gezogen ist, um Waitz' Schüler zu werden. Und eine ganz hübsche Nebenepisode ist es, daß Brunner Nitzsch auf die Darstellung einer Materie in Waitz' Verfassungsgeschichte aufmerksam macht, die gerade in unsern Tagen die Rechtshistoriker fesselt.

Man hat mehrfach die Schüler von Waitz der Einseitigkeit, des einseitigen Spezialismus angeklagt und dafür die Eigenart des Lehrers verantwortlich gemacht. Allein die Schüler Mommsens, dem doch gewiß Anschauung und Kombination und Vielseitigkeit nicht fehlten, zeigen uns nicht weniger, eher vielleicht noch stärker den Spezialismus der Studien. Es ergab sich eben für eine längere Zeit als dringende Notwendigkeit hier wie da die Lösung bestimmter begrenzter Probleme. Nitzsch klagt die Schule Mommsens ebenso wie die von Waitz an. Wir haben hier nicht zu untersuchen, durch wen und auf welchem Wege die Einseitigkeit dieser Schulen — bis zu einem gewissen Grade darf sie ja tatsächlich behauptet werden — überwunden worden ist. Nicht jedem, der heute sich einer Reformtat rühmt, können

[1]) Vgl. andererseits das Urteil von Waitz über Nitzsch im Biograph. Jahrbuch für Altertumskunde, hrsg. von Bursian, 3. Jahrgang (1880), S. 25.

wir die Palme zuerkennen. Aber man wird sich bei der Lektüre der Briefe von Nitzsch mit Vergnügen Betrachtungen über diese Dinge hingeben.

Der Gegensatz zwischen Nitzsch und Mommsen beschränkt sich nicht auf den angegebenen Differenzpunkt. Es treten dazu Abweichungen in einfach sachlicher Auffassung, namentlich in der Beurteilung der Quellen für die ältere römische Geschichte.[1])

Für die Geschichte des Kampfes gegen die Spezialstudien ist es lehrreich, daß in der letzten Zeit von Nitzsch Maurenbrecher den Plan faßte, das Erscheinen einer großen deutschen Geschichte zu veranlassen. Maurenbrecher hat mir damals oft davon erzählt und seine besondere Freude darüber ausgesprochen, Nitzsch als Mitarbeiter gewinnen zu können. Charakteristisch ist es aber, daß dieser Plan so gedacht war, daß das Werk ein Sammelwerk, auf der Mitarbeit mehrerer beruhend, sein sollte. Bekanntlich ist der Plan nicht verwirklicht worden. Indessen historisch hat er Bedeutung, insofern er eine Reihe ähnlicher Unternehmungen eröffnet hat. Unmittelbar an Maurenbrechers Plan knüpft die „Bibliothek deutscher Geschichte" von Zwiedineck-Südenhorst an.

Bei dem lebendigen Gemütsleben, das Nitzsch eigen war, können Briefe von ihm nicht bloß sich auf die gelehrten Dinge beziehen. Die Briefe an Maurenbrecher, mit dem ihn, wie er selbst sagt, die gemeinsame politische Überzeugung verband, sind denn auch für die vaterländischen Fragen sehr ergiebig.

Politisch führt uns der Briefwechsel in einen Kreis von Männern, der seinen Mittelpunkt negativ namentlich durch eine entschiedene und starke Abneigung gegen die Fortschrittspartei, positiv vorzugsweise in dem Bekenntnis zu Bismarcks Politik fand. Unter den Historikern war diese Richtung damals vielleicht mehr vertreten als bei den Angehörigen einer andern Wissenschaft. Der bestimmtere Kreis bildete sich erst seit 1866. Aber er trat damals nicht unvermittelt hervor; es läßt sich vielmehr in der vorausgehenden Zeit manche interessante vorbereitende Erscheinung beobachten. Nitzsch z. B. zählte während der Konfliktsperiode und auch in der nächsten Zeit nachher keineswegs zu den An-

[1]) Vgl. darüber jetzt K. J. Neumann, Entwicklung und Aufgaben der alten Geschichte (Straßburg 1910), S. 70.

hängern Bismarcks.[1]) Allein die freisinnige Opposition des damaligen preußischen Abgeordnetenhauses erfüllte ihn mit noch größerem Unwillen. Es mögen hier zur Charakteristik seines politischen Standpunktes einige Äußerungen aus der Korrespondenz mit jenem schleswig-holsteinschen Freund mitgeteilt werden. In dem erwähnten Brief vom 21. Febr. 1870 heißt es weiter: „Es ist mir interessant, von Maurenbrecher zu hören, wie es doch schon 1865 und 66 in den jüngeren historischen Kreisen, auch z. B. in Sybels unmittelbarster Nähe, nicht an Leuten gefehlt hat, die ganz wie ich dachten und fühlten, während ich mir hier wie ein weißer Rabe vorkommen mußte." Am Pfingstdienstag 1864 schildert Nitzsch den Königsberger Kreis, der ihm besonders nahe stand, das „Montagskränzchen":[2]) „Die beiden alten Herren, der Mediziner Hirsch und der Physiker Neumann, namentlich der letztere als alter freiwilliger Jäger mit einem höllischen Schmiß von Ligny her, vertreten den altpreußischen Royalismus in der liebenswürdigsten Weise. Der Schulrat Schrader, Hirsch jun. und ich sind die Konstitutionellen. Rosenkranz wird, wenn's auf Politik kommt, meist still, so lebhaft er sonst auch de rebus omnibus et quibusdam aliis zu sprechen versteht. Zusammen heißen wir der konstitutionelle Klub." Über die Fortschrittspartei finden sich in jener Korrespondenz sehr scharfe Urteile. Ich führe hier eine Äußerung vom 19. Febr. 1866 an, die in mehr als einer Hinsicht[3]) interessant ist: „Über Politik spreche ich mit meinen beiden philologischen Kollegen (Friedländer und Lehrs) schon lange nicht mehr, obwohl Friedländer in einer Festrede am 18. Januar eine gewaltige Schwenkung machte und seine fortschrittlichen Freunde sehr vor den Kopf stieß. In diesen Wochen, wo ich mich durch das 14. und 15. Jahrhundert deutscher Geschichte durcharbeite, denke ich manchmal, wie es doch möglich ist, daß so viele gescheute und ehrliche Leute

[1]) Rosenmunds Bemerkungen über die politische Stellung von Nitzsch a. a. O. Bd. 49, S. 353 treffen nicht ganz zu.

[2]) Über das Montagskränzchen und seine Mitglieder s. unten an mehreren Stellen näheres.

[3]) Vgl. dazu meine Ausführungen über die hofrechtliche Theorie und ihren Zusammenhang mit politischen Anschauungen in der Ztschr. für Sozialwissenschaft 1904, S. 304 ff.

aus der Geschichte gar nichts lernen. Die verdammten Phrasen über die opfer- und leistungsfreudige Haltung des deutschen Bürgertums in allen neueren Büchern, Droysen, Freytag usw., sind doch zum Verzweifeln: unsere Philister waren immer Philister, und Gott segne die Rute, die er ihnen gebunden hat."

Von den Mitgliedern des „Montagskränzchens", die in einer etwas späteren Zeit beitraten, sei neben Maurenbrecher der Professor der Landwirtschaft Theodor Frhr. von der Goltz erwähnt, der in jenen Jahren sich namentlich dem Problem der ländlichen Arbeiterfrage widmete. Ihn verband mit Nitzsch die gleiche kirchliche Richtung: dogmatisch den Standpunkt des positiven Christentums einnehmend, gehörten sie kirchenpolitisch zur Mittelpartei. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sie begreiflicherweise lebhaft die Frage der neuen Organisation der preußischen Landeskirche.

In Berlin fand Nitzsch in sehr bekannten Namen politische Freunde. Es war selbstverständlich, daß er sich mit Max Duncker und Treitschke in der Gemeinsamkeit der Anschauungen begegnete.

Die Historiker, die sich mit Nitzsch in der politischen Richtung trafen, waren wohl fast sämtlich von Haus aus liberal, seit längerer Zeit nationalliberal. Aber sie sind mit der Leitung und Haltung ihrer Partei nicht recht einverstanden. Sachlich stehen sie wohl am nächsten der freikonservativen Partei, namentlich seit 1878. Maurenbrecher hielt damals neben der „Kölnischen Zeitung" die freikonservative „Post" und bekannte sich auch mehr zu ihr. Einige von dieser Gruppe vollzogen auch einen formellen Parteiwechsel. Eben aus den politisch entscheidungsvollen Jahren 1878—80 gewährt unser Briefwechsel manches hübsche Stimmungsbild.

Nur im Vorbeigehen mag auf die liebenswürdigen allgemeinmenschlichen Eigenschaften von Nitzsch, die uns in seinen Briefen entgegentreten, wie die treue Fürsorge für seine Schüler[1]), hingewiesen werden.

[1]) Maurenbrecher hat auf einem den Briefen von Nitzsch beigelegten Blatt folgende Namen von Schülern desselben notiert: Bötticher, Petersdorff, Heynacher, Hellwig, Damas, Jungfer, Matthäi, Mojean, Zeumer, Baldamus, Balzer, Peters, Frey, Vogler, Brülcke. Hellwig und Brülcke sind mit Fragezeichen versehen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine vollständige Liste herzustellen.

Wir konnten die Briefe der Hauptsache nach vollständig mitteilen; nur weniges eignete sich nicht für die Veröffentlichung. Übertriebene Ängstlichkeit hielten wir freilich nicht für angebracht.

Wir erfüllen schließlich noch die angenehme Pflicht, Frau Geh. Rat Maurenbrecher und Herrn Major Nitzsch, dem Sohne des Geschichtsforschers, den aufrichtigen Dank für die Liebenswürdigkeit auszusprechen, mit der sie die Veröffentlichung der Briefe gestattet haben.

Die Briefe Maurenbrechers an K. W. Nitzsch sind (abgesehen von einem Konzept) leider nicht mehr erhalten.

G. v. B.

Kiel, 8. 12. 61.

Verehrter Herr Doctor.

Leider war meine Antwort auf Ihr erstes Schreiben schon abgegangen, als das zweite anlangte. Auf dieß letztere bemerke ich nur, daß ich zu einer Recension der neuen Ausgabe von Mommsen mich doch nicht entschließen kann. Meine Meinung über das Buch habe ich schon vor Jahren so ausführlich ausgesprochen[1]) und in den Hauptsachen ist Mommsens Darstellung so ganz dieselbe geblieben, daß ich nur das Frühergesagte wiederholen und nur mit einigen weiteren Beispielen belegen könnte, die ich damals nicht besonders hervorgehoben habe. Sehr gern aber würde ich einen Artikel über irgend eine specielle Partie der Römischen Verfassungsgeschichte unter allgemeineren Gesichtspuncten schreiben. Mir lag ein solcher schon längere Zeit im Sinn und ich schwankte nur, ob ich Ihnen einen solchen oder einen anderen über die Schleswig-Holsteinsche Ritterschaft zunächst offeriren sollte. Ihre freundliche Anfrage hat nun da den Ausschlag gegeben. Wollen Sie den Römischen, mit einleitender Bezugnahme auf Mommsen, so braucht es weiter keiner Antwort. Ich würde ihn Ihnen wol im Lauf des Januar zuschicken können. Wäre er Ihnen überhaupt nicht genehm oder brauchten Sie ihn nicht so früh, so würde ich doch um eine baldige kurze Mittheilung darüber bitten.

Hochachtungsvoll

der Ihrige
K. W. Nitzsch.

Herrn Dr. Maurenbrecher Wolgeboren
Bonn.

---

[1]) Vgl. Neue Jahrb. f. Philol. u. Pädag. Bd. 73, S. 716ff., 1856 u. ebend. Bd. 77, S. 409ff. u. 593ff., 1858.

Königsberg, 8. 2. 69.

Verehrter Herr College.

Die freudige Erwartung, mit der ich den Dorpater Brief[1]) empfing, nemlich die, daß bei Ihnen schon die Anfrage des Ministeriums angelangt, wich allerdings einer halben Enttäuschung, als statt dessen nur unser guter College Ueberweg zu Tage kam[2]). Nach dem jedoch, was man

[1]) Wilhelm Maurenbrecher war seit 1867 EO., seit 1868 O. in Dorpat. Es handelt sich hier um seine Berufung nach Königsberg.

[2]) Friedrich Ueberweg, seit 1862 als EO., seit 1868 O. in Königsberg, hatte Maurenbrecher mitgeteilt, daß nach der Ablehnung Baumgartens M. als einziger Kandidat für die von Schubert bekleidete Professur aufgestellt worden sei. Vgl. das folgende Konzept des Maurenbrecherschen Briefes an Nitzsch:

Dorpat. 28. Januar 1869.

Verehrter Herr College!

Eine in vergangener Woche erhaltene Nachricht bringt mich dazu, die Correspondenz mit Ihnen, die im Winter 1861/62 einmal kurze Frist bestanden, jetzt freilich in ganz anderm Sinne wieder anzuknüpfen. Unser Freund Ueberweg, mir von Bonn her bekannt, theilt mir nämlich mit, daß die Königsberger philosoph. Fakultät, nachdem Baumgarten abgelehnt, jetzt mich als einzigen Kandidaten zur Wiederbesetzung der Schubertschen Professur dem Herrn Minister präsentiert hat: ich wage es vorauszusetzen, daß Ihre Collegen dabei vorzugsweise, wie natürlich, Ihr Votum respektirt haben, und ich zaudre nicht länger, Ihnen meinen herzlichsten und wärmsten Dank auszusprechen für die Anerkennung und Ehre, die von Seiten der Fachgrößen und der ganzen gelehrten Corporation mir damit erzeigt worden ist. Welches Ende diese Angelegenheit auch nehmen möge, den Collegen, die durch diesen Vorschlag mir ihr Vertrauen haben schenken wollen, fühle ich mich aufs Höchste verpflichtet.

Selbstverständlich habe ich noch nicht die geringste Andeutung darüber erhalten, ob man in Berlin auf diesen Vorschlag einzugehen Lust hat; ich bin zur Zeit über die Berliner Verhältnisse gar nicht unterrichtet und werde meinerseits auch einstweilen ruhig abwarten, was man dort beschließen will. Für den Fall, daß eine offizielle Anfrage an mich gerichtet werden sollte, hätte ich nur den Wunsch, vorher schon genügend orientirt zu sein, um eine bestimmte Antwort geben zu können. Und Sie, verehrter Herr, mögen mir freundlichst gestatten, behufs meiner Information ein paar Fragen zu stellen, deren Beantwortung mich sehr verbinden würde.

Über die Preisverhältnisse in K. habe ich neulich Ueberweg schon gefragt; ich erwarte augenblicklich noch seine Antwort. K. steht im Rufe, zu den theuern Städten Deutschlands zu gehören, doch stelle ich mir vor, daß es ungefähr auf derselben Stufe wie Bonn rangiren wird. Und danach werde ich wohl meine Schätzung schon abmessen können. Aber wichtig ist denn doch zu wissen, auf wieviel sich durchschnittlich in Königsberg die Accidentien des Professors belaufen: Wie viel Promotionsgelder etc. zu rechnen sind, ganz besonders, wieviel das Collegiengeld usuell beträgt. Sie werden gewiß wissen, wieviel Collegiengeld Schubert zu haben pflegte — darf ich hinzusetzen, wie hoch rathen Sie mir aus Ihrer

mir früher in Berlin gesagt, habe ich alle Ursache anzunehmen, daß das Ministerium dem Antrag der Facultät Folge geben wird, zumal ich höre, daß für Droysen jun. andere Aussichten, ich weiß nicht, welche, sich eröffnet

Kenntniß der Verhältnisse, in meinen Einnahmenüberschlag den Posten Collegiengeld einzusetzen? Natürlich werde ich diese Angaben mit vollster Discretion, einzig und allein zu meiner eigenen Information benutzen.

Denn dieser Geldpunkt ist für mich die größte Schwierigkeit. Ich bin auf das angewiesen, was ich selbst jährlich herbeischaffe; pecuniär ist einstweilen noch die Stellung des ordentl. Professors in Dorpat eine verhältnismäßig gute; und auch wenn die Preissteigerung der letzten 2 Jahre noch anhalten oder gar weitergehen sollte, würde doch voraussichtlich erst in einigen Jahren der hiesige Gehalt anfangen, knapp zu werden, jetzt darf man ihn noch reichlich nennen. Ich gebe gern diese Fleischtöpfe auf — ist es eben möglich, so verlange ich ins Vaterland zurück —, nur würde es leichtsinnig sein, die hier gesicherte Existenz meiner kl[einen] Familie (seit 1866 bin ich verheiratet und habe bis jetzt einen kleinen Sohn) wieder unsicher zu machen. — Verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesen Dingen belästigt habe, aber da eventuell (d. h. falls überhaupt der Minister auf den Vorschlag Ihrer Fakultät eingeht) der Geldpunkt für mich den Ausschlag geben muß, so verübeln Sie mir wohl nicht, daß ich mir über diese Seite Auskunft erbeten und gerade an Sie, der besser wie jeder andere darüber unterrichtet sein wird, mich mit der Frage über den Betrag des historischen Collegiengeldes und des Fakultätseinkommens gewendet habe.

Möchte doch alles so sein, möchte alles sich so gestalten, daß ich demnächst dem ehrenvollen Vorschlage der Königsberger Fakultät folgend, in eine gemeinsame Wirksamkeit mit Ihnen und mit Hopf eintreten kann. H[opf] wird sich meiner nicht mehr erinnern; als Student habe ich einmal ihn, den damaligen Privatdozenten, in Bonn besucht — und auch eine Vorlesung über Macchiavell bei ihm gehört.

Hier beginnen wir eben das neue Semester; wir stecken [seit] ein paar Tagen in Prüfungen, und in der nächsten Woche gehen die Vorlesungen wieder an. Ich lese neueste Geschichte seit 1815 und Gesch. des 14. und 15. Jahrh. Die zweite Vorlesung hören hier nur die Fachhistoriker (ca. 20), bei der ersten denke ich wieder wie im vorigen Semester bei [der] „franz. Revol." sehr allgemeinen Besuch (natürlich ohne Belegen!!) erwarten zu können.

Wieviel verlockendes der Gedanke für mich haben muß, an derselben Hochschule gerade mit Ihnen zu wirken, das will ich eben [nur] gesagt haben, ich mag es hier nicht weiter ausführen; soviel ich das übersehe, würden gerade unsere Vorlesungen sich vortrefflich ergänzen und auch bei den seminaristischen Übungen — Sie abwechselnd mit alter und mittelalterlicher, ich mit mittelalterlicher u. neuerer Geschichte — würden wir einen runden Kursus herstellen können. Ich zweifle keinen Moment, daß alles das sich sofort in der erwünschtesten Weise ordnen würde. An meinem guten Willen, ordentlich Hilfe zu leisten, rechtschaffen mit anzugreifen, wo es nötig ist, wurde es nicht mangeln — aus der hiesigen wissenschaftlichen Wüstenei auch auf ein traditionell gut gepflegtes Studienfeld zu kommen, erscheint mir jetzt schon als ein wahres Wonnegefühl.

haben[1]). Sie wissen vielleicht schon, daß wir auch dießmal nur einen Namen, eben den Ihrigen, genannt haben, obwol das Ministerium „einige“ vorgeschlagen wünschte. Hier könnte die Sache vielleicht ihre Bedenken haben; indessen bin ich der Meinung, daß der Vorschlag nur des einen Candidaten, den man eben will, immer der correcteste Weg ist. Sollten sich aber die Aussichten Droysens etwa durch Winkelmanns Berufung[2]) wieder vereitelt haben, so hielte ichs nicht für unmöglich, daß uns eine unangenehme Ueberraschung noch bevorstünde.

Ich spreche ganz offen zu Ihnen über diese Angelegenheit, die für mich bei meiner uralten Verbindung mit der Droysenschen Familie viel Unangenehmes gehabt hat. Ich halte den jungen Droysen für einen begabten, ja sehr begabten Menschen, aber er ist nicht, was wir meiner Meinung nach hier brauchen. Mich Ihnen darüber ganz klar zu machen, wird freilich, wenn Sie erst ein Semester bei uns gewesen, eher möglich sein als jetzt. Erlauben Sie mir aber doch einige Bemerkungen.

Den politischen Geist der hiesigen Provinz werden Sie aus der Ferne nicht ganz beurtheilen können, aber doch halb: Die letzten Wahlen zeigten einen so schroffen Uebergang vom liberalen ins conservative Extrem, wie nirgend sonst; unsere liberale Königsberger Zeitung[3]) ist das Hauptblatt der ganzen Provinz und dabei eine der jämmerlichst geschriebenen und redigirten Zeitungen der ganzen Monarchie, was auch von dem liberalsten Ostpreußen anerkannt wird. Schon in diesen beiden Thatsachen zeigt sich, meiner Meinung nach, die sonderbare politische Bildung der Provinz. Nirgends vielleicht aber ist die Universität für die Bildung der Provinz mehr verantwortlich als in dieser armen Ecke, wo unter 100 Studenten höchstens 10 eine fremde Universität besuchen können[4]). Keine deutsche Universität aber hat das fachmäßige Studium so früh und so scharf ausgebildet als die hiesige. Ich kenne die Bonner und Dorpater Verhältnisse nicht. Der Gegensatz zwischen Kiel und Königsberg war in jener Beziehung für mich gleich sehr auffallend, dort, obgleich Waitz und Droysen zusammen docirten[5]), von 1838—58 kein einziger Fachhistoriker, aber Philologen, Juristen, Theologen in allen historischen Vorlesungen, hier circa 30 Historiker unter 450 Studenten, aber ab und zu nur ein Theolog und Philolog, noch seltener ein Jurist in den Vorlesungen. Schubert, in seinen letzten zwanzig Jahren ein ehr-

[1]) Gustav Droysen (1838—1908), seit 1864 PD. in Halle, wurde 1869 als EO. nach Göttingen berufen.

[2]) Eduard Winckelmann (1838—96), PD. Dorpat, 1868 in Greifswald vorgeschlagen, 1869 als EO. nach Bern berufen.

[3]) „Hartungsche Zeitung“, Organ der Fortschrittspartei.

[4]) Ähnlich äußert sich W. Schrader, Erfahrungen u. Bekenntnisse, 1900, S. 162:

[5]) Georg Waitz (1813—86), 1842—47 in Kiel. Joh. Gust. Droysen (1808—84), 1840—51 dort. Vgl. über ihn die Literaturzusammenstellung b. Neumann, Entwickl. u. Aufgab. d. alt. Gesch., 1910, S. 60.

licher Gothaer von seltener Langweiligkeit und dabei durch seine beständige politische Thätigkeit von wissenschaftlichen Studien abgezogen, Drumann, bei seinen großen wissenschaftlichen Verdiensten ein furchtbarer Pedant, und der vortreffliche alte Voigt [1]), ohne jede Anlage zum Docenten, das waren die drei Leute, unter welchen das historische Studium hier den lebendigen Trieb, die Geschichte selbst die Fühlung mit der allgemeinen Bildung verlor. Denken Sie sich daneben einen so dilettantisch geistreichen Philosophen wie Rosenkranz [2]), und solche ausgezeichnete Vertreter der exacten Wissenschaften wie Bessel, Jacobi, Neumann und Richelot [3]), so ist die fast gänzliche Passivität der historischen Disciplinen begreiflich, und damit erklärt sich zum Theil der naive Charakter des hiesigen Liberalismus.[4])

Als ich hierherkam [5]) und diesen Mikrokosmus erst kennen lernte, mußte ich für die mir angewiesenen Disciplinen, alte und deutsche Geschichte, erst meine Vorlesungen ganz neu redigiren. Da alle hiesigen Historiker, mit sehr seltnen Ausnahmen, später an den hiesigen Gymnasien

---

[1]) Friedr. Wilh. Schubert (1799—1868), bekleidete seit 1826 das damals neu errichtete zweite Ordinariat für mittlere u. neuere Geschichte. Über seine politische Tätigkeit vgl. ADB 54, 227. Siehe auch Prutz, Die K. Alberts-Univ. zu Königsberg, 1894, S. 189, 279, 321 u. ADB 54, 227. Wilh. Karl Aug. Drumann, seit 1817 a. o., seit 1821 o. Prof. in K. Prutz a. a. O. 185ff. Johannes Voigt, 1817 als a. o. Prof. der hist. Hilfswissensch. u. als Leiter des Staatsarchivs nach K. berufen, 1823 o. Prof. Vgl. Prutz, a. a. O. 186ff.

[2]) Karl Rosenkranz (1805—79), seit 1833 Prof. d. Philos. in K. auf dem Lehrstuhl Herbarts. Er war ein anregender und verehrter Lehrer. Seine Vielseitigkeit zeigt sich auch in seinen Schriften, die nicht nur philosoph., sondern auch kultur- und literaturgeschichtl. Themen behandeln. ADB 29, 213 f. u. Prutz 158.

[3]) Fried. Wilh. Bessel (1784—1846), seit 1810 Prof. d. Astronomie in Königsberg u. Direktor der Sternwarte. (Prutz 158f.) Karl Gustav Jacob Jacobi (1804—1851) siedelte 1826 von Berlin n. K. über, wurde hier 1827 a. o., 1829 o. Prof. d. Mathematik. (Prutz 161.) Franz Ernst Neumann (1798—1895), habilitiert 1826 in Königsberg, 1828 EO., 1829 O. d. Physik u. Mineralogie daselbst. Über ihn vgl. seine Biographie „Franz Neumann" von seiner Tochter Luise N., 1904. Friedrich Julius Richelot (1808—1875), 1831 PD. in Königsberg, 1832 EO., 1844 O. der Mathemat. Er war weniger durch literarische Tätigkeit als durch seine Wirksamkeit als Lehrer bedeutend.

[4]) Wir möchten die Bemerkung hier nicht unterdrücken, daß N. in dem Bestreben, die politische Haltung der Provinz Preußen zu erklären, die akademische Tätigkeit jener Königsberger Universitätslehrer zweifellos zu gering anschlägt. Es haben aber mehrere (von ihm an dieser Stelle nicht genannte) Professoren direkt in der Richtung politisch gewirkt, die er verurteilt. Im übrigen vgl. G. v. Below, D. parlamentarische Wahlrecht in Deutschland S. 10 f., 23 f. und 77.

[5]) Im Jahre 1862.

[Anstellung] finden und dort meist nur für alte Geschichte ein halbwegs genügendes literarisches Material vorfinden, so halte ichs für meine Hauptaufgabe, sie von der Methode unsrer mittelalterlichen Studien aus für die Behandlung der classischen Quellen zu orientiren. Halten Sie dazu die Mittellosigkeit der meisten, denen das Heft zum Theil Handbuch und Bibliothek ersetzen soll, so begreifen Sie vielleicht, daß meine Vorlesungen nothgedrungen einen fachmäßigeren Character annehmen mußten, als mir selbst nach meinen Kieler Gewohnheiten lieb war. Daß aber Vorlesungen einer freieren, universalern Haltung daneben überhaupt und namentlich hier ein dringendes Bedürfniß sind, brauche ich nicht nochmals hervorzuheben. Ich würde es für einen wahren Segen halten, wenn es Ihnen, wie ich die gute Zuversicht habe, gelänge, für diese größere und aufmerksam angeregte Auditorien zu sammeln. Und dieser Wunsch ist um so berechtigter, da Rosenkranz durch sein Augenleiden [1]) behindert immer weniger im Stande sein wird, seine Aufgabe für die Erhaltung einer allgemeinen Bildung zu verfolgen.

Daß ich daneben Ihren Einfluß auf die Fachhistoriker ebenfalls wünsche, brauche ich kaum zu versichern. Bin ich aber einmal so ausführlich geworden, so erlauben Sie mir in Bezug hierauf noch einige Bemerkungen. Ich darf sie vielleicht für um so gelegener erachten, als eine Aeußerung Ueberwegs mir hier einige Bedenken erregt hat. Ich darf auch hier historisch vorgehn. Das hiesige historische Seminar stand von 1826 bis 1866 nur unter der Leitung eines Dirigenten [2]), Giesebrecht [3]) und ich richteten sofort nach unsrer Ankunft daneben auf eigene Faust historische Uebungen ein, die, ohne Stipendien und Prämien [4]), den besten Fortgang hatten. Erst nach 4 Jahren, 1 ½ Jahr vor Schuberts Tod, trat ich mit in die Seminardirection ein. Meine Erfahrungen in diesen 3 Semestern haben mir ein solches Duumvirat nicht wünschenswerth erscheinen lassen; wie der hiesige Student ist, stipendienbedürftig, ja gierig, glaubt er in beiden Sectionen sich solche erarbeiten, d. h. erschreiben zu müssen; es kommt eine Unruhe und Ueberarbeitung in die Leute, die ihnen, wenigstens nach jenen Erfahrungen, mehr nützt als schadet [doch wohl: mehr schadet als nützt]. Die Organisation eines jährigen oder semestralen Wechsels wie z. B. in Bonn kenne ich nicht aus eigner Anschauung, von ferne kann ich kein Vertrauen dazu fassen. Ich wenigstens finde, daß die Wirkung von zwei oder drei Semestern derselben Studien ganz überwiegend günstiger ist als die eines. Ich möchte Ihnen nur durch

---

[1]) Rosenkranz litt an einer zunehmenden Schwäche des Augenlichts, die gegen Ende seines Lebens zu fast völliger Erblindung führte.

[2]) Schubert hatte schon seit 1822 — zuerst in Preußen — historische Übungen veranstaltet; 1832 wurde seine historische Gesellschaft durch Ministerialerlaß als Kgl. Seminar anerkannt.

[3]) Wilh. Giesebrecht, 1857—61 O. in Königsberg als Nachfolger Drumanns. [4]) Schubert war Stipendienkurator.

diese Bemerkungen vor allem den Wunsch nahe legen, sich [mich] über diese Dinge mit Ihnen, wo möglich, mündlich zu verständigen. Die Disciplinen, über die Schubert las, waren Römische Kaisergeschichte seit Constantin, Mittelalter, neuere und neuste, sowie Preußische Geschichte. Für die letztere hat sich seit einigen Semestern Dr. Lohmeyer habilitirt, der in diesem Semester auch über Quellen der Preußischen Provinzialgeschichte kritische Uebungen hält[1]. —

Ich lese dieß Semester 6stündig Deutsche Geschichte von 1000—1815 vor 29, in den kritischen Uebungen über Herodot bethätigen sich 20.

An Facultätseinnahmen werden Sie circa 50—60 Thaler rechnen können, ich nehme, außer dem gestundeten, baar an Honorar jährlich etwa 120—140 Thaler Honorar ein. In den ersten 4 Jahren bin ich hier mit einem Gehalt von 1400 Thalern bei einer Familie von zwei Kindern nicht glänzend, aber bequem ausgekommen.

Hoffentlich, verehrter Herr College, haben Sie jetzt schon die ministerielle Anfrage. Wir brauchen, wie sie sehen, einen politisch lebendigen, in sich sichern Mann von Gefühl, Eifer und Bewußtsein für die Würde und die großen Aufgaben unsrer Wissenschaft. Als einen solchen habe ich und hat die Facultät Sie in bester Ueberzeugung vorgeschlagen. Gott gebe, daß Sie bald bei uns sind!

In herzlicher Hochachtung

Ihr Nitzsch.

Königsberg 13. 3. 69.

Verehrter Herr College.

Mögen Sie auf Ihren mir so erfreulichen Brief unmittelbar eine Antwort erwarten oder nicht, Sie müssen mir schon gestatten, den Semesterschluß und Ferienanfang, den wir heute feiern, mir durch diese Zeilen an Sie noch behaglicher zu machen.

Vorgestern erfuhr ich zuverlässig, daß Droysen jun. nach Göttingen kommt, und damit sind, aufrichtig gesagt, meine Hoffnungen, Sie hier zu sehn, bedeutend gestiegen. Ich finde Ihre Forderung durchaus berechtigt. Nur zu Ihrer Orientierung theile ich Ihnen das Folgende mit: ich forderte, als ich hierher berufen, statt der mir gebotenen 1300 Thaler 1600. Olshausen[2]) erklärte, daß es bei den hiesigen Verhältnissen unmöglich sei, auf meine Forderung einzugehn, wie er denn auch mir so dringend wie möglich abrieth herzugehn. Ich kam dann doch, obgleich ich mich thatsächlich nur um 60 Thaler verbesserte. Erst durch die Ernennung zur Prüfungscommission stieg im folgenden Jahr mein Gehalt auf

[1]) Karl Lohmeyer (1832—1909), PD. 1866, las über histor. Hilfswissenschaften u. preuß. Provinzialgeschichte.

[2]) Justus Olshausen (1800 — 1882), Orientalist, 1853 — 58 Prof. u. Oberbibliothekar in Königsberg, dann in Berlin als Referent im Kultusministerium. ADB 24, 328 ff.

1440 Thaler, das Professorengehalt von 1600 Thalern erhielt ich erst, als die Kieler 66 mich zurückhaben wollten, und mir 1800 dort geboten wurde[n].

Wie gesagt, dieß nur, weil ich mir denken könnte, daß Ihnen diese Data instructiv sein könnten. Schuberts Gehalt, der übrigens auch für Staatswissenschaften angestellt war, betrug 1800 Thaler.

Ihre Aeußerungen in Betreff der Vorlesungen und des Seminars eröffnen mir die frohe sichere Aussicht, daß wir uns über diese Dinge sehr wol verständigen werden. Wenn wir nur erst die Gewißheit Ihres Kommens hätten! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr Sie mich und Ihre anderen hiesigen Collegen verpflichten würden, wenn Sie die Güte hätten, sobald die Sache fest ist, uns eine Zeile zukommen zu lassen.

Bis dahin in bester Hochachtung

Ihr herzlich ergebner Nitzsch.

Herrn Prof. Dr. Maurenbrecher
Dorpat.

Königsberg i. Pr. 2. 4. 69.

Verehrter Herr College.

Gestern Abend am Theetisch erhielt ich Ihren so lang ersehnten und erwünschten Brief! Daß Sie nun doch erst zum Herbst eintreffen würden, hatte ich wol schon erwartet, also fand ich mich darin leicht, und die Hauptsache ist ja doch erledigt: wir haben Sie! Möge es Ihnen bei uns gefallen! Ich denke, das wird sich schon deßhalb leichter finden, da Sie ja doch jedenfalls ein gut Stück Deutschland näher kommen. Für mich hier dagegen ist immer der Hauptübelstand die weite Entfernung von den Mittelpuncten unsrer deutschen Cultur.

Für Ihren warmen collegialischen Gruß danke ich Ihnen von Herzen, und mit einem tiefgefühlten Behagen, voll von den Hoffnungen einer schönen Zukunft, gehe ich sofort daran, Ihnen auf Ihre Fragen zu antworten.

Es ist hier allerdings durch unsere Statuten festgestellt, daß man erst durch Abfassung eines Lateinischen Programms und Abhaltung einer deutschen Rede sich habilitirt d. h. Mitglied der Facultät und decanabilis wird. Da Sie jedoch schon in Dorpat eine Habilitationsrede gehalten, so finde ich für Sie durchaus in der Ordnung, wenn Sie, wie das gar nicht selten geschieht, beim Minister um Dispens nachsuchen, der, soviel ich weiß, immer gewährt wird. Ich habe, da ich in Kiel Nichts der Art geleistet, die Sache gemacht.[1]) Ich schicke Ihnen zur Orientierung über Länge und Art mein Habilitationsprogramm.

Für meine größern 4—6stündigen Privatcollegia, immer nur eins jedes Semester, habe ich einen ganz feststehenden Cyclus: Allgemeine Ver-

[1]) Nitzsch: „De chronicis Lubecensibus antiquissimis", gehalten am 29. Oktober 1863.

fassungsgeschichte (von Israel bis Nordamerica), die ich gerade diesen Sommer lese, Alte Geschichte bis Chäronea, Römische Geschichte I bis zu den Grachen, Römische Geschichte II bis Trajan oder auch Diocletian, Deutsche Geschichte I bis etwa 1000, Deutsche Geschichte II bis 1555, weiter bin ich doch noch nie gekommen.

Diesen Cyclus von 6 Semestern habe ich hier in dieser Reihenfolge zweimal durchgemacht und beginne ihn jetzt zum dritten Mal. Ich erweitere ihn schon deßhalb nicht, weil ich wünsche, daß die Fachhistoriker möglichst viel philologica, juridica und philosophica hören, und lasse sie, da sie fast alle 8 Semester studieren, ein ganzes Jahr, worin ich Ihnen nichts biete.

Daneben habe ich meist zweistündige Publica gelesen über Methode des historischen Studiums, zwei reine Exegetica über Livius Decade I und Arrian, Geschichte des Englischen Parlaments seit 1688, Deutsche Geschichte 1648—1740, 1786—1815, Kritische Einleitung in die Römische, dasselbe in die deutsche Geschichte.

Im Seminar habe ich bis jetzt immer 3 Semester alte, 3 mittelalterliche Quellen getrieben, einmal die Woche von 5—7; ein einziges Mal, ehe Hopf[1]) kam, daneben geographische Uebungen, duce Strabone. Im Ganzen habe ich, so lange ich überhaupt docire, nur dieses eine Mal mehr als acht Stunden die Woche gelesen, was ich auch bei meiner Berufung hierher ausdrücklich ausbedang. Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach liegt in der Mode, viel und namentlich sehr ausführliche collegia zu lesen, ein Hauptfehler unsrer jetzigen Lage; der Student behält oft factisch gar keine Zeit sich außerhalb seines Fachs umzusehn.

Im nächsten Winter denke ich also den ersten Theil der alten Geschichte und wahrscheinlich Methode des historischen Studiums zu lesen. Da ich nie im Catalog anzeige, was ich im Seminar vornehmen will, so können wir uns darüber besprechen, wenn Sie hier sind. Sollten Sie aber schon jetzt für Ihre Uebungen ganz bestimmte Pläne haben, so bitte ich Sie, sie mir umgehend mitzutheilen, da ich Ihnen nicht gern etwa durch meine Anordnungen für dieß Semester in den Weg träte. Ich soll nach meinem Turnus jetzt wieder Mittelalter vornehmen. Da ist nun immer die Noth wegen der Separatabzüge, ich dachte dießmal an die Zeit Karls des Großen. Sollten Sie aber für den Winter daran gedacht haben, so bitte ich nur um eine Notiz. Vor 3 Semestern arbeiteten wir in den Quellen für Heinrich IV.

Für Ihr Privatcolleg scheint mir aus den von Ihnen schon angegebnen Gründen das Revolutionszeitalter entschieden vorzuziehn. Wollen Sie mir

[1]) Karl Hopf (1832—1873), großer Forscher auf dem Gebiet der byzant. Gesch., seit 1864 als Nachfolger von Joh. Voigt in Königsberg, las vornehmlich über histor. Hilfswissensch., daneben auch geograph. Vorlesungen. Ein besonderer Lehrstuhl für Geographie wurde erst 1876 errichtet. (Prutz 321. ADB 13, 102ff.)

oder dem Decan die Angabe ihrer Vorlesungen zukommen lassen — bis Anfang Mai haben Sie jedenfalls Zeit —, so kommen Sie in den index, was auf alle Fälle wünschenswerth. Decan ist bis Mitte des Monats Professor Zaddach, von da ab Schade.[1])

Hopf ist ein gelehrter, ja sehr gelehrter und freundlicher College, er hat aber durch die Art seines Vortrags, rapides Dictiren, sich seine Lehrthätigkeit fast vollständig ruinirt. Auf meinen collegialischen Rath, da mir die Studenten ihre Noth geklagt, erklärte er, er könne nicht anders, und seitdem habe ich nicht wieder mit ihm verhandelt. Auch die diplomatischen Uebungen besuchen gewöhnlich nur einige wenige von den Tüchtigsten, denen es rein um die Sache zu thun.

Der hiesige Student ist im Ganzen wirklich fleißig, aber etwas langsamer im Auffassen z. B. als der Schleswig-Holsteiner, ja man kann hier, wie ichs erlebt, wahrhafte ingenia pigra treffen. Jetzt bin ich sehr zufrieden, und es thut mir ordentlich leid, daß Sie wenigstens einige der braven Bursche, die ich jetzt habe, nicht mehr oder im letzten Semester treffen werden.

Ich habe bis jetzt früher immer langsamer, neuerdings etwas schneller frei vorgetragen, fast alle, mit sehr wenig Ausnahmen, schreiben, und ich bin zum Theil erstaunt über die guten und vollständigen Hefte.

Ein wahrer Segen würde sein, wenn Sie die Leutchen in eine kritisch-quellenmäßige Auffassung der neueren und neusten Geschichte einführen könnten. Ich habe mir mit Plänen dazu schon den Kopf zerbrochen, nun lasse ichs und warte auf Sie.

Ueberhaupt liegt, im Rohsten gezeichnet, die Sache so: mir ist bei meiner Berufung alte und deutsche Geschichte als zu leistendes Pensum zugewiesen, ob Ihnen eine ähnliche Angabe gemacht, weiß ich nicht, Schubert betrachtete das ganze übrige Mittelalter seit Constantin und die neuere und neuste Geschichte als sein historisches Pensum, Hopf soll zunächst die historischen Hilfswissenschaften vertreten. Mit Schubert conferirte ich über die zu lesenden Sachen regelmäßig, im Anfang auch mit Hopf; da er aber, trotz meines Entgegenkommens, nie mit einem Schritt zu mir und ich sehr selten ins Wirtshaus komme, so beschränkt sich unser collegialer Verkehr jetzt meist auf bibliothekarische Wünsche[2]) und ihre Erfüllungen, wo sich für seine historischen Collegen die ihm wirklich angeborne Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, getragen durch seine umfassende und prompte Gelehrsamkeit, aufs Glänzendste bethätigt.

Sie werden aus den oben gegebenen Notizen über meine Publica schon schließen, daß wir mit den Hauptpensis das gegenseitige Gebiet keineswegs als hermetisch abgeschlossen betrachteten.

---

[1]) Zaddach (1817—1881), 1863—1881 Prof. d. Zoologie in K. Oskar Schade (1826—1907), seit 1863 Prof. f. ältere deutsche Sprache und Literatur in K.

[2]) Hopf war Prof. und Oberbibliothekar.

Hoffentlich wird das Ministerium auf Ihr so begründetes Verlangen in Betreff ihrer Übersiedlung eingehen. Haben Sie sich wegen der Umzugskosten vorgesehn? Ich erhielt 300 Thaler, doch sind neuerdings auch 400 gezahlt worden.

Ich werde vielleicht als unwürdiges Mitglied der Commission für die Prämiirung des besten seit 63 erschienenen historischen Werks [1]) in den Herbstferien nach Berlin müssen und dann wol noch etwas weiter, aber gegen größere Aus„schweifungen" sprechen gewichtige Gründe.

Zunächst und vor allen seyen Sie mir nochmals tausendmal willkommen geheißen!

Ihr Nitzsch.

Nürnberg 30. 7. 72.

Lieber Kollege.

Güterbock [2]) wird Ihnen am Mittwoch gesagt haben, daß ich 1 Stunde, nachdem wir uns getrennt, einen Brief von Olshausen mit dem Ruf nach Berlin erhielt. Ich erwartete nichts dergleichen, auch da ich die Hand erkannte, sondern dachte nur an Ihre Angelegenheit. Trotz dieser Überraschung, vielleicht eben deshalb bin ich über die manigfaltigen Bedenken, welche für mich um den Entschluß herumlagen, merkwürdig rasch hinweggekommen. Es steht jetzt fest, daß ich zu Michaelis schon Königsberg verlassen werde. Die officielle Anzeige kann ich freilich erst machen, wenn ich wieder ein Schreiben von Olshausen in Händen habe, und das wird nicht allzuschnell gehen, fürchte ich.

Mehr als diese Entscheidung veranlaßt mich aber zu diesen Zeilen, was ich in Ihrer Angelegenheit erfuhr, daß nemlich der Minister erklärt hat, in diese Facultätsangelegenheit nicht eingreifen zu können.[3]) Bei dieser Sachlage wird es für Sie doch von Wichtigkeit sein zu wissen, daß der Minister wenigstens gegen mich aussprach, daß er das Bestätigungsrecht des Curators vollkommen anerkenne, sowie ich denn aus seinen Aeußerungen schließen muß, daß er sachlich ganz auf Ihrer Seite steht.

Lohmeyers Professur [4]) kommt auf den nächsten Etat, ebenso die für Staatswissenschaften, unsere sämtlichen Facultätsvorschläge sind übrigens zu spät gekommen und also, abgesehen von diesen und andern früher gemachten Vorschlägen, ganz unberücksichtigt geblieben. Was Sie selbst betrifft, so meinte Olshausen jetzt, da ich fort käme, könne man Sie nicht auch fortnehmen. Sie wissen, daß ich an dieser für Sie so unbehaglichen Wendung ganz unschuldig bin. Man legte aber das größte Gewicht darauf, daß ich schon im Winter Deutsche Geschichte läse.

---

[1]) Es handelt sich um Zuerkennung des Verdunpreises.

[2]) Karl Ed. Güterbock (geb. 1830), PD. 1861, EO. 1862 (63?), O. 1865, Vertreter des preuß. Rechts, hat soeben seinen 80. Geburtstag gefeiert.

[3]) Es handelt sich um innere Fakultätsstreitigkeiten.

[4]) Lohmeyer wurde 1873 EO.

Sybel[1]) soll unverschämt gefordert haben, er brauche allein zur Wohnung 2000 Thaler. Der Kaiser hat gemeint, es wäre mit den Professoren ja fast eben so schlimm wie mit den Tenoren.

In der Waitzschen Angelegenheit hat Waitzs öffentliche Erklärung[2]) nicht gut getan, Mommsen war empört darüber und der Minister äußerte sich eben so entschieden, ich möchte sagen, verletzt. Mir speciell ist diese Verwickelung besonders unangenehm.

Trotz der Hitze habe ich in Berlin, Bamberg und hier schöne Tage verlebt, heut Abend komme ich, so Gott will, nach München.

Grüßen Sie Ihre Frau und die Bekannten, namentlich Hirsch.[3]) Könnte ich doch das Kränzchen[4]) mit nach B. nehmen.

Treulichst

Ihr Nitzsch.

Berlin, 2. 11. 72.

Lieber Freund.

Sie haben vielleicht schon längst ein Lebenszeichen von mir erwartet. Aber Sie können sich wol auch denken, daß mir diese Wochen unter den Händen dahin geflogen sind, so daß ich nicht wußte, wo die Zeit blieb.

Im Hause sind wir nun so gut wie vollständig eingerichtet, meine Frau ist schließlich mit dem Logis sehr zufrieden, an dem das einzige auszusetzen, daß es gegen Norden liegt. Der Weg nach der Universität ist bequem in 35 Minuten zu machen, was mir gar nicht zuviel ist. Karl ist im Wilhelmsgymnasium sehr gut untergebracht und hat sehr gute Tage, da die hiesige Quinta A noch nicht bis zum Accusativus cum infinitivo reicht, mit dem er sich auf dem Fridericianum[5]) schon reichlich abgequält hat. Sophie hat bei der ersten Einrichtung so viel zu helfen gehabt, daß es schon deßhalb Nichts schadet, daß aus ihrem Unterricht bis jetzt nicht viel geworden. Die meisten Vorlesungen haben vorige Woche begonnen, ich bin mit meiner Stunde von 12—1 vielleicht

[1]) H. v. Sybel, seit 1861 in Bonn, erhielt 1872 eine ministerielle Anfrage, ob er geneigt sei, an die Universität Berlin überzusiedeln. Varrentrapp, Biogr. Einleitung zu H. v. Sybel, Vorträge und Abhandlungen S. 135, führt die Ablehnung auf rein ideale Gründe zurück.

[2]) Wohl gelegentlich der Versuche zur Neuorganisation der Mon. Germ.

[3]) Georg Heinrich Hirsch, 1843—65 Leiter der inneren Klinik in K., 1865 von der Verpflichtung zu Vorlesungen entbunden, † 1885.

[4]) Über das „Montagskränzchen", zu dem u. a. Neumann, Rosenkranz, Hirsch Vater und Sohn, Th. v. d. Goltz, Gutschmid, Güterbock und später Maurenbrecher gehörten, s. W. Schrader, Erfahrg. u. Bekenntn. S. 236 ff.

[5]) „Friedrichskollegium" in Königsberg. Eine Geschichte dieser Anstalt schrieb der unten erwähnte Gustav Zippel, Gesch. d. Kgl. Friedr. Koll. z. Königsberg, Progr. Königsberg 1899.

in die concurrenzreichste Zeit hineingerathen, und da ich außerdem in den Index nicht mehr hineingerathen, so ist das Resultat sehr wenig glänzend: ich nenne keine Zahl, weil sie überhaupt bis Mitte November nicht feststehen soll, versichere Sie aber, daß ich alle meine Trostgründe, mit denen ich sonst gegen jüngere Collegen so freigebig war, zu eignem Bedarf hervorholen muß. In den Uebungen ist das Dutzend voll, und damit bin ich ganz zufrieden. Ranke, der mich auf das Liebenswürdigste empfing, meinte in dem bekannten kurzen Ton: „Es kommt nur auf die Uebungen an, dann findet sich auch das Andere." Uebrigens erkundigte er sich angelegentlich nach „seinem Freund Maurenbrecher". Den kleinen, durch und durch frischen Meister ab und zu sprechen zu können, ist doch noch was Schönes.

Mit Mommsen werde ich wol über einen sehr oberflächlichen Verkehr, soweit ich jetzt sehe, nicht hinaus kommen. Mir thut das sehr leid, aber ich habe es kaum anders erwarten können.

Ihr Freund Wagner [1]) wohnt ganz pompös, er traf heute bei mir mit Hassel [2]) zusammen, der die Docentencarriere ganz mit der archivalischen vertauscht hat, Duncker [3]) hat das zur Bedingung seiner Anstellung gemacht. Mit letzterem habe ich schon eine ordentliche Nachmittagspromenade mit der nöthigen Schlußcigarre nebst Café gemacht. Er sieht die Herrenhausdebatten [4]), über die ja die Spenersche zeitweilig den Verstand verlor, eben so kaltblütig wie ich an.

Auf dem Sprechzimmer wird gar nicht politisiert, obwohl ich z. B. Holtzendorff täglich sehe und spreche, auch Hinschius. [5])

Ich brauche mich hoffentlich nicht bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich Ihnen kein Exemplar meines Buches und der beiden oberrheinischen Artikel [6]) zugestellt habe. Die letzteren haben Sie ja, und von ersterem war ich zu knapp mit Exemplaren bestellt.

---

[1]) Adolf Wagner, 1865—68 o. Prof. in Dorpat, hier mit Maurenbrecher zusammen.

[2]) Paul Hassel († 1906), damals im preußischen Archivdienst, seit 1881 Direktor des Hauptstaatsarchivs in Dresden.

[3]) Max Duncker (1811—86), PD. 1839 Halle, EO. 1842, 1857 nach Tübingen berufen, nach mehrjähriger Tätigkeit im Auswärt. Amt zum Direktor des preuß. Staatsarchivs in Berlin ernannt (8. Juli 1867).

[4]) Über die Kreisordnung. Die Regierungsvorlage wurde in dieser Session verworfen.

[5]) Franz v. Holtzendorff (1829—89), PD. 1857 Berlin f. öff. Recht, EO. 1860; O. 1873 in München. Über seine politische Tätigkeit vgl. ADB 55, 785. Paul Hinschius (1835—98), PD. 1859 Berlin, EO. 1863 Halle u. Berlin, O. 1868 Kiel, 1872 Berlin, Mitarbeiter an den Maigesetzen.

[6]) „Römische Annalistik", 1873, u. „Die oberrhein. Tiefebene u. d. Deutsche Reich im Mittelalter". (Preuß. Jbb. 30, 239 ff. und 341 ff., 1872, dann in N. „Deutsche Studien", 1879.)

Ihre beiden Dorpater haben sich richtig zu meinen Sachen gemeldet; unser kleiner Zippel [1]), der schon nächstens bei Mommsen mit einer Abhandlung vorkommen soll, war neulich Abend bei uns.

Olshausen scheint sich schon jetzt darein ergeben zu haben, Gutschmid von Kiel nach Königsberg zu lassen. [2]) Anfänglich wollte er gar nicht darauf eingehen. Die Königsberger Anträge waren aber gestern noch nicht eingegangen.

Ueber die hiesigen Vorschläge für die historischen Professuren kann ich Ihnen aus dem einfachen Grunde Nichts schreiben, weil, soweit ich sehe, kein Mensch weiß, was werden wird. Von Waitz [3]) hatte ich vorige Woche einen sehr netten Brief. Er klagt über den unmäßigen Andrang zu seinem Seminar und über die Menge seichter Köpfe, die sich auf die Geschichte werfen.

Müllenhoff steckt tief in seinem zweiten Band [4]), heute nachmittag haben wir lange über den Inhalt meiner beiden Artikel [5]) discurrirt, den er seiner Seits für die Literaturgeschichte sich zurechtlegt. Er hat viel Leid im Haus: seine Frau, die zum zweiten Mal punctiert ist, geht wohl jetzt rascher ihrer Auflösung entgegen.

Meine Frau und ich grüßen Sie und Ihre liebe Frau bestens. Sie aber lassen auch mal von sich hören.

In dankbarer Erinnerung

Ihr Nitzsch.

Die treusten Grüße an das ganze Kränzchen.

Berlin 21. 12. 72.

Lieber College.

Sie sollen doch wenigstens sehen, daß ich Ihrer gedenke, wenn ich mich jetzt hinsetze, um Ihnen meine aufrichtigen Wünsche für Ihr Neujahr vielleicht etwas spät auszusprechen.

Ich habe heute noch Seminar gehalten, dann nach Tisch noch einige Weihnachtsgänge gemacht und schließlich einen alten Kieler Bekannten besucht, der hier als Augustenburger Pensionär seine kranken Tage dahinschleppt. Ich bin ja von Herzen dankbar und froh, das erste Berliner Quartal so überstanden zu haben: Vorlesungen und Uebungen machen mir gleichmäßig Freude, die letzteren sind noch, was die Frequenz betrifft, [in] beständigem Wachsen begriffen und ziehen mich selbst

[1]) Gustav Zippel, später Oberlehrer in Königsberg.

[2]) Alfred v. Gutschmid (1831—87), seit 1863 EO. in Kiel, 1873 nach Königsberg berufen auf die nach dem Weggange von Nitzsch neugebildete Professur für alte Geschichte.

[3]) Georg Waitz (1813—1886) war seit 1848 O. in Göttingen.

[4]) Der 2. Bd. seiner Altertumskunde wurde druckfertig in Müllenhoffs Nachlaß gefunden und von Roediger 1887 herausgegeben.

[5]) Wohl die beiden oberrheinischen Artikel. S. o. S. 322, Anm. 6.

durch den Gegenstand (1152 u. 53) wirklich an. Was die ersteren betrifft, so ists doch gut, daß ich die oft besprochne kurze Deutsche Geschichte noch immer in petto habe, die Sachen kommen doch dießmal noch viel besser heraus: freilich habe ich von den ganzen fünf Wochen Einleitung gar kein Heft, aber ein ganz junger Doctor, direct aus Mommsens Schule, führt, glaube ich, ein sehr gutes, auf das ich fahnden werde.

Die Collegen sehe ich nicht oft, außer Harms [1]), mit dem ich täglich zu Hause gehe. Ob ich in den Ferien meine Besuche, die sich bisher nur auf die Facultät fast beschränkten, noch etwas weiter ausdehnen werde, weiß ich nicht.

Herzlichen Dank für Ihre wiederholten Kreuzbandsendungen, der Stockmar [2]) wird hier natürlich viel gelesen und sehr günstig beurtheilt, Bethmann-Hollweg erinnerte sich des sehr scharfen Urtheils, das Stockmar gleich bei ihrer ersten Begegnung auf dem Rheindampfboot über Bundsen [Bunsen] ausgesprochen. Nur Droysen [3]) mäkelt etwas an dem Buch, wie an Allem. In der Beziehung, ich meine in puncto des Mäkelns, giebt es doch keine verschiedneren Menschen als ihn und Duncker, aber freilich auch wenige so klare, einfache und gerechte Naturen wie letzteren.

Mit der Angelegenheit meines Königsberger Ersatzes scheint es ja, nach Friedländers Aeußerungen, recht schief zu gehen. Hier hat sich jetzt auch, wie ich heute erfuhr, Dr. Arndt von den Monumenten bei Olshausen dazu gemeldet. Sollte wirklich an Gutschmidt nicht gedacht werden dürfen, so würde ich ganz Friedländers Idee wegen Hirschfeld beistimmen, den ich Jordan gleich anfangs nannte. [4])

Die Academie scheint wirklich die Monumentenangelegenheit regeln zu wollen [5]), aber wird sies können? Und doch scheint periculum in mora und die Sache selbst nach dem Urtheil der unmittelbar dabei be-

[1]) Der Philosoph Friedrich Harms (1819—1880).

[2]) „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn v. Stockmar", 1872. Dazu d. Aufs. Maurenbrechers, Grenzboten 1872.

[3]) Johann Gustav Droysen, seit 1859 in Berlin.

[4]) Ludwig Friedländer † 1909, seit 1858 O. für klassische Philologie und Prof. d. Eloquenz in K. Wilhelm Arndt (1838—1895), damals Mitarbeiter an den Mon. Germ., habilitierte sich 1875 in Leipzig, EO. 1876, O. 1894. Otto Hirschfeld, PD. 1869 Göttingen, O. 1872 Prag, jetzt O. Berlin. Heinrich Jordan (1833—1888), seit 1867 O. für klass. Philol. in Königsberg.

[5]) Am 25. Juni 1872 hatte der Bundesrat den Beschluß gefaßt, die Bewilligung der Geldmittel für die Mon. an die Bedingung zu knüpfen, daß die k. pr. Akad. d. Wiss. die Leitung übernehme, da bei dem hohen Alter des Hrsg. Pertz eine Fürsorge für die Zukunft nötig war. Die Akad. nahm die Leitung unter bestimmten Vorbehalten an, erklärte sich aber erst im folgenden Jahre endgültig dazu bereit, als Pertz von der Leitung zurücktrat. S. NA. I, 1 ff.

theiligten, die es aufrichtig mit dem Ganzen meinen, wesentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen (ganz abgesehen von dem Unglückskarlchen [1])) zu leiden.

In unserm Mittwochskränzchen, das ich jetzt zwei Mal mitgemacht, wird freilich leider gar nicht gekannegießert, aber es ist doch auch so sehr behaglich. Am 8ten soll ich darin meinen Jungfernvortrag halten, voriges Mal interpretirte Müllenhoff das Hildebrandslied. Letzterem hat der Minister wegen eines Rufs nach Wien, auf den Antrag der Facultät, eine Zulage von 1000 Thalern versprochen: die Sache liegt beim Finanzminister.

Unser kleiner Zippel hat im Mommsenschen Seminar ganz brav debutirt, wie mir Mommsen selbst sagte.

Was Sie mir wegen Lohmeyer schrieben, kam gewiß aus der besten und theilnehmendsten Stimmung, die ich auch theile, aber ich meine, est modus in rebus, und so drückend die Situation für den Aermsten auch ist, so scheint es mir unmöglich, jetzt weiter etwas zu thun. Es sind ihm statt früher 300 400 Thaler bewilligt mit der bestimmten Aussicht auf eine andere höhere Bewilligung; wie ich meine, beträgt der Gehalt der beantragten Stelle 300 Thaler — und nun soll man noch dazwischen mit einem neusten Unterstützungsantrag kommen. Dabei kann doch nach vernünftigem Calcul nichts herauskommen, als daß man einfach mit der besten Sache von der Welt lästig wird und ihr dadurch schadet. Daß dieß Olshausens Ansicht auch ist, brauche ich natürlich nicht zu versichern, aber schieben Sies nicht auf die „Berliner Luft“, wenn es auch meine ist.

Uebrigens bekommt mir die hiesige Luft, wie ich glaube, entschieden gut, namentlich ist mir, als ob meine katarrhalischen Affectionen, selbst in Betreff der Augen, sich in den beiden Monaten bedeutend moderirt hätten. Quod deus bene vertat.

Von den jungen hiesigen Historikern hat mir Scheffer, der mich vorgestern besuchte, besonders gut gefallen, er erzählte mir viel von Fickers academischer Thätigkeit, ein Schüler von Sickel, der auch bei mir ist, ebenso neulich von Prag und Wien. [2]) Das ist ja doch die Sache: man steckt hier mitten drin und hört unabsichtlich von allen Seiten, wie die Dinge laufen.

---

[1]) Karl Pertz, ältester Sohn v. G. H. Pertz, zuletzt geisteskrank. Seine 1872 erschienene Ausgabe der Merovingerdiplome wurde heftig getadelt. Vgl. z. B. Stumpf HZ. 343 ff. Sein Vater wollte ihm die Nachfolge in der Leitung der Mon. Germ. verschaffen.

[2]) Paul Scheffer-Boichhorst (1843—1902), seit 1871/72 Mitarbeiter an den Mon. Germ., Schüler von Julius Ficker (1826—1902), der seit 1852 in Innsbruck Prof. war. Theodor Sickel (1826—1908), seit 1867 O. in Wien. S. über ihn Erben, Th. Sickel, Hist. Vierteljahrsschr. XI, 1908, S. 333 ff.

Uebrigens werden wir uns nächstens über die beiden anderen hiesigen historischen Professuren die Köpfe zu zerbrechen haben.

Ich trage noch einige altbackne Grüße Rankes nach. Meine Frau und ich grüßen das ganze werthe Haus von Herzen.

Bei Ihrer historischen Gesellschaft [1]) melden Sie mich doch als Mitglied an. Ich wünsche aufrichtig das Beste.

Treulichst

Ihr Nitzsch.

Berlin 26. I. 73.

Lieber College.

Ich habe Ihnen noch für Ihre Geburtstags- und Neujahrswünsche bestens zu danken. Goltz [2]), den ich zu meiner großen Freude wiederholentlich sprach, erzählte mir soviel von Königsberg, daß ich Ihnen eben mit Rücksicht auf all diese Erfahrungen in 72 ein an Freude und Friede reiches 73 wünsche. Ich danke meinem Gott, daß ich aus dieser Umgebung fort bin. Was mir Goltz von Jordans und Gräbes [3]) collegialischen Verstimmungen erzählte, war mir allerdings nicht überraschend, aber dessenungeachtet unerfreulich genug.

Ihre Mitteilungen über Müllers, namentlich aber über Tieffenbachs [4]) Examensleistungen waren ja auch nicht sehr erhebend: jedoch glaube ich fest, daß der letztere im mündlichen entschieden gut bestehen oder bestanden haben wird. Hier habe ich gestern die erste Seminararbeit besprochen (eine mittelalterliche), nächsten Sonnabend kommt eine aus der alten Geschichte daran. Die Sachen sind nicht ungeschickt, und das ganze Seminar ist bis jetzt, so weit ich sehe, in frischem Zug.

Was Sie wegen meiner deutschen Geschichte schreiben, gab mir ordentlich das Gefühl, wie schön es sey, daß Königsberg so weit. Der Gedanke an die von Ihnen beabsichtigten Pressionen könnte mir sonst ordentlich bange machen. Aber, ernsthaft gesprochen, möchte ich wol wissen, was für ein Heft Sie gehabt, und was Sie, da Sie nun einmal Notiz davon genommen, ohne allen Enthusiasmus einfach und nüchtern dazu sagen.

---

[1]) „Geschichtsverein für Ost- und Westpreußen", für dessen Gründung Maurenbrecher besonders tätig gewesen war.

[2]) Theodor v. d. Goltz (1836—1905), 1862 Leiter der akad. Landwirtschaftsschule Waldau bei Königsberg, 1869 ord. Prof. an d. Univ. K. u. Direktor der landwirtschaftl. Akad., seit 86 in Jena, seit 96 in Poppelsdorf bei Bonn in derselben Eigenschaft.

[3]) Karl Gräbe (geb. 1841), 1869—1877 Prof. d. Chemie in K., seit 1878 O. in Genf (Charles Gräbe), stellte 1869 mit Liebermann das Alizarin (Anthrazenfarbstoff) dar.

[4]) Richard Tieffenbach, jetzt Prof. u. Gymnasialoberlehrer in Königsberg.

Sie wissen, daß ich Giesebrecht immer in allen Ehren halte: aber ich habe jetzt doch wieder bisweilen das Gefühl, als sey es nicht überflüssig noch unbescheiden, ein zweites viel kürzeres Buch daneben zu stellen. Scherer,[1] übrigens freilich einer meiner wärmsten Freunde, hat mir durch sein Urtheil über die oberrheinische Tiefebene auch solche Gedanken wieder nahe gelegt. Mein Verleger erinnerte neulich für Ostern an die Vorträge, und so begreifen Sie, daß mir die Geschichten im Kopf herumgehen. Ich bin jetzt bei Heinrich IV., und dabei geben die Debatten des Landtags[2]) diesen historischen Gegenständen ein ganz eigenes Leben. Es sind doch sehr ernste Verhandlungen, und das Merkwürdige ist nur, wie alle, alle, die Ultramontanen durch ihre Provocationen und die Liberalen durch ihre blinde Wuth gegen jene die Steine zum Wiederaufbau oder zur Erweiterung des landesherrlichen Kirchenregiments herbeischleppen, zu einer antipäpstlichen Fortification im echtesten preußischen Stil, wie sie seit Friedrich Wilhelm I. kaum bestanden hat: renovatio imperii Borussici. Sie wissen, daß ich mich nicht „außerhalb im Schatten der Kirche", sondern auf meinem numerirten Sitzplatz innerhalb derselben immer wol aufgehoben gefühlt habe, und mir ist daher um die Folgen für die reformirte oder lutherische Gemeinde nicht bange, ich besorge nur, daß die neuen Wurfapparate gegen die Jesuiten diesseits und jenseits der Alpen nicht sobald zu placiren und noch weniger bald in wirksame Action zu setzen sein werden. Gelingt das, so können wir wieder sagen, wir haben etwas Großes erlebt wie 66 und 71. Unter solchen Umständen begreife ich doppelt, daß Freund Schrader das Japanesische Portefeuille abgelehnt hat. Könnte er nicht Wiese statt seiner dorthin recommandiren?[3])

Daß ich wieder in der historischen Preiscommission, haben Sie vielleicht schon gehört. Sybel kommt Ende März zu der 2ten Sitzung am 28sten her. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir einmal schrieben, an welche Bücher Sie bei dieser Gelegenheit denken würden. Mir scheint die Sache dießmal nicht viel besser als voriges Mal zu liegen.

Droysen arbeitet sich doch wol schließlich — unter uns — an seinem Buch zu Schanden.[4]) Nicht als ob er jetzt unwol wäre, aber ich schließe aus seinen Äußerungen, und Duncker stimmt darin mit mir überein, daß ihn die Arbeit immer mehr ganz absorbirt und doch nicht erfrischt. Worüber man überhaupt hier zwischen dieser Menge von Kenntnissen

---

[1]) Wilh. Scherer (1841—1886), 1872—77 in Straßburg.

[2]) Beratung über die Falkschen Kirchengesetze.

[3]) Wilh. Schrader (1817—1907), 1856—1882 Provinzialschulrat in Königsberg, dann Kurator der Univ. Halle. S. die von ihm verfaßte Selbstbiogr.: Erfahrungen u. Bekenntnisse, 1900. Ludwig Wiese, (1806—1900), Pädagog, 1852—75 Ministerialrat im Kultusministerium. Über ihn vgl. seine „Lebenserinnerungen u. Amtserfahrungen", 2 Bde., 1886.

[4]) Es ist die Gesch. d. preuß. Politik gemeint.

und Productivitäten seine sehr merkwürdigen Betrachtungen anstellen könnte.

Daß Sickel nicht kommt [1]), wissen Sie. Wissen Sie auch, daß er Schade für Wien vorgeschlagen hatte? Er soll aber damit auf Widerstand gestoßen sein. Unsere weiteren Vorschläge wissen Sie vielleicht durch Jordan, sonst werden sie wol bald genug bekannt werden.

Dr. Arndt hat mir Ihren offnen und liebenswürdigen Brief vorgelesen. Ich konnte ja ihre Auslassungen nur bestätigen. Mit den besten Grüßen an Ihre liebe Frau und das Kränzchen

Ihr Nitzsch.

Berlin, 8ten März 73.

Lieber College.

... Daß Wattenbach und Treitschke berufen sind [2]), wissen Sie jetzt, ersterer wird wol schon Ostern, ersterer [letzterer] frühestens Michaelis kommen. Er hat viel gefordert und man muß erst mit Camphausen [3]) unterhandeln. Mir ist dieß Schlußresultat nach jeder Seite höchst erwünscht.

Ueber das Ar[r]angement in Betreff der Monumenta zerbricht sich die Academie jetzt den Kopf. Es ist interessant von ferne und so unbetheiligt, wie ich es bin, den Intentionen und Versuchen zuzusehen, die dabei von Wien und Göttingen u. s. w. intendirt werden. Daß die unselige Debatte, die Sie so nahe berührte, endlich durch Horns [4]) Erklärung abgeschnitten ward, hatte mir schon Schrader zu meiner großen Genugthuung gemeldet. Mögen Sie nun, lieber Freund, sich nicht weiter über die Leute, die des Aergers nicht werth sind, Gedanken machen.

Ueber die Art und Weise, wie hier die Angelegenheiten der Facultät auch in schwierigen Fällen behandelt werden, muß ich mich immer von Neuem freuen. Allerdings ist Kirchhoff [5]) auch ein nach jeder Seite musterhafter Decan und College. Wir gehen jetzt in die letzte Woche des Semesters hinein, und ich werde wider Erwarten am 15ten noch

[1]) Theod. Sickel hatte einen Ruf nach Berlin auf den neuen Lehrstuhl für mittelalt. Gesch. u. Hilfswissenschaften erhalten u. abgelehnt.

[2]) Wilh. Wattenbach (1819—1897), seit 1862 O. in Heidelberg, erhielt 1873 einen Ruf nach Berlin auf den Lehrstuhl für mittelalt. Gesch. u. Hilfswissenschaften. H. v. Treitschke, seit 1867 in Heidelberg, wurde 1873 von der Berliner philos. Fakultät für eine Geschichtsprofessur vorgeschlagen. Trotzdem Olshausen dagegen war, wurde er berufen u. nahm im Herbst 1873 den Ruf an. ADB 55, 263 ff.

[3]) Otto Camphausen (1812—96) wurde 1869 für v. Heydt pr. Finanzminister.

[4]) v. Horn, Oberpräsident d. Prov. Ostpreußen und Kurator der Universität Königsberg.

[5]) Adolf Kirchhoff, klass. Philologe, seit 1865 O. an der Univ. Berlin u. Mitdirektor des philolog. Seminars.

Uebungen halten, da mir noch eine Arbeit eingereicht wurde, von der ich keine Ahnung hatte, und die gerade mir besonders interessant ist, über das Verhältniß des Diodor zum Thukydides.

Neulich war Noorden [1]), dessen Vortrag ich nicht hören konnte, so freundlich mich zu besuchen. Auch Dümmler [2]) war zur selben Zeit hier, um uns zu bewegen, zunächst mit Wattenbach zu verhandeln, worauf ja dann der Minister auch eingegangen. Sein ganzes Verfahren in der Angelegenheit war jedenfalls motivirt durch ein Gefühl herzlicher Freundschaft und Pietät, sehr geschickt möchte ichs aber doch nicht nennen.

Sehr leid that mir, daß Gutschmidt mich verfehlte. Ich denke, daß seine Angelegenheit jetzt geordnet sein wird, was uns beiden ja sehr recht sein wird.

Sagen Sie doch, bitte, recht bald Lohmeyer, daß ich mit Olshausen seinetwegen wiederholentlich gesprochen, und daß ich hoffen dürfe, daß ihm auch das erste Quartal jedenfalls gesichert sey. Ich schreibe ihm selbst nächstens.

Im Ganzen muß ich dieß Semester mit rechter Befriedigung schließen, namentlich war der Fleiß meiner Zuhörer in den Uebungen wie in der Vorlesung ganz singulär, da in den letzteren von 16 Zuhörern 13—14 stets am Platze waren. Der dicke Kaiserling hat sich allerdings in den Uebungen nur ein oder zweimal, in den Vorlesungen wenig öfter sehen lassen.

Im nächsten Semester werde ich die deutsche Geschichte fortsetzen, vom 13ten—16ten Jahrhundert.

Wegen der Uebungen überlege ich noch, ich denke Städtegeschichte vorzunehmen und erwarte, daß, wenn Wattenbach kommt, der Kreis etwas kleiner und handlicher wird.

Uns geht es sonst gut, wenn nur mein guter Harms woler wäre, der arme hat jetzt auch den Jammer, seinen ältesten Jungen an einem plötzlichen Lungenleiden rapid hinschwinden zu sehen.

Im Kränzchen hielt Beseler neulich einen Vortrag gegen Sohms Ansicht von der Bedeutung der Gauverfassung [3]), der negative Theil war für mich sehr schlagend, dagegen das für den positiven Theil beigebrachte Material offenbar nicht genügend.

Mit den besten Grüßen für die „verehrten Freunde" des Kränzchens und Ihr ganzes liebes Haus, inclusive den Jüngsten

Treulichst Ihr Nitzsch.

---

[1]) Karl v. Noorden (1833—1883), PD. 1863 Bonn, O. 1868 Greifswald, 1870 Marburg, 1873 Tübingen.

[2]) Ernst Dümmler (1830—1902), PD. 1854 Halle, EO. 1858, O. 1866. 1872 lehnte er einen Ruf nach Berlin ab, empfahl aber für die Professur Wilh. Wattenbach.

[3]) Georg Beseler (1809—1888), seit 1859 in Berlin als Prof. S. Rudolf Sohm, Altdeutsche Reichs- u. Gerichtsverfassung I, 1871.

Berlin, 25. 3. 73.[1])

Lieber College.

Alle die Wochen daher habe ich Ihnen nicht geschrieben, weil ich nach Wattenbachs und Treitschkes Andeutungen immer gespannt war, ob sich nicht durch des letzteren Uebersiedelung hierher für Sie in Heidelberg eine Aussicht eröffnen würde, und weil ich eben deßhalb auch dieser Entscheidung mit Spannung entgegensah. Sie ist jetzt leider und drei Mal leider anders erfolgt, als ich recht von Herzen hoffte. Noch Freitag vor 8 Tagen sprach ich Treitschke zuletzt und schied von ihm, in der Hoffnung, ihn zu Ostern hier zu sehen. Den Tag darauf haben die dringenden Vorstellungen Jollys[2]), nicht ein positiver oder negativer Entschluß Falcks[3]) die Sache entschieden. Hier wollte oder konnte man sich überhaupt zu keinem Entschluß aufraffen.

Nun, Goltz sagte mir ja, daß es Ihnen gut geht, und so hoffe ich, werden Sie sich in diese getäuschte Erwartung vielleicht noch besser finden, als ich für Sie und mich es thue. Ich freute mich, des alten Collegen gutes und treues Gesicht wieder zu sehn. Es ist jetzt wirklich selten schön hier. Meine Vorlesungen, ich stecke mitten in Friedrich II., machen mir viel Freude; der Gedanke an eine Deutsche Geschichte, wie Sie ihn neulich wieder einmal anregten, schwebt mir wie ein schönes Phantasma vor. Ich hätte wirklich große Lust, aber ich habe noch nie ein Buch schreiben wollen, die, die ich doch los gelassen, spannen sich allmälig fast unbewußt zusammen. Ich fürchte, die beiden, an die ich jetzt oft und gern denke, werden dafür wol auch nie zu Stande kommen.

Meine Frau und ich lesen jetzt zugleich Friedrich Wilhelms IV. Briefe und Justis Winkelmann. Treitschke meinte, die ersteren, von denen er selbst 3 complete Jahrgänge hat, seyen sehr castrirt. In Wirklichkeit sey der Eindruck unendlich viel krankhafter und unheimlicher. Mir ist es doch räthselhaft, wie sich diese Masse ungesunder Religiosität und Romantik in dem Einen Menschen hat ablagern können. Ich glaube wirklich, mit Rücksicht auf eine Erzählung Rankes selbst, daß Lord Palmerston das Richtige traf, wenn er unserem großen Meister eine Hauptschuld an dieser verwahrlosten Fürstenseele zuschrieb. Er ist mir entschieden unheimlicher dadurch geworden.

Mein letzter Brief an Sie ist so alt, daß ich Ihnen wol noch gar nicht schrieb, daß ich Sybel kennen gelernt. Neben Waitz erscheint er noch etwas vornehmer: am letzten Abend waren er, Waitz, Röpell[4]) und Duncker

[1]) Von Maurenbrecher korrigiert in 25. Mai.

[2]) Julius Jolly (1823—91), 1866—76 Präsid. d. Ministeriums des Innern, Reorganisator des bad. höheren Schulwesens. S. ADB 50, 690 ff.

[3]) Falck (1827—1900), preuß. Kultusminister (22. Jan 1872—14. Juli 1879). S. Biogr. Jb. V, 225.

[4]) Richard Roepell (1808—1893), PD. 1834—41 Halle, 1841 EO. Breslau, O. 1855. 1868—73 im Abgeordnetenhaus, seit 1877 Vertreter der Univ. Breslau im Herrenhaus.

und ich zusammen im Ratskeller: der alte Max ist mir doch der liebste. Neulich lernte ich bei ihm Jolly kennen. Er meinte, die Badener Ultramontanen wären jetzt ganz still, aber von den Altkatholiken erwarte er gar Nichts, die Laien der Partei seyen ohne wahres Interesse und die Kleriker, die dahin neigten, fürchteten zu viel zu wagen. Uebrigens erwartete er, daß die Ausführung der Kirchengesetze zunächst viel Lärm und Getöse aufregen würden. Treitschke äußerte, die Badenser wechselten alle 3 Jahr die politische Strömung, jetzt komme die antipreußische. Der Großherzog sey nach jeder Anwesenheit des Kronprinzen immer noch mehr Frondeur und Jolly solchen Stimmungen gegenüber nicht stramm genug.

Das Oberbibliothekariat wird, denke ich in meinem dummen Verstand, schließlich doch wohl Lepsius[1]) behalten. Waitz will offenbar nicht von Göttingen weg, und man will ihn hier nicht. Der Aufsatz über die Monumenta[2]) ist ja nicht sehr geschickt. Man hätte auf Seite der Monumentisten sich überhaupt viel Aufregung sparen können. Schon im vorigen August sprach sich Mommsen hier über die Behandlung der Sache so aus, wie man es von jener Seite wünscht und verlangt. So weit ich jetzt sehe, wird nach dem Mißlingen mit Treitschke die betreffende historische Professur zunächst vacant bleiben. Die Haltung des Ministeriums, das erst zur Besetzung drängte und dann nach dem Vorschlag die Sache so heillos hinschleppte, wird daran eine Hauptschuld tragen.

Treitschkes Deutsche Geschichte ist offenbar noch in sehr weitem Felde; gerade den ersten Band erklärte er für den schwersten und hat ihn offenbar nur im Allgemeinen sich im Geist componirt. Er will jetzt mehr politica lesen und meint, dazu müsse er viel arbeiten. Wattenbach dachte, wäre T[reitschke] hergekommen, an eine neue Vertheilung der beiden Professuren: eine für neuere Geschichte und Mittelalter, die andere nur für alte, zur Unterstützung der Philologie. Ribbeck soll kein Glück machen, Köchly scheint nachgerade das enfant terrible der Facultät zu sein.[3]) Aber viel mag auch an den Gymnasien und Studenten liegen, und davon schien leider auch Jolly gar keine Ahnung zu haben.

Ich habe auch zwei Bonner Seminaristen hier, sehr tüchtig, leider muß der eine nach Soden. Die Frequenz der Universität fällt noch immer,

---

[1]) Richard Lepsius (1810—84), Ägyptologe, seit 1846 O. Berlin, übernahm 1873 das Oberbibliothekariat. Üb. ihn Ebers, R. L. Leipzig, 1885.

[2]) Gemeint ist wohl der Aufsatz v. Waitz „Über die Zukunft der Mon. Germ. hist.“ HZ. 30, 1 ff., 1873. Über die Neuorganisation der Mon. s. Waitz NA. I, 1 ff.

[3]) Otto Ribbeck (1827—98), klass. Philologe, seit 1872 O. in Heidelberg, war im Dezember 1872 mit dem klass. Philologen Hermann Köchly (1815—1876), der seit 1864 in Heidelberg war, in Streit geraten über den Seminarbetrieb, den Köchly in einem genauen Statut geregelt hatte. Das Kultusministerium entschied in vermittelndem Sinne. S. ADB 16, 410 ff. Köchly u. ebend. 53, 335 ff. Ribbeck; E. Böckel, Herm. Köchly (Heidelberg 1904), S. 357 ff.

wenn ichs auch noch nicht merke, und der überwiegende Bestand ältrer Leute ist doch sehr angenehm. Was Sie über Tieffenbachs Examen schrieben, hat mich etwas deprimirt. Ich denke aber, im Grunde ist er doch wol gebildet. Seitdem ich die hiesigen Examina in der Facultät mit angehört, bin ich geneigt, mehr unsere gesamte Methode als den einzelnen anzuklagen. Wirklich gut war nur eins von einem Doctoranden, über den sein Lehrer Mommsen grade mit Achselzucken sprach. Wie wir aber aus dieser Methode herauskommen, die für die Quellen so ersprieslich, aber für die Durstigen so unersprieslich?

Sophie ruft zum Thee. Mit den besten Grüßen an Ihre Frau

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 23. 6. 73.

Lieber Freund und College.

Es that mir doch leid, daß Sie mir auf meine Frage über Tieffenbachs Examen nicht antworteten. Finden Sie das nicht wunderbar, denn für mich hat dieser Fall außer dem persönlichen ein ganz allgemeines pädagogisches Interesse.

Fickers Reichskirchengut [1]) ist mir allerdings sehr interessant gewesen: die Uebereinstimmung zwischen uns in manchen Puncten ist mir eine große Befriedigung. In den letzten Wochen hat mich in den Vorlesungen die Periode der Zersetzung von 1220 an ganz occupirt, und ich bin dabei allerdings unverantwortlich ins Detail gegangen. Lorenz [2]) ist für die westlichen Verhältnisse wirklich ganz ungenügend, und die Leute haben überhaupt die klarsten Sachen ganz übersehen (mich inclusive). Da die Studenten, wie ich annehmen darf, mit Interesse folgen, so hat michs nicht gegrämt, daß ich erst bei 1256 stehe. Von jetzt ab solls rascher gehen.

Auf dem Sprechzimmer gab das große Rencontre zwischen Bismark [!] und Lasker viel zu reden.[3]) Gneist [4]) schob die Hauptschuld von Bismarks Verstimmung auf das unleidliche Grunzen, das bei einigen Fortschrittsleuten wie Hertz aus Baiern und unserem großen Dickert [5]) zum Naturbedürfniß geworden und was Bismark immer in Wuth bringe. Seine Hoffnung, daß die Presse hier einmal disciplinarisch Einsprache thun werde, fanden Brunner[6]) und ich sehr wenig motivirt. Brunner ist ein prächtiger Mensch, der namentlich gegen Hinschius glänzend durch wahrhaft politisches Gefühl absticht.

[1]) J. Ficker, Über das Eigentum des Reiches am Reichskirchengut. Wien 1873 (Wiener SB 72, S. 55 ff., 381 ff.).

[2]) Ottokar Lorenz, Deutsche Geschichte i. 13. u. 14. Jh. 1863—67.

[3]) In der Reichstagssitzung vom 16. Juni 1873 bei der Beratung über das Windthorstsche Notpreßgesetz. (S. Stenogr. Berichte 1873, II, bes. S. 1176 ff.)

[4]) Rudolf Gneist, gest. 1895.

[5]) Dickert, fortschrittlicher Reichstagsabgeordneter für Königsberg.

[6]) Heinrich Brunner, seit 1873 O. in Berlin.

Für die Monumentenfrage ist jetzt eine Academiecommission gebildet, in der Haupt, Droysen, Dunker und Curtius[1]) sind. Nach seiner Rückkehr wird hoffentlich Mommsen eintreten, der für die Sache entschieden doch das meiste Interesse und Verständniß hat. Uebrigens habe ich von Anfang an gesehen, daß in der Academie nur zweckmäßige und vernünftige Ansichten vorherrschen. Die Haltung des Waitzischen Aufsatzes kann ich daher nicht ganz motiviert finden, was ich ihm auch geschrieben habe.

Was sagen Sie denn zu Rankes Friedrich Wilhelm?[2]) Ich habe ein Grauen vor dem Buch und begreife, daß der Kaiser gar nicht damit zufrieden ist. Der alte Herr soll übrigens den Schwierigkeiten gegenüber, in die man jetzt dem Ultramontanismus gegenüber eintritt, so unverzagt sein wie bei Gravelotte.

Neulich begruben wir den alten Raumer[3]), durch Gneists Fahrlässigkeit war der Act so wenig bekannt, daß von der Universität außer Rector und Decan nur fünf Mitglieder zugegen waren.

Auch sonst war das Gefolge sehr gering, was der Verfasser der Hohenstaufen wahrlich nicht verdient hat. Dernburg[4]), einer von den fünf, war ganz entsetzt über diese Berliner Gleichgültigkeit. Der Verstorbene hat die letzten Wochen doch noch schwer gelitten. Ich habe ihn nur einmal in Kiel gesprochen, hier traf ichs mit meiner Visite unglücklich. Bei Ranke war ich lange nicht, aufrichtig gesagt, des neusten Buches wegen.

Unser guter Goltz hat, wie ich nachträglich von verschiedenen Seiten höre, hier bei seinem letzten Auftreten[5]) kein Glück gehabt. Wagner, mit dem ich auch darüber sprach, meinte, seine religiöse Richtung sey überhaupt für eine solche Stellung zu prononcirt. Und was hat der gute Mensch sich Mühe gegeben, diese Interessen nicht vorzudrängen! Mir schmecken solche Thatsachen doch immer nach einer negativen Christenverfolgung. Und dazu bin ich der Meinung, daß alle wirtschaftlichen und administrativen Maßregeln Nichts helfen, wenn man die Religion nur als secundären Factor behandelt. Gott bessers. Wir haben Pfingsten und nachher unendlich viel Besuch gehabt und jetzt noch zwei Nichten im Hause, mit denen die Kinder Anfang Juli in die Ferien reisen werden.

---

[1]) Moritz Haupt, † 1874, seit 1853 O. in Berlin. Ernst Curtius (1814—1896), seit 1868 O. für klass. Archäologie in Berlin.

[2]) Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedr. Wilhelms IV. mit Bunsen, 1873.

[3]) Friedr. v. Raumer, gest. 14. Juni 1873, seit 1859 emeritiert.

[4]) Heinrich Dernburg, PD. 1851 Heidelberg; EO. 1854, O. 1855 Zürich; 1862 Halle, 1873 nach Berlin berufen als Prof. d. röm. u. preuß. Rechts.

[5]) Es handelt sich wohl um einen Vortrag von Goltz über die ländliche Arbeiterfrage. In jener Zeit fand er wenig Verständnis für seine Auffassung derselben, während sie sich später eine große Anhängerschaft eroberte.

Ich mache noch gar keine Pläne; schön ists, daß Sie hier einsprechen wollen, ich freue mich sehr darauf.

Es wird jetzt rechtschaffen heiß, und die Vortheile unserer luftigen und kühlen Wohnung treten um so mehr zu Tage.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus und auch an Schrader

Treulichst Ihr Nitzsch.

Schönsten Dank für Ihre Kreuzbandsendung.

Berlin 8. 7. 73.

Verehrter Freund.

Gestern Abend habe ich das Riedelsche Manuscript[1]) eingesehen: es ist eine Preußische Staatsbeschreibung oder Statistik im weiteren Sinn, wol gemeint, deutlich geschrieben, aber die historischen Partien sehr mager, die politischen nicht gerade tief und die statistischen jedenfalls veraltet. Kommen Sie Mitte August her, so werden Sie [es], auch wenn ichs jetzt nicht kaufe, wol immer noch für sich disponibel finden.

Ich habe aber eine Gegenbitte: Könnten Sie wol bis zum Beginn der Ferien in Königsberg ein gutes, vollständiges und deutliches Heft von meiner Vorlesung über Römische Geschichte ersten Theils in der letzten Redaction (Sommer 1870) auftreiben, so möchte ich bitten, dasselbe während der Ferien entweder Neumann oder einem Studenten, dem es darauf ankäme, zum Copiren zu übergeben.

Es muß aber ganz ohne Abkürzungen abgeschrieben werden.

Ich glaube, daß Mojean[2]) Ihnen dabei rathen könnte. Sie thäten mir mit dieser Besorgung einen sehr großen Gefallen.

Darf ich Sie bitten, Lohmeyer zu sagen, daß ich bis Mitte August jedenfalls hier sein werde. Sonst habe ich noch gar nicht disponirt.

Mit dem herzlichsten Gruß, auch an Ihre liebe Frau und Freund Schrader, wenn Sie ihn sehen, auch Hirschs

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 7. 8. 73.

Lieber College.

Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen gegen unsere frühere Abrede melde, daß ich schon übermorgen den 9ten früh von hier nach Rügen abreise. Die Absicht zu einem solchen Ausflug stand schon länger fest, jetzt offerirt mir Brunner, mit ihm und Erdmannsdörfer[3])

---

[1]) Adolf Friedr. Riedel (1809—72), der „Historiograph der Brandenburg. Geschichte". Vermutlich handelt es sich hier um die Vorarbeiten zur Fortsetzung der Geschichte des preuß. Königshauses, von der nur der 1. u. 2. Tl. 1861 erschienen war. S. ADB 28, 514ff.

[2]) Mojean, Schüler von Nitzsch. S. oben S. 309, Anm. 1.

[3]) Bernhard Erdmannsdörffer (1834—1901), PD. Berlin, cr. 1870 EO., 1870 Dez. O. Greifswald, 73 Breslau, 74 Nachfolger Treitschkes in Heidelberg. Biogr. Jb. VI, 176.

die Tour zusammen zu machen, und da kann ich nicht widerstehen. Dazu kommt, daß mir Lohmeyer sagte, Sie seyen überhaupt der Cholera wegen über Ihren Reiseplan unschlüssig geworden, und daß ich, sollten Sie doch reisen, dann um so fester hoffe, Sie auf der Rückreise zu sehen. Sie würden um den 12ten herum Ranke, der bis zum 15ten fortbleibt, gewiß nicht, ebensowenig Dunker und wahrscheinlich auch Droysen nicht treffen.

Sie sehen, ich suche Alles hervor, um mich weiß zu brennen.

Um den 13ten October soll hier, behufs der Monumenta, eine Besprechung einer Reihe mittelbar und unmittelbar betheiligter stattfinden[1]). Waitz hat die Sache mit den hiesigen Mitgliedern der Academiecommission eingeleitet, und ich hoffe das Beste davon.

Ich soll zu einer nachträglichen Facultätsitzung, die der Decan als dringend annoncirt hat. Entschuldigen Sie daher die Eile dieser Zeilen. Jedenfalls also: Auf Wiedersehen im September oder October, je nachdem Ihr Plan zur Ausführung kommt.

Ihr Nitzsch.

Berlin W. 6. 9. 73.
Lützower Ufer 17.

Lieber Freund und College.

Diese Woche soll doch nicht zu Ende gehen, ohne daß ich Ihnen auf Ihren Brief antworte.

. Zunächst Ihre Hauptfrage: Mir scheint es ganz selbstverständlich, daß jetzt zunächst Lohmeyer als Vertreter der historischen Hilfswissenschaften betrachtet wird und als solcher fungirt, auf die Hände kommt dabei, namentlich bei seiner staunenswerthen Beweglichkeit, weniger an[2]) als auf die Augen und auf die Lust zur Sache, in der er jedenfalls mit Hopf den Vergleich aushält.[3]) Dazu kommt, daß man 1) einen andern remplacant, der schon gelesen hat, kaum finden könnte, auch mit Kopmann und Arndt[4]) müßte mans probiren; und wozu das? 2) aber ist darüber überall wol nur eine Stimme, daß jede Professur eines Oberbibliothekars, will er ordentlich für die Bibliothek arbeiten, nothwendig zur Sinecure wird, und ich sehe nicht ein, wozu in Königsberg immer die Geschichte unter dieser Fiction leiden soll. Wenn man nun einmal das Professoren-

[1]) Die Versammlung fand am 13.—15. Oktober d. J. statt. Teilnehmer waren Haupt, Droysen, Duncker, Nitzsch, Geh. Justizrat Bluhme, Dümmler, Justizrat Euler, Grotefend, Sickel, Stumpf, Waitz, Wattenbach. NA. I, 6.

[2]) Lohmeyer war ohne Arme geboren.

[3]) Hopf, der zugleich Oberbibliothekar war, war am 23. August 1873 gestorben. Es handelt sich hier um seinen Nachfolger.

[4]) Karl Koppmann, † 1905 als Rostocker Stadtarchivar. Damals in Hamburg. Wilh. Arndt, damals Mitarbeiter an den Monumenten, habilitierte sich erst 1875.

gehalt für die Stelle, wie sie ist, braucht, so kann ja auch einmal eine andere Facultät oder Disciplin dazu herhalten.

Sowie vorsteht, habe ich mich auch Olshausen gegenüber geäußert, der mit mir wol ganz einverstanden war. Er wollte, glaube ich, dieser Tage einmal mit dem Minister sprechen.

Sie wissen, daß ich 8 Tage mit Brunner auf Stubbenkammer war: er hat mir viel aus seinem trotz seiner Jugend so viel bewegten Leben erzählt. So ein Oestreicher[1]) und Katholik muß sich doch sehr seinen richtigen Weg suchen, und es ist wirklich erquicklich, wie er so früh nach seiner Weise das Richtige getroffen hat.

Dann habe ich noch 1 1/2 Wochen bei meinem Schwager in Eldena die dießjährigen Erntenöthe mitgemacht. Erdmannsdörfer reiste derweilen mit Brunner nach Dänemark. Ich habe ihn aber vorher kennen gelernt. Er gefiel mir sehr wol und scheint sich auch in Greifswald recht in die Höhe gearbeitet zu haben; die Studenten sind sehr zufrieden mit ihm.

Am 2ten des Monats sah ich am Vormittag die Garde, vom 1sten Regiment zu Fuß bis zum Train, von der Festfeier zurückkehren, Nachmittags das Schauturnen des Wilhelmsgymnasium. Mich amüsirte beides sehr. Dergleichen giebts doch nicht außer Preußen.

Wir haben noch immer den Plan, in Karls Herbstferien etwas in den Harz zu gehn. Jedenfalls würde ich davon Mitte Oktober schon längst zurück sein.

Daß am 13ten Oktober die historischen und academischen Monumentenfreunde zusammen [kommen] sollen, schrieb ich Ihnen ja wol: von Auswärtigen sind Waitz, Giesebrecht, Sickel, Stumpf, Ficker, Dümmler eingeladen, Wattenbach rechne ich zu uns.[2])

Allmälig rückt man hier wieder ein, letzter Tage kam Droysen. Die Cholera, die ja nie schlimm war, soll erloschen sein: bei Ihnen ists ja recht schlimm, aber, ich finde, man gewöhnt sich in Königsberg an Alles, ja sogar an Ilse.[3])

Ich präparire mich fürs nächste Semester. Von Politik weiß ich gar Nichts: Der Besuch Victor Emanuels ist doch ein Ereigniß, das die dummen Legitimisten mit ihrer Fusion und Confusion glücklich fertig bekommen haben.[4]) U. s. w. mit Grazie in infinitum! Die katholische Bewegung beschränkt sich doch auffallend auf den Clerus, und Kleist-

[1]) Brunner, geboren zu Wels in Oberösterreich, hat zuerst an den Universitäten Wien, Lemberg und Prag gelehrt.

[2]) S. o. S. 335, Anm. 1. Ficker hatte die Einladung abgelehnt. Giesebrecht ist bei Waitz NA I, 6 nicht erwähnt.

[3]) Leopold Ilse, 1868 staatswirtschaftlicher Professor in K., vorher in Marburg.

[4]) Der Besuch Viktor Emanuels in Wien und Berlin im September 1873 war veranlaßt durch die Besorgnis vor der klerikalen Richtung Frankreichs und den Bemühungen der Legitimisten für die Thronbesteigung des Grafen Chambord.

Retzows[1]) wiederholte Niederlagen sind für die Sache auch nicht vielverheißend. Im Wahlkreis Greifswald-Grimmen wird die Verstocktheit der äußersten Rechten wahrscheinlich ebenfalls zu einem liberalen Wahlresultat führen.

Die lutherisch-evangelische Conferenz[2]) hier war ja ein entschiedener Rückzug, aber freilich sehr ungeschickt: Grau[3]), mit dem ich ja so viel Sympathie habe, hat mich vor dieser Fronte ordentlich gedauert. Aber freilich, wie mans treibt, so gehts.

Es freut mich sehr, daß Sie mit Ihrer Publication[4]) so weit sind: wenn Sie aber nun weiter einem wirklich treuen Freund ein Wort des Rathes gestatten wollen, so seyen Sie, lieber Freund, möglichst zurückhaltend und vorsichtig in Ihren collegialischen Verhältnissen. Ich habe mit herzlicher Theilnahme und wahrhaftem Erstaunen gesehen, was unser deutscher academischer Klatsch aus Dorpater und Königsberger Malicen über Sie zusammengebraut hat. Um das Detail mochte ich mich nicht kümmern, mir wars an der Thatsache schon übergenug.

Sie nehmen diese Worte, wie ich nach unsrer jetzt schon alten Freundschaft hoffen darf. Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Treulichst Ihr Nitzsch.

Auch Schrader und Goltz bitte bestens zu grüßen.

Berlin W 9. 9. 73.
Lützower Ufer. 17.

Lieber Freund und College.

Schönsten Dank für Ihren und Ihrer lieben Frau freundliche Briefe. Wir haben die Schilderung Ihres Hauses und der Jungen mit herzlichem Interesse gelesen: Möge Ihnen Gott an den kleinen Menschen immer mehr Freude geben.

Wenn Sie mich denn über die dortige Vacanz um weitere Mittheilungen bitten, meinetwegen! Aufrichtig gesagt kümmere ich mich nicht gern um Dinge, die mich wirklich amtlich Nichts mehr angehn.

Lohmeyer schon jetzt zum ordinarius zu machen, wäre, glaube ich, ein für ihn selbst sehr gefährliches Experiment.[5]) Daß Sie jeden Schein vermeiden wollen, als wollten Sie sich die Concurrenz vom Leibe halten, begreife ich. Wollen Sie also jemand für Mittelalter vorschlagen, so würde ich doch in Verlegenheit in Betreff eines solchen Candidaten sein.

[1]) Vgl. H. v. Petersdorff, Kleist-Retzow S. 423ff.

[2]) Konferenz orthodoxer lutherischer Mitglieder der preußischen Landeskirche in Berlin (sogen. Augustkonferenz) 27.—28. August 1873. Sie nahm gegenüber den Maigesetzen dieselbe Stellung ein, wie der ultramontane Katholizismus, wagte aber doch nicht, der Staatsgewalt denselben Widerstand zu leisten.

[3]) Rudolf Friedr. Grau, seit 1866 O. f. Neues Testament in Königsberg († 1893), Vertreter der orthodox lutherischen Richtung.

[4]) Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation?

[5]) Lohmeyer ist stets EO. geblieben.

Olshausen urgirt die Verbindung der betreffenden Stelle mit der Bibliothekarstelle. Hält man auch Seitens der Facultät daran fest, so kann weder von Lindner noch Steindorff noch Koppmann[1] die Rede sein. Ich weiß eben keinen, etwa Grünhagen in Breslau. Ist der nicht Archivar?[2] Aber liest er Mittelalter?

Nimmt man keine Rücksicht auf die Bibliothekstelle, so könnte man ja Lindner vorschlagen, Steindorff soll nur für Hilfswissenschaften zu brauchen sein[3], und so lieb mir Koppmann ist, so habe ich, ich weiß nicht weßhalb, gegen ihn als Docenten ein so unüberwindliches Mißtrauen, daß ich den guten Menschen keinen Falls in diese Carriere mit hineinschieben möchte. Waitz selbst gestand, als er hier war, es fehle an Docenten für Mittelalter. In Greifswald hat man jetzt Kluckhohn, Ullmann und Varrentrapp[4] neben einander vorgeschlagen. Das Ministerium wird wol zunächst auf Ullmann greifen. Die Geographie bei dieser Gelegenheit ins Auge zu fassen, scheint mir sehr am Ort. Dann aber, geht man nicht zum Schein nur vor, müßte man, meine ich, eine solche Professur einfach an die Stelle der vacanten setzen und das wäre unbedingt das Vernünftigste.

Da wird Ihnen aber wieder die Verbindung mit der Bibliothek im Wege sein. Oder giebt es vielleicht unter den bekannten Geographen, deren Personalien mir ganz unbekannt, einen auch für die Bibliothek sich qualificirenden?

Ich für mich würde für eine außerordentliche Professur dieses Fachs unbedenklich Matzat[5] in Spremberg vorschlagen. Es wäre ein Jammer,

---

[1]) Theodor Lindner, seit 1868 Privatdozent in Breslau, EO. 1874, O. 76 Münster, 88 Halle. Ernst Steindorff (1839—1895), PD. 1866 Göttingen, EO. 1873 26. Juni, O. 83 daselbst. Vgl. ADB 54, 464 ff. Über Koppmann s. S. 335, Anm. 4.

[2]) Colmar Grünhagen, PD. 1855 Breslau, 1862 Leiter d. Breslauer Staatsarchivs, EO. 1866 daselbst, seit 1876 kgl. Archivrat, hat besonders über die Geschichte Schlesiens gearbeitet.

[3]) Als O. entnahm er seine Vorlesungen ausschließlich dem Gebiet der hist. Hilfswissenschaften.

[4]) August Kluckhohn (1832—1893), PD. 1858 Heidelberg, 1860 München, EO. 1865 Univ., O. 1869 techn. Hochsch. i. München, 1877 Direktor ders., 1883 O. Göttingen, Nachfolger Paulis. Heinrich Ulmann, 1870 bis 74 Prof. in Dorpat, seitdem in Greifswald. Konrad Varrentrapp, seit 1868 PD. i. Bonn, EO. 1873 daselbst, O. 1874 Marburg, 1890 Straßburg, seit 1901 wieder in Marburg.

[5]) Heinrich Matzat, 1870 Probekandidat am Kneiphöfschen Gymnasium in Königsberg, 1871 wiss. Hilfslehrer in Berlin, 1872 1. ord. Lehrer an d. Realschule in Spremberg, 1875 am Gymnasium i. Sorau, 1876 Direktor d. Landwirtsch. Schule Weilburg a. d. Lahn, 1892 Leiter des dortigen pädagog. Seminars. Bekannt sind seine Studien über römische Chronologie: Röm. Chronol. 1. Bd. 1883 (Nitzsch u. Überweg gewidmet), 2. Bd. 1884. Röm. Zeitrechnung, 1889.

wenn er in der Schulcarriere stecken bliebe. Ueber ihn würde ja wissenschaftlich Jordan ein Urtheil haben, wenn ich auch sein persönliches Urtheil nicht gelten lassen möchte.

Sollen Ihre Vorschläge also wirklich auf Ersatz rechnen, so, meine ich, müßten Sie immer die Verbindung mit der Bibliothekstelle im Auge behalten und 1.) Lohmeyer als Vertreter der Hilfswissenschaften acceptieren, 2) für die mit dem Oberbibliothekariat verbundene Professur entweder einen Historiker (Kluckhohn? Grünhagen?) oder einen Geographen (X) vorschlagen, 3) für den Fall, daß man von dieser Verbindung absähe, als Historiker etwa Lindner, als Geographen Matzat.

Soweit ich die Dinge übersehe, wird das Ministerium nur nach einem Professor suchen, der ein guter Oberbibliothekar sein kann und den nehmen, wo es ihn für das Geld findet. Mir scheint das kein Unglück: geräth dadurch die Stelle in eine andere Facultät, so hat man in Königsberg für die Historie statt dieser Zwitterstelle die neugeschaffne Lohmeyersche, und mehr als drei historische Stellen kann man doch kaum beanspruchen, namentlich wenn wirklich daneben eine geographische ins Auge gefaßt wird . . . .

Die französischen Dinge scheinen mir immer mehr, wenn das möglich, dem Chaos zuzustürzen: Chambord ist gewiß ein Ehrenmann, aber Don Quixote war auch einer, und er ist der Don Quixote des Lilienbanners. In Spanien sind ihrer ja mehrere, und einem jetzigen Cervantes könnte dabei doch wol der Humor sogar ausgehn. Diese graunhaften Geschichten müssen uns für den festen Boden unter unseren Füßen doppelt dankbar machen.

Mit bestem Gruß Ihr Nitzsch.

Die Siegessäule gefällt allgemein: es ist ein imposantes Stück Arbeit, und hat unser alter Herr wirklich seine Hände viel dabei gehabt, so hat er in seiner Einfalt auch hier den geistreichen Bruder mit allen seinen Genialitäten überflügelt.

Berlin 6. 12. 73.

Lieber College.

Wenn Sie über die Lage der Verhandlungen in Heidelberg[1]) genauer orientirt zu sein wünschen, so darf ich Ihnen wol aus einem Brief Treitschkes vom 23. vorigen Monats einige Mittheilungen machen, sollten dieselben auch bei ihrer Ankunft bei Ihnen schon veraltet und für Sie vielleicht nicht mehr neu sein. Er schrieb mir, daß Pauli, wie man höre, nicht annehmen werde, daß man Baumgarten als Schwager des Ministers in Heidelberg nicht wolle, daß allerdings Onckens Freunde für diesen agitirten, daß aber die einzigen wirklich in Betracht kommenden Candi-

[1]) Es handelte sich um die Neubesetzung der Professur Treitschkes.

daten Sie, Noorden und Erdmannsdörfer wären[1]). Das ist Alles, was ich weiß.

Nach Kiel ist jetzt Volquardsen[2]) berufen, den man dort als Dritten vorgeschlagen; Hirschfeld und Peter[3]) haben abgelehnt. Er war mit Nissen[4]) und Steindorff ein sehr eifriges Mitglied meiner Uebungen[5]) und verkehrt von Potsdam her ziemlich lebhaft mit mir. Er ist ein selten liebenswürdiger, tüchtiger und begabter Mensch, der sich in den letzten Jahren sehr energisch auf Preußische Geschichte geworfen. Ich denke, er ist noch jung und elastisch genug, um in die neue Carriere mit Erfolg einzutreten.

Mit Mommsen habe ich über seinen Weggang[6]) wiederholentlich gesprochen; er sagt, er sey hier in eine unerträglich schiefe Stellung hineingerathen. Krieg sey nie und zu Nichts gut, er wolle in Frieden schaffen. Item, es ist Nichts zu machen.

Man spricht viel von der bedenklichen Gesundheit des alten Kaisers, ich entnehme nur daraus, daß er letzter Zeit endlich wirklich gealtert ist, was Karl dem Großen und Otto I. ja schließlich auch nicht erspart war.

Duncker hielt uns neulich einen sehr hübschen Vortrag über die Resultate der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschriften. Er schreibt an der neuen Ausgabe seines ersten Bands[7]) und correspondirt mit dem Jenaer Schrader[8]) viel über diese Dinge. Die Sache liegt ja so, daß die ganze Griechische Ueberlieferung über Asiatische Geschichte, auch sogar Berosus sich in eitel Dunst auflöst und nur die alttestamentliche Ueberlieferung bis Abraham hinauf sich als zuverlässig beweist, die

---

[1]) Reinhold Pauli (1823—82), 1857 Prof. i. Rostock, 1859 Tübingen, 1867 Marburg, seit 1870 in Göttingen. Hermann Baumgarten (1825—1893), 1861 Prof. d. Gesch. u. Literat. a. d. techn. Hochschule i. Karlsruhe, seit 1872 O. in Straßburg, war Schwager Jollys. S. ADB 55, 437 ff. Wilh. Oncken (1838—1905), PD. 1862 Heidelberg, O. 1870 Gießen. S. Biogr. Jb. X, 253 ff. Über Karl v. Noorden s. S. 329, Anm. 1. Bernhard Erdmannsdörffer, damals in Breslau, wurde 1874 Nachfolger Treitschkes in Heidelberg.

[2]) Christian Volquardsen war bis dahin Lehrer am Gymnasium zu Potsdam.

[3]) Über Hirschfeld s. o. S. 324, Anm. 4. Peter wohl Herrmann Peter, s. 66 Gymnasiallehrer, seit 1871 Prof. in Frankfurt, 1874 Rektor a. d. Fürstenschule i. Meißen.

[4]) Heinrich Nissen, PD. 1867 Bonn, 1869 Prof. d. alten Gesch. in Marburg, 1877 Göttingen, 1878 Straßburg, 1884 Bonn.

[5]) Wohl in Kiel, wo Steindorff das Sommersemester 1858 u. das Wintersemester 1861/62 studierte.

[6]) Mommsen wollte damals nach Leipzig gehen.

[7]) Der Geschichte des Altertums.

[8]) Eberhard Schrader, Orientalist, 1863 Prof. i. Zürich, 1870 Gießen, 1873 Jena, 1875 Prof. f. oriental. Sprachen in Berlin.

chronologischen Differenzen betragen höchstens 20—40 Jahre.[1]) Schrader will noch eins und das andere aus Herodot und Diodor halten, Duncker zweifelt, daß viel dabei heraus kommen werde. Ich saß neben ihm und Lepsius, und letzterer war sehr eifrig für Berosus, aber warum soll man für die Dynastie der Diadochenzeit nicht eben soviel gelehrt geschwindelt haben wie für die des 17ten und 18ten Jahrhunderts? . . .

Ihr Gastfreund Thiel[2]) war neulich bei uns, es ist ein mittheilsamer Herr und von einem sehr vielseitigen Interesse, mit dem sich gut verkehrt. Er war zusammen mit Wagner und Frau unser Gast. Sie ist eine auffallend stattliche Erscheinung, die uns auch sonst gefällt . . .

Unser alter Ranke kränkelt dieser Zeit viel. Doch hat er nicht, wie es hieß, zu Bett gelegen . . .

Und nun leben Sie wol, lieber Freund, und schreiben Sie bald mal wieder.

Treulichst Ihr Nitzsch.

Haben Sie Mojean in Stralsund vorgeschlagen? Grimm[3]) hat mir ihre Grüße bestellt.

Berlin 21. 12. 73.

Lieber College.

Diese Zeilen sollen Ihnen nur urkundlich beweisen, daß ich am heutigen Tage[4]) Ihrer treulich gedacht habe und mit den besten Wünschen für Sie und Ihr ganzes Haus bei Ihnen gewesen.

Zum alten Ranke werde ich heute nicht gehen, da er zu Mittag die Familie bei sich hat und immer noch leidend ist. Ich komme wol morgen zu ihm.

Ihr Buch[5]) holte ich mir endlich vorgestern und habe seitdem schon viel daraus gelernt. Ich freue mich auf die weitere Lectüre für die Ferien, die ja nun da sind. Im Ganzen bin ich mit den Vorlesungen so weit gekommen, wie ich dachte. Wenn auch unsere Frequenz wieder um ein paar Hundert abgenommen, von 1900 auf 1700, so finde ich doch die Composition der Auditorien in ihren verschiedenen Elementen außerordentlich anregend: Die Ausländer ältere und zum Theil wissenschaftlich fertige Leute, dazu der ältere deutsche Student, der schon mit einer festen Studienrichtung herkommt, und der Brandenburger Fuchs, der doch vor vielen anderen dieser Species seine entschiedenen Vorzüge hat.

[1]) Für die Ansicht Dunckers über die Dynastien des Berosus vgl. s. Gesch. d. Altert. I[5], 1877, S. VI, Einl.

[2]) Hugo Thiel, 1865 Dozent a. d. landwirtsch. Akad. Bonn-Poppelsdorf, 1869 Prof. in Darmstadt, 1872 München (techn. Hsch.), 1873 Generalsekretär d preuß. Landesökonomiekollegs, 1879 vortrag. Rat, 1897 Ministerialdir. im preuß. landwirtsch. Ministerium.

[3]) Herman Grimm, Sohn Wilh. Gr., seit 1873 O. f. Kunstgesch. in Berlin.

[4]) Maurenbrechers Geburtstag fiel, wie der Rankes, auf den 21. Dezember.

[5]) Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit, 1874.

Mit meiner Frau lese ich jetzt einen Roman aus den Ostseeprovinzen, [illegible] es ist ein sehr ursprüngliches Buch eines mir sehr liebenswürdigen pseudonymen Verfassers.

Ich sprach Müllenhoff hier, dem ich Ihr Buch zeigte. Er meinte warum Sie sich nicht wegen der Publication Ihrer spanischen Schätze[1] an den litterarischen Verein in Stuttgart wendeten, der sogar ein kleines Honorar zu bewilligen pflegte?

[Das zweite Blatt des Briefes fehlt.]

Berlin W, 23. 2. 74.

Lieber Maurenbrecher.

Seyen Sie nicht böse. Ich konnte nicht eher. Auf dem Archiv und der Bibliothek können Sie bis Mittwoch vor Ostern ungestört arbeiten, auf letzterer auch noch die Tage bis Sonnabend. Duncker wünscht daß Sie ihm acht Tage vorher schreiben, wann Sie kommen und was Sie zu haben wünschen, damit es Ihnen zurecht gelegt werden könne. Ich freue mich sehr auf Jhre Herkunft.

Wir, d. h. Duncker und ich, haben bei dem Breslauer Schulze[2] für Sie gewirkt, auch Sybel soll Sie sehr dringend empfohlen haben. Oncken, der als Reichstagsbote hier ist,[3] soll sich auch sehr darum bewerben. Er arbeitet auch des Morgens immer im Archiv.

Die wundersame Affaire Mommsen[4]) ist ja nun, Gott sey Dank, glücklich beseitigt. In Leipzig soll man sehr böse sein. Hier ist man doch am Ende trotz alles Kopfschüttelns sehr froh. Der Studentencommers, zu dem der große Bologna mich und Wattenbach — auch ein Hauptstück von Tact — förmlich gepreßt hatte, war wirklich sehr hübsch. Der hiesige Studio präsentirte sich außerordentlich günstig. Ich war [nur] schon meiner Augen wegen nur eine Stunde da. Montag folgt noch ein ganz collegialisches Professorensouper, das Dernburg in seiner übermäßigen Hingebung veranstaltet hat.

Hoffentlich sind Sie wieder wolauf, ich habe, um mich des Ausdrucks meiner Frau zu bedienen, einige Tage „Beberstimmung" durchgemacht, aber Sottecks[5]) Chinarecept that seine Wirkung.

---

1) Maurenbrecher hatte vom Juli 1862 bis September 186[illegible]; im spanischen Staatsarchiv in Simancas Material gesammelt, besonders für die Geschichte der Reformation und Gegenreformation.

2) Hermann v. Schulze-Gävernitz (1824—1888), 1857—78 O. f. Staatsrecht in Breslau; sein Sohn ist Gerhart v. Sch.-G. in Freiburg i. Br.

3) Wilhelm Oncken vertrat 1874—76 im Reichstag den Wahlkreis Gießen.

4) Die Wahl Mommsens zum ständigen Sekretär der philol.-hist. Klasse der Berliner Akademie an Stelle Haupts bewog ihn, in Berlin zu bleiben. Vgl. L. Hartmann Mommsen, Biogr. Jb. IX. 503. S. auch oben S. 340.

5) [illegible] ein viel gesuchter Arzt in Königsberg, mit Schrader, Nitzsch und Maurenbrecher befreundet.

In der Politik siehts ja wunderlich aus. Die Ultramontanen sollen den Kaiser haben wissen lassen, jetzt werde er bei der Militärdebatte sehen, wo seine treuen Unterthanen säßen (Duncker). Der Anfang der Commissionsberathungen[1]) heute vor 8 Tagen war sehr inopportun. Gneist kam ganz unglücklich aus ihnen in die Singacademie. Hoffentlich gehts jetzt besser.

Beseler[2]) scheint unter die Nationalliberalen wie der Hecht unter die Karpfen gerathen zu sein. Er hat mit „Herrn Rechtsanwalt Lasker", der auf den „Professor" stichelte, schon ein paar Mal ziemlich heftige Rencontres in der Fraction gehabt und unter andern darauf hingedeutet, daß Herr Lasker sich mit der Fraction zu identificiren scheine. Er ist übrigens absichtlich nicht in die Commission für das Militärgesetz getreten.

Schrieb ich Ihnen schon, daß ich [mich] mit meiner Zustimmung von den Conservativen für die Gemeindevertretung als Candidat aufstellen ließ, und daß dann die Liberalen mich auch beglückt.

Ranke ließ mich auf dem Commers durch seinen Amanuensis[3]) grüßen, „er wäre auch gekommen, wenn er sich nicht zu erkälten gefürchtet hätte"!!! Er ist mit Macht beim Basler Frieden. Von Hardenbergschen Memoires sollen die von 1806 die bedeutendsten oder die einzig bedeutenden sein[4]). Aber es ist ihm sonst viel Material hier und in Wien zugewachsen.

Ich gehe seit lange heute mal wieder zu dem Alten.

Die Vorschläge für Haupt[5]) sind festgestellt, Lehrs ist ja leider und Ritschel [!] und Sauppe[6]) glücklicher Weise zu alt.

Kirchhoff und Curtius[7]) werden sich wol etwas in der Exegese aus-

---

[1]) Über das Reichsmilitärgesetz, das nach der ersten Beratung im Reichstag am 16. Februar einer Commission überwiesen worden war, zu der auch Gneist gehörte.

[2]) Georg Beseler, der 1874—81 ein Reichstagsmandat inne hatte, gehörte der nationalliberalen Fraktion an, schied aber im Herbst 1874 aus der Partei aus.

[3]) Theodor Wiedemann (1833—1897), Mitarbeiter Rankes.

[4]) Ranke arbeitete damals an der Herausgabe der „Denkwürdigkeiten" des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg" (ersch. 1877), denen er als Darstellung der Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 beigab.

[5]) Moritz Haupt starb am 5 Februar 1874.

[6]) Karl Lehrs (1802—1878), klass. Philologe, PD. 1831 Königsberg, EO. 1835 daselbst, daneben Lehrer am Friedrichskollegium, O. 1845. S. Prutz S. 276. Friedr. Wilh. Ritschl (1806—1876), klass. Philologe, PD. 1829 Halle, EO. 1832 das., 1833 nach Breslau berufen, O. 1834, 1839 Bonn; 1865 schied er aus dem preuß. Staatsdienst aus; er wurde nach Leipzig berufen. ADB 28, 653 ff. Hermann Sauppe (1809—1893), PD. 1833 Zürich, EO. 1838, 1845 Gymnasialdirektor in Weimar, seit 1855 in Göttingen als Nachfolger Schneidewins. ADB 55, 146 ff.

[7]) Adolf Kirchhoff s. S. 328, Anm. 5. Ernst Curtius (1814—1896), seit 1868 O. f. klass. Archäologie in Berlin.

breiten. Friedländler[1]) spürte wol auch hier in diesen Revieren, er kam zu mir eben vor dem Vortrag in der Singacademie[2]) und saß fast eine Stunde, so daß ich mich knapp anziehen konnte. Duncker hatte mich neulich gepreßt für den armen Brunner, für den ich gern eintrat. Es spricht sich sehr angenehm dort, der alte Moltke mir grad gegenüber, wars doch ein anständiges Publicum. Leider kam ich mit der Zeit in die Enge und mußte schändlich kürzen.

Brunner wird übrigens im Sommer jedenfalls lesen.

Hinschius hat des Reichstags wegen[3]) schon heute geschlossen: er ist wirklich mit allen Hunden gehetzt.

Vor dem 12ten oder 13ten werde ich doch wol nicht fertig werden, die letzte Arbeit kommt in 8 Tagen daran.

Ich bitte Schrader, Goltz, auch Güterbock — was macht die Carolina[4])? — bestens zu grüßen.

Auf Wiedersehen

Ihr Nitzsch.

Ihr Freund Thiel beherbergt gegenwärtig einen Reichstagsboten.

Berlin W, 2. 8. 74.

Lieber College

Mein Glückwunsch zu Ihrem vierten Jungen kommt etwas spät, aber Sie wissen, daß er bei uns, meiner Frau und mir, von Herzen kommt: mögen Sie und Ihr Viergespann immer frisch und froh durchs Leben fahren und mögen all die Freuden und Sorgen, unter denen eine solche junge, grüne Saat aufwächst, unter Gottes Segen zu reicher Frucht gedeihen.

Ich habe mit den meisten Collegen der Facultät gestern geschlossen, Juristen und Theologen lesen wie Droysen und Helmholtz[5]) noch die nächste Woche. Gestern Nachmittag haben wir dann Mommsen zum Rector, Zeller[6]) zum Decan gewählt.

Ich bin doch sehr froh und zufrieden, zum ersten Mal meinen viersemestrigen Cyclus hier geschlossen zu haben. Treitschke ist auch mit seinem ersten Semester sehr zufrieden; Wattenbach reist nach Schweden zu der Stockholmer Versammlung; Virchow und Bastian wollten durchaus

[1]) Über Ludwig Friedländer vgl. S. 324, Anm. 4.

[2]) Die populären Vorträge in der Singakademie wurden begründet 1841 durch Fr. v. Raumer zum Besten der Volksbibliotheken.

[3]) Paul Hinschius war 1872—78 und 1880—81 Reichstagsabgeordneter für Flensburg-Apenrade.

[4]) Güterbocks „Entstehungsgeschichte der Carolina" erschien erst 1876.

[5]) Hermann Helmholtz (1821—1894), seit 1871 Professor der Physik in Berlin.

[6]) Eduard Zeller (1814—1908), 1872—1894 Professor der Philosophie in Berlin, seit 1894 im Ruhestand.

Müllenhoff mit haben: der dankt aber.[1]) Wattenbach sagte mir, Erdmannsdörfer solle sich über seine Heidelberger Thätigkeit sehr zufrieden geäußert haben, aber sie sey eben eine ganz fachmäßig beschränkte, und mit der großen allgemeinen historischen Lehrthätigkeit sey es aus, und Kuno Fischer[2]) sey mit seinen colossalen Auditorien der Erbe Häußers und Treitschkes.

Sie können sich denken, daß des letzteren neuester Artikel[3]) hier viel von sich reden macht. Wagner ist natürlich der Meinung, daß alle diese Behauptungen wie in der Luft ständen; fast komisch war es, Gneist darüber diplomatisiren zu hören, obgleich er sich eigentlich auf Treitschkes Seite stellt, ja ein gewisses Verdienst der Autorschaft leise beanspruchte. Treitschke selbst hat das Gefühl, gegen die Manschesterleute nicht stark genug aufgetreten zu sein, an Schmoller hat er geschrieben. Jedenfalls hat er sichs viel Arbeit kosten lassen.

Die monumentalen Verhandlungen sind ja durch die Forderung der Wiener Academie wieder sehr auf die lange Bank gekommen. Die hiesige Gegenforderung, daß Director und Vicedirector hier ihren Sitz haben, hat, wie mir Mommsen gestern sagte, Waitz' volle Zustimmung. Um so unsicherer schien es ihm, und ich muß sagen, auch mir, was die Wiener dazu sagen werden. Ich denke aber doch, daß auf alle Fälle damit ein guter Ruck geschehen, um unseren schwerfälligen Göttinger Freund[4]) endlich hierher zu schieben, und dann ist für mich, was ich wünsche, in Ordnung. Die Monumentenfrage kann sich dann meinetwegen fortspinnen, wie sie mag.

Daß Gutschmidt[5]) so unzufrieden mit den Studenten, ist ja übel. Ich habe aber auch in meinen ersten Semestern recht unerquickliches Material gehabt. Das wechselt ja doch natürlich nach Jahrgängen . . . Hier tauchen doch immer ganz erfreuliche Leutchen auf. In diesem Semester haben vier aus meinen Uebungen promovirt, aber freilich einer in Bonn, zwei in Halle, einer in Jena. Promotion, Reise und Doctorschmaus kosten in Halle kaum soviel als hier die Promotionsgebühren.

Die Römische Geschichte habe ich recht con piacere gelesen und bin darin, meine ich, einen ordentlichen Ruck weiter gekommen. Arbeit

---

[1]) Wohl eine anthropologische Versammlung. Rudolf Virchow († 1902), seit 1856 O. in Berlin. Adolf Bastian † 1905 als Leiter des Berliner Museums für Völkerkunde und ord Honorarprofessor.

[2]) Kuno Fischer (1824—1907), seit 1872 Professor der Philosophie in Heidelberg.

[3]) In den Preuß. Jbb. 34 (20. Juli 1874): „Der Sozialismus und seine Gönner", eine Auseinandersetzung mit den Kathedersozialisten, insbesondere mit Schmoller. Auf dessen Erwiderung „Über einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft" schrieb Treitschke den Aufsatz „Die gerechte Verteilung der Güter" (10. April 1875) und gegen Brentanos Angriff am 30. Mai 1877 „Noch ein Wort zur Arbeiterfrage". S. ADB 55, 299ff. [4]) Georg Waitz. [5]) Über G. s. S. 323, Anm. 2.

hats freilich gekostet und ich wundere mich nur schließlich, daß ich das Alles mit meinen eigenen Augen habe beschaffen können. Jetzt weiß ich noch nicht, ob ich in den Ferien nur eine Sohnesreise nach Kiel zur Mutter mache oder mir vorher noch irgend eine Extravaganz gestatte. Duncker ist vielleicht schon in Königsberg gewesen oder in Sicht. Ich höre und sehe Nichts von ihm, da ich ihn auch seit Monaten nicht auf dem Spaziergang getroffen.

Von Droysens Quellenkunde zur neueren Geschichte [1]) sind die Studenten sehr erbaut. Er selbst hat sich, wie ich glaube, dabei wie ein Junger ins Geschirr gelegt. Er ist doch von einer unvergleichlichen Frische . . . .

Mit den besten Grüßen an Schrader und Hirsch und Goltz

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 31. 10. 74.

Lieber College.

Bei meinem Weggang von Königsberg übergab ich Ihnen mit dem Protokoll und Statut des Seminars auch eine Reihe von Abzügen des carmen de bello Saxonico etc., darunter auch die Abdrücke einiger Statuten des 11. und 12. Jahrhunderts, anfangend mit dem Wormser Hof recht (20 S. 8). Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir vielleicht 10 oder nur 6 Exemplare dieses Abdruckes für dieß Semester zustellen könnten.

Eine recht schleunige Antwort auf diese Anfrage würde mir sehr erwünscht sein, da ich am nächsten Sonnabend mit Rücksicht darauf meine Uebungen disponiren möchte.

Daß es Ihnen gut geht, habe ich wiederholentlich gehört. Bergmann [2]) wird Ihnen meine Grüße bestellt haben.

Den September habe ich in Schleswig-Holstein zugebracht und den 20., den glänzenden Kaisertag Kiels, mit vollem Behagen mitgefeiert. Es war ein Festtag, wie selbst wir gesegnetes Geschlecht ihn selten erleben: Alles in realistischster Wirklichkeit zu sehen und zu greifen, was man gehofft, geträumt, ja kaum gehofft und geträumt hatte: Deutsche Flotte: sechs Prachtschiffe in voller Schlachtlinie, Friedrich der Große auf dem Helling bei Ellerbek, Deutscher Kaiser auf dem guten alten Kieler Schloß, der Kieler Philister so in Stimmung, daß die Kieler Zeitung [3]) von der „Liebe und Verehrung für unsern theuern Kaiser und König" sprach. Dazu ein Sonnenglanz über all dem Treiben auf Wasser und Land, wie er nicht schöner bestellt werden konnte. Sie sehen, ich komme wieder in die Schwärmerei hinein, war ja doch auch unser guter, alter Herr selbst so vortrefflicher Stimmung, daß er auf dem Diner, wie sicher

[1]) Ein Kolleg J. G. Droysens.

[2]) Der Philosoph Julius Bergmann, 1872—75 in Königsberg, dann in Marburg.

[3]) Organ der Fortschrittspartei.

behauptet wird, sich den Wein so schmecken ließ daß es mit dem Toast sehr gehapert haben soll.

Die socialistische Bewegung im Lande ist, wie mir ein genauer Kenner des östlichen Holstein sagte, vollständig abgestanden. Die Leute haben die Beiträge für die große Sache vollständig satt. Ebenso hat auch in Pommern die Auswanderung und der Arbeitsmangel ganz aufgehört, wie ich später dort erfuhr. Der Ostseeloyd in Stettin sieht sich genötigt, seine neugebauten Auswandrerschiffe für andere Zwecke einzurichten. Sagen Sie das doch unserem guten Goltz. Was meint er denn zu Treitschkes Artikel und ihrem, wie M. Duncker sagt, „Brustton"[1]? Wegner war natürlich sehr verstimmt darüber. Uebrigens wird Treitschke mit Insulten unter Kreuzband überschüttet. Er ist sehr munter und mit seinem neuen Anfang sehr zufrieden. Ich sehe ihn jetzt bisweilen Freitags in einer Weinstube, wo sich unter Julian Schmidts Aegide allwöchentlich eine sehr behagliche und angeregte Gesellschaft zusammenfindet: von der Universität Brunner, Dernburg, Hermann Grimm und wir beide, auch Constantin Rößler etc.[2]).

Ueber Arnim[3]) weiß ich von dem Physicus Skreczka, der ja die Untersuchung hatte, daß allerdings seit seiner Haft der Zuckergehalt seines Urins rapide zugenommen hat. Duncker sagt mir, der Unterschied zwischen Privat- und amtlichen Briefen existire bei der Correspondenz eines Gesandten mit seinem Minister für die Preußischen Archive nicht. Aus jedem Nachlaß werden alle Stücke einer solchen Correspondenz fürs Archiv beansprucht.

Uebrigens hat unser alter Freund [Duncker] wirklich ja großen Kummer, seitdem sich in dem neuen Archivgebäude der Schwamm gezeigt. Es muß Alles nachgesehn werden und soll eine furchtbare Confusion sein.

Daß die Wiener Academie die letzten Vorschläge der hiesigen in der Monumentensache einfach acceptirt hat, wissen Sie wohl. So fallen die Anschläge der Herren der Münchener Commission, Giesebrecht und Wattenbach an der Spitze unzweifelhaft ins Wasser, und Waitz macht wieder, wie ich höre, eine große Schwenkung gegen Berlin hin. Die Sache hat in dieser Tonart zu lange gedauert, sodaß sie nicht einmal mehr komisch ist. Durch eine einfache und bestimmte Erklärung für Berlin hätte Waitz sie schon längst entscheiden können. Ich sagte ihm das noch zuletzt, da ich ihn im September in Kiel sprach, aber er meinte,

---

[1]) Anspielung auf eine Wendung Treitschkes in seinem Aufsatz: „Fichte und die nationale Idee", 1862: „Jener Brustton tiefster Überzeugung." (Treitschke, Ausgew. Schriften I, 251.) Über den gen. Artikel T.'s. s. o. S. 345.

[2]) Über Julian Schmidt s. ADB 31, 751 ff., über Konstantin Rößler ebend. 53, 514 ff.

[3]) Harry Arnim war nach seiner Verhaftung infolge seines Gesundheitszustandes in die Charité übergeführt worden.

er könne sich „von den andern“ nicht trennen. Wo bleibt bei dieser Sorte von Kameraderie der „sanctus amor patriae“? Nun wirds ja wol endlich zum Abschluß kommen. Mit besten Grüßen an Ihre liebe Frau, Goltz und Schrader

Ihr Nitzsch.

Berlin 21. 12. 74.

Lieber College.

Leider bin ich gestern nicht dazu gekommen, meinen Geburtstagsbrief an Sie zu expediren, Sie müssen also schon mit diesem Nachzügler vorlieb nehmen. Wissen Sie doch, daß ich es mit meinen Wünschen, wie und wann sie expedirt werden mögen, von Herzen meine.

Hier wird heute, eigentlich auf Veranlassung des alten Director Ranke[1]), eine feierliche Gratulationscour bei unserem Altmeister stattfinden, bei der die hiesigen Schüler ihre Glückwünsche zum 80sten (ich zähle freilich 79sten) Geburtstag und zum 50jährigen Schriftstellerjubileum bringen. Ich bin recht lange nicht dort gewesen. Bei der Gelegenheit habe ich auch Toeche[2]) endlich kennen gelernt.

Die Waitzische und Monumentensache ist, hoffe ich, nun in glattem Gang. Vielleicht wird die finanzielle Frage noch einer Auseinandersetzung bedürfen, Delbrück[3]) soll aber sehr willig sein. Den Vten Band der Verfassungsgeschichte werden Sie ja auch schon angesehen haben. Ich habe mir nur meine Rosinen herausgelesen oder, wenn Sie wollen, die bitteren Mandeln und es dann einem Zuhörer gegeben, der sehr in diesen Dingen drinsteckt. Es kommt mir vor, als sey die moles noch indigestior. Jedenfalls ist eins sehr merkwürdig. Die Untersuchungen Fickers, Boretius'[4]), Brunners und anderer haben doch in den letzten Jahrzehnten gezeigt, wie viel feste allgemeine Thatsachen aus solchem Material zu gewinnen sind. Dreizehn Jahre lang hat der Verfasser in dieser Unmasse von Urkunden herumgearbeitet, ohne daß ihm, wie es scheint, die Lust oder die Veranlassung gekommen, ähnliche Gesichtspuncte und Resultate zu gewinnen. Wenigstens muthet mich dieser erste Band so an, daß ich auch von den folgenden nichts anderes erwarte. Und da ist es mir doch recht lebendig geworden, daß Waitz eigentlich ja von seinen ersten Arbeiten an sich auch absolut nicht verändert hat: Der Ekkehard,

---

[1]) Ferdinand Ranke, ein jüngerer Bruder Leopolds, seit 1842 Direktor des Kgl. Friedr.-Wilh.-Gymnas. in Berlin.

[2]) Theodor Toeche-Mittler, jetzt Kgl. Hofbuchhändler in Berlin, Verfasser der Jahrbücher Kaiser Heinrichs VI., 1876.

[3]) Rudolf v. Delbrück (1817—1903), 1868—76 preuß. Staatsminister ohne Port., wirkt hier mit in seiner Eigenschaft als Präsident des Reichskanzleramts (seit 1871). Über ihn vgl. seine „Lebenserinnerungen“, 1905.

[4]) Alfred Boretius (1836—1900), 1871 ord. Honorarprof. in Berlin, 1874 in Halle. Gemeint sind wohl Untersuchungen wie „Die Capitularien im Langobardenreiche“, 1864, u. „Beiträge zur Capitularienkritik“, 1874, u. a. m.

Heinrich I.[1]) und Verfassungsgeschichte I sind genau so vortrefflich wie alles folgende, und diese Imperturbabilität der Methode hat ihn offenbar zu dem sicheren Zucht- und Schulmeister gemacht, als der er noch jetzt dasteht.

Um so dankbarer wird man ihm für die Vollständigkeit seines Apparats und seiner Excerpte sein müssen. Und vielleicht bringen die folgenden Bände doch eine andere Fassung.

Sehr betrübt hat mich die Nachricht, daß Fickers Reichsfürstenstand II[2]) nun doch wieder auf die lange Bank gerathen ist. Die Notiz, daß er sehr bald erscheinen und die Staufische Verfassung bringen werde, war für mich ein wahres Euangelion gewesen. Es ist trostlos, daß diese Innsbrucker, Ficker und Stumpf[3]), so cavaliermäßig mit ihren Fonds haushalten, während die Philister in München und Göttingen ihre hausbackene Waare Jahr für Jahr absetzen.

Mommsens und Waitzs Definitionen des historischen Studiums[4]) werden Sie ja auch mit Interesse gelesen haben; ich weiß jetzt sicher, daß des ersteren Hiebe vor allen Droysen und dessen „historischem Klüngel" galten. Wenn beide versichern, daß man auf der Universität nicht Geschichte lernen solle, so ist es ja freilich sicher, daß sie beide weder da noch anderswo wirklich historisch zu fühlen gelernt haben, und „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen" etc. Das unter uns!

Unsere jungen Historiker sind wol wieder über die neuen historischen Professuren in Gießen und Münster in einiger Aufregung. Möchte dabei doch endlich Scheffer eine Stelle finden, der wirklich über seine Coätanen mehr als eines Hauptes Länge hervorragt.

Von Politik will ich Ihnen nur eine hübsche Selbstcharakteristik Bismarks geben, die er neulich Beseler zum Besten gegeben. Es sey ihm und seinen Depeschen, hat er gesagt, mit den Franzosen gegangen wie einem Sportsmann, der direct aus dem Stall voll Stallgeruch und Stallschmutz auf die Rennbahn komme. Es dauere lang, bis man merke, daß seine Wäsche ganz rein und er also ein gentleman sey.

---

[1]) Wohl die Ausgabe der Chronik Eckeharts von Aura SS VI, 1844 (oder seine Dissert.: de chronici Ursperg. prima parte 1836?); Jbb. d. deutsch. Reichs unter K. Heinrich I., 1863, Umarbeitg. einer Preisschrift.

[2]) Fickers 2. Bd. ist noch ungedruckt.

[3]) Karl Friedrich Stumpf-Brentano (1829—1882), seit 1861 O. in Innsbruck für Gesch. u. histor. Hilfswissensch., 1873 Vertreter der Wiener Akad. in der Zentraldirekt. d. Mon. Germ. Sein Hauptwerk „Die Reichskanzler" unvollendet, letztes Heft v. Ficker hrsg.

[4]) Vgl. Mommsens Rektoratsrede 15. Oktbr. 1874 (jetzt in M. „Reden u. Aufsätze" 1905, 3ff. bes. S. 11ff.) und Waitz, Die historischen Übungen zu Göttingen, Glückwunschschreiben an L. v. Ranke, 1867.

Ueber das Urtheil im Prozeß Arnim[1]) werden Sie wol auch mit der Nationalzeitung übereinstimmen. Sehr sonderbar ist der Mythus, der sich bei dem hiesigen Philister gebildet hat, die fehlenden Actenstücke seyen in den Händen der Kaiserin . . .

Grüßen Sie unseren theuern Freund [Schrader] recht von Herzen.

Treulichst Ihr Nitzsch.

Kiel 20. 3. 75.

Lieber College.

Schon längst wollte ich Ihnen einmal wieder schreiben. Jetzt geschieht es von hier, wohin ich zur Beerdigung meiner Mutter gereist bin. Die letzten Monate ihres Daseins waren ein beständiges Unterliegen unter der Last des Lebens, so daß wir nur dankbar sein müssen, daß dieser trost- und hoffnungslose Kampf endlich ein so unerwartet sanftes Ende gefunden.

Gestern vor acht Tagen schloß ich und ging gleich an die Arbeit für einen städtegeschichtlichen Vortrag[2]), zu dem man mich für die Pfingstversammlung des hanseatischen Geschichtsvereins geworben hat, und den ich, gerade nicht gern, doch auf mich nehmen mußte. Den Separatabdruck der „nordalbingischen Studien“[3]) habe ich Ihnen und Schrader nicht geschickt, da sie ja beide so eifrige Leser der Preußischen Jahrbücher sind. Ich erwarte natürlich, daß dieß opusculum in den betreffenden Kreisen wieder mancherlei Aergerniß erregen wird, aber darnach kann ich mich doch wirklich nicht richten. Ihnen muß ich übrigens doch mittheilen, daß mein Verleger auf Veranlassung jener Artikel mich wieder an die Herausgabe meiner Aufsätze gemahnt hat. Ich habe nicht entschieden abgelehnt, aber ihn auf die Sommerferien vertröstet. Im Allgemeinen fühle ich mich ja jetzt mit meinen Ansichten über die deutsche Geschichte nicht mehr so vereinsamt wie früher und hätte viel Lust, sie einmal in einem gewissen Umfang und Zusammenhang vorzutragen.

Der wenn auch nur sporadische wissenschaftliche Verkehr mit der Mommsenschen Schule hat mir in den letzten Monaten doch auch mehr und mehr die Ansicht lebendig gemacht, als stände man meinen Römischen Ausführungen gegenüber mehr auf der Defensive als auf der Offen-

[1]) Am 19. Dezember 1874 war Harry Arnim vor dem Berliner Stadtgericht nicht wegen Urkundenunterschlagung und Amtsvergehens, sondern wegen Vergehens gegen die öffentl. Ordnung zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

[2]) S. Hans. Geschbl. 1875, IX ff., bes. XIX: Vortrag v. Nitzsch „Über die Entstehung des Soester Stadtrechts u. seine Übertragung nach Lübeck“ (gedruckt erst 1880 Hans. Geschbl. IV, S. 9 ff. aus dem Nachlaß v. N.)

[3]) Nitzsch, Nordalbing. Stud., Preuß. Jbb. 35, 1875, S. 62 ff., 113 ff., 221 ff., jetzt in N. „Deutsche Studien“, 1879.

sive, und die Hoffnung auf eine theilweise Verständigung ist lebhafter geworden. In der Vorlesung über deutsche Geschichte kam ich von den Kimbern bis 1152. In den Uebungen hats mehr Arbeiten über alte Geschichte gegeben, einige recht interessante Aufgaben, wenn auch die Lösungen mancherlei zu wünschen übrig ließen.

Die Archivfrage ist ja noch immer unerledigt! jetzt empfiehlt Sybel dringend Schäfer[1]), und ich halte es nicht für unmöglich, daß man betreffenden Orts darauf eingeht. Mich wundert nur, daß er ihn nicht lieber in Bonn halten will. Duncker, dem ich Sie auch nannte, meinte, es würde sich doch nicht machen lassen. Sybel hat sich in Folge eines schweren Falls längere Zeit der Theilnahme an den Debatten enthalten müssen. Jetzt schwimmt er ja wieder in seinem vollen Fahrwasser. Ich vermisse in den aufgeregten Debatten die nicht negativ, sondern positiv protestantischen Kräfte, aber wirklich lebendige Geister dieser Art fehlen ja wol vollständig im Landtag.

Von ihren tollen Königsberger Geschichten hörte ich durch Goltz. Bei uns hat die Affaire Wagner-Dühring[2]) viel von sich reden machen. Daß Wagner, obwohl collegialisch von verschiednen Seiten gewarnt, unüberlegt vorgegangen, ist zweifellos, aber begreiflich war seine Aufregung, und wie tragisch ergreifend auch die Lage seines Gegners ist, schließlich ist es doch nicht schön, wenn ein solches Unglück einen wissenschaftlich reich begabten Menschen zum reinen Gassenjungen macht. Ueber die schließliche Entscheidung des Ministeriums fehlt mir übrigens bis jetzt jede sichere Nachricht, über den Bericht der Facultät ist das strengste Amtsgeheimniß wirklich gehalten worden. Dabei war es doch für gegenwärtige Verhältnisse sehr bezeichnend, daß das Wolffsche Telegraphenbureau am Morgen nach der entscheidenden Facultätsitzung einen Subalternen auf das Sprechzimmer schickte, um Zeller als Decan zu fragen, was die Facultät beschlossen habe, oder an welche Zeitung die betreffende Nachricht geschickt würde.

Waitz' fünfter Band mit seiner wahrhaft profusen Materialanhäufung bezeichnet doch keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Die Commission für die weitere Behandlung der Monumentenangelegenheit ist jetzt von den Academien gewählt, von Wien Sickel und Stumpf, München Giese-

---

[1]) Arnold Schaefer (1819—1883), seit 1863 O. in Bonn, lehnte die Berufung an die Spitze der preuß. Staatsarchive 1875 ab.

[2]) Eugen Dühring, 1863—1877 Privatdozent d. Philosophie u. Nationalökonomie in Berlin, schon vor seiner Habilitation erblindet, hatte in der 2. Aufl. seiner „Gesch. d. Nationalökonomie u. d. Sozialismus" über die Kathedersozialisten, darunter bes. über Adolf Wagner, sehr absprechend geurteilt. Wagner ließ in die Berliner Börsenzeitung v. 8. Dez. 1874 einen in sehr scharfem Tone gehaltenen Artikel gegen D. einrücken, auf den D. ebend. 15. Dez. ebenso erwiderte. Daraufhin erhielt Dühring von der Fakultät einen Verweis, Wagner vom Minister eine Rüge. Vgl. darüber Dühring, Sache, Leben u. Feinde, 1882, S. 151ff.

brecht und Hegel, Berlin Waitz und Mommsen. Waitz wird wol jedenfalls erst im Herbst übersiedeln, die Commission soll Anfang April in Berlin eine Sitzung haben. Ficker hat sich ja leider ganz ablehnend gestellt. Ob er den „Fürstenstand" bald weiter führen wird, darüber lauten die Nachrichten ganz widersprechend. Scheffer-Boichhorst, dem übrigens jetzt auch Hegel die Unechtheit des Dino zugegeben, ist in Gießen für die extraordinäre Professur primo loco vorgeschlagen, und Oncken wenigstens hofft ihn schon im nächsten Semester dort zu sehn [1].

Die wirklich etwas knabenhafte Anzeige Dr. Delbrücks von Giesebrechts Bd. 4 [2]) hat in Berlin, glaube ich, nirgends Beifall gefunden.

Treitschke scheint jetzt sehr eifrig an seiner deutschen Geschichte zu arbeiten, als Docent hat er immer weiter die erfreulichsten Erfolge. Das Buch ist, ich meine bis 1866, auf vier Bände berechnet. . . .

Busolts Buch ist wirklich ein gut Stück Arbeit geworden. Mommsen interessirt sich in liebenswürdigster Weise für ihn, und ich denke, das muß schließlich doch helfen. Er sagte mir in seiner bekannten Weise, Busolts Bewerbung um die archäologischen Stipendien stände schon das im Wege, daß er wirklich Griechisch verstände [3]). Ein sehr fixer und angenehmer Philolog ist der Dr. von Willamowitz [4]), der sich neuerdings hier habilitirt hat.

Die Lindnersche deutsche Geschichte [5]) ist ja wol recht fleißig, aber ich fürchte, viel heraus kommt nicht dabei, und für den ersten Band hat Weizsäcker [6]) doch gründlich vorgearbeitet. Sehr gefallen hat mir die Bernheimsche Abhandlung über Lothar [7]), wenn ich auch das Schlußresultat nicht für richtig halte. Bei uns zu Hause gehts gut. Hoffentlich höre ich bald auch von Ihnen nur Gutes. Ich hoffe Mitte nächster Woche wieder in Berlin zu sein. Mit besten Grüßen an das Kränzchen und Ihre liebe Frau

Treulichst Ihr Nitzsch.

---

[1]) Karl Hegel (1813—1901), EO. 1841 Rostock, O. 1849, s. 1856 in Erlangen. Scheffer-Boichhorst, der 1875 nach Gießen berufen wurde, hatte in seinen Florent. Stud. 45 ff. Dino Compagni als Fälschung nachgewiesen. Gegen ihn C. Hegel, Die Chronik d. D. C., 1875. Darauf Scheffer-Boichhorst HZ. 38, 186 ff. Vgl. Lorenz GQ. II, 284.

[2]) Preuß. Jbb. 34, 710 ff., 1874.

[3]) Wohl G. Busolt „Der 2. Athen. Bund", 1875.
Er bereiste 1875 mit Unterstützung des Kultusministeriums Italien u. Deutschland.

[4]) U. v. Wilamowitz-Möllendorf, jetzt Prof. i. Berlin.

[5]) Theodor Lindner, Gesch. d. deutsch. Reiches unter König Wenzel. 2 Bde., 1875—80. (Auch u. d. T.: Gesch. d. d. Reiches v. Ende d. 14. Jh. bis z. Reform. Abt. 1.)

[6]) In den Reichstagsakten unter König Wenzel 1. Bd. 1867, 2. 1874.

[7]) Ernst Bernheim, Lothar III. u. d. Wormser Konkordat. Straßburg 1874.

Berlin 16. 6. 75.

Lieber College.

So eben erfuhr ich aus ganz sichrer Quelle, daß Sybel die Stelle als Archivdirector angenommen hat[1]) und hier schon ein Logis sucht. Diese für Sie gewiß interessante Notiz veranlaßt mich, endlich an Sie zu schreiben, und, aufrichtig gesagt, freue ich mich jetzt, Ihnen nicht früher geschrieben zu haben, da ich nach einem Gespräch, was ich vor Pfingsten mit Göppert[2]) hatte, Sie nur in unnöthige Erwartung kommender Dinge gesetzt hätte. Damals nach Schäfers Ablehnung des betreffenden Directorats[3]), und nachdem ich zum zweiten Mal meine vollständige Unfähigkeit zu der Stelle erklärt, standen Sie und Baumgart[en][4]) in Straßburg zunächst auf der Liste. Nun ist es so gekommen: wie es scheint, will Sybel durchaus ganz in die Politik hinein, auch heißt es, er habe sich am Rhein durch seine letzte Thätigkeit auf beiden Seiten unmöglich gemacht[5]).

Waitz war neulich hier mit seiner Frau, um zu miethen. Sie sehen, die Historiker lagern sich hier massenhaft ab. Uebrigens haben wir allerdings 100 Studenten weniger als vorigen Winter, aber 100 mehr als vorigen Sommer: die philosophische Facultät ist im beständigen Steigen, Medicin und Theologie freilich schwinden immer mehr zusammen.

Waitz hielt auch die erste Sitzung des hiesigen Localcomités für die Monumenta ab: Nächstens wird endlich Richthofens lex Saxonum ausgegeben, der Druck von Weilands Sachsenchronik soll beginnen, nicht in Folio, sondern ein Mittelding zwischen 4 und groß 8[6]). Es sieht ganz gut aus, meinetwegen könnte es gern noch etwas kleiner sein. Mommsen hat seine scriptores antiquissimi schon alle vertheilt. Waitz verhandelt über die leges. Jedenfalls wird doch wol Boretius die Capitularien übernehmen[7]).

Die Verhandlungen über die Provinzialordnung ist [!] ja nun glücklich zu Ende: Eulenburg hat gemeint, die Sache noch wieder in einer folgenden Sitzung durcharbeiten zu müssen, hielt er nicht aus[8]). Nach der letzten

---

[1]) Sybel wurde im Juni 1875 zur Leitung der preuß. Staatsarchive u. d. Berl. Geh. Staatsarch. nach Berlin berufen.

[2]) Heinrich Göppert (1838—1882), Jurist, PD. 1863 Breslau, EO. 1865, O. 1868, 1873 von Falk als Hilfsarbeiter ins Kultusministerium berufen. ADB 49, 454 f.

[3]) S. S. 351, Anm. 1.

[4]) Hermann Baumgarten, seit 1872 O. in Straßburg.

[5]) Vielleicht Anspielung auf die Gründung des „Deutschen Vereins", durch den er am Rhein die Ultramontanen zu bekämpfen suchte.

[6]) K. v. Richthofen, Lex Saxon. MG. LL. V, 1875. L. Weiland, Sächs. Weltchronik, MG. DChr. II, kam 1877 heraus.

[7]) Boretius' Edition d. Capitularien MG. LL. II.

[8]) Die Provinzialordnung 1875 beseitigte die ständische Gliederung der Provinziallandtage. Friedr. Albr. v. Eulenburg, am 8. Dez. 1862 als Minister des Innern ins sogen. Konfliktsministerium berufen, 1878 im Ruhstand, † 1881. ADB 55, 743 f.

Rede Forkenbecks[1]) war dieser bei ihm zum Diner und erhielt die Versicherung, bei der Ausführung werde man seine Gedanken vor allen beachten. Die Conservativen sind ja und, wie ich glaube, mit Recht schließlich guter Zuversicht bei der Sache. Die erste Redaction durch das Abgeordnetenhaus war freilich ein Muster liberaler Prinzipienreiterei, und Gneist in seiner Feigheit wagte nicht die Dinge beim rechten Namen zu nennen.

Ich war zu Pfingsten in Hamburg auf dem Hansischen Geschichtsverein. Es waren nette Leute da, namentlich der Braunschweiger Archivar Hänselmann[2]) ist ein kleiner feiner Mensch. Der Cölner Ennen[3]) sieht wie ein wolgenährter Caplan aus, es war ihm doch etwas beklommen bei dem Gedanken, daß man nächstes Jahr in Cöln tagen wollte. Ihren frühern Collegen Schirren[4]) lernte ich auch kennen: Er war außerordentlich liebenswürdig, aber ich möchte ihm freilich nicht gern ins Gehege kommen. Mein Vortrag fand bei Frensdorf doch nicht die Opposition, die mir gleichsam angekündigt war[5]). Bei den Festmalen mußte man freilich einige starke Dosen Hanseatischen Enthusiasmus schlucken.

Seitdem sitze ich hier ruhig wieder in meinen Vorlesungen. Treitschke sehe ich seltner, weil es mir in der Weinkneipe am Freitag Abend zu heiß ist. Nach einem Gespräch mit seiner Frau schließe ich übrigens, daß die Preußische [Deutsche] Geschichte noch nicht so weit, wie ich dachte.

Ficker arbeitet jetzt an einer diplomatischen Untersuchung über Datum und Recognition[6]), also leider nicht am 2 ten Band Fürstenstand, auf den ich solange hoffe. Von Waitz Band VI sah ich schon Ostern in Kiel wol 15 Bogen: Königthum und Lehnswesen.

Droysen sagte mir, er habe wieder einen Band[7]) fertig, er sol[l]te aber noch ein Jahr liegen! Ich denke jetzt wirklich sehr ernsthaft für die Ferien an die Aufsätze, namentlich auch nach dem Hamburger Vortrag,

[1]) Max v. Forckenbeck (1821—1892), einer der parlamentar. Führer des preuß.-deutschen Liberalismus, 1874 z. Präsidenten des Reichstags gewählt. Damals Oberbürgermeister von Breslau. Seine Rede im Herrenhaus (12. Juni 1875) s. Stenogr. Berichte üb. d. Verhdl. d. Landtags, Herrenhaus 1875, I, S. 638. Vgl. ADB. 48, 630 ff.

[2]) Ludwig Hänselmann, † 1904 als Braunschweig. Stadtarchivar (seit 1865), hat sich besonders um die Erforschung der Braunschweig. Gesch. verdient gemacht.

[3]) Leonhard Ennen (1820—1880), kathol. Geistlicher, Kaplan, seit 1875 städt. Archivar in Köln.

[4]) Karl Schirren, PD. 1856 Dorpat, O. 1858 daselbst, 1869 abgesetzt, seit 1874 in Kiel.

[5]) Ferdinand Frensdorff, seit 1873 O. d. deutsch. Rechts in Göttingen. Zu dem Vortrag von Nitzsch vgl. S. 350, Anm. 2.

[6]) Ficker, Beiträge zur Urkundenlehre. 2 Bde. 1877/8.

[7]) Seiner Geschichte d. preuß. Politik.

der da hinein oder in die Hansischen Geschichtsblätter soll. Für die Bedeutung der Gottesfrieden für die späteren Entwicklungen wurde mir da von verschiedenen Seiten neues Material zugeführt[1]. . . .

Martitz[2]) meldete mir in großer Freude seine Berufung nach Tübingen. Daß ich seinen Collegen Holst[3]), einen sehr lebendigen frischen Menschen, Ostern hier kennen lernte, schrieb ich Ihnen wol schon? oder nicht? Unsere Correspondenz ist wirklich etwas saumselig geworden. Aber, nicht wahr? Wir wollen uns bessern. Meine Frau und ich grüßen Sie beide bestens.

Grüßen Sie das Kränzchen treulichst

von Ihrem Nitzsch.

Berlin W, 10. 8. 75.

Lieber College.

Wahrscheinlich sitzen Sie ja ebenso wie ich zu Hause, um ein ordentlich Stück Arbeit vor sich zu bringen, aber ich denke, es wird Ihnen damit glatter als mir gehen. Die letzten Semesterwochen, in denen ich meine Vorlesung bis zu 1556 durchführte, haben mich mehr, als ich erwartete, strapazirt, und ich fühle, daß ich es muß langsam angehen lassen, wenn ich nicht die Erfahrung machen will, die in den Jahren unseres Zusammenlebens vor nun 20 Jahren mein Freund Steffensen[4]) in Basel regelmäßig in den Ferien machte. Er überarbeitete sich in den ersten acht Tagen. Ich lasse es also wirklich sacht angehen. Dazu kommt aber, daß ich jetzt vor lauter schönen Aufgaben wirklich nicht weiß, wo anfangen. Unter den alten Abhandlungen, die ich gern wieder vornähme, bedürfen manche und namentlich zwei einer gründlichen Erweiterung: ich schwanke, wo ich zuerst Hand anlege, und die eine über Soest und das Soester Recht[5]) nimmt bei näherer Erwägung leider immer größere Dimensionen an. Vorläufig habe ich zwei alte Königsberger Doctordissertationen von Bienko und Simon[6]) mit viel Vergnügen und Belehrung durchgelesen und bin dadurch an die damaligen Zeiten erinnert worden. Was macht doch Güterbock, und warum kommt er mit seiner Carolina gar nicht vorwärts? Es ist wirklich Jammer schade:

[1]) In der Akademie las Nitzsch im Jahre 1879 über dieses Thema: „Die Gottesfrieden Kaiser Heinrichs IV." (Ber. d. Berl. Ak. 1879, 21. Juli). S. auch N., „Heinrich IV. u. d. Gottes- u. Landfrieden" (Forsch. 21, 269 aus seinem Nachlaß).

[2]) Ferdinand v. Martitz, jetzt Prof. d. Staatsrechts in Berlin.

[3]) Eduard v. Holst † 1904, Historiker, 1872 Prof. d. Gesch. in Straßburg, 1874—92 in Freiburg, hier mit Martitz zusammen.

[4]) Der Philosoph Steffensen. [5]) S. S. 350, Anm. 2.

[6]) Paul Bienko, De proscriptione secundum fontes iuris Saxonici medii aevi commentatio. Diss. Königsberg 1867. Robert J Simon, Iuris Saxonici medii aevi de foro competenti praecepta. Diss. Königsberg 1867.

Auch bei der Reformationsgeschichte fielen mir diese seine Studien wieder ein. Natürlich habe ich für dieselbe aus Ihren „Studien und Skizzen" möglichst viel Honig in meine Zellen getragen. Aber an große Pläne bei Moritz von Sachsen glauben Sie doch eigentlich auch nicht.[1])

Jetzt ist hier natürlich Alles ausgeflogen. Max Duncker ist wieder da, aber ich habe ihn ewig nicht gesehen. Droysen kann noch nicht fortfinden, wenn er am Ende nicht auch schon fort ist. Wagner ist mit Frau und Tochter nach Neapel. Er schwärmt für Italien und kann, wie viele andere, an mir auch nicht begreifen, daß ich, wenn ich auch das Geld dazu hätte, lieber in Deutschland bliebe. Sogar Mommsen ist auf 14 Tage nach Heringsdorf und Rügen gegangen, oder vielmehr seine Frau hat ihn dahin geführt. Seine Rede vom 3. des Monats[2]) werden Sie schon gelesen haben. Alles, was sich unmittelbar auf die Feier, d. h. die Einweihung unsrer Gedenktafeln, bezog, war sehr schön, einfach und warm und mit außergewöhnlicher Energie der Stimme vorgetragen. Der kleine militärhistorische Excurs kam schon schlechter weg, die Auffassung des Lehnswesens ist ganz sonderbar; endlich aber der Lateinisch abgefaßte Bericht über die Preisaufgaben wurde so hergejagt, daß sogar die glücklichen Bewerber ihre Namen nicht verstanden hatten.

Das nächste Semester wird ja nun mit Sybels und Waitzs Uebersiedelung manche neue Verhältnisse bringen. Was letzterer vorzunehmen gedenkt, weiß ich nicht. Ich wünschte sehr, daß das Uebungsmaterial sich noch mehr vertheilte. Ich hatte dießmal zwischen 30 und 40, von denen doch immer zwischen 20 und 30 präsent waren, aber ich denke doch, daß nach alter Erfahrung man mit 8 bis 10 weiter kommt, was den einzelnen angeht. Die Urkundenlectüre — wir lasen den ersten Band des Mittelrheinischen Urkundenbuchs — zog die Leute sichtlich an, aber um sie ganz hinein zu bringen, muß man doch noch viel mehr den einzelnen am Knopf fassen können. Ueber Sybel sind freilich nicht alle meiner Meinung, daß er für die Stelle wie gemacht ist. Er hat doch, wie ich sehe, durch die Art, wie er die Sache faßt, hier und dort verletzt. Allmälig scheint es mir, als hätte er gefühlt, daß er in Bonn abgearbeitet, politisch und academisch. Oder irre ich mich? Röpell[3]), das böse Maul, hat das gleich gemeint.

---

[1]) Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit, 1874: Kurfürst Moritz. Vgl. auch Maurenbrecher HZ. 20, 271: Zur Beurteilung des Kurfürst Moritz.

[2]) Rede zur Gedächtnisfeier der Universität für die in dem deutsch-französischen Krieg 1870 und 71 gefallenen Dozenten und Studenten am 3. August 1875. Zuerst gedruckt als Univ.-Schrift, jetzt in M., Reden und Aufsätze, S. 17ff.

[3]) Über R. s. S. 330, Anm. 4.

Neulich war Grau [1]) hier und mußte mir viel von Königsberg erzählen. Die Zeitungsnachricht, daß Lübbert [2]) an Wilmans Stelle kommen sollte, ist doch wol eine Ente? Was sollte dieser ursanfte und schüchterne Mensch in der Königlichen Bibliothek?

Daß es bei Schraders noch immer nicht gut geht, hörte ich zu meinem tiefen Bedauern von Superintendent Kahle.

Wir haben, ich glaube, seit 16 Jahren zum ersten Mal wieder einen Theologen zum Rector gewählt: Dillmann, Gegencandidat war der Chirurg Bardeleben.[3]) Man meinte, die Mediciner seyen etwas verstimmt über den Ausfall, aber die Mehrheit faßte es nur als eine reine Billigkeitsfrage. Schrieb ich Ihnen schon, was mir unser alter Ranke neulich ankündigte? Er schreibt eine Darstellung des siebenjährigen Kriegs „auf etwa fünf Bogen", soweit ich verstanden, als Abschluß der Abhandlung über die Anfänge. Was ihn besonders dazu bewogen, sind die neuen von Arneth mitgetheilten Thatsachen.[4]) Hegels Versuch, den Dino Compagni zu halten[5]), interessirt ihn sehr. Er meint nur, eigentlich könne man doch Nichts Sicheres sagen, so lange das handschriftliche Material so ganz ungenügend. Seiner Meinung nach stehts eigentlich mit dem Mattheo de Giovenazzo[6]) ebenso. Am Ende heißts doch, sich zu entscheiden, obs ein feiner oder ein grober, ein geschickter oder ungeschickter Falsarius gewesen. Ist nach Hegel das letztere der Fall, so hat er allerdings einen codex gehabt, für den ersteren Fall, den Scheffer annimmt, brauchen wir den codex nicht, und gegen ihn beweisen auch die Belegstellen aus gleichzeitigen Quellen für einzelne Thatsachen Nichts. Um Ostern neigte sich übrigens Hegel, nach Scheffers Aeußerungen, viel mehr dessen Ansicht zu.

Ranke ist übrigens hier geblieben, er denkt nur im September nach München [zu gehen]. Ich habe ihm versprochen, Ihre Aufsätze über Schön[7]) zu bringen. Wie er mir sagte, hat er schon längst den Verwandten zugeredet, die Sachen selbst zu publiciren. Das hätte er nun wol bleiben lassen können.

---

[1]) Über Grau s. S. 337, Anm. 3.

[2]) Lübbert, klass. Philologe, damals in Kiel, später in Bonn.

[3]) Aug. Dillmann (1823—94), seit 1869 Prof. der Theol. in Berlin. Heinrich Adolf v. Bardeleben (1819—95), seit 1868 Leiter der chirurg. Klinik der Charité in Berlin.

[4]) Ranke, „Ansicht des siebenjähr. Krieges" in R., Zur Gesch. v. Österreich u. Preußen zwischen den Friedensschlüssen von Aachen u. Hubertusburg, Leipzig 1875. (Ww. 30.) Arneth, Gesch. Maria Theresias. 10 Bde. 1863—79. [5]) Über d. Dino-Streit vgl. S. 352, Anm. 1.

[6]) Matteo di Giovenazzo, Diurnali ed. MG. SS. XIX von Pabst, dann von Bernhardi als Fälschung nachgewiesen (3. Jahresber. des Luisenstädt. Gymnas., Berlin 1868).

[7]) Vgl. die Zusammenstellung in Maurenbrechers Artikel „Schön" ADB 32, 781.

Daß wir Scherer für neuere deutsche Literatur her haben wollen, werden Sie wissen.[1]) Ueb kurz oder lang wird sichs wol machen. Mir ists sehr lieb. Er hat eine Vorstellung von dem, was in deutscher Geschichte zu thun ist . . .

Schreiben Sie bald einmal Ihrem alten Freunde
Nitzsch.

Beste Grüße an Schrader, Goltz und Hirsch.

Berlin 7. 11. 75.

Lieber College.

Natürlich bin ich Ihnen für die Nachricht über das bevorstehende Neumann-Jubileum[2]) sehr dankbar und werde seiner Zeit das, was geschehen muß, mit besondrer Freude veranlassen.

Möge nur unser alter hochverehrter Freund den 16. März möglichst frisch und heiter erreichen!

Was macht denn Hirsch, von dem ich solange Nichts gehört?

Ueber die Verhältnisse hier kann ich Ihnen nicht viel melden. Sybel hatte vor etwa 8 Tagen die Güte, mit seiner Frau bei uns vorzufahren. Da meine Frau eben ihre Stube einräumte, konnten wir den Besuch nicht annehmen. Sonst habe ich Nichts von ihm gesehen, gehört wol, daß er immer im Staatsministerium arbeitet, weil es ihm im Archiv zu unbehaglich, und daß er die Akademiker bombardirt, ihn zu recipiren, weil er „lesen wolle". Einer meinte, es sey nur ein Vorwand, um in die Akademie zu kommen. Item: geredet wird viel über ihn, und mir wird der Mann dabei allmälig so wenig ansprechend, daß [ich] mich freue, ihm nicht zu begegnen.

Waitz hat sich hier ruhig eingeheimst; ob er jetzt als wirkliches Akademiemitglied bestätigt, weiß ich auch nicht, bis vor 14 Tagen wollte der Minister ihn nicht als solches bestätigen, weil er ja in Göttingen nur beurlaubt[3]). Er wird mit älteren Historikern als Vorschule für die Monumenta Uebungen halten und hat mich autorisirt, das den Leuten zu sagen. Eine Reihe Göttinger sind ihm hierhergefolgt, darunter einige, soweit ich sehe, sehr nette. Ranke hatte ihn gefragt, ob er die Vorlesungen nicht vermisse, er selbst meinte, vorläufig durchaus nicht[4]). Er

[1]) Scherer wies 1875 die Möglichkeit einer Übersiedelung nach Berlin ab.

[2]) Franz Neumann sollte am 16. März 1876 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feiern. S. darüber Luise Neumann, Franz Neumann S. 390 ff.

[3]) Die Bestätigung erfolgte offenbar erst, nachdem Waitz mit dem 1. Januar 1876 aus seiner Göttinger Stellung ausgeschieden war. Seine Antrittsrede in der Akademie hielt er am 6. Juli 1876.

[4]) Waitz soll in Berlin keine Vorlesungen gehalten haben, weil er, wie er sagte, nichts so sehr scheue, als ein alter Professor zu werden. Nur Übungen hielt er. ADB 40, 618.

will wo möglich bis nächstes Jahr etwas Tüchtiges für die Monumenta zu Wege bringen. Karl Pertz haben wir gestern seine letzte Forderung bewilligt und sind nun mit ihm aus einander.

Die dießjährige Immatriculation ist ungewöhnlich stark, die Beamten sagen, stärker, als sie seit 6—7 Jahren gewesen: hauptsächlich nur Juristen, Philologen (darunter Historiker) und Mathematiker, die Mediciner aber scheinen noch mehr als die Theologen zusammenzuschrumpfen. Dementsprechend scheinen auch die Frequenzen in den Vorlesungen sich zu gestalten: Ich genire michs zu sagen, wie viel sich zu den Uebungen gemeldet, gegen fünfzig; ich lese vita Heinrici IV. Hätte ich nicht meine sichere alte Garde, so würde ich freilich sehr verlegen vor dieser Masse stehen. In der Vorlesung, wo mein altes sehr bescheidnes Auditorium ganz voll, werden es höchstens etwas mehr sein.

Ueber Waitz V und VI urtheilt man hier wie Sie! Ranke sagte mir „das ist ja kein historisches, nur ein juristisches Buch", ich vermuthe, daß ers ihm selbst auch gesagt. Die Juristen lachen zum Theil darüber, Hinschius meinte, einem jungen Doctor würde man solche Schüttarbeit nicht hingehen lassen. Manche von den Zusammenstellungen sind aber doch sehr instructiv. So bezeichnete mir Brunner die Partie über die gratia und misericordia regis. Ich selbst habe mein Freiexemplar erst vor circa 8 Tagen erhalten und vorher das Exemplar eines Zuhörers nur kurz in Händen gehabt.

Das Decanat macht mir zunächst viel zu thun, die große Inscription und dazu Anderes: in der ersten Sitzung mußte ich fünf Commissionen wählen lassen. Morgen gehen die beiden Berichte wegen der Neubesetzung der Professur für Sprachvergleichung und der für neuere deutsche Philologie ab.

Dabei bin ich seit Wochen scheußlich erkältet. Viel Glück zu Ihrer rüstigen Arbeit. Wir vermißten aber jede Nachricht über Ihr Haus und deuteten dieß Schweigen auf Gutes.

Wir bitten uns Ihrer Frau bestens zu empfehlen.

Grüßen Sie Hirschs, Schrader, überhaupt das Kränzchen

von Ihrem Nitzsch.

Berlin 20. 12. 75.

Lieber Freund und College.

Es ist eine außerordentlich glückliche Fügung, daß ich jetzt, um 2 Uhr, noch ein freies Stündchen gewinne, um Ihnen meinen wolgemeinten Glückwunsch zu Ihrem Geburtstag noch rechtzeitig zugehen zu lassen. Er gilt Ihrem ganzen Hause, von Ihnen an bis zum jüngsten Sproß, und kommt auch von uns in corpore.

Schrader und Goltz sind ja nun wieder, re bene gesta, bei Ihnen. Ich bitte, ihnen noch, da sie sich nur schriftlich verabschiedeten, meine besten Grüße auszurichten. Daß die Verhandlungen der Synode so gut

verlaufen, ist ja ein sehr angenehmes und erquickliches Facit zum Schluß dieses Jahres[1]).

Das Buch von Lehmann über Knesebeck und Schön[2]) werden Sie wol auch schon genossen haben; ich bedauere, daß ichs aus habe: Das ist mir lange nicht bei einem Buche passirt. Und dann freilich bedauere ich noch eins, daß ichs nicht mit Ihnen und Schrader zusammen in Königsberg lesen kann. Welch' ein Hochgenuß wäre das! Ich bin nun gespannt, welche Vorkämpfer jetzt für den Alten auftreten werden. Denn fehlen wirds ja nicht daran und, soweit ich sehe, giebts ja auch einige Pünktchen, die wenigstens einen Scheinangriff ermöglichen. Aber im Großen und Ganzen, welche Fülle großer, richtiger und zum Theil neuer Thatsachen!

Am Freitag Abend traf ich Lehmann wieder in der Kneipe[3]): Er freute sich sehr zu hören, daß auch Droysen davon contentirt sey. Droysen meint übrigens, er könne beweisen, daß Knesebeck schon 15, also nicht aus Altersschwäche, gelogen habe. Die Generalstabofficiere finden das Buch, von dem sie natürlich sehr contentirt, etwas zu scharf. Mommsen fand es zu unruhig. Item, es ist schön, daß es da ist.

Wir können uns ja beide gratuliren, das erste Quartal Decanat hinter uns zu haben. Mir ists ein sehr angenehmer Gedanke: Freilich steht mir am Ende der Ferien die Ordnung der neuen Vorlesungen bevor, vor der mir graut, und am 22. habe ich um 1 Disputation, 5—6 Commission und 6 Senat; eine liebliche Geburtstagsfeier.

Daß wir schon im gedruckten Verzeichniß wieder auf 2143 immatriculirte Studenten gekommen, davon 911 Philosophen, werden Sie wol schon gehört haben. Die Juristen haben mit 807 vielleicht den höchsten Bestand, den sie bisher hier erreicht. Die Theologen sind um 40, die Mediciner um vier gewachsen, nemlich gegen das Sommersemester.

Scheffer gehts in Gießen[4]) sehr gut, er hat 20 Zuhörer. Neulich extrahirte Noorden einen Brief über Nissen von mir behufs der Vacanz in Tübingen, er scheint freilich Nichts geholfen zu haben, da Kugler nachher Gutschmidt erwähnte, als möglichen Nachfolger Noordens[5]).

---

[1]) Wilh. Schrader u. Goltz waren als Synodalen bei der Preuß. Generalsynode, eröffnet am 24. Nov. 1875. Sie nahm am 18. Dez. den Entwurf einer Synodalordnung in 2. Lesg. nach der Vorlage des Oberkirchenrats an u. wurde dann geschlossen. S. darüber Schrader a. a. O. S. 225 ff.

[2]) Max Lehmann, Knesebeck u. Schön. 1875.

[3]) Lehmann, 1868—75 Gymnasiallehrer in Berlin, weiter Lehrer an der Kriegsakademie und Archivar, war wohl Mitglied der Freitagsabende in der Weinstube.

[4]) Scheffer-Boichhorst war 1875 auf Empfehlung von Nitzsch u. Wattenbach als EO. nach Gießen berufen worden.

[5]) Noorden, damals in Tübingen, ging 1876 nach Bonn als Nachfolger Sybels. Über Nissen s. S. 340, Anm. 4. Bernhard Kugler (1837—1898), PD. 1861 Tübingen, EO. 1867, O. 1874 daselbst.

Die Facultät würde ja sowieso sehr gut fahren, aber es thut mir doch leid, daß die dummen Fragmenta Marburgensia[1]) soviel Staub aufgewirbelt haben, daß der treffliche Nissen offenbar für viele der reine Popanz geworden ist. Vahlen[2]) z. B. empfand entschieden ein tugendhaftes Grauen, wohin die historische Kritik ihre Jünger führe. . . .

Sybel habe ich ein einziges Mal auf der Straße gesehen. Lehmann sagt mir, er finde doch viel Hindernisse, namentlich durch den „Ressortpatriotismus". Als wir dort unsere Gegenvisite machten, trafen wir nur die Frau, die mir gleich einige Spitzen gegen meinen guten alten Onkel[3]) zum Besten gab. Die Wohnung ist übrigens fürstlich, mit Treppe wie nur für Purpurschleppen. Bei Waitz siehts civiler aus, und sie klagt über die theure Miethe. Nach Weihnachten will er endlich seine Uebungen anfangen.

Ich habe mich sehr gefreut, daß Ihr Manuscript so vorwärts schreitet, und daß, wie Schrader erzählte, Güterbock schon drucken läßt. Grüßen Sie ihn bestens von mir und sagen Sie dem guten alten Hirsch mit bestem Dank für seinen schönen langen Brief, ich wäre mit jedem Beschluß des Kränzchens für das Neumannsche Jubileum einverstanden. Die Schnupftabaksdose scheint mir übrigens unzweifelhaft das Richtige.

Mit besten Grüßen

Treulichst

Ihr Nitzsch.

Berlin 8. 1. 76.

Lieber Freund und College.

So eben habe ich die digesta moles des Lectionsverzeichnisses der Facultät für das Sommersemester glücklich an Vahlen abgeliefert und setze mich nun, dieser Bürde ledig, Ihnen zu antworten, ohne — aufrichtig gesagt — zu wissen, was.

Wahrscheinlich kennt Gutschmidt die disponibeln jungen Kräfte noch besser als ich, der ich absolut gar Nichts von ihnen weiß. An Richter[4]) hier, an den man auch von Tübingen aus dachte, ist eben nicht zu denken, da er sehr kränklich, eigentlich wol krank und sich von seinen Vorträgen an der Kriegsakademie seit Michaelis auf längere Zeit hat beurlauben lassen. Ob Nissen nach Königsberg gehen würde, weiß ich nicht, da wir seit Jahren nur unter Kreuzband verkehren, aber er scheint

---

[1]) Nissen hatte in zwei im Marburger Archiv gefundenen Pergamentblättern eine lateinische Quelle Plutarchs zu erkennen geglaubt. Tatsächlich handelte es sich um eine im 15. Jh. gedruckte Plutarchübersetzung. Vgl. darüber Nissens eigenen Artikel (Jenaer Literat. Ztg. 1875, S. 728).

[2]) Joh. Vahlen, seit 1874 Prof. der klass. Philol. in Berlin.

[3]) Wohl der Theologe Karl Immanuel Nitzsch † 1868, 1822—47 Prof. d. Theol. in Bonn, 1847 n. Berlin berufen. ADB 23, 725 f.

[4]) Heinrich Richter, Lehrer an der Kriegsakademie, Verfasser des Buchs: „Das weströmische Reich bes. unter Gratian, Valentinian II. und Maximus" (1865).

sich doch in Marburg jedenfalls gar nicht mehr behaglich zu fühlen. Ich könnte ja, was Gutschmidt ja wol auch gethan, Volquardsen in Kiel nennen. Erst vorgestern war er wieder hier, und ich habe mich wieder an seiner noch ganz intact frischen und jugendlich bescheidenen Persönlichkeit wahrhaft erquickt und gesonnt. Er ist mitten im Ausbau seiner Vorlesungen und thut das mit seltener Gewissenhaftigkeit und Arbeitskraft, aber, je lebhafter ich mich für ihn interessire, um so zweifelhafter ist es mir, ob ich ihm wünschen sollte, jetzt schon wieder zu wechseln.

Also Sie sehen, daß Sie mit meinem Rath schlecht berathen sind.

In Kiel ist man nicht damit zufrieden, daß Schirren außer Völkerwanderung und Diplomatik bis jetzt nur seine glänzenden und paradoxen Publica über 19. Jahrhundert liest. Wie finden Sie das Dictum „die Deutschen stehen gegenwärtig soweit hinter den Franzosen wie diese hinter den Engländern zurück?“ Uebrigens soll ja nun der Patkul endlich vom Stapel laufen.[1])

Sybel will nächsten Sommer lesen, ich habe ihm auf seinen Wunsch ein Verzeichniß der angekündigten Vorlesungen gestern geschickt. Er hat übrigens viel mit Rheumatismus zu schaffen.

Rankes Amanuensis[2]), der seit 3 Jahren bei ihm, meint, er verändere sich allmälig, werde flüchtiger im Arbeiten und haste, möglichst viel fertig zu machen. Am 21. war er sehr frisch. Wie lange werden wir ihn wol noch haben? Ich denke doch, zum Theil ist es seine Schuld, daß wir jetzt mit der alten Geschichte so übel daran und vor Allem, daß der große und natürliche Zusammenhang so vollständig zerrissen. Es ist für mich speciell — ich gestehe Ihnen das offen — ein trostloses Gefühl, so ganz allein in dieser Richtung zu stehen, aber so ganz!!

Ich glaube doch, wäre das Zusammenwirken beider Gebiete aufrecht zu halten gewesen, so wären Bücher wie Waitz Band 5 ff. und Mommsens Staatsrecht eine Unmöglichkeit gewesen, d. h. sie wären anders geworden. Glauben Sie mir, lieber Freund, daß ich selbst dabei mir sehr klar, daß ichs selbst für dieses mein Lebensinteresse nur zu oft an mir habe fehlen lassen.

Behalten Sie diese confessiones fein für sich. Mit den herzlichsten Grüßen an Schrader

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 21. 2. 76.

Lieber College.

Schreiben Sie mir doch, bitte, womöglich umgehend, ob Neumann sein Jubileum in Königsberg feiern oder ihm aus dem Wege reisen wird, ganz vertraulich! Mir liegt daran, es recht bald zu wissen.

---

[1]) Eine größere Monographie Schirrens über Patkul ist nie erschienen. (Doch s. seinen Aufs.: „Patkul u. Leibniz“, Mitt. aus d. livld. Gesch. 13, 1884, u. seine Rez.: Über Fredrik Carlsons Karl XII., GGA. 1883.)

[2]) Theodor Wiedemann.

Haben Sie denn schon Ihre Tübinger Entscheidung? Es scheint das ja eine sehr schwere Geburt zu sein. Die letzte Liste, von der ich hörte, war: Maurenbrecher, Kluckhohn, Lindner.

Daß Scheffer nach Straßburg und für ihn wahrscheinlich Weiland nach Gießen geht[1]), wissen Sie wol; daß Georg Curtius bestimmt in Leipzig bleibt[2]), wol auch. Der Minister hier hat durchaus nicht mit ihm unterhandeln wollen. Ich glaubte, der Vorschlag der Facultät würde ihm sehr erwünscht sein. Unsere Philologen waren doch im Geheim[en] eigentlich alle nicht für diese Berufung enthusiasmirt. Was nun wird, wissen die Götter.

Unser nächster Index sieht in der historischen Branche wirklich sehr stattlich aus. Sybel hat Deutsche Geschichte angekündigt, Waitz Uebungen: es ist, wie gesagt, ein wahrer Staat. Was werden Sie denn nun mit Gutschmidts Stelle[3]) machen? Göppert war über seinen Weggang ganz consternirt.

Ich habe in diesen Wochen viel in dem Buch von Capponi über Florenz gelesen: Was ist da noch Alles zu machen und ebenso in der Venetianischen Geschichte trotz Romanin, obgleich letztrer ja viel besser ist als der Florentiner[4]). Was liegt da noch für massenhaftes Material.

Treitschke habe ich ewig nicht gesehen, er arbeitet sehr für seine Vorlesungen. Es freute mich sehr, daß sich Droysen neulich so contentirt über dessen Einwirkung auf die Studenten aussprach. Ich halte seine hiesige Wirksamkeit für den reinen Segen. Die arme Frau kommt freilich aus den Wirtschafts- und Mädchennöthen gar nicht heraus.

Neulich machte mich Dr. Willamowitz für alte Geschichte auf den hiesigen Dr. Bormann[5]) aufmerksam, Mommsens rechte Hand. Er meinte, der Mann könne Alles, und eine freiere Stellung würde für ihn ein Segen sein. Jordan wird ihn ja jedenfalls genauer kennen.

Sonnabend kam ich mit Frau und Tochter vom Philologenball erst um 4 Uhr zu Hause. Es war sehr hübsch dort. Wir haben ja fast alle tanzfähige Töchter, und das junge Volk amusirte sich vortrefflich.

Bismark hat neuerdings einen Holsteiner Landrath Tiedemann[6]) ins Staatsministerium genommen. Ich habe ihn wol Freitag Abend gesehen; gerade keine glänzende Acquisition.

---

[1]) Sch. als Nachfolger Weizsäckers. Weiland war vorher in Berlin als Mitarb. an d. Mon. Germ.

[2]) Georg Curtius, klass. Philol., Bruder v. Ernst C., seit 1862 in Leipzig. † 1885.

[3]) Gutschmid ging 1876 als Prof. d. Philol. nach Jena.

[4]) Capponi, Storia della Repubblica di Firenze. 2 Bde. Florenz 1875. Romanin, Storia documentata di Venezia, erschien in 10 Bden. Venedig 1853—61.

[5]) Eugen Bormann, jetzt Prof. in Wien, Mitarbeiter an dem Corp. Inscript. Lat.

[6]) Christoph v. Tiedemann (1836—1907), aus Schleswig-Holstein, am 20. Februar 1876 ins Staatsministerium berufen, vorher Landrat des

Hier rüsten wir zum Dovejubileum[1]), der gute Alte sollte lieber im Stillen bleiben; viel von Feststrapaze kann er jedenfalls nicht aushalten und nun Diner und Commers! Na, hoffentlich hält er die Ohren steif.

Uns geht es gut.

Also — es wird zu Tisch gerufen — die herzlichsten Grüße von uns an Sie und Ihre liebe Frau.

Und antworten Sie, bitte, sobald als möglich!

Schrader ist ja auf Reisen.

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 26. 2. 76.

Lieber College.

Ich schreibe umgehend, um Ihnen den Irrthum zu benehmen, als dächte ich daran, nach Königsberg zu reisen, oder irgend jemand hier, mich dahin zu schicken.

Bei der Deputation haben wir von Anfang an nur an Kirchhoff[2]) gedacht, der auch bereit ist; ob es dazu kommt, wissen wir noch nicht, namentlich, da die Nachrichten des Schwagers Neumanns, Geheimrath Hagen[3]) hier, nicht dafür sprechen. Ich hätte auch zum 16. noch absolut keine Zeit zu einem solchen Unternehmen und, ehrlich gesagt, auch keine Lust, da ich denn doch, wäre ich einmal soweit, eigentlich einige Touren aufs Land damit verbinden müßte, und das wäre doch jetzt nicht einladend.

Daß ich Sie und die Freunde alle gern und mit großer Herzensfreude wiedersähe, wissen Sie und der verehrte Jubilar ja auch. . . .

Was sagen Sie denn zu Sybels großer Reclamerede im Abgeordnetenhaus?[4]) Droysen war ganz wild und spitz darüber, ich hatte sie ganz

---

Kreises Mettmann (Regbz. Düsseldorf), häufig an den Freitagsabenden in der Weinstube (bei Huth, dann Schultz) mit Julian Schmidt, Brunner, Treitschke, Nitzsch u. a. zusammen. (Über seine Berufg. vergl. Tiedemann, Aus sieben Jahrzehnten II, 38 ff., über die Freitagsabende ebend. S. 36, 40, 41, 88, 129, 136 u. ö.).

[1]) Heinr. Wilh. Dove, Physiker (1803—1879), seit 1845 O. d. Physik i. Berlin, feierte am 4. März 1876 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Seit einem Schlaganfall 1872 war er körperlich sehr hinfällig. ADB 48, 51 ff.

[2]) Gustav Kirchhoff, ein Schüler Neumanns, seit 1875 Prof. d. theoret. Physik i. Berlin.

[3]) Gotthilf Hagen, Erbauer des Pillauer Hafens, Geh. Baurat u. Exzellenz in Berlin, Bruder von Neumanns zweiter Gattin Wilhelma Kunigunde Hagen.

[4]) Sybel sprach gegen den Antrag Virchow: Es möge dem Landtag noch in der damal. Session der Entwurf einer Kreis- u. Provinzialordnung für Rheinland u. Westfalen vorgelegt werden. S. Stenogr. Berichte üb. d. Verhdl. d. Landtags 1876, I, 211 ff., 23. Febr.

übersehen. Am hübschesten finde ich, daß die Voßische sie zwei Tage darauf in extenso brachte.

Ich bin in Eile und soll gleich in die Uebungen. Mit herzlichem Gruß auch an Schrader, der ja wieder zu Hause ist,

Ihr

Nitzsch.

Berlin 27. 3. 76.

Lieber College.

Eben hatte ich den beiliegenden Brief an Schrader fertig, als es mir einfiel, daß er möglicherweise auf einer Examenreise abwesend. Es ist mir allerdings bei diesem Schriftstück durchaus nicht periculum in mora, aber da ich es eigentlich mit in dem Gedanken an Sie und für Sie geschrieben, so schicke ich es als Einschluß an Sie, mit der Bitte, sollte Schrader zu Hause sein, es ihm zu übermitteln, und mit der Vollmacht, wenn dieß nicht der Fall, es vorläufig statt seiner zu lesen, damit dieß Berliner Ragout nicht zu abgestanden werde.

Wir haben uns seit den Neumann-Verhandlungen ja Nichts mitgetheilt: Geschlossen habe ich am 17., weil die Monumentencommission am 18ten und ff. mir das Lesen unmöglich machte. Die Theologen lesen übrigens jetzt noch.

Scheffer war auch hier, sehr froh über seine Uebersiedelung und voll Degout gegen Oncken. Weiland geht bestimmt nach Gießen, es fragt sich nur, ob jetzt oder im Herbst. Waitz will ihn gern bis Pfingsten mit nach Italien nehmen. Diese Ferien werden Waitz, Wattenbach, Dümmler, Sickel gleichzeitig nach Italien gehen.

Hegel und Scheffer sahen sich zum ersten Mal, ersterer hat gegen andere gemeint, ob Sie denn Scheffers Complimente gegen ihn ernsthaft nähmen?

Stumpf, der auch hier war, hat eine Duplik gegen Breßlau losgelassen.[1]) Im Ganzen ist die Stimmung doch mehr für Breßlau als für seinen Gegner. Sehr interessant war mir Sickels Aeußerung, er selbst werde immer conservativer, bei genauster Forschung stelle sich heraus, daß z. B. die Ottonische Kanzlei in einer Weise liederlich expedirt habe, daß auf falsche Jahreszahlen, geschweige denn Indictionen gar kein Gewicht zu legen. Fickers bevorstehende Untersuchung über Actum und Datum[2]) werde die vollständige Unzuverlässigkeit unsrer bisherigen urkundlichen Itinerare schlagend beweisen. Eine große Menge der von Stumpf als unächt bezeichneten Stücke wären unbedingt ächt.

Auch Schum[3]) aus Halle erzählte mir Sachen, die Sickels Ansichten nur bestätigten.

[1]) Stumpf-Brentano, Die Würzburger Immunitätsurk. d. 10. u. 11. Jh. Innsbr. 1874. 2. Abhdl. 1876. H. Breßlau, Die Würzbg. Immunitäten, Forsch. 13. [2]) S. S. 354, Anm. 6.

[3]) W. Schum, Hrsg. d. Exempla codicum Amplonianorum, Erfurt 1882.

Ich lese dieser Tage im Waitz und bin verzweifelt über diese Citatenmasse, bei der nie eine Jahreszahl der betreffenden Urkunde angeführt. Dieser ganz oder fast ganz unchronologische Brei von dreihundert Jahren ist doch wirklich kaum zu genießen. Da hat einer der enthusiastischsten Bewundrer der Verfassungsgeschichte, Stubbs [1]) in Oxford, es doch anders gemacht. Ich habe in seinen beiden Bänden constitutional history förmlich geschwelgt. Er soll und will mit Pauli die englischen Quellen für die Staufische Zeit bearbeiten. Für die Französischen hofft man auch Französische Kräfte zu gewinnen. Die Italienischen Sachen hat Scheffer übernommen.

Bei Waitz war großer historischer Abend: wir speisten an 3 Tischen; auch die beiden Richthofen [2]) waren da, dazu eine Menge jungen Anwuchses, der Lübecker Dr. Heller [3]), eben ex itinere redux, hat mir sehr gefallen.

Duncker hat in der Akademie sehr interessant über Friedrich Wilhelm II. [4]) gelesen, nächsten Mittwoch trägt er in unserm Kränzchen bei Herrmann [5]) vor. Neulich sprach Schrader über Keilschrift. Daß Gutschmidt sich auf seinem skeptischen Isolierstuhl so immer fester setzt, ist doch sehr Schade. [6]) Das unter uns! Der Hallenser Droysen [7]) ist hier: Bis jetzt sah ich ihn nur flüchtig bei Gustav senior, der übrigens trotz Erkältung sehr wol auf ist. . . . .

Ich denke rechtzeitig mich auf die Römische Geschichte zu präparieren. Was macht denn Ihr Manuskript, liebster Freund? Und was Güterbocks? Grüßen Sie Ihn bestens.

Mit den schönsten Grüßen von uns an Ihre liebe Frau und Ihr Viergespann

Treulichst

Ihr Nitzsch.

---

[1]) William Stubbs † 1901, Verf. d. Constitutional history of England in its origin and development, 1874—76. Üb. ihn s. Hutton, W. St., 1907.

[2]) Karl v. Richthofen, Hrsg. d. Lex. Saxon., u. sein Sohn K. v. R., der Verfasser der Abhandlung über den Kölner Schiedsspruch v. 1169 (Forsch. 8), Schüler v. Waitz, der heutige konservative Abgeordnete.

[3]) Joh. Heller hatte für die Mon. Germ. damals Nordfrankreich u. Belgien bereist. S. NA. 2, 301 ff. Er habilitierte sich 1879 in Berlin, starb aber schon 1880.

[4]) S. Monatsber. d. Berl. Akad. 1876, Febr. und HZ 37: Friedr. Wilh. II. u. Graf Hertzberg.

[5]) Emil Herrmann (1812—85), seit 1872 Präsident d. evang. Oberkirchenrats in Berlin.

[6]) Über die Polemik zwischen Schrader und Gutschmid vgl. Eberh. Schrader, Keilinschriften u. Geschichtsforschung, Gießen 1878, S. 1—31: Veranlassung dieser Schrift. Dazu Neumann, Entwickl. u. Aufgab. d. Alt. Gesch., 1910, S. 73.

[7]) Gustav Droysen, s. 1872 in Halle.

(Schluss folgt.)

MISZELLEN

'*ΦΑΣΜΑ* MONACHORUM SPIRENSIUM' UND KAISERIDEE

VON ALBERT BECKER

O. Clemen hat die von ihm in dieser Zs. VIII (1910) 86 ff. mitgeteilte 'wunderbarliche Geschichte, welche sich bei Speyer am Rhein am 18., 19. und 20. Juli 1530 begeben hat' mit A. Kopischs 'Des kleinen Volkes Überfahrt' in Zusammenhang gebracht und nach einer 'gemeinsamen alten Quelle' gefragt. Diese gemeinsame Quelle ist u. E. die uralte Vorstellung von einem das Reich der Toten und der Lebenden trennenden Gewässer, die ohne Zweifel am Rhein, schon früh dem 'deutschen Strom', einen besonderen Ausdruck gefunden haben muß. Der Glaube an eine Überfahrt der abgeschiedenen Seelen in das Reich der Unterwelt erscheint klassisch verkörpert in der Gestalt Charons, künstlerisch verklärt in Böcklins Toteninsel; er lebt in der an vielen deutschen Flüssen (Rhein, Hunte, Aller, Ems, Oker, Unstrut, Elster, Saale, Salzach, Main) heimischen Sage von der Zwerge Überfahrt und klingt neben Kopischs Gedicht wider in L. Uhlands 'Traum', der unter Benützung der Sagenidee die 'Wonnen und Freuden', 'der Erde Lust und Heil' wie die Zwerge dahinziehen läßt. Mit solchen allgemein mythologischen und sagenhaften Vorstellungen mengt sich der Glaube an die Heiligkeit des Rheins, des deutschen Ganges, des Totenstroms. Nach keltischem Brauch richtet der Rhein (bei der Kinderprobe) über den Bastard, den er als Rächer freventlicher Vermählung in seinen Strudeln auf den Grund zieht; erkennt er das Kind aber als reiner Abkunft, so hält er es über dem Wasser und gibt es in die Hände der zitternden Mutter zurück. Ὁ Ῥῆνος ἐλέγχει νόθον lautete noch im 15. Jahrhundert ein griechisches Sprichwort. Der Inder wirft seine Leichen in den Ganges, germanische Begräbnisstätten begleiten die alten Flußbette des Rheins. 'Zum Rheine gehen' heißt bei Caesarius von Heisterbach (dial. XI 33) soviel als 'sterben'. So scheint es, daß unter diesen Voraussetzungen sich Sagen wie die mitgeteilte vom 'φάσμα monachorum Spirensium' am Totenstrom, zumal in des Reiches Totenstadt Speyer, um so leichter heimisch machen konnten. Und heimisch ist die Sage heute noch: geistreich und ohne den mythischen Duft ihr abzustreifen, hat W. Müller von Königswinter in seiner 'Nächtlichen Erscheinung (am Rhein) zu Speyer' den uralten Sagenstoff in neue Form gegossen und die Geister der in der alten Totenstadt ruhenden Kaiser zu neuen Taten, zur Teilnahme an der Leipziger Schlacht wieder aufleben lassen. Damit war die alte Geistersage in den

Dienst der Kaiseridee gestellt, die vorher in der Reichskirche, dem Kaiserdom zu Speyer, noch keine Heimstätte gefunden hatte. Fast mutet es an, als hätten Sophie La Roches[1]) ergreifende Worte, die sie drei Jahrzehnte vor jener 'nächtlichen Erscheinung' den toten Kaisern zugerufen, in der Gruft nun ein Echo gefunden, als hätte ihr Weckruf die dort Schlummernden aus der Grabesruhe zum Kampf für Deutschlands Befreiung heraufbeschworen. Und wenn Sophie La Roche dort mit visionärem Blick die Ruinen der Habsburg und die von Hohenstaufen in hellem Lichte erstrahlen sah, so erscheint es wie ein geheimnisvolles Spiel des Zufalls, daß der Feuerbogen, der ihr beide Burgen verbindet, sich just über jenem Stammsitz wölbte, dessen Herren die neue deutsche Kaiserkrone zu tragen berufen sind. Mit der Kaiseridee hat den uralten Stoff nach W. Müllers von Königswinter Vorgang verbunden August Becker in seinem 'Jung Friedel, der Spielmann' S. 358 ff., nach diesem K. E. Graf Leiningen-Westerburg [Pfälzisches Museum III (1886), Nr. 4]. Vielleicht schwebte auch O. v. Redwitz in dem zu Speyer 1848 gedichteten Vorwort 'Der erste Harfenstein' zu seiner Amaranth der Sagenstoff vor:

Und geisterhaft entschwebten
Die Sänger übern Strom;
Die Vesperglocken bebten
Im fernen Kaiserdom.

EIN FRANZÖSISCHER EMIGRANT.

VON J. v. PFLUGK-HARTTUNG.

Der Lärm, die Massen- und Gewaltereignisse der französischen Revolution lassen das Dasein eines großen Teils der damaligen und nicht der schlechtesten Bürger Frankreichs zurücktreten, ja sie vielfach in einem falschen, ihnen ungünstigen Lichte erscheinen. Nach Erstürmung der Bastille begannen die Anhänger der alten Regierungsweise sich in

[1]) In ihrer kleinen (bei Goedeke nicht erwähnten) Schrift 'Joseph II, nahe bei Speier im Jahre 1781'; sie ist abgedruckt in meinem Büchlein 'Rheingeister, Zur Vollendung und Weihe der Kaisergruft zu Speyer' (Speyer, A. Michelsen, 1906), wo auch die Literaturangaben und Belege zum Fortleben und zu den Beziehungen des 'φάσμα monachorum Spirensium' eingesehen werden mögen. Einen vielleicht unbekannten gleichzeitigen Bericht nennt der Lagerkatalog 92 von F. Schöningh in Osnabrück unter Nr. 855; der Titel des Berichts, den ich nicht sah, lautet: Ein new wunderbarlich mönchs / schiffung / so zu Speier / an den / 18. 19. vnnd 20. / tagen dess Hewmons / auff den Reichstag gehn augss / burgk zuziehen / a. Rein geschehen / vnnd was / diese Mönchsteuffel da aussgericht habē / mit / heyliger schrifft / Teutscher Nation zu / frum̃en / eyn schöne Ausslegung / Suredabi Cancrimi. M. d. XXXI. 8 Bll. 4°. Auf dem Titel interessanter Holzschnitt: In Kähnen fahrende Mönche, i. Hintergrunde Ansicht einer Stadt.

ihrem Vaterlande nicht mehr sicher zu fühlen und deshalb auszuwandern, an der Spitze des Königs jüngster Bruder. Den ersten Auswanderern folgten andere, bis sie wie ein breiter Menschenstrom die Grenzländer überschwemmten, zumal das kosmopolitische Deutschland. Es handelte sich meistens um Edelleute, besonders um Offiziere, denen sich Priester anschlossen, welche den Eid nicht auf die neue Verfassung ablegen wollten. Durchweg waren sie arm. Sie gingen einer dunklen Zukunft entgegen.

Die Geschichte nennt nur die Namen der hervorragenden Emigranten. Manche ließen sich in der Fremde nieder und suchten dort eine neue Heimat zu finden, andere kehrten zur Zeit des Konsulats, noch andere nach dem Sturze Napoleons zurück, der Rest ging unter, starb und verdarb.

Der Zufall will, daß wir durch ein Aktenstück des Geheimen Staatsarchives in Berlin (Rep. 63. 88. Nr. 1865) genauere Angaben über einen der Dutzendemigranten erhalten. Wir bemerken dazu, daß man von solchen zwar oft im allgemeinen redet, daß es aber äußerst selten ist, die Lebensschicksale eines der Vertriebenen bestimmt festlegen zu können.

Es handelt sich hier um Daniel Paul Martin de Julvecourt, der im Jahre 1768 als Sohn eines Infanteriehauptmanns zu Metz geboren war. Er besuchte fünf Jahre lang die Militärschule in Pont-à-Mousson und trat 1784 als Kadett ins Regiment Rousillon, wo er später Unterleutnant wurde. Im Jahre 1791 nötigte ihn die Revolution, Frankreich den Rücken zu kehren. Um die Sache seines Königs nach besten Kräften zu fördern, nahm er Dienst im Condéschen Korps, dem er bis 1797 angehörte. Das Korps machte viel und unliebsam von sich reden, leistete aber fast nichts. Es blieb Julvecourt nur, seinen Unterhalt durch Unterricht in der französischen Sprache zu verdienen. Zu diesem Zwecke begab er sich nach Ansbach, nach Bayreuth, Ratibor und Falkenberg. In letzterem Orte gewann er die Gunst des Grafen Praschma, bei dem er sich drei Monate aufhielt. Noch vertrauter wurde er mit dem Grafen Magnis zu Glatz, so daß dessen Gemahlin ihn 1801 einlud, sie wieder zu besuchen.

Von Glatz reiste Julvecourt nach Wien, wo er fünf Monate zubrachte und mehrere kleine Reisen in Österreich und nach Ansbach machte. Das Jahr 1801 sah ihn in Dresden, sich von der russischen Gesandtschaft einen Paß nach Rußland erwirkend. Auch im Zarenreiche ernährte er sich durch Unterricht im Französischen und wechselte wiederholt seinen Wohnsitz, je nachdem er Beschäftigung fand. Hauptsächlich hielt er sich zu Petersburg und Moskau auf, wurde russischer Untertan und heiratete eine Polin, die ihm zwei Kinder gebar, von denen das eine starb, das andere, ein Knabe, den Vater auf seinen Irrfahrten begleitete.

Als dann die Befreiungskriege Napoleon vom Throne stürzten, den Ludwig XVIII. bestieg, erwachte in dem Weitverschlagenen die Sehnsucht nach dem Vaterlande; dies um so mehr, als den geflüchteten Franzosen eine gewisse Entschädigung zugesichert wurde. Im Juli 1814 machte er sich von Nabaskol, hinter Moskau, auf den Weg; im Oktober erreichte er Riga, von wo er sich auf einer französischen Fregatte nach Brest einschiffte. Hier gelandet, begab er sich sofort zum Könige, ersuchte um seine Gunst und bat um einen Dienst, der ihm auch zugesichert wurde.

In Erwartung desselben ging er einstweilen nach seiner Vaterstadt Metz zu seinem Bruder, dem Hofrat Julvecourt, und blieb den ganzen Winter bei ihm bis Mitte März, vergebens auf Erfüllung der königlichen Zusage wartend. Da erschien die Proklamation des Bourbonen, in der er die Landung Napoleons bekannt machte und seine treuen Untertanen aufforderte, zu den Waffen zu eilen und das bedrohte Vaterland zu verteidigen. Julvecourt reiste nach Paris, aber, als er am 20. März ankam, hatte der König bereits die Stadt verlassen, so daß abends Napoleon dort einziehen konnte. Schon am nächsten Tage erschien ein Dekret, in welchem den Emigranten, die mit dem Könige nach Frankreich gekommen waren, angedeutet wurde, binnen 14 Tagen die Stadt zu verlassen.

Was blieb Julvecourt? Er ließ sich am 23. März einen Auslandspaß auf der Polizei ausstellen und wandte Paris Tags darauf den Rücken. Nachdem er in Metz kurzen Aufenthalt genommen hatte, überschritt er die Grenze und gelangte bis Erfurt, wo er als verdächtig angehalten und am 28. April verhört wurde. Er gab hier seine Lebensgeschichte zu Protokoll und erbat einen Paß nach Eckertsdorf bei Glatz, um den Grafen Magnis aufzusuchen, der ihm früher freundlich entgegengekommen war. Als sich kein Grund zum Verdacht herausstellte, erhielt er das Gewünschte.

Bei seinem Verhör machte er noch Angaben über die Verhältnisse in Frankreich, wie er sie auffaßte. Er meinte, daß das Wiedererscheinen Bonapartes der französischen Zivilbevölkerung höchst widrig sei, zumal gelte dies von den Parisern. Eigentlich nur das Militär sei ihm ergeben, sowie ein Teil der Bauernschaft, besonders in der Bourgogne, Champagne, Lothringen und Elsaß. Den Grund des Abfalls der Armee beurteilte er dahin, daß die Offiziere von „einem übeln Geiste beseelt seien“ und deshalb den gemeinen Mann zur Abtrünnigkeit verleiteten. Hingegen sei die Gendarmerie nicht bourbonenfeindlich gesinnt und habe sich wohl nur der Notwendigkeit des Augenblicks gefügt. Es fehle Napoleon an Kriegsmaterial, an Feldgeschütz und Pferden. Die Festungen befänden sich in elendem, beinahe verteidigungslosem Zustande. So sei z. B. an einem Teil des Walls von Metz der Mosel zu die Mauer ganz eingestürzt, ähnliches gelte von Thionville und Verdun. Julvecourt trug den

Wunsch vor, bei einer etwaigen Belagerung von Metz Dienste zu leisten, wozu er sich durch seine Kenntnis der Festung und Gegend sowie durch Kunde in der deutschen, französischen und russischen Sprache eigne.

Dieses Angebot wurde durch das preußische Militär-Gouvernement in Halberstadt dem Staatskanzler Hardenberg in Wien zur Kenntnis gebracht. Der übersandte es dem Kriegsminister von Boyen nach Berlin zur Begutachtung, der es aber mit dem Bemerken zurückreichte, daß die Belagerung von Metz eintretenden Falls dem Erzherzoge Karl zufiele. Deshalb habe er dem General von Knesebeck in Wien, dem Generaladjutanten Friedrich Wilhelms III., eine Mitteilung gemacht, um sie je nach Umständen dem Erzherzoge zu übermitteln.

Die Schlacht bei Belle-Alliance veränderte bekanntlich die Sachlage, so daß Metz nicht mehr ernstlich belagert zu werden brauchte.

Das Geschilderte entbehrt nicht eines kulturgeschichtlichen Interesses, denn es zeigt, wie dürftig und traurig es einigen, man darf wohl sagen, den meisten Emigranten erging. Ohne Hilfsmittel und ohne besondere Kenntnisse hatten sie den nährenden Boden des Vaterlandes verlassen und sich in eine fremde Welt begeben. Sprachunterricht war fast das einzige, womit sie sich durchzuschlagen vermochten. Aber die Emigranten wurden fast nirgends gern gesehen und durch ihre Menge und ihre vielfach lockeren Sitten schadeten sie sich gegenseitig im Broterwerb. So sahen sie sich gezwungen, immer weiter von der französischen Grenze abzurücken, bis einzelne, wie Julvecourt, schließlich sich hinter Moskau wenigstens halbwegs verankerten. Die Umstände zwangen sie zu einem unsteten Leben, nötigten sie, überall nach Gunst zu fahnden, was ihren Charakter nicht besserte. Und als sie dann unter Ludwig XVIII. in das Land ihrer Väter zurückkehrten, fanden sie durchweg wieder nur Enttäuschung. Im Hasse gegen den Mann, der ein gutes Teil der Schuld an ihrem langen Leiden trug, scheute schließlich ein früherer Offizier der Bourbonen nicht davor zurück, zugunsten der Bourbonen ein Verräter am Vaterlande zu werden.

KRIEGSLEIDEN IN DEN RHEINLANDEN 1815

VON J. v. PFLUGK-HARTTUNG

Die Befreiungskriege erscheinen uns unwillkürlich in verklärtem Lichte; wir verehren in ihnen den stärksten neuzeitlichen Nationalaufschwung unseres Volkes. Aber tatsächlich konnten auch damals die Deutschen nur zu oft nicht aus ihrer Haut, aus ihrem Sondergeiste hinaus. Die folgenden Mitteilungen mögen dies erhärten.

Am 15. Mai 1815 schrieb J. L. Denys, der „Oberbürgermeister" des Städtchens St. Goar, dem Kreisdirektor zu Simmern einen Brief. Er ist dem Kriegsarchive in Berlin (II. VI. D. 109) entnommen ebenso wie die übrigen hier mitgeteilten Schriftstücke. Sein Wortlaut ist folgender:

„Da St. Goar wieder einmal atmen kann, glaube ich es angemessen, Ew. Hochwohlgeborn sowohl über die seither verpflegte Truppen, abgereichte Fuhren als über das Betragen der verschiedenen Truppenkorps selbst zu berichten.

Unser Amt hat seit dem 26. Mai 101 Offiziere und 3033 Gemeinen gehalten und verpflegt, sofort, ohne die 17 von andern Bürgermeistereyen gestellte Fuhren, 56 Fuhren, 2 Chaisen und 1 Nachen gestellt.

Zuerst hatten wir einen Teil des sehr schönen, durch echte militärische Haltung und exemplarisch gute Aufführung sich ausgezeichneten 1. K. Pr. Schlesischen Infanterie-Regiments hier. Es war während 11 Tagen in Kantonnirung, wo auch nicht eine Klage zum Vorschein gekommen. Am 6. Mai abends spät erhielten sie Befehl zum augenblicklichen Aufbruch; sogleich war alles in Bewegung. Die braven Chefs des Regiments nahmen Absprache mit der unterzeichneten Stelle. Fünf Fuhren und vier Boten wurden bestellt, so geschwind als möglich herbeigeschafft und nicht eine Fuhre nachgeholt. Bei eintretender Nacht war schon alles aufgebrochen, gleich als ob sechs Tage vorher schon die Nachricht zum Aufbruch bekannt gewesen wäre. Alles ging ruhig vorüber, nicht die mindeste Klage hörte man, wohl aber den allgemeinen Ausspruch: diese haben sich exemplarisch brav bei den Bürgern aufgeführt und werden sich gewiß auch brav und tapfer im Felde halten.

Eine ganz andere Beschaffenheit hatte es aber mit den hier durchpassirten kurhessischen Truppen. Wäre der achtungsvolle und schätzbare General von Müller nicht zugegen gewesen, hätten die würdigen Herren Obrist und Majors nicht auf das schärfste Ordnung anbefohlen und gehalten, so wären die Einwohner genöthiget gewesen — was bei allem Durchmarsch, selbst wie die Mamelucken sich hier herumtrieben, nicht der Fall war —, mit ihren Vorgesetzten davon zu laufen, besonders auf dem Lande. Die Einquartierung war stark, Drohungen ungeheuer, die Forderungen der Einquartierten meistens übertrieben, einzelne Handlungen selbst strafbar. Dieses mußte den hier hessisch gewesenen Unterthanen auffallen und selbige um so mehr entrüsten, als sie die Väter der andern Rheinseite ihre Söhne begleiten sahen und hörten, wie diese graue Sünder ihre würdige Zöglinge aufmunterten, die hiesige Bauern auf alle Art zu quälen, und unter dem angenommenen falschen Schein-Grunde: die diesseitigen Bewohner seyen alle Deutsch-Franzosen, zu übertriebenen Forderungen und Mißhandlungen anspornten. —

Ungeachtet das Amt hier 39 Fuhren gestellt hatte, sind doch noch einzelne Fuhren und Pferde in den Dörfern mitgenommen oder vielmehr von einzelgehenden Unteroffiziers und Gemeinen requiriert worden. Nachzügler gab es nicht minder, diese verlangten Boten, nicht, um den Weg zu zeigen, denn der war, der offenen Straße nach, nicht zu fehlen, aber um Flinten und Tornister zu tragen, sodaß wenn acht Mann kamen, acht Boten verlangt wurden, unberührt die ungeheure Menge Boten,

welche die Quartiermacher, die Kompagnien und einzelne Ordonnanzen mit Recht gefordert und erhalten haben. Kurz, die Botensucht oder vielmehr die Gemächlichkeit ging soweit, daß eine Truppe nebst den Boten, die sie schon hatte, noch einen Bauernknecht, der allein im Walde die Pferde hütete, von denselben weggeschleppt, geprügelt und mit Tornister beladen vor sich hergetrieben hat, wenig kümmernd, daß jetzt die Pferde, sich selbst überlassen, im Walde herumliefen, Schaden und dem Raube ausgesetzt waren. So mußte ein anderer Bauer mit dem Tornister und der Flinte auf dem Rücken nebenherlaufen, während der Soldat auf dem Pferde des Boten forttrabte, sodaß letzterer ganz krank zurückgekommen ist und vielleicht ein Opfer dieses unmenschlichen Verfahrens werden wird. Kurz, das Betragen im Ganzen hat allgemeine Klagen erzeugt, sodaß die zuletzt hier gelegene Bergische Truppen, wo auch hin und wieder einige wenige Beschwerden eingelaufen sind, gegen die Hessen doch allgemeines Lob verdienen.

Wenn ich Ew. Hochwohlgeborn hievon in Kenntnis setze, so geschieht es, weil ich es meinem Amte schuldig bin, und nicht um Genugtuung für die gekränkte Verwalteten nachzusuchen, vielmehr bitte, alles cum inter nos dictum anzusehen, damit meine Bürger nicht bei einer nächsten hessischen Einquartierung wegen ihrer offenherzigen Klagen noch härter mitgenommen werden".

Der Kreisdirektor von Simmern reichte diese Zuschrift am 18. Mai mit nachstehendem Geleitbriefe weiter an die Landesadministrations-Kommission in Zweibrücken:

„Der Durchzug der hessischen Truppen, der durch diesen Kreis den 11. und 12. dieses Monats erfolgte, gab zu vielen Exzessen Anlaß und hat so nachtheilig auf die Einwohner gewirkt, daß ich es für Pflicht halte, die Anzeige hievon bei einer hohen Landes-Administrations-Kommission zu machen. Die Dislocation selbst schon geschah auf eine Art, die Unordnung zur unvermeidlichen Folge haben mußte; — die Quartir-Macher kamen in allen Direktionen ohne schriftliche Befehle an, die Vertheilung in den Gemeinden geschah mit der höchsten Willkühr, unberechnet auf die Hülfsquellen der Gemeinden und Quartir-Träger, alle Pferde, alle Transport-Mittel waren kaum hinreichend, die Anforderungen für das Fortbringen der Bagage, der Victualien, der Maroden und Nachzügler etc. zu befriedigen, Bothen wurden ohne Unterlaß begehrt, jeder Nachzügler beynah ließ seine Flinte und Gepäck nachtragen. — Die Quartir-Träger, um die Truppen zufrieden zu stellen, mußten alles aufbiethen, um sie nur zu begnügen; dies verhinderte dennoch nicht die Mißhandlung der Bürger. — Bey ihrem Abzug machte außerdem mancher Quartir-Träger die Entdeckung, daß zum Lohn seiner Verpflegung er in manchen angreiflichen Gegenständen als Uhren, Fenstervorhängen, Kappen, Hüten etc. etc. beraubt worden. — Kurz es ist nur eine Stimme in der ganzen Gegend, die das hessische Corps durchzog, daß der Durch-

zug der russischen Völker weniger Exzesse, weniger Mißhandlungen, weniger Raub veranlaßt habe als dieser von unseren zunächst angrenzenden Nachbarn. —

Zum Beweise dieses lege ich einen Bericht des Oberbürgermeisters von St. Goar unter N. 1 bey, 2. einen Bericht des Bürgermeisters von Gemunden, die Mißhandlung der Schöffen von Dickenschied betreffend. 3. habe ich die Ehre, der hohen Landes-Administrations-Commission ein Conto des Posthalters Vacano von Kirchberg über die Beyschaffung der Gegenstände für die Generals-Tafel beyzulegen, betragend 91 Fl. 46 Kr., die der General-Kriegs-Commissar auf den Canton angewiesen hat. Da dieser Mann in dürftiger Lage ist, so bitte ich um eine baldige Bestimmung, die Zahlung dieses Gegenstandes betreffend.

Ich füge hinzu, daß von einem Betragen dieser Art die nachtheiligste Wirkung auf die Gemüther zu erwarten ist. — Der Einwohner bringt gerne jede Opfer, weil es das Beste der gemeinsamen Sache erfordert, aber die Mißhandlungen, die die Einwohner durch unsere nächsten Nachbarn erdulden mußten, führen zur Erbitterung. — Vorzüglich empfindlich waren die Vorwürfe, die die Truppen den Bürger- und Ortsvorständen machten, sie seyen Deutsch-Franzosen, sie verdienten keine Schonung etc., ja anderen Gemeinden droheten sie, wenn sie wieder kämen, würden sie ihre Orte in Brand stecken. — Ich bitte die hohe Landes-Administrations-Commission von diesem Bericht keinen anderweitigen offiziellen Gebrauch zu machen, aber dringend nöthig wäre es, S. K. K. Hoheit den Erzherzog Carl auf das Betragen dieses Truppen-Corps aufmerksam zu machen".

Beigelegt ist diesem Briefe eine Rechnung des genannten Vacano in Kirchberg für den kurhessischen Brigadegeneral v. Engelhardt. Sie betrifft Lebensmittel, die für seinen und seiner Umgebung Unterhalt geliefert sind, deren Bezahlung aber mit dem Hinweise verweigert wurde, daß das Sache des Cantons sei. Ihr Betrag beläuft sich auf 91 Gulden und 46 Kreuzer.

Der Brief des Bürgermeisters von St. Goar wurde dem Oberstleutnant v. Flies, dem Kommandeur des angeschuldigten Regiments, vorgelegt, der ihn für eine „charakterlose Schmähschrift" erklärte, die sich nicht rechtfertigen lasse. Er fügt dann bei, es sei ganz bekannt, „daß zwischen den Einwohnern des rechten Rheinufers und denen von St. Guoar nie wahres Einverständnis herrschte. Der angenommene falsche Scheingrund, wie sich der Bürgermeister in St. Guoar ausdrückt: die diesseitigen Einwohner seyen alle Deutsch-Franzosen, könnte zum Theil erwiesen werden, da sich noch vor mehreren Wochen nach unserem Durchmarsch durch St. Guoar ein Theil der dortigen Einwohner tumultuarische Auftritte gegen die daselbst garnisonirenden preußischen Offiziere erlaubten [!], die Sturmglocke zogen, Bürgerrecht riefen und die preußischen Offiziere dergestalt Mißhandlungen aussetzten, daß die Regierung in Kreuznach, um

sie zu schützen und die Sache zu untersuchen, eine eigene Kommission ernennen mußte. Kurz vorher wurde in St. Guoarshausen auf den jenseitigen Rheinufern, wo man sich zum Ball versammelt hatte, dadurch die allgemeine Freude und Ruhe gestört, daß ein großer Theil der diesseitigen Einwohner[1]) nach französischen Regeln tanzten [!] und dieses durchaus auch auf die dringendsten Vorstellungen der jenseitigen Bewohner nicht einstellen wollte, sondern es lieber zu Thätlichkeiten kommen ließ".

Betrachten wir vorurteilslos das Ganze, so können wir kaum umhin, die Angaben des Bürgermeisters und des Kreisdirektors im wesentlichen für richtig zu halten, wenngleich sie übertrieben sein werden, wie solche Klagen gewöhnlich sind. Zu diesem Ergebnisse werden wir um so mehr gelangen, als auch sonst Klagen über die kurhessischen Truppen vorliegen, die zum norddeutschen Bundeskorps gehörten, welches General Kleist v. Nollendorf befehligte. So bestimmte Angaben einer offiziellen Persönlichkeit, wie die der Lieferung von fünf Fuhren für die Preußen und 39 Fuhren für die Hessen, pflegen nicht aus der Luft gegriffen zu werden.

Demnach sind die Kurhessen keine sonderlich gut disziplinierten und bescheidenen Soldaten gewesen. Hinzu kam, daß ihr Sold, selbst der der Offiziere, gering war, geringer als der ihrer preußischen Kameraden; eine Tatsache, die sie zu gewaltsamen Requisitionen drängte, weil sie nichts kaufen konnten. Ferner sind für ihr Verhalten nationale und partikularistische Gründe in Betracht zu ziehen. Den Bewohnern des rechten Rheinufers galten die des linken als deutsche Franzosen, wie sie ja auch zu Frankreich gehört hatten und noch nach französischem Rechte lebten. Ganz unberechtigt war dieser Vorwurf keineswegs. Die üble Stimmung der Truppen wurde vermehrt, weil das linksrheinische St. Goar früher zur hessischen Grafschaft Katzenellenbogen gehört hatte, und das rechtsrheinische St. Goarshausen noch jetzt hessisches Gebiet war. Als deutsche Nachbarn haßten beide Teile sich gründlich, weshalb auch der Oberstleutnant v. Fließ von „Schmähungen gegen Landsleute" spricht. Nun hatten die Rechtsrheiner die Macht in Händen, und sie ließen dies die Linksrheinischen entgelten.

Ein bezeichnendes Kulturbild für Gegend und Zeit.

Kurz mag auch noch die Kostenrechnung des Vacano folgen. Bei ihren einzelnen Posten ist zu erwägen, daß der Gläubiger sie so hoch als möglich angesetzt haben wird, und daß es sich um Kriegszeiten und stark ausgesogene Gebiete handelte, die Preise also an sich gesteigert waren. Da sind nun berechnet: 20 Eier = 20 Kreuzer, das Stück also einen Kreuzer, 1/2 Pfund Käse = 12 Kreuzer, 2 Pfund Schinken = 48 Kreuzer, 7 Pfund Mehl = 42 Kreuzer, ein gebackener Schinken = 3 Gulden, 7 1/2 Pfund Kalbfleisch = 53 Kreuzer, 3 Pfund Hammelfleisch = 36 Kreuzer, 1 Pfund

[1]) Der linksrheinischen.

Butter = 28 Kreuzer. Dagegen kosteten 2 Fische: 1 Gulden 28, 3/8 Pfund weißer Zucker: 20 Kreuzer, 5 Flaschen Weißwein: 3 Gulden, 2 Flaschen Rotwein: 2 Gulden, eine Muskatnuß: 16 Kreuzer, 2 Citronen: 20, Kaffee abends: 4 Gulden 24.

Wie die Herren flott gelebt haben, ergibt sich daraus, daß sie an einem Tage, dem 13. Mai, nicht weniger als 31 Flaschen Wein vertilgten, wozu noch 2 Flaschen für den Koch kamen; auch Fleisch wurde massenweis gegessen, dazu, wie wir sahen, abends für mehr als 4 Gulden Kaffee getrunken. Auch Musik hatte man; die durstigen Kehlen der Musikanten sind mit 36 Flaschen Wein angefeuchtet worden.

Morgens trank der Herr General Tee, der Herr Adjutant Kaffee.

REZENSIONEN[1])

Otto Peterka, Das Gewerberecht Böhmens im XIV. Jahrhundert. Wien und Leipzig 1909, Wilhelm Braumüller. (110 S.) ℳ 3,40.

Eine rechtshistorisch-systematische Darstellung des mittelalterlichen, überwiegend deutschen gewerblichen Rechtslebens in Böhmen, in deutscher Sprache verfaßt, erscheint sehr willkommen, da das tschechische Buch Winters[2]) infolge der sprachlichen Schwierigkeiten nicht allgemein zugänglich ist und die neueren deutschen kulturhistorischen Werke von Juritsch[3]) und Mayer[4]) ihrer Anlage entsprechend das Thema nicht erschöpfen.

Der Verfasser hat für seine Darlegungen das 14. Jahrhundert, das Zeitalter Karls IV., herausgegriffen, das für Böhmen eine glänzende Gewerbeentfaltung, besonders in den deutschen Städten bedeutet. Analog der allgemeinen deutschen Entwicklung setzt auch in Böhmen die Gewerbegeschichte mit der Unfreiheit der gewerblichen Arbeit ein. Im grundherrlichen Wirtschaftsbetrieb werden persönlich Untertänige mit der Verarbeitung der Stoffe beschäftigt. Gleichwohl ist hier der Keim eines selbständigen Gewerbebetriebes zu suchen, da sich die Abhängigkeit der grundherrlichen Arbeiter immer mehr und mehr abschwächt. Die planmäßige Kolonisation des 13. Jahrhunderts brachte in Böhmen die selbständigen gewerblichen Elemente zu bewußter Entfaltung. Das größte Gemeinwesen städtischen Charakters, die Prager Altstadt, zeigt schon in seinem Vorläufer, der ersten Niederlassung deutscher Handelsleute, freie Gewerbetreibende vereinigt. (S. 12: noveritis quod Theutonici liberi homines sunt.) Damit wird aber nicht gesagt, daß es im 14. Jahrhundert noch jedem Freien möglich war, zur Ausübung eines Gewerbes zu ge-

---

[1]) Einzelrezensionen wie die obigen werden vom nächsten Heft ab nicht mehr im „Archiv" erscheinen. An ihre Stelle treten die Literaturberichte. D. Red.

[2]) S. Winter, Dějiny řemesel a obchodu v Čechách v XIV. a v XV. století (Geschichte der Gewerbe u. des Handels in Böhmen im 14. und im 15. Jahrh.). Prag 1906.

[3]) Georg Juritsch, Handel u. Handelsrecht in Böhmen bis zur husitischen Revolution, Leipzig u. Wien 1907, S. 10ff., 29, 61, 105ff.

[4]) Franz Martin Mayer, Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben, Wien u. Leipzig 1909, Bd. I, S. 589—600.

langen, ohne bestimmten Anforderungen zu genügen. Vielmehr ist in dieser Zeit für den Erwerb der Gewerbeberechtigung die Erfüllung folgender Erfordernisse notwendig: 1. Erwerb des Bürgerrechtes unter gleichzeitiger Verbürgung des Mitleidens mit der Stadt, 2. Leumundsnachweis (insbesondere eheliche Abstammung), 3. Darlegung der notwendigen Handfertigkeit durch Ausführung eines Meisterstückes. Bezüglich der Frage, ob sich ein Zunftzwang im Sinne einer als Betriebsbedingung geforderten Beitrittspflicht entwickelt habe, meint der Verfasser, daß ein allgemeiner Zunftzwang noch nicht bestanden hat.

Das Bild des gewerblichen Lebens in Böhmen weist im 14. Jahrhundert eine weitgehende Spezialisierung der Betriebe auf, zweifellos das Resultat der fortschreitenden Technik. Die Zahl der selbständigen Betriebe betrug ungefähr 225. Zu den ältesten Handwerkern in Böhmen gehörten die Leinenweber. In Prag hatten vornehmlich ihren Sitz die Waffenschmiede und Harnischmeister; hier blühte auch die Tuchmacherei. Aus der übergroßen Zahl der Handwerker seien die Kunstweber, Zinngießer, Goldschmiede, Steinschleifer, Lebzeltner und nicht zuletzt die Bierbrauer hervorgehoben. Schon damals gedieh die Bierbrauerei Böhmens bei dem vorzüglichen Hopfen und der guten Gerste des Landes außerordentlich.

War der Umfang der einzelnen Gewerbe im allgemeinen durch die wirtschaftlichen Anschauungen bestimmt, so führte die gegenseitige Abgrenzung der schon bestehenden Gewerbe, zumal bei der starken Spezialisierung, wiederholt zu rechtlichen Normierungen (S. 29—30). Am dringendsten war das Bedürfnis nach obrigkeitlicher Festlegung bei Abgrenzung jener Gewerbe, denen die Verarbeitung alter Erzeugnisse oblag, gegenüber den mit der Verfertigung neuer Gegenstände beschäftigten. So wird im Statute der Schneider v. J. 1318 den Mäntlern ausdrücklich verboten, ein neues Gewand zu schneiden (abgedr. S. 29). Umgekehrt wurde den Flickschustern, denen die Anfertigung neuen Schuhwerks nur in sehr beschränktem Maße gestattet war, ausdrücklich das Recht zuerkannt, zu den alten Stücken neue Vorschuhe und Sohlen zu machen. Die Frage, ob die Tuchmacher ihre Erzeugnisse auch ellenweise verkaufen dürften, was die Tuchhändler, die sog. Gewandschneider, ausschließlich für sich in Anspruch nahmen, führte in Prag und in Saaz zu Streitigkeiten, die erst durch gesetzliche Regelung ihren Abschluß fanden. Der Gegensatz zwischen Handelsgewerbe und Erzeugungsgewerbe wurde in der wirtschaftlichen Geschichte Böhmens auf dem Gebiete der Bierbrauerei zur Rechtsfrage. Das Streben, die Handwerker von den Kaufleuten zu scheiden, spricht auch aus

den für gewisse Betriebe wiederkehrenden Beschränkungen des Verkaufsrechtes. Das Feilhalten fertiger Ware wird den Handwerkern bis zu einer bestimmten Stückzahl verboten. Verf. führt derartige Beschränkungen für die Altschuster und Schneider an.

Bezüglich der Regelung der Örtlichkeit des Gewerbebetriebes kehrt auch in Böhmen das Bannmeilenrecht wieder. War durch dieses der Schutz des städtischen Gewerbes gewährleistet, so wurde andrerseits für die Anlage besonderer Betriebsstätten Vorsorge getroffen. Diesbezüglich nahm sich besonders der König der Interessen Prags an. In dem auf die Gründung der Neustadt bezüglichen Privileg von 1347 verfügt Karl IV. die Verlegung der lärmenden Gewerbe aus der Altstadt in die Neustadt, und ein anderes königliches Privileg gewährt den Bognern das ausschließliche Recht, auf den Türmen ihre Wohn- und Betriebsstätten zu haben; hierdurch sollten sie gegen unbefugten Vertrieb neuer Armbrüste geschützt werden.

In einem weiteren Abschnitte bespricht Verf. die Verhältnisse der gewerblichen Hilfsarbeiter in Böhmen. — Bei der Erörterung der Gewerbeverwaltung Böhmens im allgemeinen und insbesondere Prags unterscheidet er als die in Betracht kommenden Faktoren die gewerblichen Verbände, das Königtum und die städtische Gewerbepflege und unterzieht jeden einer quellenmäßigen, erschöpfenden Behandlung. Die eigentlichen Träger der gewerblichen Verwaltung sind die Städte.

Der Anhang bringt das erwähnte, im Jahre 1360 von Karl IV. den Bognern Prags erteilte Privileg, das bisher nur in A. Friedrich Glafeys Anecdotorum S. R. I. historiam et jus publicum illustrantium collectio (Dresden-Leipzig 1734) abgedruckt war, ferner die Texte dreier dem liber vetustissimus Pragensis entnommenen Altstädter Ratsbriefe für die Kannengießer, Schlosser und Tuchscherer und das Buch der Goldschmiede der Altstadt Prag (ediert v. F. Menčik in den Sitzg.-Ber. der kgl. böhm. Ges. d. Wissensch., Prag 1891).

Das angeführte Quellenmaterial wurde bereits von Dr. von Künßberg für das deutsche Rechtswörterbuch exzerpiert.

Prag. Guido Kisch.

Hermann Franz, Studien zur kirchlichen Reform Josephs II. mit besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaues. Freiburg i. Br., Herder, 1908. (XXVI, 331 S.) ℳ 7,—.

J. R. Kušej, Joseph II. und die äußere Kirchenverfassung Innerösterreichs (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Ulrich Stutz, 49./50. Heft). Stuttgart, Ferdinand Enke, 1908. (XVIII, 358 S.) ℳ 13,60.

Hocherfreulich ist der Eifer, mit dem in den letzten Jahren tüchtige Forscher sich bemüht haben, das in den verschiedensten Archiven lagernde außerordentlich reichhaltige Aktenmaterial zur Kirchenpolitik Josephs II. aufzuarbeiten und ein gerechtes Urteil über ihn anzubahnen. Überblicken wir die jüngsterschienenen Monographien, so können wir uns nicht ganz eines leisen Bedauerns darüber erwehren, daß die Arbeit nicht von vornherein mehr verteilt und organisiert worden ist. Denn wenn auch die einzelnen Forscher bald von der, bald von jener Seite die Sache angefaßt, bald die, bald jene Länder vorzugsweise berücksichtigt haben, so ergeben sich doch recht oft Berührungen und Wiederholungen, da die verschiedenen Maßnahmen der Regierung von denselben Grundtendenzen durchzogen sind und ihr Vorgehen in den Einzelgebieten meist typische Bedeutung für die Gesamtmonarchie hat. Vielleicht könnten die gelehrten Gesellschaften, die Herausgeber von Sammelwerken, die Archivdirektionen usw. beim Auftauchen neuer Aufgaben, bei Inangriffnahme neuer Arbeitspensa sich mehr als bisher miteinander verständigen.

Zunächst wurde unsere Aufmerksamkeit vornehmlich auf Vorderösterreich gelenkt. Auf die 1905 als 16./17. Heft der „Kirchenrechtlichen Abhandlungen" erschienene Arbeit von F. Geier „Die Durchführung der kirchlichen Reformen Kaiser Josephs II. im vorderösterreichischen Breisgau" folgte 1907 im Neujahrsblatt der badischen historischen Kommission die von E. Gothein „Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II.", und jetzt reiht sich das obengenannte vortreffliche Buch von H. Franz an. Von dem reichen Inhalt und der Fülle interessanter Einzelheiten, die hier erschlossen werden, geben die Kapitelüberschriften eine Vorstellung: die Aufhebung des Jesuitenordens in Österreich, Österreich und Baden im Streit um Jesuiten- und Klostergut, die Reformen zur Verstaatlichung des Klerus, die Aufhebung der Bruderschaften, die Klosteraufhebung, die Aufhebung des sog. dritten Ordens und der Waldbrüder, die Pfarreinrichtung, der Religionsfonds. In der Einleitung und dann öfters tritt der Verfasser den Versuchen entgegen, „die neuerdings gemacht wurden, schon Josephs Vorgängerin (Maria Theresia) einen wesentlichen Anteil zuzuweisen an den Umwälzungen, die seine Regierung brachte." Unter den benutzten handschriftlichen Quellen stehen obenan Akten des General-Landes-Archivs von Karlsruhe.

Das kürzlich in dieser Zeitschrift (Bd. 7, S. 365) angezeigte Buch von R. Hittmair versetzte uns dagegen nach Altösterreich, und dahin führt uns nun auch das oben an zweiter Stelle genannte von J. R. Kušej. Es behandelt die von Joseph II. in der kirchlichen Einteilung seiner Länder bewirkte Umwälzung,

und zwar ist für die Pfarr- und Klosterregulierung ausschließlich Innerösterreich („gemeinsame Bezeichnung für die Kronländer Steiermark, Kärnten, Krain, Görz-Gradisca und das Territorium von Triest") in Betracht gezogen, während für die Diözesanregulierung auch die andern Kronländer gestreift worden sind. Im Anhang folgen drei Karten, deren erstere die vorjosephinische Bistumseinteilung Innerösterreichs veranschaulicht, während die zweite die innerösterreichischen Bistumssprengel nach der Regulierung durch Joseph II. und die dritte die gegenwärtigen Bistumssprengel Innerösterreichs vor Augen führt. Ein Blick auf die erste Karte zeigt, wie unglaublich verwirrt vordem die Bistumsverhältnisse Österreichs waren, wie auswärtige Kirchenfürsten über große Gebietsteile die Jurisdiktion ausübten, wie die Sprengel in- und durcheinandergingen, und wir ahnen, wie schwierig da die oberhirtliche Überwachung der Seelsorger sein mußte und wie notwendig und verdienstvoll das Regulierungswerk war. Ein Vergleich der zweiten und dritten Karte dagegen zeigt, daß Joseph II. zu der heutigen kirchlichen Organisation Österreichs den Grund gelegt hat. So hat Kušejs Arbeit auch hohen Gegenwartswert. Mit Recht stellt er seiner Darstellung eine Charakteristik der Kirchenfürsten voran, die Joseph II. bei seinen großzügigen und „bestgemeinten" kirchlichen Reformen unterstützten, z. T. ihm sogar vorarbeiteten. Die Darstellung beruht hauptsächlich auf Akten des Kultusministerialarchivs und des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien.

Zwickau i. S. O. Clemen.

Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient. Herausgegeben von Hans Devrient. Mit 8 Vollbildern. Stuttgart, Carl Krabbe, o. J. (1909). (VII, 456 S.) ℳ 8,50.

Im Jahre 1905 hat uns Hans Devrient aus dem kleinen Archiv seiner Familie die Jugenderinnerungen Thereses zugänglich gemacht; mit wirklicher Freude habe ich dieses Spiegelbild einer guten edlen Seele, das zugleich ein Spiegelbild der vielen Vorzüge und einiger der vielen Schwächen der vormärzlichen Menschen und ihres Lebens ist, hier (Bd. 4, S. 113f.) angezeigt. Der Beifall, den das Buch auch sonst gefunden hat, möge ein Beweis dafür sein, daß die Unterströmung gegen die herrschenden äußerlichen, materiellen, snobbistischen Ideale, auch gegen den unaufrichtigen und aufdringlichen ästhetischen Pseudoidealismus von heute immer mehr im Wachsen ist und Gemüt, Herz, Wahrheit und Offenheit ebenso wieder in ihre Rechte eingesetzt zu werden streben, wie hoffentlich die zurückgedrängte feinere und tiefere geistige Kultur jener Zeit in neuer Form einmal wieder aufleben wird. Zu solcher Wirkung, wenigstens im stillen, kann

in seinem ersten, in jene Zeit zurückreichenden Teil auch der jetzt erschienene Briefwechsel Therese Devrients mit ihrem Gatten, immerhin eine Art Fortsetzung jener mit dem Jahre 1844 abbrechenden Erinnerungen, beitragen. An dieser Stelle kommen beide Publikationen freilich nicht wegen dieser Wirkung auf die Gegenwart, sondern nur als Quellen für eine gar nicht lange und doch weit zurückliegende Vergangenheit in Betracht. Der erste Abschnitt des Briefwechsels: Aus der Berliner Zeit ergänzt noch die Erinnerungen und ist in der geschilderten Richtung ebenso zu verwerten; die beiden folgenden: Aus der Dresdner und Aus der Karlsruher Zeit setzen die Erinnerungen doch in anderer Weise fort, nämlich so, daß der hochgerichtete und hochstrebende Eduard Devrient, der seit 1844 ,,in seine eigentliche Bedeutung einrückte" und ,,sich anschickte, die Geschichte seiner Kunst zu schreiben und selbst durch schwere Kämpfe sich seine Stellung in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst zu schaffen", weitaus im Vordergrund steht. Natürlich interessieren uns die beiden trefflichen Menschen nicht nur in ihrer individuellen Art, sondern besonders auch dadurch, wie sie in ihrem Leben und Sichgeben, in ihren Interessen und Idealen auch Kinder ihrer Zeit sind, so etwa in der aus dem 18. Jahrhundert stammenden Neigung zur Seelenzergliederung (S. 100f.). Dann aber bietet der Briefwechsel reiches Material zur Kenntnis vieler anderen Menschen jener Zeit und damit dieser selbst. Das Theater steht im übrigen, wie erklärlich, durchaus an erster Stelle, aber wir erhalten doch viele Einblicke in das geistige und künstlerische Leben überhaupt. Ein Blick in das Register lehrt, welche Fülle von Gestalten, und darunter zahlreiche außerordentliche und bedeutende Zeitgenossen, in diesem Briefwechsel an uns vorüberzieht. Weiter bieten Eduards Briefe vielfach interessante Reisebilder, und häufig erfreuen die frischen Urteile über Menschen und Dinge.

Georg Steinhausen.

Friedrich Weidner, Gotha in der Bewegung von 1848. Nebst Rückblicken auf die Zeit von 1815 an. Gotha 1908, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft. (XIX, 265 S.) ℳ 4,50.

Die Schrift — dem Titel nach sich nur mit landesgeschichtlicher Forschung beschäftigend — verdient doch auch über die Grenzen des coburg-gothaischen Landes hinaus volle Beachtung, denn sie nimmt in geschicktester Weise Bezug auf die politischen Verhältnisse in den übrigen deutschen Ländern und zeigt dann, wie sich diese in Gotha widergespiegelt haben. Der I. Teil ist ganz dem Rückblick auf die Zeit von 1815—48 gewidmet, die für Gotha dadurch von größter Wichtigkeit war, daß damals das Herzog-

tum nach dem Aussterben des gotha-altenburgischen Herzogshauses an die Linie Coburg-Saalfeld kam. Mit besonderer Ausführlichkeit ist sodann in diesem Teile die Vorgeschichte des Zollvereins behandelt, da Ernst Wilhelm Arnoldi, der Begründer der ersten deutschen Feuer- und der ersten deutschen Lebensversicherungsbank, ein eifriger Vorkämpfer des Zollvereinsgedankens, in Gotha lebte und wirkte. Zahlreiche, wenig bekannte Einzelheiten werden dabei erwähnt. Hierauf wird die alte Feudalverfassung des Gothaer Ländchens einer eingehenden Beleuchtung unterzogen, und dabei werden auch Streiflichter auf die Verfassungen der übrigen deutschen Staaten geworfen. — Der II. Teil behandelt die Bewegung von 1848/49 selbst — ein Sturm im Glase Wasser, der durch das geschickte Auftreten des Herzogs Ernst II. unblutig verlief. Die sich daran anschließende Behandlung der Verfassungsfrage in Coburg und Gotha sowie der Domänenfrage in letzterem Lande ist mehr von lokalem Interesse, dagegen gestattet die Stellungnahme Gothas zur deutschen Frage sowie die Behandlung der Mediatisierungs- und thüringischen Einigungsbestrebungen wieder tiefere Einblicke in das weitere politische Leben jener Zeit.

Der Autor hat sein außerordentlich reiches Material mit großem Fleiße in den Archiven Coburgs und Gothas, in den Aktenbeständen des Landtags, der Landrats- und Justizämter und in den Erzeugnissen der Tagespresse aufgesucht, und deshalb kann sein Buch auf quellenmäßige Richtigkeit Anspruch machen. Der Darstellung haftet zwar ein gewisser Lokalpatriotismus an, doch ist dabei immer die vollste Objektivität gewahrt worden. Auch das dürfte dem Werke zur Empfehlung gereichen.

M. Berbig.

R. Henneberg u. B. Henneberg, Geschichte der Familie Henneberg (Braunschweig). Als Manuskript gedruckt. Gießen 1909, Hof- und Univ.-Druckerei (O. Kindt). (483 S.)

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in demselben Jahre die Geschichten zweier Familien geschrieben wurden, die verwandtschaftlich miteinander eng verbunden waren. Ich meine die in zwei geradezu luxuriös ausgestatteten Bänden erschienene und von Arend Buchholz besorgte Geschichte der Familie Lessing und die oben im Titel angeführte Geschichte der Familie Henneberg. Die letztere soll hier in Kürze besprochen werden, da es außer Zweifel steht, daß derartige sorgfältig zusammengestellte Familiengeschichten einen großen kulturhistorischen Wert besitzen. Da sie meist nicht in den Handel kommen, so entgehen sie leider der Kenntnis vieler Forscher und Interessenten, eine Tatsache, die in hohem Grade zu beklagen ist.

Wir können aber den beiden Herausgebern nicht dankbar genug sein, daß sie uns mit dieser wertvollen Gabe beschenkt haben. Das 483 Seiten umfassende Werk zerfällt in 25 Kapitel. Nach einigen Vorbemerkungen wird der Name H., das Wappen der Familie usw. besprochen. Die Nachrichten über die verschiedenen Familienmitglieder gehen über das gewöhnliche Interesse weit hinaus. Denn die Familie H. hat seit weit über hundert Jahren zu dem braunschweigischen Postwesen in engen Beziehungen gestanden. Besonders wertvoll sind die Mitteilungen infolge der Verheiratung von Lessings Stieftochter Amalie König mit dem Postrat G. C. A. Henneberg. Auf S. 208f. finden sich bisher nicht bekannte Notizen über Eva König, die spätere Frau Lessings (geb. 1736, gest. 1778), besonders über ihre Reisen, die ihre Briefe an Lessing in mehrfacher Beziehung ergänzen. — Als Staatsbeamte zeichneten sich aus: der Präfekt Fried. Lud. Chr. Henneberg, als Künstler der Historienmaler Rudolf H. und als Gelehrter der berühmte Göttinger Agrikulturchemiker Wilhelm Henneberg, dessen klassische Arbeiten für immer mit Hochachtung genannt werden; diese nur seien besonders hervorgehoben, ohne der anderen hier gedenken zu können.

Beigegeben ist dem Werk ein übersichtlicher Stammbaum, ein Verzeichnis der wertvollen elf Bilder, u. a. des Bildes von Eva König (gemalt von Desmarées), ferner eines der Mitglieder der Familie H. sowie ein solches der sonstigen in der Familiengeschichte vorkommenden Namen.

Erwähnt sei noch eine Arbeit Prof. B. Hennebergs, des einen Herausgebers „Zum Todestage Lessings“ (Vossische Zeitung, Nr. 75 vom 14. Febr. 1909).

Erich Ebstein.

Preisaufgabe. Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt eine fünfte Preisaufgabe aus mit einem 1. Preis von 1500 Mark, den Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Imelmann-Berlin gestiftet hat, und mit einem 2. Preis von 1000 Mark, dessen Stiftung Prof. Dr. Walter Simon-Königsberg, Direktor A. von Gwinner-Berlin und Dr. Ludwig Jaffé-Berlin verdankt wird. Das von Prof. Dr. Vaihinger-Halle formulierte Thema lautet: „Kants Begriff der Wahrheit und seine Bedeutung für die erkenntnistheoretischen Fragen der Gegenwart“. Preisrichter sind die Professoren Otto Liebmann-Jena, Richard Falckenberg-Erlangen und Paul Menzer-Halle. Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind gratis und franko zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

AUS DEM BRIEFWECHSEL DER MARKGRÄFIN ISABELLA VON ESTE-GONZAGA.

VON FRIEDRICH VON BEZOLD.

Zu den kostbarsten Quellen für die Sittengeschichte der italienischen Renaissance gehört ohne Zweifel die in seltener Vollständigkeit erhaltene Korrespondenz der Markgräfin Isabella von Mantua (1474—1539), die im Kreis ihrer Bewunderer gelegentlich als „die erste Dame der Welt" (la prima donna del mondo) gepriesen worden ist. Der Briefwechsel der geistvollen und liebenswürdigen Fürstin wirft auf ihren vielverschlungenen Lebensweg das hellste Licht und enthüllt uns neben einer Vielseitigkeit der Begabung und der Interessen, wie sie selbst unter der vornehmsten Frauenwelt jenes Zeitalters ihresgleichen sucht, oft genug auch die schwer zugänglichen Regionen des innersten Empfindens. Seit einer Reihe von Jahrzehnten bemühen sich zwei hochangesehene italienische Gelehrte, Alessandro Luzio und Rodolfo Renier, um die volle Erschließung dieses Schatzes[1]), nachdem schon früher die besonders engen Beziehungen Isabellas zur bildenden Kunst ihrer Epoche die Aufmerksamkeit der modernen Forschung auf sich gezogen hatten. Diese bekannteste Seite ihrer Tätigkeit — denn sie spielt dabei eine höchst aktive Rolle — soll hier nicht näher berührt werden. Mir kommt es vielmehr darauf an, aus der Fülle von Vertraulichkeiten und Indis-

---

[1]) Zusammenstellungen ihrer in verschiedenen Zeitschriften niedergelegten Arbeiten bei R. Saitschick, Menschen und Kunst der ital. Renaissance, Ergänzungsband (Berlin 1904), S. 232f. und bei J. Cartwright, Isabella d'Este I (London 1907), S. XIIIf. Hierzu die neueren wichtigen Veröffentlichungen: A. Luzio, Isab. d'Este ne' primordi del papato di Leone X e il suo viaggio a Roma nel 1514—1515 (Archivio storico lombardo IV. 5 = Jahrg. XXXIII, Mailand 1906); Derselbe, Isab. d'Este e Leone X (Archivio storico italiano V. 40, Florenz 1907; V. 44, Flor. 1909). Leider waren mir verschiedene Zeitschriften, so die Rivista storica mantovana und das Emporium, nicht zugänglich. Während der Korrektur konnte ich eben noch das jetzt übersetzte Buch von Chłędowski (Der Hof von Ferrara, Berlin 1910) einsehen; vgl. dort besonders S. 422ff.

kretionen, die, manchmal zu unserem gerechten Erstaunen, im Archiv der Gonzaga gewissenhaft vor dem Untergang bewahrt worden sind, einzelne Züge und Tatsachen zur Charakteristik der damals führenden Kulturnation, ihrer sittlichen Haltung und ihres gesellschaftlichen Tons herauszuheben. Denn hier finden wir uns in der leibhaftigen Welt, von der uns Bücher wie der Cortegiano oder die Asolani trotz aller persönlichen Erfahrung und Gewöhnung ihrer Verfasser doch immer nur ein fein abgestimmtes und sozusagen unwillkürlich idealisiertes Abbild geben können und geben wollen. Aus den mantuanischen Briefen redet zu uns gewiß nicht immer, aber doch nicht selten ganz unvermittelt eine Sprache, die von der Absicht die Gedanken zu verbergen so weit als möglich entfernt ist. Und die Bedeutsamkeit dieser Enthüllungen wird noch dadurch erhöht, daß sie uns in das Seelenleben einer Frau blicken lassen, deren außergewöhnliche Persönlichkeit und makelloser Ruf in der gefährlichsten Gesellschaft ihrer italienischen Zeitgenossen für beinahe unantastbar gegolten haben. Nur ganz vereinzelte literarische Stimmen wagen sich feindselig an sie heran, und es gereicht ihr vielmehr zur Ehre, wenn ein Pietro Aretino sich für ihre offenkundige Mißachtung durch einige rohe Verse aus seiner schmutztriefenden Feder zu rächen versucht.

Isabella, das erste Kind aus der Ehe des Herzogs Ercole von Ferrara mit der Aragonesin Eleonora, war durch ihre Eltern mit zwei Dynastien verwachsen, über deren Geschichte tiefe, blutige Schatten lagern. Eine der furchtbarsten Familientragödien, die das Haus Este aufweist, hat sie als gereifte Frau an dreien ihrer Brüder miterlebt. Und ihr mütterlicher Großvater, König Ferrante I. von Neapel, wurde als der grausamste italienische Herrscher seiner Zeit anerkannt, welcher Ruf in der Tat nicht wenig besagen will. Von einem Nachwirken dieser doppelten Belastung ist nun bei der ferraresischen Fürstentochter kaum irgend eine Spur zu entdecken. Dagegen erinnert so manches in ihrem Wesen an die leicht aufwallende Gemütsart der väterlichen Familie und an den stolzen Geist ihrer halbspanischen Mutter. Ihre Geduld ist leicht erschöpft, wovon namentlich die Korrespondenz mit Künstlern und Dichtern kräftiges Zeugnis ablegt. „Da

wir von begehrlicher Natur sind", schreibt sie einmal, „sind uns die Dinge um so lieber, je schneller wir sie haben."[1] Dagegen fühlt sie sich völlig frei von einer Haupteigenschaft des Hauses Este; „Gold aufzuhäufen lag niemals in meiner Art", bekennt sie noch als alte Frau ihrem Sohn Federico.[2] Überhaupt spricht ihr mit vollem Recht Jakob Burckhardt die „heroische Ader" der großen Italienerinnen von damals zu[3], obwohl sie niemals wie Caterina Sforza ihr Leben buchstäblich in die Schanze geschlagen hat. Dafür bewährt sie, mit kaum siebzehn Jahren bereits in das Getriebe der Politik hineingezogen, auf diesem schlüpfrigen Boden eine mit hoher Energie gepaarte Klugheit, bei deren Betätigung freilich zuweilen ein gewisses Maß von Perfidie mitunterläuft. Unser Wissen von ihrer politischen Wirksamkeit ist erst neuerdings wieder durch sehr wertvolle Mitteilungen Luzios bereichert worden, aber noch lange nicht vollständig. Wenn sie sich schon in ledigen Jahren den tapfern Wahlspruch: „Nec spe nec metu" ausdenkt, so bezieht sich dies freilich gewiß nicht allein auf die Politik. Denn der tägliche Kleinkrieg des Hoflebens stellte vielleicht die Menschenkenntnis und Charakterfestigkeit der Hauptpersonen auf nicht minder harte Proben als die unablässigen Erschütterungen des staatlichen Daseins. Man denke sich inmitten all dieser Erregungen ein so erregbares und tatkräftiges Wesen wie Isabella von Este, von der Natur fast überreich ausgestattet, höchst genußfähig und genußliebend, von dem verwirrenden Zauber eines Lebens in Schönheit und Festfreude erfaßt, dabei doch allen Ernstes bemüht, ihr Bestes, sich selbst nicht zu verlieren. Nach dem Urteil berühmter und unberühmter Zeitgenossen hätte sie diese schwerste Aufgabe wirklich gelöst. Als die Sonne, die Tag und Nacht über der mantuanischen Erde erwärmend leuchtet, feiert sie Ariost im Orlando furioso (XIII, 59); er weiß nicht, was er zumeist an ihr rühmen soll, ihre Anmut und Schönheit, ihre

[1]) Giornale storico della letteratura italiana XXI, 249.
[2]) Nuova Antologia CXLVIII, 310.
[3]) J. Burckhardt, II[10] (Leipzig 1908), 117. L. Geiger hat in seinen neueren Ausgaben des berühmten Werks mit vollem Recht der Markgräfin von Mantua mehr Platz eingeräumt, als dies der Verf. selbst ursprünglich getan hatte.

Weisheit und Keuschheit oder ihren Edelmut und Hochsinn.[1]) Der Philosoph Pomponazzi ergeht sich gegen ihren Sohn Ercole in Lobreden über die „heiligste Mutter" (sanctissima mater tua Isabella)[2]). Die seltsamste Verherrlichung widmet ihr aber der Bologneser Jurist Dolfo, der sie als die einzige lebende Frau ohne jede menschliche Schwäche bezeichnet; sie habe alle Leichtfertigkeit und Sinnlichkeit ihres Geschlechts von sich abgetan und verdiene wegen ihrer Tatkraft und Festigkeit nicht der Herde der Frauen, sondern der Genossenschaft der Männer zugezählt zu werden.[3]) Wir sehen, sie wird in aller Form zur „virago" ernannt. Solche Stimmen aus der höfischen Atmosphäre haben freilich an und für sich keine zureichende Beweiskraft. Vor allem muß man sich immer wieder daran erinnern, daß auch an der besten Gesellschaft der Renaissance nach Burckhardts Ausdruck „ein Etwas wie Schamlosigkeit" unser heutiges Empfinden abstoßend berührt. Er meint, wir könnten uns eben das Gegengewicht, die mächtige Persönlichkeit der dominierenden Frauen, nicht mehr vorstellen.[4]) Ob und inwieweit sich nun dieses Gegengewicht wirklich fühlbar gemacht hat, darüber vermag uns doch, wie ich glaube, gerade der Briefwechsel Isabellas und ihres Kreises eine nicht zu unterschätzende genauere Vorstellung zu geben.

Zunächst muß natürlich das Familienleben der Fürstin als ein schwerwiegendes Moment in Anschlag gebracht werden. Man kann den Herrscherhäusern jener Zeit nicht den Vorwurf machen, daß sie die Versorgung ihrer Kinder auf die lange Bank geschoben hätten. So wurde die kleine Isabella (geboren 18. Mai 1474) schon im April 1480 mit dem vierzehnjährigen Thronerben von Mantua verlobt; der weit ältere Lodovico Sforza kam mit seiner Werbung zu spät und mußte sich mit der fünfjährigen Schwester Beatrice begnügen. Noch eiliger hatten es die Eltern mit ihrem ältesten Sohn Alfonso, der im Juli 1476 geboren, bereits im Mai 1477 zum künftigen Gatten der Nichte Lodovicos, Anna Sforza, bestimmt worden war. Isabellas Brautstand dauerte

[1]) Vgl. außerdem Orlando furioso XXIX, 29; XLII, 84.
[2]) Giorn. stor. VIII, 379f.
[3]) Arch. stor. lomb. II. 7 (= Jahrg. XVII), 645.
[4]) Burckhardt a. a. O. S. 118f.

beinahe zehn Jahre; wir besitzen noch welche von den Briefchen, die sie an ihren Verlobten richtete, so eines mit der zierlichen Wendung, das Eintreffen seiner Schreiben und Geschenke habe sie gesund gemacht, nachdem sie aber gehört habe, er wolle sie in ihrer Krankheit besuchen, möchte sie fast wünschen, wieder krank zu sein. Sie galt für ein richtiges Wunderkind; als sie dreijährig nach Neapel kam, erklärte der Prinz Federico, wenn er nicht ihr Onkel wäre, würde er sie heiraten. Am 12. Februar 1490 hielt sie mit dem vierundzwanzigjährigen Gian Francesco Gonzaga Hochzeit in Ferrara, mit all dem Glanz, für den auch bei den kleinsten Dynastien die Mittel jederzeit aufgebracht wurden. Ihre Eltern waren beide noch am Leben, dagegen Vater und Mutter ihres Gemahls, der seit 1484 als regierender Markgraf in Mantua waltete, bereits gestorben. Dies schuf der jungen Fürstin von vornherein eine erwünschte Freiheit der Bewegung, von der sie bald genug einen recht ausgedehnten Gebrauch gemacht hat, indem sie gleichzeitig mit dem eigenen Vaterhaus nach wie vor die innigste Verbindung pflegen und sich dadurch einen kräftigen Rückhalt sichern durfte. Im übrigen knüpfte sie sogleich ein enges Freundschaftsverhältnis zu ihrer etwas älteren Schwägerin Elisabeth, die seit 1488 mit dem Herzog Guidubaldo von Urbino vermählt war; zu den beiden Frauen gesellte sich als die Dritte im Bund die anmutige Emilia Pia, Gattin eines Bastards aus dem urbinatischen Haus.[1]) Elisabeth und Emilia sind bekanntlich in Castigliones Cortegiano als Beherrscherinnen des auserlesensten höfischen Kreises verewigt worden. Nachdem noch im Winter 1490/91 kurz nacheinander Isabellas Geschwister Beatrice und Alfonso mit Lodovico und Anna Sforza die Ehe geschlossen hatten, war der neue Verwandtenkreis fertig umgrenzt, in dem sich die Markgräfin von Mantua fürs erste heimisch machen mußte.

Das Wichtigste, das Zusammenleben mit ihrem Gemahl, schien zunächst ein reines und nicht leicht zu trübendes Glück zu versprechen, so stark auch der Gegensatz der beiden Persönlichkeiten schon äußerlich zur Erscheinung kam. Isabella, deren

[1]) Vgl. Luzio e Renier, Mantova e Urbino (Turin 1893) S. 32 ff.

Schönheit[1]) in der glücklichsten Vereinigung mit entzückender Natürlichkeit und sicherem Selbstgefühl mehr und mehr ihren vollen Zauber entfaltete, war offenbar ihrem häßlichen Francesco Gonzaga von ganzem Herzen zugetan. Der Markgraf, dessen derbe Gesichtszüge mit den wulstigen Lippen an einen Mulatten, wenn nicht gar an einen Neger erinnern, lebte doch zu sehr in seiner Welt des Kriegshandwerks und der politischen Intrige, um sich dauernd durch die feinere Art seiner jungen Frau und ihres vergeistigten Lebensgenusses fesseln zu lassen. Obwohl in der guten Bildungsatmosphäre der Gonzaga aufgewachsen, blieb er doch im innersten Grund der rohe und geschäftslüsterne Kondottiere, dem mit der Zeit die einleuchtende Überlegenheit seiner Gattin selbst auf dem Gebiet des Staatslebens und der Diplomatie unheimlich zu werden anfing. Jedenfalls atmen aber ihre Briefe an ihn aus den Anfangsjahren trotz der vorschriftsmäßigen Beobachtung der Titulatur und der Anrede mit „Vostra Signoria“ eine aufrichtige und zärtliche Ergebenheit, und die Innigkeit des Verhältnisses befestigt sich noch mit der Geburt der Kinder. Isabella sah ihrer ersten Niederkunft unter den schwersten Gemütsbewegungen entgegen. Obwohl Francesco ihr den Tod der Mutter († 11. Oktober 1493) zu verheimlichen suchte, bekam sie doch davon Nachricht, „entweder durch Unvorsichtigkeit oder aus berechneter Bosheit.“ Sie hielt sich tapfer „per conservare la creatura“, verbarg jedoch keineswegs ihre große Enttäuschung, als sie am 31. Dezember sehr gegen ihren Wunsch einer Tochter das Leben schenkte. „Nachdem es nun einmal Gott so gefallen hat“, schrieb sie dem Vater, „werde ich sie lieb haben.“[2]) Die gleiche Erfahrung wiederholte sich noch einmal (1496), und erst im elften Jahr der Ehe (17. Mai 1500) erschien der heißersehnte Stammhalter Federico, zu dessen Taufe als vornehmste Paten Kaiser Maximilian und Cesare Borgia ihre Vertreter sandten. Man kann sich denken, mit welcher Liebe und mit welchem Stolz Isabella auf „unsern schönen Sohn“ blickte, denn auch äußerlich schlug er ganz der Mutter nach, ohne einen Zug der väterlichen Physiognomie. Sie berichtet

[1]) Eine sogenannte klassische Schönheit war sie freilich nicht.
[2]) Vgl. L. R., Mantova S. 68ff; Arch. lomb. XVII, 380f.

einmal dem abwesenden Francesco, wie der Knabe oft nach dem „Pa" rufe und sich seiner erinnere; sie bittet von Ferrara aus den Gemahl, den Kleinen in ihrem Namen hundertmal zu küssen. Die ganze Grazie dieses jungen Familiendaseins tritt aber doch schon früher in dem originellen Briefchen zutage, das die Mutter von der anderthalbjährigen Leonora an den im Feld weilenden Francesco richten läßt (25. August 1495). „Essendo in la cuna, hora tetando et hora zugando in li brazi de la mia Illma genitrice", hört sie immerfort davon singen und sagen, wie ihr siegreicher Vater die Franzosen verjagt und ganz Italien von den Barbaren befreit; schlau genug fügt sie ihrem kindlichen Glückwunsch die Bitte bei, ihr doch den Hof von Campitello zum Geschenk zu machen, und unterzeichnet: „filia obsequentissima adhuc lactans."[1])

Dies bezieht sich auf den freilich nur vorgeblichen, nicht wirklichen Sieg des Gonzaga über den aus Italien abziehenden König Karl VIII. bei Fornovo (am Taro, 12. Juli 1495), und damit erinnern wir uns wieder der Tatsache, daß die Verbindung des mantuanischen Fürstenpaars von Anbeginn unter dem Zeichen der endlosen staatlichen Umwälzungen steht, die über Italien eben damals hereinbrachen und auch die vertrautesten Beziehungen der Familie und des Freundeskreises fortwährend in Unruhe brachten. Die zwanzigjährige Markgräfin, „Isabella da Este da Gonzaga", wie sie sich wohl unterschrieb, hatte zuerst als echte Ferraresin die französische Invasion mit offener Sympathie begrüßt. Als aber Karl VIII. in Neapel einzog und ihr Gemahl den Oberbefehl über die italienischen Streitkräfte übernahm, wurde auch sie von dem Aufflackern eines nationalen Hasses gegen die „Barbaren" ergriffen.[2]) Seither treten nacheinander oder nebeneinander die wechselvollen Schicksale Mailands und Neapels, des Kirchenstaats, Venedigs, der Höfe von Ferrara und Urbino in ihren unmittelbaren Gesichtskreis, während mehr als einmal auch ihr eigener Fürstensitz bedenklich ins Wanken gerät. Politisches und Persönliches erscheint dabei oft untrennbar verwachsen, aber in der harten Schule der Staatsräson lernt

[1]) Arch. stor. ital. V. 6, 245. [2]) Ebd. S. 209f.

sie die Kraft, sich auf niemanden zu verlassen, wird sie nach Luzios Ausdruck zum „Machiavelli in gonnella.“[1]) „Bei der Gründung von Staaten“, schreibt sie 1502 dem Gemahl, „sieht man nicht auf die Interessen des Genossen noch auf Feindschaften, die früher bestanden haben.“[2]) Luzio geht einmal dem verlockenden Gedanken nach, sich die möglichen Folgen einer Verbindung Isabellas mit dem Moro vorzustellen, der ja zu spät um sie geworben hatte.[3]) Ob sie mit all ihrer Intelligenz und Kühnheit die Kraft besessen hätte, diesen Unfaßbaren zu fassen und zu leiten, muß natürlich dahingestellt bleiben. Daß aber einer so ungewöhnlichen Begabung ein größeres Feld der Tätigkeit gebührt hätte als die Enge von Mantua, steht ebenso außer Zweifel wie die Wahlverwandtschaft, die sie zu einer so glänzenden und hochstrebenden Herrennatur hinziehen mußte. Obwohl ihre Schwester Beatrice in ihrer stürmischen Art sich sofort die Herrschaft nicht nur über die Mode, sondern auch über die Politik des Mailänder Hofs und selbst über den unergründlichen Gemahl zu erobern schien, entspann sich doch zugleich zwischen ihm und seiner Schwägerin ein eifrig gepflegter Verkehr, dessen galante Tonart in dem Briefwechsel des „liebsten Bruders“ mit der „liebsten Schwester“ von Mantua deutlich durchklingt. Er freut sich ihrer eigenhändigen Schreiben, als des sichersten Zeichens ihrer Liebe, und will jede Woche einen reitenden Boten schicken, um ihre Briefe zu holen; sie schreibt ihm, wie wunderlich es ihr nach der Trennung von ihm zu Mute sei, wie die rauschenden Festlichkeiten ohne ihn ihr nur das halbe Vergnügen machten.[4]) Bezeichnend für seine Beobachtungsgabe ist der Scherz, den er dem Bericht über einen tollen Streich seiner jungen Gemahlin beifügt. Beatrice hatte mit ihrer Nichte, der Herzogin,

---

[1]) Arch. lomb. XXVIII (=III. 15), 154; auf die vortreffliche Charakteristik Isab. in dem hier veröffentlichten Vortrag Luzio's (Isab. d'Este e la Corte sforzesca) möchte ich noch besonders aufmerksam machen.

[2]) Arch. stor. ital. Appendice II (Flor. 1845), 260f.

[3]) Arch. lomb. a. a. O. S. 147.

[4]) Arch. lomb. XVII, passim (Luzio e Renier, Delle relazioni di Is. d'Este Gonzaga con Ludovico e Beatrice Sforza); XXVIII, 147f.; zuweilen begrüßt Is. den Moro auch als „Vater“, ebd. XVII, 665; Giorn. stor. XXXV, 256A 1.

einen Regentag dazu benützt, um unerkannt in Person Einkäufe zu machen, und sich dabei in ein bedrohliches Wortgefecht mit andern Weibern verwickelt; Lodovico meint, in Isabellas Begleitung könnte sie künftig einen solchen Gang eher wagen, denn sie sei herzhaft genug, um auf die Schimpfereien eines solchen Weibs mit einem Messerstich zu antworten.[1]) Vielleicht glaubte der Moro, der stets soundso viele Eisen im Feuer hatte, doch aus diesem zarten Verhältnis gelegentlich auch politisches Kapital schlagen zu können. Jedenfalls hatten, wie wir jetzt durch Luzio wissen, die Galanterien des Sforza und das Kokettieren der Markgräfin mit ihrem interessanten Schwager allmählich recht bösartige Klatschereien zur Folge, die in Mailand und Venedig umliefen, ihrem Gemahl und ihrem Vater zu Ohren kamen und auf den Moro selbst und einen seiner Gesandten zurückgeführt wurden.[2]) Da die Sache 1499, kurz vor dem Zusammenbruch der Herrschaft Lodovicos, spielt, dürfte auf ihn die tiefe Verstimmung eingewirkt haben, in die er durch den unablässigen politischen Frontwechsel seines mantuanischen Schwagers versetzt wurde. Wenn trotz alledem Isabella ihre Freundschaft für den Sforza noch nicht aufgeben wollte, so spielten bei ihr gewiß gleichfalls politische Rücksichten mit. Nachdem ihn Francesco 1499 tatsächlich an Frankreich verraten hatte, kehrte der Vertriebene ein letztes Mal nach Mailand zurück (4. Februar 1500). Gleich am nächsten Tag sandte er der „liebsten Schwester" einen überraschend ausführlichen Bericht über das erfreuliche Ereignis, da er ihrer aufrichtigen Teilnahme an seinem Schicksal gewiß sein dürfe. Darin täuschte er sich nicht. Seine fürstlichen Korrespondentinnen haben niemals, wie man früher vermuten wollte, eine Art von Frauenliga zu seinen Gunsten dargestellt.[3]) Aber Isabellas Glaube an den wunderbaren Menschen belebte sich sofort aufs neue bis zu einem Grad, der für die Markgrafschaft Mantua beinahe lebensgefährlich geworden wäre. Im vollen Gegensatz zu der halben und zögernden Politik ihres Gemahls

---

[1]) Arch. lomb. XVII, 110f.
[2]) Ebd. XXXIII (= IV. 5), 109f.
[3]) Pélissier, Les amies de Ludovic Sforza et leur rôle en 1498—1499 (Revue historique XLVIII, 1892).

schrieb sie dem Kardinal Ascanio Sforza, sie möchte am liebsten selbst nach Mailand fliegen und am Krieg teilnehmen. Der Kardinal erwiderte mit leichtem Spott, man würde doch das Kommen des Markgrafen vorziehen. Schnell genug erreichte dann den Herzog sein unwiderrufliches Schicksal; jetzt galt es nur mit allen Mitteln der Rache der Franzosen an dem eigenen Haus und Staat vorzubeugen, und hier erwies sich Isabella wieder trotz ihrer Todesangst als ein rechter „Machiavelli im Weiberrock."[1]) Ihre Sympathie für den Sforza hat sie später auch auf seinen Sohn übertragen, wie sie gleich nach der Katastrophe sich sogar der jetzt schutzlosen Maitressen Lodovicos, Cecilia Gallerani und Lucrezia Crivelli, liebevoll annimmt.

Darin liegt eben der unendliche Reiz dieser fürstlichen Frauengestalt, daß sie niemals ganz zur virago geworden ist, sondern unter der ihr aufgenötigten Mannesarbeit der Staatsverwaltung und auswärtigen Politik sich den Adel echter Weiblichkeit nicht zerstören läßt. Ihre Freundschaft mit dem Moro hatte sie nicht abgehalten, soweit es in ihren Kräften stand, dem ärmsten Opfer seines Ehrgeizes, der Gemahlin seines Neffen Giangaleazzo, Isabella d'Aragona, herzliche Zuneigung und Trost zu spenden, während ihre eigene Schwester Beatrice die Bedauernswerte noch im Unglück haßte und verfolgte. Inzwischen war bei dem jähen Abreißen der mailändischen Beziehungen bereits ein neues Gestirn am politischen Himmel Italiens heraufgezogen, dessen unheimliche Annäherung dem Haus Gonzaga vollends jede Ruhe verscheuchen mußte.[2]) Der furchtbare Cesare Borgia begrüßte wohl auch in seinen Briefen die Markgräfin als Gevatterin und Schwester, als ihr jüngerer Bruder, aber von einer Wiederholung der Galanterien des Sforza gegen die schöne Verbündete war hier keine Rede. Für den Sohn Alexanders VI. lag das Schwergewicht doch offenbar in der Tatsache, daß Francesco Gonzaga trotz seiner berühmten Unzuverlässigkeit mit einer einzigen Unterbrechung durchaus ein gutes Verhältnis zu dem gefährlichen „Gevatter" aufrecht zu erhalten suchte. Selbst nach dem Sturz des Borgia blieben die beiden in freundschaftlichem brief-

[1]) Vgl. Arch. lomb. XVII; XXVIII.
[2]) Vgl. Yriarte, César Borgia II (Paris 1889), 256ff.

lichen Verkehr. Isabella dagegen scheint niemals über ein Gefühl der Angst weggekommen zu sein, das ihr jeder Schritt des „Herzogs der Romagna" neu beleben mußte; zu einer wirklichen Vertraulichkeit (domestichetia) mit dem schrecklichen Mann konnte sie, wie sie ihrem Bruder Ippolito schreibt, nicht gelangen.[1]) Zertrat doch Cesare auf seinem erbarmungslosen Weg zur Größe das Glück der von ihr ins Herz geschlossenen Schwägerin Elisabeth und ihres Gemahls, des Herzogs von Urbino (1502). Gleichzeitig bestrebt sich aber der Borgia, das Familienband, das die Gonzaga mit seiner Person verknüpfte, noch fester anzuziehen; Federico, sein Patenkind, sollte mit der ihm kürzlich geborenen Tochter vermählt und als „Mitgift" einem Bruder des Markgrafen der längst ersehnte Kardinalshut zuteil werden.[2]) Vergessen wir nicht, daß eben im Februar 1502 Lucrezia Borgia die Gattin Alfonsos von Este geworden war. In diesen schicksalsvollen Zeiten mußte Isabella die ganze Kraft ihres Geistes und Willens zusammennehmen, um die verschiedenartigsten Konflikte von Pflicht und Neigung nur halbwegs mit Ehren zu bestehen. Bei der Hochzeit des Bruders mit der berüchtigten Tochter des Papstes scheint es ihr nicht schwer gefallen zu sein, als die eigentliche Königin des Festes alles zu überstrahlen. Sie antwortet auf die offizielle Begrüßung des venezianischen Gesandten mit der Eleganz eines geschulten Redners, nicht ohne einen effektvollen Hinweis auf ihren Gemahl als den erprobten Verteidiger Italiens. Sie zeigt beim Anhören einer schmutzigen plautinischen Komödie ihr Mißfallen in einer deutlichen und doch feinen Weise. Sie läßt sich im engeren Kreis auf vieles Bitten als bewunderte Meisterin des Gesangs und Lautenspiels vernehmen.[3]) Wenige Monate später bietet sie alles auf, um dem aus Urbino vertriebenen Herzogspaar Zuflucht und Hilfe zu schaffen. Aber sie warnt auch Francesco, der deshalb zum Franzosenkönig nach Mailand gereist war, wegen gewisser abfälliger Äußerungen über Cesare, der sich ja nicht scheut, seinen eigenen Blutsverwandten nach dem Leben zu trachten. Francesco soll bei seinen Mahlzeiten vor Vergiftung auf der Hut sein, denn sie wacht „eifersüchtig" über

[1]) Arch. stor. dell'Arte I, 4ff. [2]) L. R., Mantova S. 196ff.
[3]) Ebd. S. 114ff.

sein Leben, „das ich höher schätze als mein eigenes oder unsern Staat“; lieber mag er mit ihr zürnen, „als daß ich Ursache haben müßte, mit unserem Kleinen Tränen zu vergießen.“ In einer eigenhändigen Nachschrift bittet sie ihn noch, nicht darüber zu spotten und zu sagen, daß die Frauen feig seien und sich immer fürchteten, „denn die Bosheit dieser Menschen ist viel größer als meine Angst und Euer Mut.“ Man fühlt, wie ihr die Worte von Herzen kommen. Kurz vorher war ein Sendbote des Gefürchteten in Mantua erschienen, dessen Gebahren ihr Verdacht erregte. Sie bittet den Gemahl um einen Brief, der sich unbedenklich vorzeigen läßt; weil das endlich eingehende Schriftstück aber nicht ganz ihren Wünschen entspricht, trägt sie kein Bedenken, dem Vertreter des Borgia eine gefälschte Kopie ohne die gefährlichen Wendungen in die Hand zu geben, nachdem das Papier vorher „etwas beschmutzt“ worden ist, um die Fabrikation an Ort und Stelle unkenntlich zu machen.[1]) Francesco hatte sich unterdessen wirklich in der Entrüstung über das Schicksal seiner Schwester dazu hinreißen lassen, den Räuber von Urbino, der ebenfalls nach Mailand kam, als einen Priesterbastard zu schmähen; er erklärte sich bereit, im Zweikampf mit Schwert und Dolch Italien von diesem Feind zu befreien, was aber infolge der Vermittlung Ludwigs XII. unterblieb. Die rührende Versöhnung der beiden Fürsten zog dann freilich die Kündigung des Mantuaner Asyls für den unglücklichen Guidubaldo und seine Gemahlin nach sich. In diesen Monaten höchster Erregung spielt sich nebenbei ein Handel ab, dessen sich die Markgräfin selbst nicht wohl rühmen konnte. Sie bemüht sich und es gelingt ihr auch, aus dem von Cesare eingezogenen Besitz ihres urbinatischen Schwagers eine antike Venus und einen modernen Cupido (von Michelangelo) zu erwerben, und zwar durch Vermittlung ihres Bruders, des Kardinals Ippolito, der die Stücke scheinbar für sich, nur im Notfall mit Nennung der wirklichen Auftraggeberin erbitten soll. Guidubaldo, der wohl oder übel in diesen Schritt eingewilligt hatte, hoffte nach seiner Wiedereinsetzung vergebens auf die Rückerstattung seiner

---

[1]) Ebd. S. 136ff.

Schätze, welche Zumutung Isabella als etwas ganz Unbegreifliches ablehnte.[1]) Wir sehen, wie ihre Kunstleidenschaft mitten in der bedrohlichsten Krisis sich über alles, auch über das natürliche Empfinden für ihre Nächststehenden hinwegsetzt. Wenige Jahre später sollte der greise Mantegna die ganze Härte zu fühlen bekommen, deren diese „natura appetitosa" fähig war, wenn es galt, ihre Sammlungen zu bereichern. Damals, zu Ende des Jahres 1502, fand sich die Markgräfin, während Francesco dem Hoflager des Königs nach Frankreich folgte, allein den unberechenbaren Schachzügen des eben im vollen Staatsgründen begriffenen Borgia gegenüber. Umsonst war ein rührender Brief, in dem sie den Gatten durch den Kindermund des kleinen Federico beschwören läßt, heimzukehren.[2]) Statt dessen sandte ihr am 1. Januar 1503 Cesare einen Bericht von der heimtückischen Überwältigung seiner verräterischen Unterbefehlshaber in Sinigaglia. Die berühmte Antwort, mit der ihm Isabella ein „ärmliches" Geschenk von hundert Masken zur „Erholung" von seinen „glorreichen Unternehmungen" zugehen ließ,[3]) ist wohl gar als feine Verspottung gedeutet worden.[4]) Ich halte es aber für ausgeschlossen, daß eine Menschenkennerin wie sie angesichts des warnenden Falles von Urbino es gewagt haben sollte, auch nur ganz versteckt irgend etwas wie Ironie in ihre Worte zu legen. Man denke nur, daß sie in dem nämlichen Brief von dem Abschluß der geplanten Verbindung ihres Federico mit Cesares Tochter spricht, und daß er in seinem Dankschreiben diesen Punkt durchaus zustimmend berührt.

Wohl behielt die von Isabella hochverehrte mantuanische Klosterfrau Osanna Andreasi mit ihrer tröstlichen Prophezeiung recht, Cesares Macht werde nur ein Strohfeuer sein. Alles fiel

---

[1]) Vgl. Arch. stor. dell'Arte a. a. O.

[2]) Ich kenne diesen Brief nur aus der Anführung bei Cartwright I, 242, da mir die Abhandlung von Luzio über Isabellas Lehrer nicht zugänglich war.

[3]) Das Schr. Cesare's vom 1. Jan. 1503 L. R., Mantova S. 133 A. 1; ihre Antwort vom 15. Jan. und sein Dank vom 1. Febr. bei Gregorovius, Lucrezia Borgia, im Anhang veröffentlicht.

[4]) E. Rodocanachi, La femme italienne à l'époque de la Renaïssance (Paris 1907), S. 268 A. 2.

in sich zusammen mit dem plötzlichen Tod Alexanders VI., in dessen Sterbezimmer, wie Francesco der Gemahlin schrieb, von verlässigen Beobachtern nicht weniger als sieben Teufel bemerkt worden waren. Der gewaltige Julius II. schuf zunächst durch die Zurückführung des flüchtigen Herzogspaars nach Urbino auch für Mantua eine wohltuende Wendung der Dinge. Der päpstliche Nepot Francesco Maria della Rovere, den der kinderlose Guidubaldo als seinen künftigen Nachfolger adoptierte (1504), wurde am 2. März 1505 mit der elfjährigen Leonora Gonzaga durch Prokura vermählt, noch im gleichen Jahr ihr Oheim Sigismondo endlich zur Kardinalswürde erhoben. Dafür brachten aber eben diese Jahre für die Markgräfin eine lange Reihe der schwersten persönlichen Prüfungen. In der alten Heimat Ferrara nahm kurz nach dem Tod ihres Vaters (25. Januar 1505), der zugleich immer ihr vornehmster politischer Berater gewesen war, jener greuliche Familienzwist seinen Anfang aus einer Rivalität des Kardinals Ippolito und seines jüngeren Bastardbruders Giulio um die Gunst der schönen Angela Borgia. Nach einem teuflischen Versuch des Kardinals, Giulio des Augenlichts zu berauben (1505), folgte der Mordanschlag der Brüder Ferrante und Giulio auf Ippolito und den regierenden Herzog Alfonso selbst (1506). Auf das Drängen Isabellas suchte Francesco den unglücklichen Halbgeblendeten durch eine Einladung nach Mantua seinem Schicksal zu entreißen,[1]) aber der Herzog verlangte gebieterisch seine Rückkehr, um ihn dann mit Ferrante auf dem Schaffot zu begnadigen und für Lebenszeit im Kerker verschwinden zu lassen. Oben im Herzogsschloß gingen nach wie vor die fröhlichsten Festlichkeiten ihren Gang und das vertraute Verhältnis Isabellas zu ihren Brüdern Alfonso und Ippolito überdauerte alle derartigen Störungen, auch die Ermordung des ihr nahestehenden Dichters Ercole Strozzi, der, wie man allgemein sagte, der Eifersucht seines fürstlichen Herrn zum Opfer fiel (Juni 1508). Zu Beginn des gleichen Jahres war ebenfalls in Ferrara ihr ältester und vielleicht feurigster Verehrer, Niccolò da Correggio, gestorben, angeblich aus „Kummer und Melancholie“

[1]) Giorn. stor. XXI, 244 ff.

über die plötzliche Ungnade des Herzogs. Denn kurz vorher hatte er sich wegen seiner Verdienste um die Vereitlung des Komplotts von 1506 der höchsten Gunst erfreut. Überraschend ist die Haltung Isabellas, die sich nicht versagen kann, ihrem Kondolenzschreiben an die Witwe wenig schmeichelhafte Andeutungen über den Dahingegangenen einzufügen; zugleich geriet sie in einen von ihrer Seite recht herrisch einsetzenden Briefwechsel mit seinem Sohn, der eine ihr früher versprochene Sammlung der väterlichen Gedichte nicht herausgeben wollte. Als seinerzeit Niccolò in Sachen jener Verschwörung mit ihr verhandelte, fand sie, obwohl ihres Bruders Giulio Leben auf dem Spiel stand, trotzdem Zeit und Stimmung, sich von dem Dichter noch einmal die baldige Sendung der von ihr leidenschaftlich begehrten Handschrift zusagen zu lassen.[1])

Eine solche Elastizität des Wesens, die sich aus allen Sorgen und Schrecknissen immer wieder in die Regionen des Ästhetischen oder auch eines fast gewaltsamen Zerstreuungstriebs zu flüchten vermag, half der Markgräfin selbst über das Schwerste hinweg, über die allmählich unverkennbare Entfremdung ihres Gemahls. Die frühere Ansicht von einer Musterehe des mantuanischen Fürstenpaars ist nach den zahlreichen Enthüllungen Luzios nicht mehr zu halten. Schon vor jenem Mailänder Klatsch müssen gelegentlich in ihrem häuslichen Leben starke Disharmonien bemerkt worden sein. Sonst hätte doch nicht der Bologneser Gelehrte Dolfo im Dezember 1495 einen Brief an den ihm befreundeten Markgrafen schreiben können, worin er das außergewöhnliche Glück dieser Verbindung auch darin f det, daß Isabella, als eine „Mutter der Eintracht", selbst Beleidigungen und Gehässigkeiten des Gemahls nicht zu sehen und zu hören scheine. Noch stärker ist eine Auslassung, die er in seinem ganz absonderlichen Glückwunsch zur Geburt Federicos (20. Mai 1500) an die junge Mutter richtet; er nimmt sich die Freiheit heraus, von der erkalteten Liebe ihres Gatten und seinen „vielen ungeordneten Gelüsten" zu sprechen.[2]) Nun konnte etwa das bloße Vorhandensein illegitimer Kinder für eine Tochter des

[1]) Ebd. XXII, 76ff.
[2]) Arch. lomb. XVII, 645 A. 2; Giorn. stor. XXXV, 45ff.

bastardreichen Hauses Este an und für sich kein Grund zur Aufregung sein; hatte doch ihr eigener Vater Ercole für seine Braut Eleonora nicht nur sich, sondern auch seine natürliche Tochter Lucrezia malen lassen. Wir wissen, daß Isabella zwei solchen Töchtern Francescos wirkliches Wohlwollen entgegenbrachte. Dagegen trat bald genug das lebensprühende Temperament der Markgräfin in so manchen Äußerungen einer kräftigen Selbständigkeit hervor, die sich natürlich steigern mußte, wenn sie schon seit den ersten Jahren bei der häufigen Abwesenheit des Gatten regelmäßig die Regentschaft führte und mit ihm über die brennenden Fragen der Politik korrespondierte; freilich nicht mit ihm allein, sondern vor allem auch mit ihrem weltklugen Vater, dessen Urteil ihr mehr Sicherheit zu bieten schien als Francescos haltlose, bald unvorsichtige, bald überängstliche Art. Dieser höchst vertraute Austausch mit Ferrara, der nicht selten hinter dem Rücken des Markgrafen spielte, dauerte auch nach Ercoles Tod in gewohnter Weise fort; Alfonso hatte allen Grund, die Schwester als sein anderes Ich (un altro mi) zu rühmen.[1]) So entwickelte sich in ihr frühzeitig neben dem ausgesprochenen staatlichen Pflichtgefühl ein Eigenwille, der seine Wege ungern gekreuzt sah. Ihre stets wachsende Reiselust kam noch hinzu. Schon vier Wochen nach ihrer Verheiratung unterbricht sie die Eingewöhnung in Mantua durch einen fröhlichen Ausflug an den Gardasee in der Gesellschaft ihrer Schwägerin Elisabeth, deren anregende Gegenwart sie bald kaum mehr entbehren zu können meint. Und Isabella nützte jede Gelegenheit, die sich bot, um hinauszukommen, mochte es nun eine verwandtschaftliche Hochzeit, die Aussicht auf einen besonders lustigen Karneval oder auch eine Wallfahrt sein. Beim Herannahen des Kriegsgewitters von 1494 war sie eben wieder unterwegs nach Loreto, als ihr Gemahl sie aufforderte, schleunigst umzukehren, aber sie vollendete trotzdem vorher die angefangene Pilgerfahrt.[2]) Gelegentlich ärgert sich Francesco auch über ihr allzu gewagtes Eingehen auf den läppischen Ton der üblichen Narrenbelustigungen, wodurch sie sich einmal bei einem Mailänder Aufenthalt die

[1]) Arch. lomb. XXXIII, 123 (Brief v. 10. Sept. 1513).
[2]) Arch. stor. ital. V. 6, 206.

derbste Abfertigung von seiten eines verhöhnten Hofmanns zuzog.[1])

Dies alles soll aber nur gesagt werden, um nicht ausschließlich den Markgrafen für ein Mißverhältnis verantwortlich zu machen, dessen Hauptursachen doch schließlich bei ihm, in einer gewissen „Gemeinheit der Sinnesart“, wie Luzio sagt,[2]) zu suchen sein werden. In einem an ihn gerichteten Schreiben Isabellas vom 5. Oktober 1506[3]) tritt das Vorhandensein einer starken Spannung hervor; sie weist Vorwürfe von seiner Seite zurück und versichert ihn, daß sie das Erkalten seiner Neigung schon seit einiger Zeit wohl bemerkt habe, zieht es aber vor, auf dieses „unangenehme Thema“ nicht näher einzugehen. Kurz darauf hören wir, daß im März 1507 der Kardinal Giovanni di Medici „einen der nicht seltenenen häuslichen Stürme“ beschwichtigte, die sich in Eifersuchtszenen zwischen den beiden Gatten entluden. Die Fürstin hatte eben nach der Geburt ihres dritten Sohnes Ferrante (28. Jan. 1507) ein schweres Wochenbett hinter sich, während dessen sie u. a. Ariost durch Erzählungen aus dem Entwurf seines Orlando furioso zu zerstreuen suchte. Sie erfuhr von unerlaubten Beziehungen ihres Gemahls zu einer ihrer Hofdamen und verlor so sehr jede Selbstbeherrschung, daß sie die Ungetreue eigenhändig unter Schimpfreden züchtigte und ihres Haarschmucks beraubte.[4]) Vielleicht darf im Zusammenhang mit all diesen persönlichen Erfahrungen und Erregungen auf zwei merkwürdige Sonette verwiesen werden, die Niccolò da Correggio „für die Laute der Markgräfin Isabella“ verfaßt hat.[5]) Die Fürstin selbst wird als Redende eingeführt und bittet das Lieblingsinstrument, „die getreue Trägerin aller Lasten“, „die getreue Beraterin in allen meinen Schmerzen“, ihr auch über das gegenwärtige Geschick (fortuna) hinwegzuhelfen. Sie spricht von Kummer und Unmut, von Liebe und unverschuldetem Leid, das ihr Leib und Seele, „Nerv, Gebein und Fleisch“ zu verzehren droht. Was hiermit gemeint ist, wird sich kaum sicher deuten lassen. Aber

---

[1]) Arch. lomb. XXVIII, 148. [2]) Giorn. stor. XXXVIII, 42f.
[3]) Auch diesen Brief konnte ich nur in der Übersetzung bei Cartwright I, 287ff. benützen. [4]) Arch. lomb. XXXIII, 101.
[5]) Giorn. stor. XXII, 103f.

da Correggio im Januar 1508 gestorben ist, wird man jedenfalls an irgendeine der bisher berührten seelischen Erschütterungen zu denken haben.

Immer neue Wetter zogen über das mantuanische Fürstenhaus herauf. Francesco, damals einer der angesehensten Kondottieren, konnte bei den kriegerischen Unternehmungen des „Mars" auf dem Stuhl Petri nicht unbemerkt bleiben; im Oktober 1506 wurde er zum Generalleutnant der päpstlichen Truppen ernannt und damit genötigt, gegen den Bentivoglio in Bologna zu marschieren, der mit einer Halbschwester Isabellas verheiratet war. Die Bedrohten flüchteten; auf Veranlassung der Markgräfin fanden die Bentivogli wie vormals die Montefeltro eine Zuflucht in Mantua, aber sie konnte doch auch diesmal dem Reiz nicht widerstehen, ein paar der vertriebenen Familie abhanden gekommene Antiken einzuheimsen. Wirkliches Verhängnis brachte aber die Liga von Cambrai, in deren Diensten Francesco ein Kommando führte und am 9. August in die Gefangenschaft seiner ehemaligen Brotherren, der Venezianer geriet. Isabella griff in der ersten Bestürzung nach geistlichem und astrologischem Trost. Ein alter ferraresischer Gelehrter gab ihr den Rat, am Abend des 18. August in der günstigen Sternstunde, um 23 Uhr 27 Minuten, niederzuknien und dreimal um die Befreiung des Gemahls zu beten; die Kinder könnten auch mithalten.[1]) Sie rief aber nicht nur Gott, sondern auch Frankreich und den Kaiser, den Papst und den Sultan um Hilfe an. Als aber die Venezianer im Juli 1510 ihren Fang endlich freiließen, wurde das Herz der fürstlichen Mutter an der empfindlichsten Stelle getroffen; sie mußte ihren ältesten Sohn als wertvollstes Unterpfand für die künftige Haltung Francescos hergeben.[2]) Als früher einmal die Gatten über den Taufnamen des zweiten Prinzen, Alvise oder Ercole, in Streit gerieten, schrieb Isabella: „Aber wenn ich tausend Söhne hätte, würde mir keiner von ihnen so teuer sein wie Federico."[3]) Sie weigerte sich jetzt wieder-

---

[1]) Ebd. XXXV, 252ff.

[2]) Luzio, Federico Gonzaga ostaggio alla corte di Giulio II (Archivio della Società Romana di storia patria IX, Rom 1886, S. 509ff.).

[3]) Cartwright a. a. O. S. 289.

holt, den Liebling als Geisel zu stellen. Ihrem Agenten beim Kaiser erklärte sie am 17. März 1510, es sei hart und unmenschlich, außerdem unmöglich, den zarten Knaben auf eine so weite und rauhe Reise zu schicken, ihn, den einzigen Trost für sie und ihr Volk; man könnte ihr ebensogut Leben und Staat nehmen; lieber werde sie untergehen. Da schlug die gleiche Forderung von Seiten Julius II. jeden ferneren Widerstand nieder. Federico kam mit zehn Jahren aus den Händen der Mutter und an den Hof des greisen Kirchenfürsten, als dessen anerkannter „Benjamin" er sehr verfrühte Einblicke in die furchtbare Verderbtheit der vornehmen römischen Gesellschaft tun durfte. Kaum war er (1513) für kurze Zeit wieder heimgekehrt, als er infolge der ungeschickten Haltung seines Vaters gegenüber Franz I. (1515) noch einmal als Geisel an das französische Hoflager wandern mußte. Am 2. Januar 1516 gab ihm Isabella brieflich ihren Segen auf den Weg nach Frankreich mit, indem sie ihm zugleich die Größe und Rühmlichkeit dieses Opfers „für das Heil des Staats" vorhielt; die Erinnerung daran werde ihm in seinen reifen Jahren mehr Freude und Trost gewähren als irgendeine andere hochherzige und glorreiche Handlung.[1])

Damals war der Markgraf Francesco bereits ein völlig gebrochener Mann.[2]) Seit dem Jahr 1512 hatte ihn die Syphilis schwer gepackt und trotz aller Heilungsversuche nie mehr ganz gesund werden lassen. Es war voreilig, als er im November 1514 wegen seiner scheinbaren Genesung kirchliche Dankfeierlichkeiten anordnete. Die Rückfälle blieben nicht aus und führten 1519 seinen Tod herbei. Während dieser langen Jahre des Leidens, in denen er vielfach ans Bett gefesselt war und sich nach dem Rat der Ärzte jeder Teilnahme an den Geschäften enthalten sollte, erlitt auch sein Verhältnis zu der Gemahlin eine letzte unheilbare Trübung. Denn es wäre geradezu wunderbar, wenn sich nicht bei Isabella gelegentlich Empfindungen des Ekels und der Empörung geregt hätten;[3]) schließlich besaß

[1]) Arch. stor. ital. XL, 25.

[2]) Über die Krankheit des Markgrafen vgl. vor allem Luzio u. Renier im Giorn. stor. V, 411ff; über frühere Ansätze oder Besorgnisse L. R., Mantova S. 181f.; Arch. lomb. XXXIII, 143 A. 2. [3]) Ebd. S. 143.

doch selbst die Abhärtung dieser Generation gegen Grausamkeiten und Schmutz des Lebens ihre Grenzen. Ich komme weiterhin auf die merkwürdige Korrespondenz des Sekretärs Capilupi mit seiner Herrin über diese intimsten Dinge zurück. Immerhin lag die Hauptursache einer höchst gereizten Auseinandersetzung zwischen den Gatten, die 1513 sich beinahe zum offenen Bruch zu entwickeln schien, wieder auf dem Gebiet der Politik. Kurz vor dem Tod Julius II. (†20. Febr. 1513), den sie Ferraras wegen wie eine Erlösung herbeisehnte, war die Markgräfin einer Einladung ihres jungen Neffen Massimiliano Sforza gefolgt, der nach einem Jahrzehnt des Exils den herzoglichen Thron in Mailand eingenommen hatte. Daß sie mit ihrer offenen Parteinahme für den schwer bedrohten Bruder Alfonso seinem Todfeind, dem fürchterlichen Papst, zu trotzen wagte, versetzte den politisch feigen Francesco in Angst und Schrecken; er bemühte sich, in Rom gutes Wetter zu machen, indem er sich erbot, seinen Schwager abzufangen und auszuliefern. Auch die mailändische Reise Isabellas suchte er damit zu rechtfertigen, daß seine „eigenwillige Frau" (donna di sua opinione) dort weniger Schaden stiften könne als in Mantua.[1]) Dies war nun eine schlechte Ausrede oder eine große Selbsttäuschung. Denn der rauschende Mailänder Karneval, als dessen unbestrittene Königin sie auftrat, sollte nach ihrem festen Entschluß zugunsten sowohl des Hauses Gonzaga als des jungen Sforza und vor allem Ferraras ausgebeutet werden. Sie hatte die auserlesensten Schönheiten ihres weiblichen Hofstaates mitgebracht, um die politischen und militärischen Führer der Gegenpartei zu bestricken und gefügig zu machen. Und es gelang ihr über Erwarten, gerade mit den Vertretern Spaniens und des Kaisers, mit dem Vizekönig von Neapel Raimondo di Cardona und dem Bischof von Gurk Matthäus Lang. Man sah unter dem Zauberstab dieser modernen Circe, wie sie ein mailändischer Berichterstatter nennt, Männer wie Cardona und Lang jeglichen Ernst ihrer Stellung und ihrer politischen Pflicht vergessen.[2]) Die boshaften Stadtgespräche, die wieder einmal aus Mailand nach Mantua drangen, werden

[1]) L. R., Mantova S. 206f. [2]) Arch. lomb. a. a. O. S. 108.

nur zu sehr durch die offenherzigen Berichte der Markgräfin selbst an ihren Gemahl bestätigt. Sie schildert drastisch genug, wie der Bischof von Gurk sich liebestoll an der Seite der Schönsten, der Brognina, zu Boden wirft, wie er und der Vizekönig das begehrte Mädchen um die Wette abküssen, wie dann Cardona sich nicht lumpen läßt und ihr ein reiches Geschenk macht, roten Sammet „für das genossene Vergnügen", schwarzen „für die Schamhaftigkeit, die er bei ihr entdeckt hat." Das alles geht unter den Augen Isabellas und der ganzen vornehmen Gesellschaft vor sich, die sich in ihrem Festlärm kaum durch den Donner der französischen Geschütze vom Kastell her unterbrechen läßt. Die Fürstin selbst erträgt mit unerschütterlichem Gleichmut die gezierte Roheit der Spanier; sie läßt sich ruhig goldene Verzierungen von ihrem eigenen Prachtgewand wegstehlen. War sie doch an diese Eigentümlichkeiten schon von dem Mantuaner Kongreß von 1512 her gewöhnt. Dafür sucht sie während eines Ballgesprächs dem Vertreter des Kaisers die Überlassung von Peschiera an das Haus Gonzaga abzulocken. Die zornigen Befehle zur Heimkehr, die ihr aus Mantua zukamen, blieben wirkungslos. Den Höhepunkt erreichte aber die Empörung des kranken Markgrafen, als sie es wagte, am Einzug ihres Neffen Massimiliano in Piacenza, eine der Kirche zugesprochene Stadt, teilzunehmen. Dies geschah nach dem Tod Julius II., während des Konklaves, aus dem am 11. März 1513 Giovanni de' Medici als Papst hervorging. Francesco beeilte sich, gegenüber dem Kardinalskollegium das Verhalten seiner Gemahlin in aller Form zu mißbilligen. „Es schmerzt uns", schreibt er seinem Agenten in Rom, „ja gegenwärtig schämen wir uns, durch unser Geschick eine Frau von solcher Art zu haben, die immer auf ihre Weise und nach ihrem Kopf handeln will."[1])

Angesichts solcher Klagen und Anklagen richtet sich Isabella zu ihrer vollen Höhe auf in jenem wahrhaft monumentalen Brief, den sie am 12. März aus Piacenza an den

[1]) Vgl. hierüber Brosch, Papst Julius II (Gotha 1878), S. 271f.; 297f.; dazu den Bericht des Prato, Arch. stor. ital. III¹ (1842), 309f; vor allem Luzios Mitteilungen im Arch. lomb. XXVIII, 160ff.; Chłędowski S. 424ff.; für den Mantuaner Kongreß Arch. lomb. XXXIII, 104f.

Gatten sandte.[1]) Mit Schmerz, aber ohne Überraschung nimmt sie die Tatsache hin, daß er ihre bisherigen Entschuldidigungen nicht gelten läßt. Sie beruft sich ungescheut darauf, daß sie ihrem Bruder und ihrem Neffen zuliebe dem Befehl zur Heimreise nicht gehorcht habe, und bestreitet, irgend etwas getan oder zugelassen zu haben, das sie mit Grund in den Mund der Leute bringen könnte. „Wohl weiß ich, daß ich Eurer Herrlichkeit und mir tausend Freunde gewonnen und das getan habe, was ich tun soll und zu tun gewohnt bin, da ich, Dank sei Gott und mir selbst, niemals einer Anleitung oder Erinnerung dafür bedurft habe, wie ich mich persönlich halten soll. Und wenn ich auch in andern Dingen zu nichts gut sein mag, so hat mir doch Gott diese Gnade gegeben, wofür Eure Herrlichkeit mir so viel Dank schuldet, wie nur jemals ein Mann seiner Frau, und Eure Herrlichkeit denke nicht, daß Ihr, wenn Ihr mich auch liebtet und ehrtet wie nie ein Mensch den andern, damit meine Treue bezahlen könntet. Das ist die Ursache, daß Eure Herrlichkeit manchmal sagt, ich sei stolz, da sich mir im Bewußtsein dessen, was ich von Euch verdiene, und angesichts des schlechten Dankes zuweilen mein Temperament verwandelt, so daß ich scheine, was ich in Wirklichkeit nicht bin. Aber wenn ich auch gewiß wäre, nur Übles aus der Hand Eurer Herrlichkeit zu empfangen, werde ich doch nicht aufhören Gutes zu tun, und je weniger Liebe Ihr mir zeigen werdet, desto mehr werde ich Euch in Wahrheit lieben, denn ich kann sagen, daß mir dies angeboren ist, da ich Euch in einem so zarten Alter gegeben worden bin, daß ich mir eine Zeit ohne Liebe zu Euch gar nicht erinnern kann."[2])

Eine fast antike Seelengröße spricht aus diesen Zeilen, die freilich den Markgrafen in seinem Unbehagen gegenüber einem so unbeugsamen Charakter nur bestärkt haben werden. Nach der Rückkehr Isabellas mußte zunächst die Brognina, dann noch eine zweite der Herrin sehr teure Hofdame vor dem Zorn des Fürsten den Hof verlassen. Aber nur scheinbar stellte sich ein Ausgleich zwischen den Gatten her; auch das Idyll vom Gardasee,

---

[1]) Arch. lomb. XXXIII, 109.

[2]) Die „stupenda lettera" zuerst abgedruckt Giorn. stor. V (1885), 417, dann Arch. lomb. XXVIII (1901), 164f.

das uns die Briefe der Markgräfin an Francesco bald nachher vorführen[1]), kann darüber nicht hinwegtäuschen. Wohl gemahnt es an die harmlos glückliche Zeit ihrer Jugend, wie sie die herrliche Landschaft im Frühlingsschmuck zu Fuß, zu Roß, zu Schiff durchstreift und genießt, wie sie „den schönsten Ort der Welt" erst in Sermione, dann in Peschiera zu entdecken glaubt, wie sie immer wieder den leidenden Gemahl tröstet und herbeiwünscht. Kleine Unfälle, die dem Gefolge oder auch ihr selbst zustoßen, versetzen sie in die beste Stimmung; so etwas zum Lachen, meint sie, gehört zu einer hübschen Reise. Sie entwirft dem Kranken ein freundliches Zukunftsbild, wie sie zusammen nach seiner Genesung sich eine Villa in Sermione bauen wollen, „nicht des Ruhmes halber, denn das verträgt unser Staat nicht, sondern zum Vergnügen und zum Ausruhen." Dazwischen reizt aber gerade die Schönheit Peschieras, das den Gonzaga immer noch vorenthalten wird, ihren Zorn. Der spanische Kommandant geleitet sie höflich in die Burg; „als ich sah, daß er nicht mehr als 12 oder 15 unansehnliche Soldaten hatte, überkam mich die Lust, mit meinen Frauen und Dienern Kastellan und Soldaten gefangen zu nehmen und mich zur Herrin dieses Platzes zu machen." Die ganze „gentilezza" ihres beweglichen Wesens, das unwillkürlich jeden Sonnenstrahl auffängt, leuchtet uns hier entgegen; zugleich kommt auch wieder die Reizbarkeit der Fürstin zum Vorschein, wenn sie in jener Burg „sotto voce", aber kräftig auf Frankreich und den Kaiser flucht und sich nachher den ganzen Heimweg über ärgert. In diesen Jahren bis zum Tod des Gemahls sehen wir sie vor allem von dem brennenden Verlangen ergriffen, möglichst oft und lang von dem Boden Mantuas fern zu bleiben, der für sie recht heiß zu werden anfing. Die immer noch schöne Frau durfte wohl Angst und Widerwillen empfinden, wenn der Markgraf stets aufs Neue und stets vergebens versuchte, sich als genesen anzusehen.[2]) Kaum minder wirksam war aber der politische Antagonismus, der sie, die treueste Verbündete ihres väterlichen Hauses Este, von den gewohnten Unternehmungen auf eigene Faust nicht abkommen ließ und damit zugleich

[1]) Vgl. den Artikel von Pedrazzi im Arch. lomb. XVII, 866 ff.
[2]) Arch. lomb. XXXIII, 143.

ihre vormals beherrschende Stellung in Mantua gründlich untergrub. Francesco, der das Gefühl nicht los wurde, von ihr hintergangen zu sein, suchte, durch seinen körperlichen Zustand auf Schritt und Tritt behindert und heruntergebracht, nach einem anderweitigen Halt und hatte dabei in der Wahl seiner Vertrauensmänner eine ganz unglückliche Hand. Sein längst mit Gunst überhäufter und mit der Zeit allmächtiger Sekretär Tolomeo Spagnoli, „eine Erzkanaille", wie Luzio ihn charakterisiert,[1]) wurde zu einem wahrem Fluch des Landes und ganz naturgemäß zum Todfeind der ihrem Gemahl entfremdeten Fürstin. Und es war ein verwegenes Spiel, das Isabella trieb, um ihre besonderen Wege gehen und sich für die Zerstörung ihres mantuanischen Machtkreises auswärts schadlos halten zu können. Ihr allergetreuester Sekretär und Helfer Capilupi schildert ihr einmal (1514), wie schwer es ihm falle, dem Verdacht entgegenzuarbeiten, daß er im Einverständnis mit seiner Herrin den Markgrafen hinters Licht führen wolle; „in Eurem Interesse sage ich jeden Tag tausend Lügen, und jeden Tag habe ich das auszubessern, was Eure Damen und Hofleute mit ihrer Unachtsamkeit und Einfalt verderben."[2]) Es handelt sich um eine neue Reise, von der sie entschlossen war nicht so bald zurückzukehren. Im Sommer 1514 war sie noch einmal nach Mailand gegangen; sie ließ dem Gemahl vorher sagen, „daß sie kein kleines Kind mehr sei", dem man die Schritte und die Tage vorzählen müsse.[3]) Von Mailand machte sie, ohne weiter um Erlaubnis zu fragen, einen Abstecher nach Genua, um mit ihren bereits vielbesprochenen Hofdamen die „lanterna" zu besichtigen, die in die Luft gesprengt werden sollte; es verschlug ihr nichts, daß sie um eines solchen Schauspiels willen vor Tagesanbruch zu Pferd steigen und sich dann von kräftigen Männern über steile Höhen und durchs Wasser forthelfen lassen mußte.[4]) Dann ging es wieder südlich, aber nicht nach Mantua, sondern nach Rom und Neapel. Erst im März 1515 kehrte sie wieder heim.

Nur ungern versage ich mir ein weiteres Eingehen auf die äußerst reichhaltigen und interessanten Mitteilungen, die uns

[1]) Giorn. stor. XXXIV, 59 ff.
[2]) Arch. lomb. XXXIII, 142.
[3]) Ebd. 139.
[4]) Ebd. 141.

Luzios Studien gerade über diese und die folgenden Jahre neuerdings gebracht haben. Die Monate des ersten römischen Aufenthalts, die wie ein einziger endloser Karneval dahinflogen, haben in der Korrespondenz der Gonzaga eine Fülle von glänzenden, lebensvollen und ungeschminkten Schilderungen hinterlassen. Die Stadt und die Gesellschaft Leos X., in der sich Isabella gleich einer „Königin von Rom"[1]) bewegen und heimisch fühlen durfte, von maskierten Kardinälen durch das Festgedränge der Straßen geleitet, mit ihnen stundenlang tafelnd und scherzend, dazwischen auch wieder auf Politisches und Geistliches bedacht — alles zusammen schuf ihr unauslöschliche Eindrücke; „mein Leib ist hier, meine Seele in Rom", schrieb sie unmittelbar nach ihrer Rückkehr an den Kardinal Bibbiena.[2]) Zwölf Jahre später traf sie das Schicksal, den tragischen Zusammenbruch dieser römischen Herrlichkeit dort mitzuerleben, während ihr eigener Sohn Ferrante als kaiserlicher General in der eroberten Engelsburg lag. Luzios Arbeiten über die Zeit der immer gewaltigeren politischen Stürme, die sich mit der Schlacht von Marignano ankündigen, sind noch nicht abgeschlossen und dürfen mit Spannung erwartet werden. Hier möchte ich zum Schluß eine bisher nur gestreifte Seite der italienischen Hochkultur von damals näher ins Auge fassen. Gleich der politischen Unsittlichkeit durchdringt auch der herrschende Zynismus des gesellschaftlichen Tons das ganze Dasein dieser vornehmsten Kreise mit einer Offenheit, die gar keinen Versuch macht, sich zu verschleiern. Gewiß dürfen und müssen wir dabei so manches mildernd in Anrechnung bringen, nicht nur die noch heute unverkümmerte Natürlichkeit des italienischen Volkscharakters, sondern auch jene ungezügelte Lust am Derben und Schmutzigen, die mit der bürgerlichen Kultur des späteren Mittelalters großgewachsen und zu einem dauerhaften Erbe geworden war. Das Zeitalter Luthers und Rabelais fordert in Italien so gut seinen Tribut wie in Deutschland oder Frankreich. Nur erweckt dieses überall vorhandene Element mitten in der hochgesteigerten Verfeinerung der italienischen Sitten und Geister einen viel stärkeren

[1]) Ebd. 147. [2]) L. R., Mantova S. 215.

Kontrast als im Norden.[1]) Und dann kommt auf diesem Boden noch eine besonders abstoßende Beimischung herein, die seit Jahrhunderten eingerissene und durch den modernen Kultus der Antike noch beförderte Gewöhnung an das widernatürliche Laster als an eine alltägliche Erscheinung.

Hier darf also allerdings von sittlicher Korruption gesprochen werden, und ihre Spuren treten auch im persönlichen und brieflichen Verkehr Isabellas kräftig zutage. Gewiß haben wir keinerlei Berechtigung, ihre eigene eheliche Treue in Zweifel zu ziehen. Aber wir sehen doch, wie sie sich im Vollbewußtsein ihrer gefestigten Persönlichkeit mit heiterem Wohlgefallen in den schlüpfrigsten Regionen zurechtfindet. Die allergewagtesten Dinge, wenn sie nur zum Lachen reizen, finden bei ihr das nämliche Verständnis wie die zartesten Töne höfischer Galanterie und schmachtender Lyrik. Vor der Öffentlichkeit freilich sucht sie meist eine gewisse Grenzlinie des Erlaubten zu wahren, so beim Anhören jener obszönen plautinischen Komödie, oder wenn nach dem Bericht des Novellisten Bandello die allzufreie Unterhaltung in dem Augenblick abbricht, wo sie hereintritt oder auch durch das ihr vorausspringende Hündchen angekündigt wird. Im ganz vertrauten Gespräch oder Briefwechsel ist dagegen so ziemlich alles gestattet.

Gehen wir zunächst von den Äußerungen der Anbetung aus, die der bezaubernden Frau bis in ihre späteren Jahre überschwänglich entgegengebracht worden ist. Sie konnte über ihre Schönheit und Anziehungskraft nicht im Zweifel sein und war stets ernsthaft bestrebt, diesem natürlichen Kleinod durch sorgfältigste Körperpflege und alle Künste der Toilette eine seiner würdige Fassung zu geben. Mit ihrer Schwester Beatrice, die auf diesem Gebiet sich als „Erfinderin" hervortat, geriet sie darüber gelegentlich in eine Art von heimlichem Kriegszustand. Bald genug sollte dann ihr selbst, und zwar über die Grenzen Italiens hinaus, eine anerkannte Herrschaft im Reich des guten Geschmacks zufallen; sie „komponierte" nicht nur Frauenkostüme und Haartouren, sondern etwa auch einen besonders „galanten" Hut für ihren

[1]) Vgl. hierüber Giorn. stor. XXXVIII, 42 f. Arch. Soc. Romana XVI, 537 A. 1.

Gemahl, und die wohlriechenden Essenzen, auf deren Herstellung sie nicht wenig stolz war, erregten am französischen Hof die höchste Bewunderung. Ihr Sohn Federico galt dort für den am besten gekleideten und parfümierten Kavalier; die Königin selbst trug die aus Mantua gesandten duftenden Armbänder den ganzen Tag und Abend bis zum Schlafengehen.[1]) Der feinste Reiz und Duft ließ sich freilich nicht verschenken oder übertragen; er haftete an der einzigen Persönlichkeit Isabellas, an ihrer originellen und graziösen Art, sich zu geben. Jene traulichen kleinen Räume des Mantuaner Schlosses, in denen sie studierte, musizierte, mit sich allein oder mit den ganz Intimen ihr eigenes Leben lebte, verkörperten im ganzen wie in jeder Einzelheit der Ausschmückung den Geist oder zuweilen auch die Launen der Herrin. Sie liebte es, sich mit einem weiblichen Hofstaat von reizenden und höchst ungezwungenen Geschöpfen zu umgeben; sie fühlte sich durch einen „natürlichen Instinkt" zu den „homini virtuosi" aller Art hingezogen. Wie hätte im Zusammenklingen der mannigfaltigsten Töne die Note der Koketterie fehlen sollen, des Spiels mit der unermüdlich besungenen und durchgesprochenen Liebe? Denn hier handelt es sich doch gegenüber der Fürstin selbst fast immer nur um ein mehr oder weniger elegantes oder pedantisches Spiel. An die Möglichkeit tieferen Empfindens zu denken, fühlt man sich kaum je veranlaßt, am ehesten vielleicht bei den Huldigungen eines Verwandten des Hauses Gonzaga, des Herrn Niccolò da Correggio.[2]) Dieser vollendetste Hofmann Italiens, gleich gerecht im Turniersattel wie in den Subtilitäten der Musik, der Poesie und des guten Tons, widmete der jungen Fürstin, deren Vermählung er als angehender Vierziger beiwohnte, einen förmlichen Kultus. Es läßt doch auf eine weitgehende Vertraulichkeit schließen, wenn er in Briefen an sie und andere wiederholt den sehnlichen Wunsch ausspricht, die Innenfläche ihrer Hand zu küssen, dieser „mörderischen

[1]) Arch. stor. ital. V. 40, 39ff; ausführlich über ihren „Luxus" Luzio u. Renier in der Nuova Antologia CXLVIIf. Schlimm erging es allerdings einmal mit Handschuhen, deren Parfüm sich während der Versendung zersetzt hatte.

[2]) Giorn. stor. XXI; XXII.

Hand" (la homicida mano), so nennt er sie einmal mit Anspielung auf die von ihr geschlagenen Herzenswunden.[1]) Überhaupt ist die Schönheit ihrer Hände ein Lieblingsthema der in feineren Formen gehaltenen Verehrung. Pietro Bembo, der in seiner recht ungeistlichen Frühzeit neben einem sehr nahen Verhältnis zu Lucrezia Borgia auch die dauernde Freundschaft ihrer mantuanischen Schwägerin zu gewinnen wußte, bittet sie einmal, einige seiner Dichtungen mit der Süßigkeit und Anmut, mit der sie ihm „an jenem glückseligen Abend" die Lieder anderer vorgetragen habe, zur Laute zu singen; dann würde auch sein Machwerk den Hörern gefallen „dank der schönen und reizenden Hand und der reinen und süßen Stimme Eurer Herrlichkeit."[2]) In den „Ritratti" des Dichters Trissino schildert dagegen Bembo die geistigen Reize Isabellas, während ein anderer Teilnehmer des Gesprächs „gleich Zeuxis" ihre ideale Körperschönheit als eine Verschmelzung aller sonst einzeln vorkommenden Vorzüge charakterisiert. Und Correggio schreibt nicht an sie, sondern an einen Dritten: wer den Mund auftue, um von ihr zu sprechen, könne nur mit den Worten der Schrift sagen: „A ,a, a, nescio loqui!" Tatsächlich bemühte sich doch ein jeder in diesem ausgedehnten Kreis von Poeten, Humanisten, Improvisatoren, Kavalieren, Staatsmännern, auf irgendwelche Weise dem gefeierten Gnadenbild seine Devotion bemerklich zu machen. Nicht jeder wußte freilich die Abstimmung der galanten Hoftonart so fein und zugleich natürlich zu treffen wie etwa Lodovico Sforza oder Correggio. Isabellas alter Lehrer und langjähriger Sekretär Mario Equicola bleibt immer der Pedant, der seine Herrin als „allerzüchtigste" anredet und in ihr Motto: Nec spe nec metu alles Mögliche und Unmögliche hineingeheimnist.[3]) Und eine wahre Flut von Abgeschmacktheit entfesselt der Tod ihres Lieblingshündchens, dem sie selbst heiße Tränen, eine feierliche Bestattung und ein künstlerisches Denkmal weihte. Die „jungfräuliche Aura", die auf der Flucht vor den Nachstellungen eines rohen Köters den Hals gebrochen hatte, ward von den namhaftesten

[1]) Vgl. ebd. XXI, 253; XXII, 69.
[2]) Vgl. den Artikel von Cian ebd. IX, 81 ff.
[3]) Arch. stor. ital. II Append. S. 313.

Dichtern in italienischen und lateinischen Versen zum Rang einer tragischen Persönlichkeit erhoben.[1])

Unmittelbar neben solcher Überkultur stoßen wir wieder auf Symptome ärgster Gefühlsroheit. Nur kurz möchte ich das allbekannte Vergnügen der höchsten Kreise an menschlichen Abnormitäten berühren, das sich bis ins XVIII. Jahrhundert fortgepflanzt hat. Auch an den Höfen von Ferrara und Mantua spielen die Narren und Halbnarren, die Zwerge und Zwerginnen eine für uns schwer begreifliche Rolle; sie gelten für eine ganz unentbehrliche Würze des Daseins, werden als erprobte Tröster in schweren Schicksalsschlägen herangezogen oder verliehen, dürfen in der freiesten Weise mit den Herrschaften umspringen, was freilich auch wieder empfindliche Folgen für sie selbst haben konnte.[2]) Bei Isabella kommt noch ein besonderes Wohlgefallen an tiefschwarzen, aber wohlgestalteten Negermädchen hinzu. Schlimmer als diese Spielereien sind die berüchtigten „burle" und „beffe", die zuweilen einen geradezu unmenschlichen Charakter annehmen. Der Bruder der Markgräfin, Herzog Alfonso, scheint am Ersinnen und Durchführen solcher grausamer „Scherze" eine ganz unbändige Freude gehabt zu haben, wobei er wiederholt seine Schwester um Beihilfe angeht. Ein unglücklicher Sänger seiner Hofkapelle soll das eine Mal bis aufs Hemd ausgeraubt und in diesem Zustand von Mantua auf dem Heimweg nach Ferrara hinausgejagt werden. Ein anderes Mal wird Isabella beauftragt, ihn einkerkern und sein Geld konfiszieren zu lassen, seine Klagen aber anzuhören, ohne den Mund zum Lachen zu verziehen.[3]) Wir werden wohl an diese bösen ferraresischen Gewöhnungen denken dürfen, wenn die Fürstin einen ihrer Narren auf seinem Sterbelager aufsucht, um sein Gebaren angesichts des Todes festhalten und dann wiedererzählen zu können.

Zuletzt bleibt hier ein Blick auf die charakteristische Behandlung des Geschlechtlichen in Gespräch und Brief unerläßlich. Es mag noch einmal vorausgeschickt werden, daß Isabella in

---

[1]) Giorn. stor. XXXIII, 44ff.

[2]) Vgl. hierüber Nuova Antologia CXVIII; CXIX; auch Arch. lomb. XVIII, 406ff; ferner C. Justi, Velasquez II[2], 263ff.

[3]) Arch. Soc. Romana XXIX, 381f.

diesem Zeitalter allen Ernstes auf ihren guten Ruf stolz und eifersüchtig sein durfte. Die dramatische und bildliche Verherrlichung der Keuschheit und Tugend war in Mantua an der Tagesordnung. Man denke nur an Mantegnas berühmte Darstellung des Kampfs der Tugenden und Laster, vor allem aber an Peruginos Triumph der Keuschheit über die Liebe, dessen Komposition die fürstliche Bestellerin selbst dem Künstler kraft ihrer ,,poetischen Erfindung" nur allzu genau vorzuschreiben suchte. Schon früher hatte sich in einer allegorischen Aufführung die freilich ,,sehr lasziv gekleidete" Wollust mit der ,,Virtù" gemessen, worauf auch noch ein Triumphwagen der Schamhaftigkeit im Saal erschien.[1]) Wir dürfen dabei jedoch nicht vergessen, daß die Begriffe ,,virtù" und ,,pudicizia" damals eine von der heutigen stark abweichende Bedeutung hatten.[2]) Die ,,pudicizia" vertrug sich nicht nur mit der Fähigkeit, sich ,,gesalzene Dinge" erzählen, vorlesen oder auf der Bühne vorführen zu lassen, sondern auch mit derartigen Zynismen, wie sie uns Isabellas Korrespondenz mit ihrem Gemahl und ihren Freunden reichlich darbietet. Wenn der derbsinnliche Francesco förmlich in den Obszönitäten schwelgt, die ihm sein gelehrter Bologneser Freund Dolfo brieflich auftischt, so kann uns das nicht wundern[3]); geht es doch z. B. im vertrauten Briefwechsel eines Machiavelli nicht anders zu. Überraschender ist es schon, wenn die Markgräfin unbedenklich auf diesen Ton eingeht; ihre Hofdamen suchten sie natürlich noch zu überbieten.[4]) Was sie selbst gern hörte, zeigen uns die Briefe ihrer verschiedenen Vertrauensmänner und Agenten. Denn diese geriebenen Höflinge wußten sicherlich ganz genau, womit sie auf den Beifall der Herrin rechnen konnten. Der Bericht des Alessandro Picenardi, der ihre Tochter Leonora (1509) zu deren Vermählung nach Urbino begleitete, entbehrt bei aller Derbheit doch nicht des Humors; was er von seiner eigenen Verdauungsstörung auf der Reise und vollends von dem verfrühten Eindringen der Herzogin Elisabeth in das Schlafgemach des jungen Paars erzählt, würde

[1]) Vgl. D'Ancona im Giorn. stor. V, 16ff.
[2]) Vgl. Paléologue in der Revue de Paris III. 2, 592f.
[3]) Giorn. stor. XXXVIII, 42f.
[4]) Arch. lomb. XVII, 81 A. 1; 84f.; 354 A. 1.

einem Rabelais Ehre machen.[1]) Bedenklicher sind die rohen Witzeleien des Spagnoli über den „Franzosenkrieg" und die ekelhafte Kur des angesehenen Dichters Tebaldeo[2]), noch bedenklicher die Zärtlichkeiten, mit denen die ausgelassenen Hofdamen den heranwachsenden Federico regalieren dürfen. Die schöne Brogna schickt einmal dem noch nicht elfjährigen aus „dem Badezimmer" unter den Augen der Markgräfin brieflich viele Küsse, von Alda für seine Hände, von ihr selbst und Nocencia für „le coste et quele parte che più ne piace".[3]) Die Freiheit des Verkehrs im markgräflichen Frauengemach hatte schon 1491 ein mailändischer Freund Isabellas, Galeazzo Visconti, nicht genug rühmen können; er erinnert an einen vergnügten Abend in ihrem „camerino", als sie sich die Haare machen ließ, neben ihr Teodora (Francescos uneheliche Tochter?) und Beatrice (Isabellas Schwester?) in Hemdärmeln und Violante und Maria „pur desvestite".[4]) Ganz unerhört ist vollends die schimpfliche Offenheit, womit ihr Allergetreuester, der Sekretär Capilupi, vor dem sie überhaupt kein Geheimnis hatte,[5]) ihr über den Verlauf der Krankheit ihres Gemahls schreibt, mit widerlichen Einzelheiten und brutalen Hinweisen auf Francescos neu erwachte Liebe; „wenn Ihr hier sein werdet, werdet Ihr seine Favoritin sein, was Gott durch seine Güte gewähren möge". Gewiß mußte dieser Zynismus, wie Luzio bemerkt, eher abschreckend als einladend wirken. Aber welche Sprache darf sich dieser Mann ihres höchsten Vertrauens gestatten![6])

Selbst damit ist das Äußerste noch nicht berührt. Das Gespräch der Hofleute, das Bandello beim Nahen der Markgräfin plötzlich verstummen läßt, bezieht sich auf Sodomie.[7]) Eine solche Rücksicht ist aber keineswegs immer geübt und gefordert worden. Wir erfahren von einer intimen Unterhaltung zwischen Isabella und dem Bischof von Gurk auf dem Mantuaner Kongreß von 1512;

---

[1]) L. R., Mantova S. 193ff; vgl. Arch. Soc. Rom. a. a. O.
[2]) Giorn. stor. V, 418.
[3]) L. R., Mantova S. 203; ein ähnlicher von Equicola verfaßter Brief von 1515 Arch. lomb. XXXIII, 157.
[4]) Arch. lomb. XVII, 109f. [5]) Giorn. stor. XXXIV, 10 A. 2.
[6]) Ebd. V, 411; Arch. lomb. XXXIII, 143.
[7]) M. Bandello, Novelle I, 30.

da Gurk des Italienischen nicht genügend mächtig war, machte der Dichter und Kleriker Girolamo da Cassola den Dolmetscher, und zwar mit dem Erfolg, daß sich alle vor Lachen die Seiten halten mußten. Alles drehte sich nur um den natürlichen und widernatürlichen Geschlechtsverkehr; ein höchst unanständiges Lied wird gesungen und entsprechend kommentiert, indem Cassola den Inhalt in eine Bitte des Bischofs an die Fürstin umsetzt; „und so wurden immer noch schönere Dinge ausgesprochen, assay dishonestamente, ma dolcemente anchora."[1]) Nach einer so drastischen Probe können wir uns nicht mehr wundern, wenn auch die Korrespondenz über Federicos Aufenthalt am römischen Hofe durch derartige Züge entstellt wird. Hier handelt es sich nun um ihr Lieblingskind, „mia anima", wie sie ihn anredet. Selbstverständlich hatte sie ihn nur unter den schwersten Sorgen gerade dorthin ziehen lassen. Trotzdem wagen es ihre ergebensten Freunde, die ungewöhnliche Schönheit des Fürstensohns als willkommenen Stoff für verfängliche Scherzreden zu mißbrauchen. Gleich anfangs berichtet sein Hofmeister, wie bei einem Mahl der gefeierte Improvisator Bernardo Accolti, den man den Unico Aretino nannte, Federico mit den tollsten Lobsprüchen und zugleich mit Anzüglichkeiten auf seine Mutter, „quella fichatella di la Marchesana", überschüttet. „Du bist wohl eben so schön wie deine Mutter, diese Betrügerin und Zauberin". Das Haus Gonzaga — er schwärmte besonders für Elisabeth von Urbino — habe es ihm nun einmal zu seinem Verderben angetan; für die Markgräfin, wenn sie hier wäre, würde er trotz aller Bitten nicht rezitieren, „aber Euch, mein schöner Herr, kann ich nichts abschlagen".[2]) Der Unico war freilich ein Querkopf, mit dessen lächerlichem Größenwahn der Hof von Urbino und die Markgräfin gelegentlich ihren offenen Spott trieben. Ganz anders fällt doch die geistreiche Frechheit ins Gewicht, mit der ein Mann wie Bibbiena der fürstlichen Mutter die gefährliche Lage ihres Sohnes vor Augen stellt. Bernardo Dovizi aus Bibbiena gehörte unbestritten zu den ersten Sternen der römischen Gesellschaft. Er, dessen Badezimmer im Vatikan Raffael wie ein Heiligtum

[1]) Giorn. stor. XXXV, 243. [2]) Arch. Soc. Rom. IX, 515f.

der Venus ausschmückte, pflegte seine im freiesten Ton gehaltenen Briefe an Isabella als ihr „Moccicone“ (Tölpel) zu unterzeichnen, auch nachdem er (1513) Kardinal geworden war; außerdem hörte er auf den Spitznamen „Foiano“. In der Kunst, das Schmeichelhafteste noch graziös zu sagen oder einen Vorwurf witzig zu parieren, gab es kaum seinesgleichen. Dabei getraut er sich der Markgräfin, die er verehrt „wie nur irgend eine von den Heiligen da oben“, so intime Ratschläge zugehen zu lassen wie jene Warnung, die Besserung ihres Verhältnisses zum Gemahl nicht so auszunützen, daß sie es künftig bereuen müßte. Dies mag uns vielleicht auch in etwas den unglaublich lautenden Brief verstehen helfen, den er am 3. Januar 1511 aus Bologna an sie zu richten wagte.[1]) Er hatte dort Federico getroffen und ergeht sich in den feurigsten Lobeshymnen auf seine „Göttlichkeit“. Plötzlich unterbricht er sich: „Ich sehe Eure Exzellenz bis jetzt lachend bei sich selber sagen: Oh, daß dich das Fieber ankomme, Mozicon, hüte dich nur zu viel zu sagen, damit du als Florentiner und mit den häufigen Besuchen bei meinem Sohn mir nicht Verdacht wegen deiner eigenen Absichten erweckst; und obwohl dies, wenn es so wäre, mir mißfallen würde, so höre ich doch lieber von dir als von andern meinen Sohn so sehr loben, da ich dir mehr Glauben schenke, sowohl weil ich weiß, daß du mich nie belügen würdest, als auch weil die Toskaner ein gutes Urteil bezüglich der Knaben zu besitzen pflegen, die sie ja ganz besonders schätzen und lieben.“ Und Isabella beeilt sich in ihrer Antwort (vom 11. Januar) zu versichern, daß ihr allerdings bei seinen Lobeserhebungen das eingefallen sei, was er von der Kennerschaft seiner Landsleute gesagt habe, aber daß sie nicht daran denke, seine eigenen Beziehungen zu ihrem Sohn auf die Ursache zurückzuführen, aus der die Toskaner Knaben zu loben oder zu tadeln pflegten. Sie bittet ihn vielmehr, erst recht ihrem Sohn Gesellschaft zu leisten und ihn so trefflich zu unterweisen, wie er dies bei den Medici getan habe.

---

[1]) Ebd. S. 517ff; vgl. hierzu die Besprechung von Cian über Pastors 3. Band der Papstgeschichte, Giorn. stor. XXIX, 437 A. 1; Arch. stor. ital. V. 44, 74; L. Geiger bei Burckhardt II[10], 361ff.

Also selbst die Möglichkeit einer Verführung des Sohns läßt sich damals seiner Mutter gegenüber mit eleganter Heiterkeit und ohne Anstoß erörtern. Denn daß die Markgräfin Bibbienas Sprache vollkommen verstand und verzieh, beweist nicht nur ihre Antwort, sondern auch die fortdauernde Herzlichkeit des Verhältnisses zu ihrem „Moccicone". Wenig später ward sie persönlich ganz von dem Zauber römischen Lebens bestrickt. Diese Menschen sind gewöhnt an Abgründen hinzuwandeln, und in ihrer von Schönheit, Geist und Lust gesättigten Atmosphäre haben sie das Grauen verlernt. Fehlt doch auch im Leben Isabellas nach neueren Mitteilungen Luzios nicht das echt italienische Element der aufgesparten Rache, die sie nach dem Tod des Gemahls an ihren Hauptfeinden nimmt.[1]) Die mantuanischen Papiere versprechen uns noch eine Fülle von interessanten Aufschlüssen, denn man begreift es — und darauf wollte ich mit diesen Ausführungen in erster Linie hinweisen —, daß eine Gestalt wie Isabella nach Jahrhunderten noch die unermüdliche, vielfach entsagungsvolle, aber auch unendlich dankbare Arbeit eines Luzio und Renier an sich zu fesseln vermag.

AUS DEM GELEHRTENPROLETARIAT DER NACHREFORMATORISCHEN ZEIT.

VON WILHELM MARTIN BECKER.

Im Jahre 1616 ist ein kleines geistreiches Büchlein erschienen, anonym und mit fingiertem Druckort, das auf die Bildungsverhältnisse jener Zeit ein blitzartiges Schlaglicht wirft. Es ist ein Drama in fünf Akten, dem Zeitgeschmack entsprechend in lateinischer Sprache. Ein Jüngling wird uns vorgeführt, der von unersättlichem Durst nach wahrer geistiger und seelischer Befriedigung gequält, den Gang der damaligen gelehrten Bildung durchstürmt, die Logik mit der Rhetorik vertauscht, zur Mathematik, zur Geschichte seine Zuflucht nimmt; mit der Politik tritt er ins lebendige Leben hinaus, er sucht sich durch Reisen zu bilden,

[1]) Arch. stor. ital. V. 44, 74 ff.; 103.

treibt in Paris die feineren gesellschaftlichen Künste, wird dabei in einen Liebeshandel verwickelt und verläßt flüchtig die Stätte seiner Abenteuer. Angeekelt von Gelehrsamkeit und Welttreiben, wirft er sich der „Chymia" in die Arme. Aber getäuscht und betrogen in seiner letzten Hoffnung, verliert er sich in Verzweiflung und Lebensüberdruß, bis er endlich in einer großen allegorischen Szene aus allem wertlosen Streben zum wahren Heil geführt wird und erkennt, daß alles auf Erden eitel und Befriedigung nur im Heilande zu finden ist. Die Sapientia begrüßt ihn mit dem Rufe: „Heil dem Erstandenen" (Salve redivive)!

Man begreift schon aus dieser kurzen Skizze, wie einer unserer besten Literaturkenner sagen konnte, in diesem Werke habe „zuerst in der deutschen Dramatik ein faustisches Problem eine der Tiefe nicht entbehrende Gestaltung gefunden".[1]) Und in der Tat: der Schrei der menschlichen Seele nach bleibenden Werten, die Abwendung des tiefer angelegten Geistes von dem, was die Zeit und die Mode als wertvoll und erstrebenswert ansahen, kommt wenigstens in der poetischen Literatur jener Zeit nirgends tiefer, ja ergreifender zum Ausdruck als in unserem Stück, dem „Turbo" des Johann Valentin Andreä.[2]) So ist diese Dichtung zugleich eine Anklageschrift gegen die Wertmaßstäbe jener Gesellschaft, eine Anklage vor allem gegen Form und Inhalt des gelehrten Bildungswesens ihrer Zeit.

Wenn für uns die Faustidee seit Goethe allgemein menschliche, zeitlose Bedeutung hat, so können wir in jenem Faustdrama den Beleg für ihre Gültigkeit bei den Menschen des nachreformatorischen Zeitalters erkennen; und der Held Turbo gewinnt dann typische Bedeutung für weite Kreise seiner Zeitgenossen.

---

[1]) Erich Schmidt im Goethejahrbuch IV (1883), S. 130.

[2]) Turbo, sive moleste et frustra per cuncta divagans ingenium, in theatrum productum. Helicone, iuxta Parnassum, anno 1616. 1621 1640. — Vgl. darüber neuerdings R. Windel in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum, Geschichte usw. XX (1907), S. 400ff., Wilhelm Süß, ebd. XXII (1908), S. 343ff., sowie vor allem des letzteren Übersetzung und Erläuterung des Stückes („Turbo oder der irrende Ritter vom Geist . . .", Tübingen 1907).

Die großen Stürme der Reformation, das Ringen nach dem Einen, was not tut, der Kampf um höchste Werte, den der Idealismus im Großteil des deutschen Volkes führte, waren verrauscht. Im tiefsten Grunde aufgewühlt hatte er das Volk, er hatte es zum Selbstprüfen, Selbstentscheiden in den wichtigsten Fragen aufgerufen. Der Drang nach dem Wissen, das dazu nötig war, regte sich in den weitesten Kreisen. In hellen Haufen strömten die deutschen Jünglinge in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu den Universitäten, neue Hochschulen wurden gegründet und kamen in Flor: kurz, ein Hindrängen zum gelehrten Studium ging durch Deutschland, wie es niemals vorher und erst Jahrhunderte nachher wieder beobachtet werden kann.[1]) Und nicht nur jener in der Kampfzeit geweckte Drang, auch verständige Erwägung trieb bald viele zum Besuch der Hochschulen: das Verlangen nach theologisch gebildeten Geistlichen, nach Lehrern für die überall aufkommenden Schulen, der stärkere Bedarf an gelehrten Juristen, die höhere Achtung, die der studierte Laie genoß, sie alle wirkten nach dieser Richtung. Aber wie es immer zu gehen pflegt, so wurden auch hier in den Strom Elemente hineingerissen, die nicht imstande waren mitzuschwimmen; und bald trat wohl auch auf manchen Gebieten Überproduktion an akademisch Gebildeten ein. Denn die materiellen Verhältnisse Deutschlands befanden sich seit der Abkehr des Handels von den großen deutschen Plätzen in einem Zustande der Stagnation, der einerseits dahin wirkte, immer mehr junge Leute aus dem aussichtslosen Erwerbsleben in die gelehrten Berufe zu treiben[2]), andererseits aber das Anwachsen des Standes der gelehrten, nicht erwerbenden Volksgenossen besonders bedrohlich machte, der aber jedenfalls auch die Wirkung hatte, daß der Universitätsbesuch bei einem sehr großen Bruchteil der Studenten aus Mangel an Mitteln über die Gebühr gekürzt wurde und daher nicht mehr dazu ausreichte, die Befähigung zur Übernahme eines Amtes zu gewähren. Aus diesen Kreisen gehen dann vor allem diejenigen hervor, die ich unter das Gelehrtenproletariat rechne. Sie suchen

[1]) Vgl. Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten (Abh. d. phil.-hist. Kl. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. XXIV, 2, 1904), S. 76.

[2]) Eulenburg a. a. O. S. 78f.

mit dem geringen Pfund, das ihnen geworden ist, zu wuchern, so gut es gehen will.

Naturgemäß ist es der wertlosere Teil des Gelehrtenproletariats, der diese Halbgebildeten umfaßt. Eine andere Gruppe ist durch andere Gründe in diese Reihen geführt. Seit der Ausbildung der lutherischen Orthodoxie und der immer deutlicheren Rückkehr zum scholastischen Wissenschaftsbetrieb — jenem Betrieb, der fast nur der Überlieferung einer fertigen Wissenschaft dient, eine Forschung in unserem Sinne aber ausschließt —, seit dieser Zeit war für viele Geister, die der Freiheitshauch der reformatorischen Zeit geweckt hatte, nicht mehr Raum in den Hörsälen und bei den Disputationen, in dem geregelten Gang der akademischen Graduierung, überhaupt der üblichen Karriere. Sie nahmen von der überlieferten Bildung soviel sie durften, aber sie fügten sich nicht in die starre Form. Wir können sagen, daß es sich bei vielen dieser „Entgleisten" um eine Reaktion des reformatorischen Individualismus gegen die Umschränkung des Geistes in Kirche und Schule handelt. In diesen Zusammenhang gehört auch unser Turbo.

Beide Gründe, der des materiellen Mangels und der der individualistischen Auflehnung, wozu dann noch die dem deutschen Volke eingeborene Abenteuerlust und der Wandertrieb kommen, lassen eine Klasse von Menschen entstehen, die die Erbschaft der fahrenden Schüler und clerici vagantes des Mittelalters antreten: gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen! Und wie dort das vagierende Genie des Archipoeta neben dem halbgebildeten Landstreicher stand, so war es auch hier. Neben dem einfachen Bettler, der durch einen Empfehlungsbrief oder durch lateinische Anrede sich als Angehöriger der gelehrten Zunft dem Dorfpfarrer und dem Universitätsprofessor gegenüber auswies und dadurch ein Viatikum erlangte, finden wir den fahrenden Hauslehrer, der sich zum Unterricht eines vornehmen Schülers empfahl und eine Zeitlang haften blieb, bis ihn die Abenteuerlust anderswohin trieb, neben dem mit der Kirchenlehre zerfallenen, unstet umherirrenden Philosophen oder Schwärmer den um der Religion willen verjagten Geistlichen, neben dem angeblich übergetretenen Mönch den getauften Juden, beide auf die Unterstützung der eifrigen Lutheraner

rechnend, neben dem Poeten, der seine gedruckten Produkte bei hochgestellten Leuten unterbrachte und dafür Geschenke einheimste, den findigen Kopf, der durch seinen Unterricht, wie er versicherte, in wenigen Stunden oder Tagen mehr erreichte als ein methodisch verfahrender Schulmeister in Jahren, neben dem fahrenden Astrologen und Kalendermacher den alchemistischen Charlatan, der große Geheimnisse hütet und sie nur denen mitzuteilen sich erbietet, die etwas Beträchtliches aufzuwenden imstande sind — ein lebensgefährliches Gewerbe, das aber doch eine Zeitlang seinen Mann nährte.

Hier ist die Gesellschaft, in der finsterer Aberglaube mit weitblickenden neuen Ideen Hand in Hand geht. Theosophie und Mystik, die Anfänge der werdenden Naturwissenschaft und Medizin, pädagogische Reformpläne und philosophisch-politische Phantasterei verbinden sich bald zu fruchtbarsten Gedanken, bald wird alles nur vorgetäuscht, um geheimnislüsterne Jünger und unklare Köpfe zu betören. Und allerlei Namen sind es, die diese Leute sich selbst oder andere ihnen beilegen; man findet unter ihnen fahrende Propheten, Rosenkreuzer, Weigelianer und Schwenkfeldianer, Chymici, Hermetici, Didactici, Goldmacher, Astrologen, Paracelsisten usw. Aber viele von ihnen sind bald das eine, bald das andere gewesen, und auf viele passen mehrere dieser Bezeichnungen.

Die Illustrationen, die ich an der Hand archivalischer Funde von einigen auf hessischem Boden aufgetretenen Mitgliedern der fahrenden Gelehrtenzunft geben kann, charakterisieren hauptsächlich die schwindelhafte Seite dieser Gemeinschaft, aber sie geben gleichzeitig einige typische Beispiele aus dem Gelehrtenproletariat jener Zeit.

Ich beginne mit einem Vertreter des Typus „Dedikationsbettler". Franz Sweert berichtet in seinem niederländischen Gelehrtenlexikon, das 1628 in Antwerpen erschien[1]):

---

[1]) Franc. Sweertius, Athenae Belgicae sive nomenclator infer. Germ. scriptorum, Antverp. 1628, S. 261f.

„Fredericus Mollerus Brabantus, poeta, scripsit carmen elegiacum de creatione et angelorum lapsu, mihi aliquando inscriptum, sed et aliis, ut postmodum observavi; cum enim ei curta domi supellex esset et fodere non valeret, vena sua utcunque triviali quaestum fecit tenuiterque vixit. Lovanii 1600, 4. apud Masium."

Schon aus dieser Notiz — in der die Empfindlichkeit des Verfassers, daß jenes schöne Gedicht nicht nur ihm, sondern auch anderen gewidmet war, nicht zu verkennen ist — geht hervor, daß sich Möller durch das Dedizieren von Schriften seinen Lebensunterhalt erwarb. Es war das ja die Art, wie sich literarische Arbeit damals bezahlt machte. Honorarzahlungen vom Verleger sind in jener Zeit fast gar nicht vorgekommen.[1]) Der Verfasser erhielt eine Anzahl Freiexemplare und damit gut. Auf eine Anerkennung in klingender Münze aber konnte der Verfasser — wenigstens im 16. Jahrhundert noch meistens — rechnen, wenn er einem hochmögenden Gönner die Schrift durch vorgedruckte, ehrfurchtsvolle Widmung zueignete. Niemand fand in dieser Art literarischen Gelderwerbs etwas Unwürdiges. Mehr und mehr verwandelte sich dann der Usus, durch Dedizieren von Büchern Geld zu erwerben, in Bettelei, und fürstliche Höfe und die Räte wohlhabender Reichsstädte wurden mit Widmungen von Büchern ganz unbekannter Verfasser geradezu überschwemmt. Autoren, die ganz sicher gehen wollten, machten sich wohl selbst auf den Weg, um dem Mäcen das Werk zu überreichen und ein Geschenk zu erbitten[2]), wodurch der Charakter des Verfahrens noch deutlicher hervortritt. Wenn es nun vorgekommen ist, daß ein Schwindler das Werk eines fremden Autors mit einer Dedikation versah und den Lohn dafür selbst einstrich[3]), wie sollte nicht ein ärm-

[1]) Vgl. Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels I (1886), S. 315ff.

[2]) Kirchhoff, Beiträge z. Gesch. d. deutschen Buchhandels II (1853), S. 114. — Als 1557 die Söhne des Herzogs Philipp von Pommern die Universität Greifswald bezogen, mahnte der Kämmerer Küssow in seinem Bedenken: „Item daß auch viel Studenten aus fremden, auch dieser Ort, den jungen Herren Bücher werden dediciren und zuschreiben und Geld bitten: Wie man sich gegen sie verhalten soll?" Baltische Studien N. F. X (1906), S. 44.

[3]) Kapp a. a. O. S. 332.

licher Verfasser auf den Gedanken kommen, dasselbe Werk verschiedenen Leuten zu dedizieren und so das Honorar auf einfache Weise zu multiplizieren?

Auf diesen Einfall hat unser Möller sein System gebaut. Ein Schriftstück, das sich zufällig erhalten hat, setzt mich in die Lage, sein Treiben näher zu beleuchten. Er zog danach bereits 1584 mit dem von Sweert genannten und noch einem weiteren Gedichtbändchen[1]) in Deutschland herum; damals trugen seine Exemplare den Druckvermerk Wittenberg oder Ingolstadt, auch legte er sich damals den Rang eines Professors zu Wittenberg bei. Das Schriftstück, ein Steckbrief der Kasseler Regierung gegen Möller, gerichtet an die Regierung zu Marburg, lautet folgendermaßen[2]):

„Unser freundlich dienst zuvor, ehrenveste hochgelarte und erbare besondere gute freunde,

Wir geben euch hirmit zu erkennen, das gestern sontags eine person mittelmeßiger statur, mit einem roten gestutzten bart, rotelicht und packicht unterm angesicht, M. Fridericus Möller sich genant, alhier in der stadt vagiret und uns canzlar und die rethe alle in iren hausen unterschidlich besuchet, sich vor einen professorem historiarum et poeseos zue Wittenbergk ausgeben, auch solche kundtschaft und anzeyge gethan, dardurch er seynem vornehmen guten glauben bey fast einem jedern machen konnen, unter wilchem betrugk er jederm unter uns zwey buchelin, eineß carmine heroico de septemplici dono spiritus sancti, daß ander de creatione et angelorum lapsu elegiaco carmine beschriben, offerirt und vor jedes einerley praefation oder dedicationschrift [und] mutatis mutandis jeder der unser nahmen und titul gesetzt und also von haus zue hauß geldt colligiret.

---

1) Nach den Fortsetzungen und Ergänzungen zu Jöchers Gelehrtenlexikon (IV, S. 1854) gab es von ihm außerdem noch ein Carmen heroicum de prima hebdomade seu mundi hominisque ortu et lapsu mit den Druckvermerken Douay 1587 und Löwen 1600.

2) Gleichzeitige Abschrift im Gießener Universitätsarchiv. Orthographie vereinfacht.

So befindet man auch daraus, daß im drucken ein falsum gebraucht, vor einß alß obs zue Wittenbergk, vors ander aber zue Ingolstadt gedruckt, gesetzt worden.

Auß welchem allem erscheinet, das diser falsarius und landbetrieger (der auch ungezweifelt nicht selbst author ist) damit umbgehet, noch viel andere dergestalt uffzusetzen und zue betriegen.

Und dann diese bubenstück fast gemein werden, wilche irer verwirkten straff andern zue abscheu woll wirdigk, demnach geben wir auch zuerkennen, weil er seinen wegk dahinaus genommen haben solle, ob er zue Marpurgk, davor wir es halten, anlangt, daß ihr achtung uff inen geben und daselbst wollet uffhalten und nach seynem verdinst straffen laßen.

Versehen wir unß etc. Datum Caßell, den 23. Novembris ao. etc. 84.

Stadthalter, canzlar und rethe daselbsten.

An stadthalter, canzlar
und rethe zue Marpurgk.

Eß ist auch ein druckergesell gleicher gestalt und einer zeyt umbher gangen, den achten wir seinen gesellen und daß sie eines jeden orts, nach dem sie die person erkundiget, den titul uffdrucken konnen.

Signatum ut infra[1])."

Erst die Nachschrift läßt uns erkennen, wie es möglich war, daß Möller seine Schriften mit so vielerlei Dedikationen versehen konnte. Er hatte das Bücherdedizieren zum schwunghaften Großbetrieb entwickelt, und das Geschäft warf so viel ab, daß er sich einen eigenen Drucker halten konnte, der je nach dem zu täuschenden Objekt Titel- und Dedikationsblatt vorsetzte.[2])

---

[1]) Infra, weil Datum und Unterschrift auf der vorhergehenden Seite unten stehen.

[2]) Wie man in den Kreisen der Gelehrten über ein solches Verfahren dachte, erhellt aus einer im Großh. Hausarchiv zu Darmstadt erhaltenen Korrespondenz von 1611 (Korr. Philipps v. Butzbach, C. 55). Der Gießener

Ein weiterer Typus, dessen Vertreter sich mehrere Jahrhunderte lang nachweisen lassen, für den aber die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Art Blütezeit darstellt, ist der fahrende Alchemist; er weiß die wunderbare Tinktur zu bereiten, durch deren Kraft nicht nur gewöhnliche Mineralien in Edelsteine verwandelt, sondern auch alle Krankheiten geheilt und alte Leute wieder jung gemacht werden. Über diesen Typus aus dem Gelehrtenproletariat bedarf es keiner weiteren Darlegungen; durch ihr Auftauchen an Fürstenhöfen sind viele Exemplare dieser Gattung längst ins helle Licht der geschichtlichen Betrachtung getreten. Die Sucht nach Reichtum und geheimnisvoller Macht, die gerade den vielen innerlich haltlos gewordenen Naturen (Turbo!) der nachreformatorischen Zeit ein erstrebenswertes Ziel vor Augen stellte, ließ die vielversprechenden Andeutungen der Chymici auf fruchtbaren Boden fallen. Aber besonders die Fürsten, bei denen der wachsende Geldbedarf der Hofhaltung und des politischen Auftretens in der bewegten Zeit vielfach sich mit der Neigung zu geheimen Wissenschaften verbündete, waren gern bereit, sich mit einem weisen Meister einzulassen. Kaiser Rudolf II. steht hier voran mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen.[1]) Aber auch kleine Höfe wurden von den Alchemisten nicht verschmäht, wenn diese sicher waren, daß der Fürst ihren Künsten nicht abhold sei. So ließen die ungemein umfassenden wissenschaftlichen Interessen des Landgrafen Philipp von Hessen

---

Professor linguarum exoticarum Matth. Hoffstetter hatte auf Veranlassung Landgraf Philipps die Schrift „Il Cavallier del Sole“ ins Deutsche übersetzt und ließ sie in Gießen drucken. Der Drucker schreibt darüber an den Rektor: Er habe gemeint, die verschiedenen Dedikationen sollten nacheinander auf ein Blatt gedruckt werden, „wie ich dann bey andern meinen büchern gethan und sonsten auch bräuchlich ist. Da aber er Hoffstetter solcher zwölf unterschiedlichen fürsten und herrn, ausserhalb hochged. ihr fürstl. gnaden landgraf Philipps dedication, absonderlich und jede allein getrucket haben und dediciren wöllen, ist mir solches von dem dn. decano dieser löblichen universitet, welchem solche ex officio zu sehen gebühret, widerrahten, auch von ew. magnif. und ein . . ganzen consistorio durchauß verbotten worden, weil solches wolhergebrachter gewonheit zuwider lauft.“

[1]) Vgl. Kopp, Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit (1886) I S. 106ff.

(1581—1643), der unter der Hoheit seines Bruders, des Landgrafen von Darmstadt, sein kleines Gebiet regierte und in Butzbach (südlich von Gießen) residierte, ihn ebenfalls als einen Fürsten erscheinen, bei dem Verständnis für alchemistische Dinge vorauszusetzen wäre.[1]) Und da ist es nicht belanglos zu sehen, welchen Ton ein dunkler Ehrenmann anschlug, wenn er hoffte, beim Butzbacher Hofe ein Unterkommen zu finden. Der Ton ist nicht nur auf Philipps Vorliebe für die Geheimnisse der Wissenschaft gestimmt, sondern auch der aufrichtigen Frömmigkeit des strengen Lutheraners angepaßt, und die starke Betonung der wunderbaren Erfolge, die mit der Geheimarznei erreicht werden sollten, setzte Philipps gebrechliche Körperbeschaffenheit in Rechnung. Offenbar hat sich der Alchemist vorher über die Eigenart seines Objektes hinreichend unterrichtet. Ich gebe das Schreiben unter Weglassung unwesentlicher Sätze[2]):

„Durchleuchtiger hochgeborner fürst, gnediger herr,

Ein jedwederer in seiner kunst warhafter und vollkommener artista practicus . . . pfleget höchlich nachzutrachten, wie er eine occasion consequire, seiner kunst potentiam und craft in hoher practic zu bestättigen, nicht das er sich zu rühmen willens seye, sondern damit seine kunst und wissenschaft an den tage gelange und er nicht als ein unvernünftiger idiota und sophista delitescire und ohne einigen hinterlassenen und authentice... confirmirten effectum warhaftester kunst evanescire. Also erfordert es die hohe nothwendigkeit, das ich solchermaßen mein intentum anordene, dann ob ich zwar durch continuirte, unaufhörliche contemplation also weit in höchster kunst wundercraftreichester arcanen vortgeschritten bin, das ich nicht alleine alle müglichkeit warhaftester höchst glorwürdigster chymiae in effectu erweysen und derohalben alle

[1]) Über Landgraf Philipp, dem schon allein seine engen Beziehungen zu Kepler (Walther im Archiv f. hess. Geschichte XIII (1874), S. 277 ff.) eine Bedeutung in der Geschichte der deutschen Wissenschaft sichern, vgl. jetzt W. Diehl, Philipp Landgraf von Hessen-Butzbach (1909), und die dort angegebene Literatur.

[2]) Orig. im Hausarchiv Darmstadt, Korresp. Philipps, C. 55. Vgl. auch Walther im Archiv f. hess. Gesch. XI (1867), S. 365 Anm.

samptliche wunderwürkliche, vollkommeneste, allergewaltigste arcana practice produciren kann, sondern auch ao. 631 solches durch höchster kunst practic die allerhöchste unaußsprechlich edleste tincturische wesenheit, derer hochcraftreicheste würkung sich generaliter über alle corpora physica, als nemblich über den menschlichen leibe, — solchem alle crankheiten, gebrechen, schäden und wunden miraculose von grund auß vollkommen ohnfehlbar zu curiren, das leben aufs höchste zu prolongiren und die höchste menschliche vollkommenheit zu causiren, — über die metallische corpora, solche in höchste orientische[1]) perfection, und über den crystall, solchen nach condition modificationis tincturae in edleste stein warhaftig zu convertiren etc., mit hohem wunder extendiret und außbereitet, sampt zweyen andern hochwichtigsten crystallinischen mit diamantischer clarheit durchgossenen arcanorum arcanis gloriosissimis praeparando producierende, actu reali warhafftig und ohnfehlbar confirmiret habe und becräftiget, so hat doch martialischer armadae macht, malignorum furor [mich] mit hinnemmung orientalis[2]), effusion arcanorum und destruction höchster tincturae, nothwendiger instrumenta und requisitorum, auch höchster thesaurorum productorum . . . beraubet . . .“

Folgt das Versprechen:

„D(a)z ich . . alle arcana und mysteria, alle entia crystallina diamantinae claritatis, den hyacinthum des golds, saphyrum des silbers, rubinum des eysens, smaragtum des zinns, corallirubinum des kupfers und Mercurii[3]), den rubinen der phylo-

[1]) Hier offenbar in der Bedeutung „rein, unverfälscht“.

[2]) Das orientale eines Stoffes ist der in die höchste für ihn erreichbare Vollkommenheit an Reinheit und geheimen Kräften umgewandelte Stoff.

[3]) Wegen des Glaubens an die geheimen Beziehungen zwischen Metallen und Edelsteinen verweise ich auf den 1734 erschienenen Band VIII von Zedlers Universal-Lexikon, Sp. 209, wo es von den Edelsteinen heißt: „Ihre anmutigen Farben haben sie von einem zarten metallischen Schwefel, nach Art der in Bergwercken befindlichen Metallen, nemlich der Carbunckel, Rubin, Granat und Amethist von einem Gold-Schwefel, der Saphir von der Tinctur des Silbers, der Schmaragd und Chrysolit von der grün-

sophen (!), den carfunkelstein deroselben und alle arcana miraculosissima, alle magnalia magnaliorum gloriosissima, ... das maystätische (!) unaußsprechliche wesen macrocosmi und das ens vitae ohnfehlbar praeparando produciren und dadurch generatim und speciatim alle und jede krankheiten . . . curiren, das leben aufs höchste und äußerste miraculose erlängeren . . ., die alten an gestalt, cräften und perfection erneweren und erquicken, die grawe haar zu newen gelben haaren, auch haut und nägel new wachsen machen, den teuffel potenter expelliren . . . und dem menschen eine solche unaußsprechliche vollkommenheit zuwegen bringen kann, das einer allezeit mit höchster gesundheit begabet und eine gestalt, als ob er nur dreysig jahr alt were und in dem irdischen paradeyß, das ist in glorificirter vollkommenheit und macrocosmischer maystät immaculata linea vitae lebte, habende, ohne gefahr einiger krankheit und schmertzen biß zu dem tage der generalendtschaft menschliches lebens, in dem leben — accidentiis extentae violentiae seclusis — verbleibe. Dann durch die arcana crystallinischer clarheit als von gott warhafte verordnete mittel ist der allmächtige barmherzige gott unß dermaßen zu hülf zu kommen (das allenthalben gesacht werde: groß ist der Herr unser gott, der da wunder thut in allen landen, welcher alle macht in hohen grundt gesetzet hat und himmel und erden mit arcanen erfüllet) bereit und willig, damit er gelobet werde in seinen wunderthaten und die ganze welt seiner barmherzigen allmacht würklichkeit gnadenreich empfinde. Und dieses rede ich keineswegs, daß ich mich, wie meine feinde und contrarianten bößlich fürgeben, rühme, sondern auf d(a)z die warheit an den tage gelange, und die hochedleste den erschaffenen dingen einverleibte craft und himmlische würkung nicht als unnütz und schädlich, wie bißher geschehen, verborgen bleibe und delitescire, auch die bißhero im schwank gegangene und im brauch solenniter geübete unwarheit, thorheit und verfälschte imagination zu grundt gehe und die einige warheit trium-

---

schwefflichten Art des Kupfers, der Topas und Hyacinth von dem schwefflichten Wesen des Eisens." Unser Alchemist stellt freilich andere Beziehungen her.

phire . . . . . Dieweil . . . aber . . . dißfals adminiculi requisition nothwendig, so gelanget an ihre fürstl. gnaden meine unterthänigste bitt, das, woferr es ihrer fürstl. gnaden wohlgefälligkeit und beliebung nicht zuwieder, ihre fürstl. [gnaden] mich zur warhafter medicin und höchster hermetischer kunst practic und solcher hochmächtigsten arcanen production und administration auf- und annemmen wölle, solches wiederumb nach möglichkeit umb ihre fürstl. gnaden zu verdienen, es sey bey tage oder bey nachte, will ich mich willig, bereit und unbeschwert alle zeit finden lassen . . . . Meine condition sampt contraction, mit welcher ich eminenter behaftet, auch circumstantialiter betrachtet, wird keineswegs veruhrsachen, d(a)z der effectus außen bleibe und probam nicht confirmire. Hiemit bevehle ich ihre fürstl. gnaden in den gnädigen schutz gottes deß allmächtigen und erwartte gantz unterthänig von ihrer fürstl. gnaden einer resolution und wiederantwort.

Signatum Martispurgi Cattorum anno 1637 die 4. Septembris.

Ihrer fürstl. gnaden allezeit unterthäniger dienstgefl.

Joannes Laurentius a Toll, chirurgus chymicus et med., jetzo wonhaft zu Marpurg in D. Jacobi Jungmanns, alten vicecanzlers s. behaußung, am Steynweg jegen dem Münchsborn über."

Trotz des gewaltigen Aufwandes schwülstiger Versicherungen scheint Landgraf Philipp sich mit dem großen Alchemisten nicht eingelassen zu haben. Wäre es ein Astrolog oder ein Linguist gewesen, so hätte er wohl bessere Aussichten gehabt. Daß Philipp Kenner der mathematischen und astronomisch-astrologischen Wissenschaften an seinen Hof zog, ist bekannt; von einem abenteuernden Sprachlehrer werden wir nachher dasselbe sehen.

Ich kehre zum Ausgang meiner Ausführungen zurück, um eine weitere Klasse der fahrenden Gelehrten zu berühren. In Andreas Turbo hörten wir die Unzufriedenheit mit dem herrschenden Bildungsgang sich aussprechen. Aber auch die schärfste Kritik wird an ihm geübt. Und mit Recht. Die Schwerfälligkeit des

Schulbetriebs stand ganz außer Verhältnis zu den Forderungen des Tages. Ich möchte das hier nicht näher ausführen.[1]) Aber von der Wirkung dieses Zustands muß ich reden. Allüberall tauchen Reformgedanken auf, jeder selbständige Kopf glaubt sich kompetent zur Beurteilung und Verbesserung der Zustände. So kann man auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens die Zeit von 1600 bis in den großen Krieg hinein und über ihn hinaus als die Zeit der pädagogischen Wunderkuren bezeichnen. Und hier fanden natürlich unsere gelehrten Außenseiter wieder ein Feld starker Betätigung. Vor allem richtete sich das Streben auf Verkürzung des Lehrkurses und zwar sowohl in den Sprachen, den alten, Latein, Griechisch, Hebräisch, und den lebenden, wie auch in der Rechtswissenschaft. Dasjenige, was diese Reformpädagogen zu Wunderdoktoren stempelt und mit jenem Alchemisten auf eine Stufe stellt, war das Geheimnis, womit jeder seine Methode umgab, und die großen Versprechungen, die er über seine Erfolge machte. Wohl die bekannteste Persönlichkeit auf diesem Gebiet ist Wolfgang Ratichius, der pädagogische Vagant und geistvolle Anreger, der bei allen fruchtbaren Gedanken doch nirgends eigentliche Erfolge sah. Noch sein würdigster Nachfolger, der Gießener Professor Christoph Helvicus, galt als Besitzer einer geheimen Kunst didaktischer Methode, die man der Gießener Universität erhalten müsse; sein Bruder sollte sich nach Christophs Tode eidlich verpflichten, die neue Lehrkunst — deren Erfolge doch immerhin noch problematisch waren — vor jedermann geheim zu halten.[2]) Es galt auch hier, den Stein der Weisen zu hüten vor unbefugter Anwendung.

Ohne Zweifel wird ein genaueres Studium der pädagogischen Lokalgeschichte jener Zeit manchen seltsamen Kauz zutage fördern, dessen Lehrkünste und augenblickliche Lehrerfolge an Wunderkuren gemahnen. Mancher davon mag in gutem Glauben an seine Kunst sein Mittel angepriesen haben, mancher auch gegenüber der Methode seiner Zeit einen Fortschritt darstellen;

---

[1]) Es sei nur verwiesen auf Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, 2. Aufl., I, S. 453 ff.

[2]) Vgl. Siebeck in der Festschrift „Die Universität Gießen 1607 bis 1907" II, S. 325.

völlig gehalten haben sie alle nicht, was sie versprachen. Und die Charlatanerie fand natürlich auf diesem Gebiete ein weites Feld.

Auch diese Wunderlehrer ziehen meist unstet und flüchtig von Ort zu Ort; auch sie heben nicht nur durch übertriebene Anpreisung ihrer Kunst, sondern auch durch Vortäuschen eines akademischen Grades oder einer ansehnlichen Stellung ihr Renommee. Auf diesem Gebiete ist mir ein gewisser Julius Otto begegnet, ein getaufter Jude, den ich von 1618 bis 1621 in Frankfurt, Gießen, Butzbach, Kempten und Ulm nachweisen konnte.[1]) Nach dem, was der Pfarrer Johann Dieterich aus Butzbach über ihn schreibt, soll er ein tüchtiger Lehrer gewesen sein; auch der vorher erwähnte Landgraf Philipp ließ sich von ihm, was bisher nicht bekannt war, die Grundlagen des Hebräischen und Syrischen beibringen.[2]) Aber vielleicht dürfen wir das Urteil Dieterichs, der es nötig fand, selbst noch Stunden im Hebräischen zu nehmen, nicht allzuschwer ins Gewicht fallen lassen. Jedenfalls hatte er sich von dem Fahrenden gewaltig imponieren lassen, und es spricht gegen Otto, daß er in marktschreierischer Weise sich über alle Lehrer des Hebräischen rühmte, insbesondere auch über Helvicus, der

---

[1]) Für Frankfurt vgl. Lersners Vermehrte Chronica von Franckfurth a. M. (1734) II, S. 109. Im übrigen s. das Folgende. Ob dieser Otto identisch ist mit Jul. Conrad Otto, der eigentlich Naphthali Margolith hieß und angeblich Professor in Altorf war, erscheint zweifelhaft, da für letzteren das Todesjahr 1607 überliefert wird (Jöcher, Gelehrtenlexikon III, S. 1142, vgl. die Einleitung zu Joh. Müller, Judaismus ex rabbinorum scriptis detectus, Hamb. 1644).

[2]) Joh. Dieterich an seinen Bruder Konrad, Superintendenten von Ulm, 1619 Mai. (Orig. in Kgl. Hof- u. Staatsbibl. München, Deutsche Handschriften — im folgenden zit. Cgm — Nr. 1257, Bl. 244): „Es ist auch hier gewessen renatus Judaeus, Julius Otto genandt, in Heb. lingua excellirt, wie auch in Syriaca et Chaldaica, von dem haben ihre fürstl. gn. in 4 wochen die fundamenta in Hebraica et Syriaca lingua so feliciter gefasset, daß zu verwundern; können proprio Marte viel interpretiren, im übrigen die radices investigiren. Mein Helvicus [Sohn Johanns] ist auch zu Gießen sein discipul gewesen und viel weiter kommen als bey D. Helvico seligen [der oben erwähnte Professor Christoph Helvicus, Nachfolger des Ratichius, ist hiermit also schon in den Schatten gestellt!], kan biblia Hebraica verstehen, schreibet auch ein fein Hebräisch carmen, daß ich michs frewe; ist izo noch hier uff M. Heilandi [Philipps Hofprediger] begern, den instituiret er in Hebraicis und er ihn widerumb in astronomicis. Soll aber in der pfingstwochen wider nach Gießen."

doch Disputationen in hebräischer Sprache in Gießen eingeführt hatte.[1])

Wie der Hebraist nun die Bekanntschaft mit Landgraf Philipp ausnützte, darüber belehrt uns ein anderer Privatbrief jener Zeit. Otto zeigt sich hier nicht nur unmäßig in der Hervorhebung seiner Kunst, sondern geradezu als Schwindler. Im Frühjahre 1621 erhielt Superintendent Dieterich in Ulm von seinem Amtsbruder Zeäman in Kempten folgendes Schreiben:[2])

„Heut acht tag ist allhero kommen dn. Julius Otto, der sich linguarum in academia Giessena professorem primarium nennet und fürgibt, daß er mit 400 goldfl. von landgraven Ludwigen zu Hessen in Africam gen Tunis und Fetz, umb die Arabische sprach grundtlich zu lernen, geschickt worden, uff welcher reis er 9 monat zugebracht, hab zwen studiosos bey sich gehabt, dero einen er zu Botzen krank hinderlassen, den andern hab er wider in Welschland zurück geschickt. Er aber wolle wider gen hauß, gen Butzbach zu landgrav Philipsen, an dessen hof er wohne. Welcher alle Frankfurter mess oder alle quartal 30 000 taler einkommens zu erheben. Unter andern hat er außgeben, daß er innerhalb 5 stund oder, so lang ein kertz brennet, einen, der kein buchstaben in Hebraea lingua kenne, solche sprach also gründlich lehren wolle, daß er ein argument fertig machen könne. Dardurch er so viel zu wegen gebracht, daß man umb wunders wegen 2 ministros und 3 alumnos zu ihm geschickt. Was sie aber gelernet, hör ich nicht in specie, aber so viel, daß sie uber das alphabet nicht kommen. Ist ihm bißher groß ehr erzeigt worden, weil er fürgibt, daß er 12 sprachen könne, da er doch mit mir und andern nur Germanice geredet. Mich wundert, daß er sich hier und anderer orten so lang ufhelt und nicht heim eilet, item daß er nicht zu Giessen wohnet und doch allda professor sein sol, sonderlich aber daß er in Latina lingua nicht fortkan. Bitt demnach um gotteswillen, der herr b[ruder] wollte mich seines

[1]) Vgl. Festschrift „Die Univ. Gießen 1607—1907“ Bd. I, S. 153.

[2]) Orig. vom 7. Febr. 1621: Cgm 1259, Bl. 825.

thuens und wer er sey vertrawlich hac vice berichten und dieß brieflein aboliren. Weil er den ersten tag nicht praestirt, was er so hoch versprochen, hab ich den alumnis befolhen, sie sollen weiterer verordnung erwarten."

Konrad Dieterich, der durch seinen lebhaften Briefwechsel mit den Verhältnissen in Gießen völlig vertraut war, hat dann den Kemptener Kollegen über die unwahren Behauptungen alsbald aufgeklärt. Inzwischen hatte der fahrende Hebraist aber auch auf seinem eigenen Felde Fiasko gemacht. Am 19. Februar schreibt Zeäman an Dieterich:[1])

„Non sine stupore legi, quae de Judaeo Julio Ottone scribis, dem unsere junkern allhie sampt und sonders uff dero zunft, wol 3 oder vielmal (!) ceu Christiano et professori Giesseno, imo ceu legato gesellschaft und große ehr erzeigt, den auch e. e. rhat außgelößet und ihm darzu 4 taler verehrt; daß er ein geborener Jud, hat er mit dem wenigsten wort sich nicht verlauten laßen, ich aber hab den braten bald gerochen. Was er von den 5 stunden versprochen, hat er im wenigsten nicht gehalten, dan ich vorgestern die discipulos ipso praesente examinirt, nachdem sie schon in die 9 oder 10 tag bey ihm frequentirt, und befunden, daß sie noch nicht decliniren vielweniger conjugiren können, und sollen doch argumenta machen, wie ich ihm dan in faciem eins und das andere zu verstehen geben. Sed transeat hoc cum caeteris mundi erroribus. Ich getrawete mirs in solcher zeit wol weiter zu bringen. Sed mundus vult decipi . . . ."

Schließlich war man in Kempten froh, den Gast wieder los zu sein; der Rat verehrte ihm 6 Taler, damit er nur fort ging. Er schied in schwerem Groll und gedachte sein Glück in Straßburg weiter zu versuchen; wir können seinen Weg allerdings nur bis Ulm weiter verfolgen.[2])

---

[1]) Orig.: Cgm 1259, Bl. 827.

[2]) A. a. O. Außerdem: Konr. Dieterich an L. Philipp von Butzbach, 1621 prid. Laetare (Orig.: Hausarchiv Darmstadt, Korr. Philipps, C. 55); Zeäman an Dieterich, 1621 Febr. 21 (Orig.: Cgm 1259, Bl. 829): „Der Jud sol mich grewlich außgerichtet, auch schröcklich gedrewet haben, weil

Freilich lag das Streben nach pädagogischen und didaktischen Reformen so in der Luft, daß auch innerhalb der Gelehrtenrepubliken sich ihre Vertreter zeitweise halten konnten. In Gießen lehrte 1616—1621 der Privatdozent Dr. jur. Philipp Glaum. Er wurde der Gründer einer ganzen Schule, von der die Methodus Glaumiana propagiert wurde.[1]) Er und die Seinen versprachen, eine Kunst oder Sprache in 1 bis 4 Wochen mediocriter zu lehren, das jus feudale in 8 Tagen so, „daß einer zwar nicht doctor juris werden, aber doch mit Ehren einer disputatio feudalis vorstehen kann"; ja man behauptete in diesen Kreisen, „eine unglaubliche, jedoch gewisse, bewährte maniera" zu besitzen, um einen Bürger oder Bauer, der nur lesen und schreiben kann, in 2 bis 4 Wochen so zu unterrichten, daß er etliche 100 Bogen lateinische Verse machen kann — wobei man sich über die Qualität dieser Verse klüglich ausschwieg. Auch hier gewaltige Versprechungen und geringe Resultate — wenn wir einem Zeugen wie Comenius Glauben schenken.[2]) Und der hierin erkennbare schwindelhafte Zug läßt uns auch die Glaumianer in die Reihe der vorerwähnten dunkeln Ehrenmänner stellen.

Ich schließe hier die Auslese der auf hessischem Boden aufgetretenen gelehrten Vaganten. Sie würde sich bei ausgedehnter Nachforschung noch beträchtlich vermehren lassen. Und überhaupt würde es sich verlohnen, auf diese Menschenklasse, die neben gemeinen Schwindlern hervorragende und seltsame, vor allem aber selbständige Geister in sich begriff, im Zusammenhang mit den geistigen Strömungen der Zeit ein besonderes

---

ich seine fraudes manifestirt und ihn confundirt, daß er argumenta den discipulis wil proponiren, die noch nicht lesen, zugeschweigen decliniren können."

[1]) Näheres über ihn gibt Senckenberg, Meditationes (1740), S. 190ff.

[2]) Vgl. die Äußerung von 1630 bei Kvačala, Comenius I (Monumenta Germ. paedagogica XXVI), S. 13. Ein anderer rühmt freilich, Glaum habe in einem halben Jahre die italienische Sprache so vorzüglich gelehrt, daß die Schüler in dieser Sprache disputierten, was ja auch glaublich erscheint (ebd. S. 1). Vgl. dagegen das absprechende Urteil der Straßburger philosophischen Fakultät von 1636 über alle diese Neuerer: Mitteilungen d. Ges. f. deutsche Erzieh.- u. Schulgeschichte VII (1897), S. 109.

Studium zu verwenden. Vieles haben Guhrauer[1]), Opel[2]) und andere schon beigebracht, um uns in das geistige Leben dieser aus dem Schema geglittenen Menschen Einblick zu gewähren. Aber noch viele von denen, die Gottfried Arnolds große „Kirchen- und Ketzerhistorie" (1699) unter den Schwärmern jener Zeit anführt, verdienten wohl eine genauere Betrachtung, und auch in Adelungs „Geschichte der menschlichen Narrheit oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager und anderer philosophischen Unholden" (7 Bände, 1785—89) finden sich Beispiele für alle möglichen Schattierungen der fahrenden Gelehrtenzunft aus der nachreformatorischen Zeit. Die Zahl der faustischen Naturen, der „irrenden Ritter vom Geist", wie man jenen Turbo genannt hat, wird unter ihnen nicht gering sein, vielleicht bedeutender als in irgendeinem Zeitraum der deutschen Geistesgeschichte. Sie in ihrem Wesen zu begreifen und aus den Tendenzen ihrer Zeit verstehen zu lernen, wird die reizvollste Aufgabe sein, die die Geschichte der „Zunft unzünftiger Gelehrten" vor sich sieht. Daneben aber werden auch die Kleinen im Reiche des Geistes, von denen hier einige vorgeführt wurden, ihren Platz behaupten; denn das „Suchen der Zeit" spiegelt sich nicht minder in ihnen.

---

[1]) Joachim Jungius (1850).
[2]) Valentin Weigel (1864).

BRIEFE VON K. W. NITZSCH AN W. MAUREN-BRECHER (1861—1880)

HERAUSGEGEBEN VON GEORG v. BELOW UND MARIE SCHULZ

(SCHLUSS.)

Berlin 9. 6. 76.

Lieber College.

Ehe ich morgen wieder mit den Vorlesungen anfange und nachdem ich gestern glücklich die moles unseres Lectionskatalogs an Vahlen abgehen lassen, will ich Ihnen doch wenigstens ein paar Zeilen Lebenszeichen zugehen lassen.

Sonst stecke ich jetzt durch die Vorlesungen wieder ganz in Römischer Geschichte; es ist immer ein besonderes Pensum hier und zumal jetzt, da Mommsens Staatsrecht vorliegt, mit all seinem Scharfsinn und seinen Sonderbarkeiten, die ich doch, wie ich hier stehe, nicht unbesprochen lassen kann. Ich bin dem wunderbaren Buch übrigens wieder neuerdings für manche ganz spezielle Anregung sehr verpflichtet, durch die ich in meinen eignen Aufstellungen sehr wesentlich gefördert worden bin.

Von Politik höre ich sehr wenig, bin auch nicht sehr begierig auf Droysensche „Nachrichten aus bester Quelle" ... Was mich interessirt, ist das leidenschaftliche Interesse, mit dem unser Südslavischer College Jagic[1] diesen Dingen folgt. Er correspondirt mit seinen dortigen Freunden und ist wüthend, daß man nicht losschlägt. Man schreibt ihm, das Unglück sey, daß die Russische Regierung, speziell Alexander II, zu Ristič[2]) kein Vertrauen habe. Sie wissen, daß dieß nun einmal der Südslavische Bismark ist, auf den Alles hofft und sieht. Der Russische General, den man ihm hingeschickt, ist ein sehr conservativer Altrusse, früher Inhaber des Mir. Ich denke, die Dinge werden bald so rasch gehen, daß wenigstens einige Räder mehr in Brand kommen.

---

[1]) Vatroslav Jagič, Slawist, 1874—80 in Berlin, jetzt O. in Wien. Hrsg. d. Archivs f. slaw. Philol.

[2]) Ristič, Panslawist und Russenfreund, vor dem Ausbruch des serb.-türk. Krieges am 5. Mai 1876 zum serb. Minister des Auswärtigen ernannt. Rußland unterstützte Serbien; mehrere russische Generale traten in das serbische Heer ein, u. a. Tschernajew, der vielleicht hier gemeint ist.

Hier lesen wir, wie Sie wissen, massenhaft Geschichte, H. Prutz[1]) vier Collegia, auch die übrigen Privatdocenten, von denen sich Geiger[2]) übrigens ganz auf Literatur zu werfen scheint.

Wie ich höre, ists in Tübingen noch immer nicht entschieden. Das ist denn doch eine so schwere Geburt, daß einem um das Kind angst werden kann.

Eine fast ebenso schwere scheint übrigens die Wiederbesetzung unserer sprachvergleichenden Professur werden zu sollen. Die gründliche Antipathie aller unserer Philologen gegen diese Disciplin, dazu wol noch andere halb und ganz geheime Einflüsse, Falks Indifferenz, Göpperts Ungeschick machen diese Verhandlungen zu einer wahren Sisyphusarbeit.

eine Frau liest mir jetzt Hillebrands Aufsatz über Gervinus[3]) vor ch kannte ihn noch nicht und genieße ihn mit einer gewissen Genugthuung, da ich mich als junger Doctor immer im Geheimen schämte, daß ich Gervinus so vollkommen ungenießbar fand. Die Aufsätze sind mir auch sonst interessant: ich glaube, sie sind ein sehr schlagender Beweis, daß die deutsche Geschichtsarbeit doch auch praktisch bewußt und unbewußt auf weite Kreise reagirt.

Ranke mußte neulich den rechten Arm 14 Tage in der Binde tragen und schilderte sehr komisch, mit welchen Schmerzen er den „Genuß eines reinen Hemdes" erkaufen müsse. Ich habe ihn kaum je so frisch gesehen wie die letzten Male. Nach dem Tode des Bruders[4]) sprach er davon, wo er sich das Erbbegräbniß gekauft, dicht am Judenkirchhof: „die suchten sich immer das beste Stück aus und da", fügte er schmunzelnd hinzu, „werden wir dann die Resurrection erwarten". Der Hardenberg soll freilich ein ganz ungenießbares Buch werden.

Von Sybel sehe ich gar Nichts, Waitz kommt dieser Tage aus Italien zurück. Im Sommer zieht sich ja hier jeder in seine Einsiedelei zurück.

Die jungen Historiker drängen sich jetzt zur Archivcarriere. Hat Ihnen Lenz sein Buch[5]) geschickt? Es scheint sehr hübsch zu sein . . .

Wattenbach druckt an einem Buch über das Papstthum im Mittelalter[6]) und soll daneben ein paar neue Auflagen machen . . .

[1]) Hans Prutz, seit 1872 Oberlehrer a. d. Friedrich-Werderschen Gewerbeschule i. Berlin, habilitierte sich a. d. Universität 1873.

[2]) Ludwig Geiger war seit 1875 PD. in Berlin, zunächst Historiker, wandte sich dann aber ganz der Literaturgesch. zu.

[3]) S. Preuß. Jbb. 32, 379ff.; auch in Hillebrand, „Zeiten, Völker u. Menschen" II.

[4]) Rankes jüngerer Bruder Ferdinand, Direktor des Friedr. Wilh.-Gymnasiums in Berlin, starb am 29. März 1876.

[5]) Wohl Max Lenz, Drei Traktate aus dem Schriftenzyklus des Konst. Konzils untersucht, 1876.

[6]) W.s Gesch. d. Röm. Papsttums erschien 1876, hervorgegangen aus Vorträgen, die W. am Viktoria-Lyzeum zu Berlin gehalten hatte.

Bei Schraders geht es ja nach Dr. Pfunds Berichten immer gut. Ueber den endlichen Abschluß der Synodalordnung[1]) wird er sich ja auch gefreut haben. Die „Post" brachte dieser Tage ein paar gute Artikel über das neue conservative Programm der Kreuzzeitung. Ich denke doch, daß sich damit die Fraction Kleist-Nathusius immer mehr isoliren muß. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir vielleicht durch Zippel oder jemand anders in den nächsten Wochen ein Heft meiner Vorlesungen über Römische Geschichte II. Theil zugehen lassen könnten. Zippel selbst freilich, den ich schon bat, hat kein lesbares. Viel Ungelegenheit soll es Ihnen aber nicht machen, auf keinen Fall.

Mit den besten Grüßen an Ihre liebe Frau, auch von der meinigen, sowie an Schrader, Goltz, Hirsch

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 21. 10. 76.

Lieber College.

Montag will ich mein neues Semester anfangen und heute doch noch vorher Ihnen einen Gruß schicken, nachdem ich mich bis jetzt vergeblich darauf besonnen, ob ich Ihnen oder Sie mir zuletzt geschrieben. Eins stand nur fest, daß ich gerne einmal wieder von Ihnen und den Ihrigen gehört hätte.

Sie werden wol von Schrader gehört haben, daß ich in den Ferien mich einen Monat lang in Kiel und Kopenhagen herumgetrieben habe. Seitdem bin ich recht fleißig gewesen und habe mich in der ältesten Gilden- und Zunftgeschichte nach verschiedenen Seiten hin zu orientieren gesucht.[2]) Die Ablieferung des Decanats an meinen Nachfolger Tobler[3]) gab dem Ganzen eine sehr erquickliche und gehobene Stimmung, die Sie aus eigner Erfahrung vielleicht begreifen, freilich nicht ganz, da Sie von Mutter Natur unzweifelhaft zu solchen Dingen doch ein gut Theil besser organisirt worden sind als Ihr unglücklicher Freund.

Dazwischen hatten wir viel Besuch, der mich denn auch wiederholt in ganz erfrischende Bewegung brachte. Von Collegen sah ich Weiland, Wachsmuth[4]) aus Göttingen und seine geistdürstende Frau, Scherer und natürlich auch mal wieder auf der Straße Röpell. Scherer behauptet jetzt, er werde übers Jahr von Straßburg hierher entlassen werden. Aehnliches hat er aber schon öfters gedacht, und wie sehr ich auch seine

[1]) S. o. S. 360, Anm.

[2]) Nitzsch las später in der Berliner Akademie zweimal über dieses Thema. S. Ber. d. Berl. Ak. 1879, 16. Jan.: „Über die ndd. Genossenschaften d. 12. u. 13. Jahrh." u. ebend. 1880, 22. April: „Über ndd. Kaufgilden." Vgl. dazu auch Zeitschr. d. Sav.-Stift. Germ. Abt. 13 u. 15.

[3]) Adolf Tobler, seit 1867 Prof. d. roman. Sprachen in Berlin, † 1910.

[4]) Curt Wachsmuth (1837—1905), 1869—77 in Göttingen. Seine Gattin war eine Tochter F. Ritschls.

Herkunft wünsche, gebe ich mich doch zunächst noch keinen Erwartungen hin.[1])

Brunner ist mit seiner jungen Frau in erfreulichster Frische heimgekehrt, Hinschius kommt erst am 22sten aus Neapel zurück. Wattenbach, dessen Papstgeschichte ich noch mit einigem Mißtrauen umwandele, denkt schon wieder an seine Reise in den Osterferien.

Röpell sprach mit sittlicher Entrüstung von Ihres Freundes Noorden neuestem Umzug nach Leipzig. Schäfer war schon hier, um sich nach einem Nachfolger umzusehen(?).[2]) Daß die Tübinger Vacanz dabei noch immer nicht erledigt, macht einen fast komischen Eindruck. Jetzt sind, wie mir Waitz sagt, Scheffer, Weiland und Koppmann dort in Aussicht genommen; er meinte, der Hauptgesichtspunkt wäre wol, einen unschädlichen Collegen für Kugler zu finden. So etwas wäre doch zu dumm, noch schlimmer als der Satz, den Waitz selbst einmal aussprach, am besten wäre es für einen historischen Docenten, wenn er allein wäre.

Weizsäcker soll übrigens über Göttingen[3]) noch mehr lamentiren als früher über Straßburg, es gäbe kein Bier und keine Würste. Brunner nennt es auch einen sehr dummen Streich, daß er Straßburg mit Göttingen vertauscht, Göttingen sey noch viel norddeutscher als Berlin.

Da haben Sie einen ganzen Sack Universitätsklatsch.

Von Politik weiß ich nicht viel. Ein Reichsbeamter, der neulich mehrere Tage in Varzin war, hat von Bismark über die Orientfrage nur das einzige Wort vernommen „Gortschakoff ist ein großer Esel". Es wäre eine interessante Aufgabe, über den Sinn dieser änigmatischen Äußerung nachzudenken. Ich sehe von meinem Schreibtisch aus trotz Winterfeldzug etc. dem Losschlagen Rußlands schon seit Wochen mit täglicher Spannung entgegen.

Wundervoll ist übrigens doch die neuste friedliche Wendung des Englischen Ministeriums.

Dabei fällt mir ein, daß ich ja in Kiel Ihren alten Dorpater Collegen Schirren erst kennen gelernt habe. Ich war mehrmals mit ihm zusammen. Volquardsen, der ihn sehr verehrt, erzählte mir auch viel von ihm. Er d. h. Schirren zählt neben Metternich und Gentz d' Israeli zu den großen Männern. Sie können sich denken, daß er wüthend türkisch ist, wie Gutschmidt. Neulich meinte Treitschke, wenn die Türken aus Europa herausmüßten, würde Gutschmidt jedenfalls mit milden Beiträgen Nöldekes[4]) in Jena eine Moschee bauen, um für das Volk seiner Neigung und Verehrung zu Allah zu beten.

[1]) Scherer kam wirklich 1877 nach Berlin.

[2]) Arnold Schaefer, seit 1865 in Bonn. Noorden war nach kurzer (einjähr.) Lehrtätigkeit von Bonn nach Leipzig berufen worden (1877).

[3]) Weizsäcker hatte 1876 Straßburg mit Göttingen vertauscht.

[4]) Theodor Nöldeke, Prof. d. semit. Sprachen, seit 1872 in Straßburg.

Ich denke, daß jetzt Dr. Busolt in Königsberg ist. Bitte schreiben Sie mir doch seine Adresse.

Lebt Tiefenbach noch? Er sollte ja so sehr krank sein.[1]) Ich nehme an seinem Ergehen den tiefsten Antheil.

Merkwürdig war mir eine Aeußerung von Waitz neulich bei seiner Rückkehr von München, die Versammlung wäre sich selbst so gleichmäßig vorgekommen, lauter Professoren, er sagte gerade nicht, Eines Schlags, setzte aber hinzu, auch unter den Archivaren gäbe es jetzt keine Böhmer und Stälins mehr. Das haben die Herren von ihrer „Methode" oder „Disciplin". Lauter exacte Arbeiter und einer genau wie der andere.

Der alte Ranke war nicht in München. Ich habe ihn seit Pertz Tod[2]) noch nicht gesprochen.

Wie mir Waitz sagte, will er seine Darstellung der Spanischen Monarchie in den Fürsten und Völkern in einer kurzen Geschichte der Spanischen Monarchie weiterführen. Davon nicht, aber wohl von Türkischen und Florentinischen Studien sprach er mir früher.

Waitz ist hier noch einmal wegen Karl Pertz von der Familie angegangen worden. Diese verhält sich sonst zu der jetzigen Frau[3]) ganz ablehnend. Es scheint allen ein reines Rätsel zu sein, wovon der Mann existirt. Im September war er auf Sylt. Diese letzten Jahre von Vater und Sohn sind doch von einer wahrhaft entsetzlichen Tragik.

Mit den besten Grüßen von uns an Sie und Ihre liebe Frau

treulichst

Ihr Nitzsch.

Berlin 16. 12. 76.

Lieber College.

Zunächst meinen besten und treusten Glückwunsch zu der für Sie eingetretnen wichtigen Entscheidung[4]). Göppert hatte die Güte, mich persönlich davon so früh zu benachrichtigen, daß ich die Nachricht wahrscheinlich gleichzeitig mit Ihnen erhielt. Wie sehr ich mich darüber gefreut, brauche ich ihnen nicht zu sagen. Thiel, mit dem ich wenige Tage vorher über Ihre Angelegenheit gesprochen und der dieselbe nach mancherlei Beobachtungen für nicht sehr hoffnungsreich ansah, war leider verreist, so daß ich ihm die gute und fast unerwartete Nachricht nicht warm zugehen lassen konnte.

Was nun Ihre weitere Anfrage betrifft, so verstehe ich dieselbe so, daß sie eigentlich nur Max Lehmann betrifft. Ich glaube, bestimmt zu wissen, daß er als Lehrer an der Anstalt, an der er jetzt thätig ist, ent-

---

[1]) T. lebt heut noch als Gymnasialoberl. in Königsberg.

[2]) Georg Heinr. Pertz, † 1876 7. Oktober.

[3]) Pertz' zweite Frau Leonore Horner.

[4]) Maurenbrecher wurde für Ostern 1877 nach Bonn berufen.

schiednen Erfolg auch durch seinen Vortrag hat. Ob seine letzten so erfreulichen anerkennenswerthen Arbeiten für ihn eine erfolgreiche Docententhätigkeit an der Albertina vielleicht zunächst sehr oder doch mehr fraglich gemacht[1]), als das sonst der Fall sein würde, darüber erlaube ich mir kein Urtheil. Sie selbst am Platz können das allein soweit feststellen, als das überhaupt möglich ist. Ich würde es allerdings sehr bedauern, wenn diese so frische und so hervorragende wissenschaftliche Kraft vielleicht bei ihrem Eintritt in die academische Thätigkeit auf Jahre zum Theil matt gesetzt würde. Von dieser Rücksicht abgesehen ist ja Lehmann ganz unzweifelhaft wie geschaffen für die Stelle. Die Verbindung von kritischer Begabung, politischer Reife und idealer Lebensrichtung, wie sie diese Stellung so besonders wünschenswerth macht, findet sich offenbar bei keinem anderen, der sonst in Betracht kommen könnte, in dieser wahrhaft harmonischen Weise wieder. Ich gebe zu, daß sein etwas sehr Berlinisches Aeußere, aber nur dieß für den Ostpreußischen Eindruck etwas anders gewünscht werden könnte — am letzten Ende, meine ich doch, müssen Sie wenigstens den Versuch machen, ihn in der Facultät durchzubringen, mögen dann Falk und Lehmann selbst ihrer Seits sich entschließen.

Ueber Philippson erlaube ich mir gar kein Urtheil, da sowol sein als Prutzs Buch über Heinrich den Löwen doch eben nur erste Jugendarbeiten sind[2]).

Prutz macht jetzt als Lehrer an der Kriegsakademie, wo er alte Geschichte und Mittelalter vorträgt, wie ich ganz bestimmt weiß, einen sehr guten Eindruck. An der Universität hält er seit mehreren Semestern neben seinen Vorlesungen — im vorigen Sommer hielt er deren drei — Uebungen über mittelalterliche Quellen, die mit Ausdauer besucht werden. Ich selbst kann aus eigener Erfahrung mittheilen, daß er durch seinen Vortrag sowol als Schulamtscandidat auf die Prima des Kneiphöfischen Gymnasiums[3]) wie als Habilitandus auf die hiesige philosophische Facultät einen außerordentlich günstigen Eindruck machte. Wie weit seine politische Bildung geht, wird wol schwer festzustellen sein.

Denken Sie nicht auch an Weiland, über dessen Docententhätigkeit ich freilich eben Nichts weiß, und unsern Bresslau[4]), der gewiß sehr fleißig und brav und, wie ich höre, auch ein ganz guter Docent ist?

Treitschke, um das noch zu erwähnen, meinte freilich neulich, als wir schon von solchen Möglichkeiten sprachen, Lehmanns Erscheinen in

---

[1]) Die Kritik, die Lehmann an Th. v. Schöns Auslassungen geübt hatte, wurde ihm namentlich in den freisinnigen Kreisen Königsbergs sehr verdacht.

[2]) Martin Philippson (PD. 71 Bonn, EO. 1875), Gesch. Heinrichs d. Löwen, 1867. H. Prutz, Heinrich d. Löwe, Herzog v. Bayern u. Sachsen, 1865. [3]) in Königsberg.

[4]) Harry Breßlau, 1872—77 PD. Berlin.

Königsberg werde dort entsetzlich vor den Kopf stoßen, aber, wie gesagt, das können wir doch wirklich nicht beurtheilen.

Er meinte übrigens gestern, es würde schließlich doch noch zu einem guten Ende im Reichstag kommen.

Daß wir an der Universität 2490 immatriculirte Studenten, davon 1067 Philosophen, 1003 Juristen und 139 Theologen haben, wissen Sie vielleicht schon.

Ich hoffe bald auf den versprochnen ausführlicheren Brief und wünsche von Herzen, daß Sie noch die Gehaltserhöhung durchsetzen.

Ihr Nitzsch.

Beste Grüße an Ihre liebe Frau und Schrader, mit Goltzs Bruder [1]) war ich neulich zum ersten Mal im Mittwochskränzchen zusammen.

Berlin 4. 2. 77.

Lieber Freund und College.

Seitdem ich Ihren letzten Brief erhielt, scheint sich ja nun allmälig die bewegte Königsberger Verhandlung, von deren Beginn Sie berichteten, hierher geschoben zu haben. Heute vor 8 Tagen erschien plötzlich Professor Philippson bei mir . . . Da ich ihm erklärte, daß ich über die Lage der Königsberger Verhandlung viel weniger als er selbst orientirt sey, so verschwand er bald wieder. Gestern erzählte mir Prutz, die Facultät habe Lehmann mit einer Reserve und außerdem Winkelmann [2]), Philippson und ihn selbst in einer Reihe vorgeschlagen, hier werde von Sybel, noch mehr von Mommsen aufs Eifrigste für Lehmann agitirt, im Ministerium sey man jedoch wenig geneigt, weil er noch nicht docirt habe. Waitz hielt es für sehr unwahrscheinlich, daß Winkelmann Heidelberg mit Königsberg vertausche, schon seiner Frau wegen.

Sie wissen, daß ich, wenn ich nicht gefragt werde, mich von solchen Verhandlungen durchaus zurück halte, und Göppert wenigstens kennt meine Meinung in Betreff Lehmanns vollständig. Droysen wünscht offenbar Prutz alles Gute.

Die Wahlen werden Sie ja auch schon in Athem gehalten haben. Sie wirken ja noch immer in wunderbaren Wellenschlägen nach. Haben Sie z. B. den Leitartikel der Volkszeitung von gestern gelesen über die Gefahren der naturwissenschaftlichen Bildung? Es ist der reine Angstruf des Zauberlehrlings „Besen, Besen etc."

In Dresden hat das gesammte königliche Stallpersonal auf Anleitung des Oberstallmeisters für Bebel gestimmt, der Scandal ist so groß gewesen, daß der hiesige Gesandte für nöthig gehalten hat, jede Einwirkung

[1]) Der Theologe Hermann v. d. Goltz war vor kurzem von Bonn nach Berlin berufen worden.

[2]) Eduard Winckelmann (1838—1896), seit 1873 in Heidelberg, wo er bis zu seinem Tode blieb.

aus höheren Kreisen dabei in Abrede zu stellen. Hier in unserem 2. Wahlkreis wären wir weiter gekommen, hätten nicht viele, da Forckenbecks Annahme sehr zweifelhaft, die Möglichkeit einer nochmaligen Wahl den Sozialisten gegenüber vermeiden wollen.

Wann werden Sie denn nun gen Westen aufbrechen und wie lange hier Rast machen? Daß Büchler[1]) in Bonn bleibt, ist ja sehr erfreulich. In Heidelberg sind jetzt Wachsmuth und Kießling[2]) vorgeschlagen, sollte der erstere aber gehen? Heidelberg hat dieß Semester 470 Studenten und wie viel Philologen wol?

Ueber Rankes Hardenberg, d. h. über die Hardenbergschen Memoiren[3]), soll Bismark geäußert haben, es sey das oppositionellste Opus, was neuerdings erschienen. Hermann Grimm war ganz entsetzt, daß man es habe drucken lassen. Ich habe es noch nicht gesehen und komme jetzt auch kaum dazu. Ein andres Dictum Bismarks: „Aus Oestreich könnte noch immer etwas sehr tüchtiges werden, wenn sich nur ein „leidlicher Staatsmann" dazu fände."

Ich stecke in Vorlesung, Seminararbeiten und Examinibus, da ich morgen und übermorgen auch noch für Droysen vicarire.

Schrader besten Dank für seinen Brief. Ueber das treffliche Aussehen seines Schwagers[4]) freue ich mich, so oft ich ihn sehe.

Daß Ihr Freund Thiel durchgefallen, wissen Sie wol, es schien ihm doch sehr unlieb zu sein. Kapp war in derselben Gefahr einem Schulenburg gegenüber, man telegraphirte an Bismark, ob er nicht etwas thun könne, die telegraphische Rückantwort lautete: Kapp Bismark. Das hat geholfen[5]). Daß übrigens die Sozialisten wahrscheinlich ganz wieder aus Holstein heraus geworfen werden, freut mich doch sehr. Habe ich das Goltz nicht immer vorausgesagt?

Die hiesigen beiden Siege der Partei haben mich gar nicht frappiert, ich wundere mich eher, daß sie jetzt erst kamen, und die Wahlresultate in Solingen und Dresden sind bei Lichte besehen doch auch nicht rein blutroth, sondern zum Theil ganz schwarz. Ihr Freund Wagner war bei den ersten allarmirenden Nachrichten förmlich aus dem Häuschen und sah schon überall die Staatsdeiche unter der sozialistischen Fluth zusammenbrechen.

---

[1]) Franz Bücheler (1837—1908), klass. Philol., PD. 1856 Bonn, EO. 1858, O. 1862 in Freiburg, 1866 Greifswald, seit 1870 in Bonn, lehnte den Ruf nach Leipzig als Nachfolger Ritschls ab. Wachsmuth ging 1877 nach Heidelberg.

[2]) Über W. s. S. 439, Anm. 4. Kießling, Altphilologe.

[3]) Erschienen 1877.

[4]) Theodor Pfund, kgl. Bibliothekar in Berlin, † 1878.

[5]) Der nationalliberale Abgeordnete Kapp siegte in einem altmärkischen Kreis bei der Wahl zum Reichstag über den Grafen Schulenburg-Beetzendorf in der Tat mit Hilfe jenes Bismarckschen Telegramms.

Hoffentlich lassen Sie uns recht bald wissen, wann wir uns wiedersehen werden.

Mit den besten Grüßen auch an Schrader und die übrigen Freunde

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 15. 3. 77.

Lieber Freund und College.

Ihren und Ihrer lieben Frau Brief will ich doch möglichst bald in unser beider Namen beantworten und Ihnen die Freude aussprechen, die uns die Aussicht, Sie bei uns zu sehen, macht. Was die Motive für Ihren erfreulichen Beschluß betrifft, so möchte ich nur daran erinnern, daß sowol Göppert als der Minister am besten in den späteren Nachmittagstunden zu sprechen sind. Des ersteren officielle Sprechstunde ist 5—6, die des Ministers liegt ja etwas später. Meine Frau vermuthet daher, daß es Ihnen vielleicht erwünscht sein würde, recht früh zu essen, etwa um 12 Uhr, so daß Sie nachher den ganzen Nachmittag zu Besuchen frei hätten.

Das Thiergartenhotel gilt unter denen in dieser Stadtgegend für das beste, aber auch theuerste. Es sind übrigens noch mehrere in der Nähe, so Fredericks, Potsdamer Str. 12, Hotel Bellevue (oder San[s]souci?) Linkstr., Ascanischer Hof und Westend-Hotel Königgrätzer Str. In letzterem haben wir bei unserer Ankunft hier gut und nicht theuer Unterkunft gefunden. Meine Frau hat dagegen einzuwenden, daß es am fernsten von unsrer Wohnung und daß die Wirthin sich gegen einen unsrer Verwandten, dem dort ein ganzer Anzug abhanden kam, nicht sehr gentil benommen. Ich halte letzteren Fall für nicht so bös. Ich wäre sehr gern bereit, Ihnen z. B. bei dem alten Fredericks die nöthigen Zimmer zu bestellen, nur denke ich mir, daß das die Sache vertheuert, und dann habe ich gerade bei ihm die Erfahrung gemacht, daß ich trotz einer solchen Anmeldung doch keinen Platz fand. Jedenfalls sehe ich über alle diese Punkte Ihrer Verfügung entgegen.

So eben war der kleine Ullmann aus Greifswald hier auf der Reise nach Weimar, um dort für die Geschichte Maximilians I. zu arbeiten[1]. Von ihm hörte ich zuerst, daß Güterbocks Buch[2] endlich heraus ist, was mich sehr gefreut hat. Er war sehr wenig contentirt, daß Prutz nach Königsberg komme. Nun darüber können wir ja mündlich sprechen. Prutz selbst ist natürlich sehr glücklich, und wir wollen hoffen, daß die guten Vorsätze, die ihm jetzt kommen, auch ausgeführt werden.

Das Neuste hier ist wol, daß der Marineminister in Folge der Aeußerungen Bismarks um seine Entlassung eingekommen[3].

[1] Von H. Ulmanns Maximilian I. erschien der 1. Bd. 1884.

[2] Güterbocks „Entstehungsgesch. der Carolina".

[3] Zwischen Bismarck u. General v. Stosch, dem Chef der Admiralität, herrschten Differenzen infolge einer Kompetenzstreitigkeit.

In der Frage über den Sitz des Reichsgerichts[1]) beschuldigen die Nationalliberalen Bismark, „die Sache verbummelt zu haben". Ich selbst halte die ganze Frage für nicht so wichtig und meine, in Leipzig würde dieses Stück Reichsverfassung sehr mächtig auf den Sächsischen Partikularismus einwirken.

Also sehe ich Ihrer Antwort entgegen. Sagen Sie doch Lohmeyer meinen besten Dank für die wol gelungene Photographie, ich selbst hätte augenblicklich keine anständige zur Disposition.

Mit den besten Grüßen von uns an Ihre liebe Frau und Freund Schrader

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 3. 8. 77.

Lieber Freund und College.

Als vor Monaten Ihr lieber Brief mit all seinen guten Nachrichten bei uns anlangte, hatten meine Frau und ich schon ganz sehnsüchtig darnach ausgesehn und freuten uns daher doppelt desselben: Sie sehen, ich mache jetzt den Versuch, auf demselben Wege einen gesteigerten Effect der folgenden Zeilen zu Stande zu bringen. Im Ganzen bin ich freilich letzter Zeit überhaupt kaum zu einem Brief gekommen: Nun habe ich gestern geschlossen, und nachdem heute noch unsere feierliche Preisvertheilung stattgefunden, sollen Sie doch nun endlich einmal wieder von uns hören . . .

Pfingsten machte ich den Hansatag[2]) in Stralsund mit, es war sehr hübsch, von den Vorträgen sprach mich der des Bürgermeister Franck über die Stralsunder Kirchen am meisten an. Koppmanns über die Vitalienbrüder vermied mit seltnem Geschick die eigentlich interessanten Seiten des Gegenstandes. Er entschuldigte sich, daß er so unvorbereitet dazu gekommen, aber es zeigte sich eben deßhalb, daß er in seinem eigensten Gebiet eigentlich nicht die Dinge lebendig sieht. Die jungen

---

Diese enthüllte Bismarck in einer Reichstagsrede am 10. März 1877, worauf Stosch seine Entlassung einreichte, die aber der Kaiser nicht gewährte. S. auch Tiedemann a. a. O. II, 124 f.

[1]) Der Bundesrat hatte in d. Sitzung v. 28. Febr. 1877 beschlossen, daß das Reichsgericht in Leipzig, nicht in Berlin seinen Sitz haben solle. Ein Gesetzentwurf hierüber wurde dem Reichstag eingereicht (3 Lesungen 19., 21. u. 24. März) u. am 24. III. endgültig angenommen, wobei übrigens nur ein Teil der Nationalliberalen dagegen stimmte.

[2]) Über den Hansetag vgl. Hans. Geschichtsbll. III, 1877, XI ff. Die hier von Nitzsch erwähnten Vorträge: O. Francke (seit 1864 Bürgermstr. v. Stralsund): „Die Kirchen St. Nicolai u. St. Marien zu Stralsund." (Hans. Geschbl. III, 77, S. 3 ff.). Zu F. K. Koppmanns Vortrag über die Vitalienbrüder s. Hanserezesse I, 4, Einleitg.

Hanseaten waren etwas erregt über Schirrens Antikritik gegen Höhlbaum in den Forschungen.[1])

Für uns hier war ja das verfloßne Semester durch die Dühringsche Affaire[2]) etwas erregt, ich glaube, daß sie auf die Majorität der Studenten recht segensreich gewirkt hat: Sie sind sich über Vieles klarer geworden, wenn auch manche noch sehr scharf zwischen der Beurtheilung von Dührings Auftreten und dem Urtheil über seine Ansichten unterscheiden. Er arbeitet jetzt, wie zu erwarten, an einer eingehenden Kritik der deutschen Universitätzustände und wird natürlich im Winter öffentliche Vorlesungen halten. Daß Helmholtz mit einer überwältigenden Majorität zum Rector gewählt ward, wissen Sie.

Treitschke druckt sehr eifrig an seiner deutschen Geschichte, Sybel an seiner neuen Ausgabe[3]), Droysen zugleich an Alexander und Diadochen[4]), Wattenbach natürlich auch, ich weiß nur nicht, woran. Ich beruhige mich umso mehr mit der Aeußerung meines verstorbenen, lieben Onkel Vogt in Greifswald[5]): „Es werden so viel Bücher gedruckt, wozu soll ich denn auch noch?“ Und doch freue ich mich auf eine Reihe Wochen Ferienarbeit: ich stehe freilich bis jetzt dabei wie der bekannte Esel zwischen den beiden Heubündeln, ich fürchte fast, ich habe mich Ihnen schon früher einmal in diesem Gleichniß vorgeführt. Einige Römische Untersuchungen werde ich, fast fürchte ichs, so lange für mich behalten, bis irgend einer kommt und mir die Sachen, die so nahe liegen, als seine Weisheit vorreitet. Und doch zieht michs viel mehr zum 12ten Jahrhundert. Neulich habilitirte sich hier ein Lieblingsschüler Mommsens[6]) mit einer prachtvollen Arbeit über die notitia Dignitatum und einem Vortrag über die Quellen des Hannibalischen Kriegs. Dann haben wir heute eine eigentlich sehr dürftige Arbeit eines meiner jüngeren Leute

---

[1]) Höhlbaums Einwendungen gegen Schirrens Helmoldkritik s. Forsch. XVII, 209ff. u. Schirrens Zurückweisung ders. ebend. 376ff.

[2]) Im Jahre 1877 wurde ein Remotionsverfahren gegen Dühring eingeleitet wegen anstößiger Äußerungen in seinen Schriften (Bes. „Prinzipien d. Mechanik“ 2. Aufl. (S. 444 u. 460 gegen Helmholtz) u. „Der Weg zur höheren Berufsbildg. d. Frauen u. d. Lehrweise d. Universitäten“, 1876). Es endete mit der Remotion Dührings durch Erlaß des Kultusministers v. 7. Juli 1877 und rief zahlreiche Kundgebungen seitens der Studentenschaft hervor. (Dühring, Sachen, Leben u. Feinde S. 170ff.) Dühring kritisiert die herrschenden Universitätszustände bes. in seinem Buch „Sache, Leben u. Feinde“ sowie in d. folg. Aufl. der schon zitierten Schrift über die Berufsbildung d. Frauen.

[3]) 4. Aufl. seiner Geschichte der Revolutionszeit.

[4]) Droysen, Gesch. d. Hellenismus I. Bd. Gesch. Alex. d. Gr. (2. Aufl. 1877); II. Bd. Gesch. d. Diadochen (2. Aufl. 1878).

[5]) Über den Professor der Theologie Vogt in Greifswald vgl. jetzt Max Lenz, Gesch. d. Univ. Berlin II, 1, S. 494.

[6]) Dieser Lieblingsschüler Mommsens ist Otto Seeck.

über die Quellen für die Geschichte der Pyrrhischen Kriege prämiirt. Mommsen hatte das Thema gestellt und votirte mit großer Humanität. Ich habe aber doch bei diesen verschiednen Veranlassungen — unter uns gesagt — wieder gesehen, daß er in der Quellenkritik für die Geschichte der Republik jedenfalls, seitdem er seine Römische Geschichte schrieb, gar Nichts zugelernt hat. Sonst vermeidet er ja ausgesprochner Maßen jeden wissenschaftlichen Austausch über diese Dinge mit mir. Interessant ist mir übrigens doch, wie man in diesen Kreisen Autoritäten macht. Wie lange galt in den Kreisen Böcking [1]) für ein Muster unvergleichlichster Accuratesse und Zuverlässigkeit, jetzt stellt sich heraus, daß er darauf gar keinen Anspruch gehabt. Was würden Haupt und Jahn [2]) dazu sagen??

Ranke geht Mitte des Monats zu Manteuffel aufs Land. Ich war lange nicht bei ihm, zuletzt mit dem Dr. Markcali, einem gescheiten Ungarn, von dem im letzten Heft der Forschungen [3]) ein Aufsatz. Ich habe den Alten kaum je so wirklich sprudelnd munter gesehen, der junge Magyar war ganz entzückt von ihm.

Wattenbachs Päpste, die ich nun auch angesehn, ist doch eine entsetzlich dürftige Leistung. Er sucht jetzt sehr nach einem jungen Arbeiter für die neue Ausgabe der Jafféschen Regesten. Die Vorarbeiten sind fertig, aber für die Schlußredaction fehlt der Mann; der Dr. Ewald [4]), der jene zuletzt hauptsächlich gemacht, ist jetzt bei den Briefen Gregors des Großen, für die er im Winter in Rom und Monte casino war. Wattenbach hat dießmal das neue historische Thema gestellt, über den Frieden von Venedig. Ich finde es ganz passend.

Was macht Ihnen denn jetzt nun der Rheinische Ultramontanismus für einen Eindruck? Neulich erzählten mir meine Studenten von den zunehmenden ultramontanen Studentenverbindungen namentlich unter den Juristen in Bonn, Breslau, auch Königsberg und hier. Mir sind nur wenig dergleichen Exemplare vorgekommen, einer, der sich recht an mich anschloß, hat neulich bei Noorden promovirt, ein fleißiger und sehr gutmüthiger Mensch, sonst aber in der Wolle gefärbt. Solchen Leuten gegenüber ist ein Buch wie das Wattenbachsche doch geradezu eine Dummheit, um nicht mehr zu sagen.

Der Königsberger Wagner [5]) war wol auch bei Ihnen? Er hat mir sehr gefallen. Dass es mit Neumann so bergunter geht, ist ja sehr schmerzlich. Ich betrachte es als ein ganz besonderes Glück, noch zuletzt so schöne

---

[1]) Böcking, früherer Hrsg. d. Notitia dignitatum vor Seeck.

[2]) Otto Jahn, Archäologe (1813—69).

[3]) H. Marczali, Über die Gesta Hungarorum des Anonymus Belae regis notarius, Forsch. XVII, 1877, S. 622.

[4]) Ewald edierte das Registrum Gregorii I. MG. Epp. I u. II.

[5]) Hermann Wagner, der Bruder Adolf W.s, Geograph, 1876–80 O. d. Geogr. in Königsberg, dann in Göttingen.

Tage mit ihm im Riesengebirge verlebt zu haben.[1]) Es giebt wenig Menschen, deren Bild so wie der reine unverwüstliche Sonnenschein in meiner Seele steht.

Gestern segelte Hans Prutz zu einem Sommerferienaufenthalt nach Tanger (!!!) hier durch, höchst vergnügt und contentirt von sich und Königsberg und am Ende von der ganzen Welt. Nachmittags war ein alter Königsberger Zuhörer bei mir, der sich hier zu einer Expedition nach dem Sudan vorbereitet. Man könnte sich diesen Herren gegenüber entsetzlich spießbürgerlich vorkommen, ich gehe aber doch lieber in den Thiergarten. Abends beim Thee phantasiren wir wol von einem gemeinsamen Unternehmen Ende September oder Anfang Oktober noch nach Sophiens-Examen, sogar eine Rheinreise kommt dabei mitunter zum Vorschein. Und so müssen Sie sich nicht wundern, wenn einmal beim scheußlichsten Herbstwetter die Familie Nitzsch in corpore an Ihrem Theetisch erschiene (??!!) Es wäre aber freilich sehr traurig, wenn Sie uns, dieser wirklich aschgrauen Möglichkeit oder Unmöglichkeit gegenüber, auf Nachrichten von sich und Ihrem lieben Haus wieder so lange oder gar in infinitum warten ließen. Mit den besten Grüßen von uns allen an Sie, die liebe Frau und die muntere Quadriga

Treulichst Ihr alter Nitzsch.

Berlin 8. 11. 77.

Lieber Freund und College.

Zunächst die aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche von meiner Frau und mir zu dem fünften Jungen. Möge es der Mutter und dem neuen Weltbürger immer weiter gut gehen und möge Ihnen, lieber Freund, das stattliche pädagogische Pensum, was sich so allmälig für Sie ansammelt, immer nur Freude und volle Befriedigung gewähren. Ich gestehe meinem sehr bescheidnen gegenüber, so traitable Karl auch ist, leichter kommt man doch mal mit den Mägdlein als den Knäblein fürbaß. Sophie hat Michaelis ihr Lehrerinnenexamen bestanden, und Karl ist doch auch schließlich nach Secunda vorgerückt. In Veranlassung dieser günstigen Abschlüsse fuhren wir noch Anfang Oktober zu meinem Schwager aufs Land, wo wir doch auch bei schlechtem Wetter für einige Wochen behagliche Unterkunft hoffen konnten. Das Wetter war aber über alles Erwarten schön, und ich habe 1½ sehr angenehme Wochen dort verlebt. Zum 15ten waren Karl und ich zurück, meine Frau kam erst gestern vor 8 Tagen.

Wie gut es Ihnen mit Ihren Vorlesungen geht, hatte ich schon in den Zeitungen gelesen[2]). Die Mittheilungen über Prinz Wilhelm aus Ihrem

[1]) Über Neumanns Reisen im Riesengebirge vgl. d. Biogr. N.s v. s. Tochter S. 406 ff. N. lebte übrigens noch bis zum Jahre 1895

[2]) Der damal. Prinz Wilhelm studierte vom Herbst 1877—79 in Bonn. Er hörte bei Maurenbrecher Gesch. d. 19. Jahrh. u. Reformationszeit.

Munde sind mir ganz besonders erfreulich gewesen, ich habe schon immer, nach den Photographien, zu seinem guten und klugen Gesicht viel Vertrauen gehabt. Prinzen haben wir nun hier freilich gar nicht, aber viel Studenten und wenig Platz. Man muß ordentlich froh sein, wenn man sich mit seinen Auditorien leidlich arrangirt hat. Da übrigens auch der Berliner Student dem allgemeinen Gesetz des Schwänzens unterworfen ist, so verlieren nach dieser weisen Ordnung der Vorsehung die erwähnten Uebelstände mit dem Fortschritt des Semesters allmälig ihre Bedeutung.

Nachdem ich Anfang August bei meinem Bruder in Kiel war, habe ich bis zu jenem 2. Ausflug hier sehr fleißig gearbeitet und auch ein bischen vor mich gebracht. Ja ich hoffe jetzt sogar, auch während des Semesters noch zu meinen Privatstudien Zeit zu finden. Treitschke druckt an seiner Deutschen Geschichte Band I, sehr langsam, wie er mir sagte, Ranke bereitet einen biographischen Band vor, Friedrich II., Friedrich Wilhelm IV., Separatdrucke aus der Biographie, Savonarola und Lorenzo Medici [1]). Ich habe den Alten sehr lange nicht gesehen, er soll sehr frisch sein. Duncker druckt an der 5. Auflage seiner alten Geschichte, Schrader an einer Entgegnung gegen Gutschmidt [2]), von der der 10te Bogen fertig, es sollen gegen 30 werden.

Daß ich Schrader [3]) erst hier und dann wieder in Allenstein, wohin er zur Einweihung des Gymnasiums kam, förmlich aus dem Wege reisen mußte, hat mich sehr geärgert. Den alten Hirsch hat meine Frau, wie sie meint, ganz unverändert gefunden.

Sie werden doch wol auch mit Befriedigung die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz genossen haben. Wohin andrer Seits die Französischen Dinge treiben, wer weiß es. Das Getrampel der liberalen Presse bei Eröffnung des Landtags ist doch ganz der Edlen werth.

In Königsberg hat der alte treffliche A[ugust] Hagen [4]) meiner Frau deducirt, der Kaiser würde altersschwach und müßte dem Kronprinzen die Regierung abtreten. Diese echt fortschrittliche Ansicht, im kühnsten und großartigsten echt Königsberger Stil, hat mich ordentlich entzückt. Der wahre Unsinn ist doch immer über dem, was der Verstand des Verständigen für möglich hält.

Scherer hat mit voller Befriedigung zu lesen angefangen [5]). Mich freut seine Herkunft schon deßhalb, weil er zweifellos die deutschen Studien

[1]) Nur die beiden letzten in Rankes „Histor. biogr. Stud.“ Ww. 41, 1877/78. Die beiden ersten gedruckt ADB 1878, dann Ww. 51. 52.

[2]) Eberh. Schrader, Keilinschriften u. Geschichtsforschung. Gießen 1878.

[3]) Wilh. Schrader.

[4]) August Hagen (1797—1880), PD. 1821 Königsberg, EO. 1825, O. 1830 f. Kunstgesch. u. Ästhet., seit 1845 Leiter der neuen Kunstakademie in K.

[5]) Scherer erhielt im Herbst 1877 die neugegründete Professur f. neuere deutsche Literaturgeschichte in Berlin.

hier aus dem rein kritisch-philologischen Fahrwasser meines guten Freundes Müllenhoff in das realistisch-historische hinüberlenken wird.

Ich mag ihn auch trotz seiner Allerweltsconnexionen persönlich doch sehr gern. Ein junger tüchtiger Docent neben ihm hat sich habilitirt, ein Schüler und in Vortrag und Haltung der reine Doppelgänger [1]). Für alte Geschichte fangen dieß Semester Hans Droysen und ein sehr gescheiter, aber ganz einseitiger Mommsenianer Dr. Seek an zu lesen. Busolt ist für mich seit Monaten ganz verschollen.

Nochmals die besten Grüße und Wünsche für Sie und das ganze liebe Haus von uns allen.

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 6. 1. 78.

Lieber Freund und College.

Nehmen Sie für Ihre theilnehmenden Zeilen unsern herzlichsten Dank! Das Lebensende meines guten Bruders war ja zuletzt ein Segen für ihn und alle ihm Nahestehenden, aber wenn ich erst jetzt übersehe, was er an Leib und Seele in der letzten Zeit gelitten hat, so erfüllt mich ein tiefer Schmerz darüber, wie diese so sonnig und heiter angelegte Natur nie zu einem befriedigenden Dasein hat gelangen können. Er hat beständig mit den Verhältnissen gerungen und eigentlich immer vergeblich nur daß ihm in seiner Frau ein Trost und eine Hilfe gegeben war, wie sie wol nur selten einem so trostbedürftigen Herzen zu Theil wird.

Die Reise zur Beerdigung — sie fand am 21sten statt — hat mich auch nicht dazu kommen lassen sowol Ihnen wie unserem Alten zu gratuliren. Nehmen Sie noch jetzt meine gutgemeinten Wünsche mit dem Dank für die Ihrigen freundlich auf.

Ihre Briefe sind ja immer so voll des erfreulichsten Behagens, daß man ja Nichts weiter dazu zu wünschen braucht als möglichst erkleckliche Honorare! Unwol war ich in den Ferien dann auch noch gleichzeitig mit Ihnen, hoffentlich darf ich Sie nun auch so wie mich als genesen betrachten. Ich konnte freilich dabei immer an einem Aufsatz zimmern, der mir viel Noth macht und von dem ich daher nicht gern weiter spreche.

Jedoch habe ich dabei viel über den Stand unsrer historischen Studien nachgedacht, und dazu kam dann ein Aufsatz von Scherer — ich meine aus der Hauptschen Zeitschrift [2]) —, eine Anzeige von Lorenz Geschichtsquellen, der mir sehr aus der Seele geschrieben. Was man hier Philologie nennt, nennt er Methode, d. h. die Forschung, so weit schulgemäße Disciplin sie in festen Regeln normiren kann. Scherer bezeichnet die Thätigkeit über die Resultate hinaus, die so geleistet werden können,

[1]) Wohl Rudolf Henning, der sich Ende d. Sommers 1877 in Berlin habilitierte und 1880 als EO. nach Straßburg berufen wurde, jetzt O. daselbst.

[2]) Anz. f. deutsch. Altert. IV, 1878, S. 104 ff.

als für den Historiker nothwendige „Poesie", richtiger wol heißt die Function Anschauung. Bei den Exacten ist nun zweierlei möglich, wo die Methode aufhört, sehen sie gar Nichts und sind sehr stolz darauf, oder weil sie eben gar Nichts historisch sehen, fangen sie an mit ihren sonstigen Doctrinen zu operiren und sind womöglich noch stolzer. Von der Noth und dem Bedürfniß, nun erst hier in den Kern der Sache zu dringen, hat man dann gar kein Gefühl, und die, die es haben, werden „geistreich" geschimpft. Es ist aber doch ein großer Trost, wenn mans hat.

Wie Schade, daß wir über solche Themata nicht discurriren können. Von meinen älteren Freunden hier ist diese trostreiche Richtung am lebendigsten in dem Philosophen Harms. Ich freue mich aber immer, wo ich eine Spur von solcher Anschauung auch bei Jüngern finde. Delbrücks kurzer Aufsatz über 15[1]) hat mich ordentlich erquickt. Neuerdings sind auch unter meinen jüngsten Freunden ein paar Arbeiten in diesem Stil fertig geworden, vielleicht schrieb ich Ihnen schon davon: Matthäis Klosterreform Heinrichs II. und Baltzers Beiträge zur Geschichte des deutschen Kriegswesens sind vielleicht schon in Ihren Händen, Zeumers Steuern der Reichsstädte bis auf Rudolf I. wird gedruckt.[2]) Der Erstgenannte hat zu meiner großen Freude endlich einmal das immer unbeachtete Servitienverzeichniß der Königspfalzen zum ersten Mal kritisch angefaßt und will diesen Weg weiter verfolgen. Es ist ein merkwürdig reifer, gut geschulter und schlagfertiger Mensch, der die Abhandlung in noch nicht einem halben Jahr angefangen und fertig gestellt hat.

Endlich ist auch zum ersten Mal meine Annalistik von Mommsenscher Seite her in einer Wilmansschen Seminararbeit[3]) aus Straßburg von einem Dr. Vinck [Virck] in Angriff genommen worden, er bemängelt meine Gründe, kommt aber für den von ihm behandelten Liviusabschnitt fast genau zu denselben Resultaten. Das Alles hat mir in den letzten Monaten Freude gemacht, und Ihnen darf ich ja so etwas schreiben

Die Verfassungsgeschichte, die ich dieß Semester lese, hat mich wieder einmal nach Athen gebracht und zu den prachtvollen neuen Entdeckungen, die für das Zeitalter des Perikles in dem Schutt der Akropolis letzter Zeit gemacht sind. Was werden wir noch Alles erfahren können, wenn wir noch leben bleiben.

---

[1]) H. Delbrück, Einiges z. Feldzuge v. 1815 (Z. f. preuß. Gesch. u. Landeskunde 14).

[2]) G. Matthäi (Hrsg. v. Nitzsch' Gesch. d. d. Volkes), „Die Klosterpolitik K. Heinrich II." Göttinger Diss. 1877. M. Baltzer, „Zur Geschichte d. deutsch. Kriegswesens in der Zeit v. d. letzten Karolingern bis auf K. Friedr. II." Leipzig 1877. K. Zeumer „Die deutsch. Städtesteuern, insbes. die städt. Reichssteuern im 12. u. 13 Jh." Leipzig 1878.

[3]) Gustav Wilmanns (1845—1878), seit 1872 Prof. in Straßburg. ADB 43, 304 ff. Virck, Die Quellen des Livius u. Dionys für die älteste Geschichte d. röm. Republik. Straßburg. Diss. 1877.

Von Politik höre ich nicht viel. Treitschkes letzte Jahresübersicht [1] hat unter dem Berliner Fortschrittphilister einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen, unser guter College, der Sanskrit-Weber [2], hat ihn, wie er mir sagte, mit Briefen und gedruckten Mittheilungen förmlich überschüttet, der Biedermann steht jetzt in Gemeindevertretung und Bezirksverein im Vordertreffen der Gesinnungstüchtigen. Von Ihres frühern Collegen Wagner sozialistischen Extravaganzen werden Sie wol Notiz genommen haben, Brentano [3] in Breslau solls nicht viel besser machen. Man kann doch wol sagen, daß die Sünden Adam Smiths über seine Kinder kommen bis ins 10te und 100ste Glied.

Bismarks Verhandlungen mit den Nationalliberalen erklärt Treitschke aus dem Wunsch, dem Thronwechsel gegenüber, der doch nach menschlicher Berechnung immer näher rücke, die möglichen liberalen Minister vorweg für sich engagirt zu haben. Die Hermannsche Angelegenheit [4] steht vollständig still; sollte Hermann, weil eben kein Nachfolger da ist, wirklich nochmals eintreten, so ist seine Position doch für immer erschüttert, und das halte ich, Alles in Allem gerechnet, doch für ein Unglück. Bismark kümmert sich gar nicht darum und läßt auch jetzt alle Behauptungen von Hofintriguen geflissentlich dementiren.

Was muß übrigens jetzt dieser wunderbare Olympier für ein Olympisches Behagen bei den Bettelfahrten der Beaconfieldschen Politik haben. Wer hätte erwartet, daß die rächende Nemesis die Lumpen an der Themse so schnell erreichen würde! Habeant sibi!

Aber nun habe ich genug geschwatzt!

Gott gebe Ihnen allen ein frohes und gedeihliches 1878. Das wünschen wir alle in corpore, an der Spitze

Ihr alter

Nitzsch.

Berlin 8. 10. 78.

Lieber Freund und College.

Meine Karte aus Königswinter werden Sie erhalten haben und die Confusion, die wir gemacht, freundlich entschuldigen.

In Cöln besahen wir uns Dom, das Museum, die Aposteln und das Denkmal und fuhren Dienstag mit der Bergisch-Märkischen Bahn hierher.

---

[1]) In den Preuß. Jbb. 40, 655.

[2]) Albr. Friedr. Weber (1825—1901), PD. 1848 Berlin, EO. 1856, 1867 O. f. altind. Sprache u. Literat. daselbst.

[3]) Lujo Brentano, jetzt Prof. i. München.

[4]) Hermann, Präsident d. evang. Oberkirchenrats u. als solcher für die Ausarbeitung einer freien Synodalverfassung tätig, geriet in Gegensatz zu dem Präsidenten des brandenburg. Konsistoriums Hegel. Da Hegels Entlassungsgesuch abgelehnt worden war, reichte Hermann im Dez. 1877 seinerseits ein Entlassungsgesuch ein, das indessen erst am 6. Mai 1878 vom Kaiser angenommen wurde. Vgl. auch Tiedemann a. a. O. II, 156 ff.

Die Tour ist sehr schön, namentlich das Weserthal und für mich die Fahrt über den Solinger Wald von Holzminden bis Kreiensen. An letzterer Station trafen wir Grau mit Kind und Kegel. Er ist dick geworden und sah sehr behaglich aus.

Ihre Rede [1]) fand ich hier vor: Sie haben das Herrenthum der Hohenzollern wirklich sehr scharf und in glücklich gefaßten großen und breiten Zügen hingestellt. Ich begreife, daß die Rede unmittelbar durchschlug, pro und contra.

Sie wissen, daß ich mit Vorliebe doch noch Anderes urgire, die geringe Entwicklung des Bürgerthums, was auch Schmoller und andere dagegen sagen, und die große Leistungsfähigkeit der Aristokratie.

Freitag reisten Frau und Kinder nach Greifswald, erstere wollte Ihrer lieben Frau von dort schreiben. Selbigen Abend war Ritter [2]) bei mir mit Ihren Grüßen, Sonnabend der gute prächtige von der Goltz. Er wollte mit Schrader zu Magdeburg bei der Jahresversammlung des evangelischen Vereins zusammentreffen.

Augenblicklich ist auch Baumgart [3]) hier, den ich aber noch nicht gesehen habe.

Gestern Abend brachte mir Waitz seinen achten Band: ich habe schon allerlei darin geblättert. Es ist ordentlich amüsant, mit welchem Behagen er jeden scharfen Umriß der Verhältnisse, der einem unmittelbar aus den Thatsachen entgegen tritt, sorgfältig wegpinselt.

Dr. Heller [4]) ist schon hier, während der Prinz nach Schottland weiter gereist. Er meinte, das Geld für ihn sey wol ausgegangen, mir kommt das Ar[r]angement doch etwas sonderbar vor. Uebrigens ist der militärische Begleiter (Liebenau) vorher in der Schweiz und dann mit in England gewesen. Heller lobt ihn außerordentlich.

Von Mommsen fand ich hier wieder einen neuen Aufsatz über Diodor und Fabius [5]) vor, meiner Meinung nach noch viel verfehlter als der frühere. Er hat sich da wirklich ganz unglücklich festgebissen.

Droysen hat einen Aufsatz: Friedrich der Große und Maria Theresia nach dem Dresdner Frieden bei Mittler erscheinen lassen [6]).

In den letzten 14 Tagen ist dicht neben Universität und Castanienwäldchen ein Barakenauditorium mit 480 Plätzen gebaut, Gott sey Dank, daß unser einer in diese feuchte Bude nicht hineinbraucht.

---

[1]) Maurenbrecher, „Königtum u. Verfassung in Preußen." Rede z. Feier d. Rektoratsübergabe 18. Oktbr. 1878.

[2]) Moritz Ritter, seit 1873 O. in Bonn.

[3]) Wohl H. Baumgarten aus Straßburg.

[4]) Heller hatte den Prinzen Wilhelm (Kaiser Wilh. II.) nach England begleitet.

[5]) Mommsen, Fabius u. Diodor (Hermes XIII, 305 ff., 1878).

[6]) J. G. Droysen, Friedr. d. Gr. u. Mar. Ther. (Forsch. z. preuß. Gesch. u. Landeskd. 15).

Sie werden auch sich des prachtvollen Herbstes freuen. Wie schön war es doch bei Ihnen, und wie dankbar gedenke ich der guten Stunden, die wir in Ihrer und Ihrer lieben Frau Gesellschaft verleben konnten.

Büchler und Menzel[1]) bitte mich bestens zu empfehlen. Schäfer werde ich ja Freitag sehen.

Treulichst und dankbarst

Ihr Nitzsch.

Berlin 22. 12. 78.

Lieber Freund und College.

So eben erhalte ich Ihren Brief, dessen Trauernachricht uns mit herzlicher Teilnahme erfüllt. Möge Ihnen an Ihren prächtigen vier andern [Söhnen] desto mehr Freude und Segen zu Theil werden. Die Jungen sind doch gar zu nett in ihrer Aehnlichkeit und Verschiedenheit, und ich denke mir, daß ihre Weihnachtsfreude für die lieben Eltern doch eine große Erfrischung und Erquickung sein muß.

Daß Sie mir mit Ihrem Glückwunsch zuvorgekommen, beschämt mich sehr, aber ich hatte dießmal auch des alten Ranke Geburtstag vergessen und wär erst Sonntag Abend bei ihm. Er hat sich vollständig erholt, aber denkt doch, was mir schon neulich auffiel, mehr wie sonst an sein Ende. Augenblicklich ist er sehr ungehalten darüber, daß sein Dr. Wiedemann zur Pflege eines kranken Bruders aufs Unbestimmte plötzlich fortgereist ist. Das, wie es scheint, sehr reichliche Material, was ihm zur Fortsetzung der Serbischen Geschichte zugegangen, ist ihm fast zuviel. Er wäre offenbar lieber wieder bei seiner Universalgeschichte, oder wie man das opus nennen soll, das ihn sichtlich fesselt und immer mehr anzieht.

Als sexagenarius habe ich denn doch auch die Berliner neue Sitte, richtiger Unsitte des 60jährigen Geburtsjubiläums mitmachen müssen. Ich glaubte mich vollkommen sicher aus naheliegenden andern Gründen, und weil ich mich so entschieden gegen diese Erfindung ausgesprochen. Nun wurde ich am 21. in den Uebungen, am 22. durch eine Deputation, deren Sprecher Max Lehmann, mit einem Zuhöreralbum wirklich gründlich überrascht. Unser Freund Schrader schickte mir zwei Gratulationen, eine vom Kränzchen und eine von der guten alten „deutschen Gesellschaft“.[2]) Die Andeutungen, die mir dadurch gemacht werden sollten, bezog ich jedoch höchstens auf meine alten Königsberger Zuhörer, und so fiel ich dann hier ziemlich gründlich hinein. Uebrigens wäre ich doch sehr undankbar, wenn ich nicht gestände, daß mir das Ganze und die herzliche Theilnahme so vieler tüchtiger und braver Männer eine wirkliche Her-

[1]) Karl Menzel † 1897, seit 73 Prof. f. hist. Hilfswiss. in Bonn.

[2]) „Deutsche Gesellschaft“ in Königsberg. Vgl. G. Krause, Gottsched u. Flottwell, d. Begründer d. deutsch. Gesellsch. i. Königsberg, 1893.

zensfreude gewesen. Aber erst wurde ich doch namentlich bei Lehmanns Auseinandersetzungen wirklich etwas schwindlich.

Sonst gehts uns ja auch nach andern Seiten gut. Den Umstand, daß Thiels ausgezogen und ihr Logis leersteht, benutzte meine Frau zu dem kühnen Unternehmen, an Sophiens Geburtstag einen Ball von 25 Paaren zu geben, was sagen Sie dazu?

An der Universität haben wir ja das dritte Tausend stattlich überschritten, in der philosophischen Facultät 1400 fast erreicht. Treitschke liest über Sozialismus in dem neuen Barakkenauditor mit 450 Plätzen, und die Leute stehen bis zur Thür hinaus. In den Privatkollegien wird, wie er mir klagte, auch viel gehört, aber zum Theil unanständig wenig belegt. Sein Buch [1]) erscheint zu Neujahr, über 700 Seiten. Er war mit Lehmanns Arbeit [2]) sehr zufrieden, ohne sich speziell zu äußern, ich habe noch nicht hineingesehen, aber nach Ihren Bemerkungen stimme ich Ihnen ganz bei. Gerade jetzt scheint mir Alles auf die größte Unbefangenheit anzukommen. Aber Sybel hat ihn nun doch einmal in dieß Tempo hineingehetzt.

Der Kaiser ist, wie ich von verschiedensten Seiten höre, durchaus frisch heimgekehrt. Lepsius war neulich zum Thee dort, nicht bis 12 Uhr wie früher, sondern nur bis $10\frac{1}{2}$, aber außerordentlich erfreut über die geistige und körperliche Rüstigkeit des alten Herrn.

Daß Mommsen wieder einmal die Akademie durch die Erklärung das Sekretariat niederlegen zu wollen aufgeregt hat, hörten Sie wol, jetzt wird wieder eingelenkt. Man meint wol, daß sich eine gewisse Spannung gegen Waitz bemerklich mache. Ich bin zu neu in der Sache, daß ich nichts darüber sagen kann.

Die Wahl zum Mitglied [3]) habe ich doch mit einiger Beklommenheit entgegen genommen. Augenblicklich bin ich mit Vorrath versehen, aber schon der Gedanke, zu einer Abhandlung angesagt zu werden, ist meiner lässigen Ungebundenheit recht unbehaglich. Ranke meinte, gerade das wäre das Gute bei der Sache, und er mag ja wol recht haben.

Ich spinne immer an meinen Gildeuntersuchungen weiter und die Dinge klären sich mir mehr und mehr. Schmollers große Straßburger Publication [4]) kam mir dabei wegen ihrer Anregung sehr gelegen, wenn er auch vor den niederdeutschen Fragen, mit denen ich mich abarbeite, gedankenvoll stehn bleibt. Die Darstellung der Verhältnisse im 14. und 15. Jahrhundert ist Meisterarbeit. Ich wollte ihm eben schreiben, als Ihr lieber Brief anlangte. Sie sollen doch aber wenigstens zum ersten Feiertag unser aller treugemeinte Wünsche haben. Aus Königsberg kommen

---

[1]) Der 1. Bd. d. deutsch. Gesch. erschien 1879.

[2]) Vermutlich Lehmann, Preußen u. d. kathol. Kirche s. 1640, Publik. a. d. preuß. Staatsarch. 1878 ff.

[3]) Der Berliner Akademie.

[4]) Schmoller, Straßb. Tucher- u. Weberzunft, 1879.

mir immer neue Klagen über Rühls unerfreuliche Wirksamkeit[1]). Das ist doch traurig.

Busolt war in Zürich von der Facultät vorgeschlagen, Gehalt 4000 Francs, die Regierung hat aber 2000 gespart und Meier von Knonau[2]) auch die alte Geschichte für die Hälfte übertragen. Kirchhoff spricht sich über sein neues Buch[3]) sehr günstig aus, Curtius natürlich gar nicht.

Also Ihnen und der lieben Frau unsere besten Wünsche zum Fest und zum bevorstehenden Jahresanfang.

In alter Freundschaft

Ihr alter Nitzsch.

[Postkarte.] 23. 9. 79.

Lieber Freund.

Herzlichen Glückwunsch in Antwort auf Ihre freundliche Benachrichtigung. Möge es der lieben Mutter und dem kleinen Ersatzmann wol gehn!

Meine Frau und Tochter sind Sonnabend aus Oberitalien, wo sie die letzten 14 Tage mit Plancks[4]) herumschweiften, nach München zurückgekehrt, Ende der Woche sind sie hoffentlich wieder hier. Ich bin unterdessen auch ruhig am Schreibtisch gesessen, doch gehts nicht so flott von der Hand. Nächstens schreibe ich Ihnen einen längst angefangenen Brief fertig.

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin 14. Oktober 79.

Lieber Freund und College

Der Briefanfang, dessen Vollendung ich Ihnen neulich versprach, ist denn doch schließlich zu alt geworden.

Ich beginne also von Neuem, um meine Zusage endlich auszuführen. Vorige Woche machte ich mit Karl einen Ausflug nach Thüringen, mußte aber früher, als ich gedacht, umkehren, da der Sohn sich auf dem Gang von Ilmenau nach dem Kickelhahn ganz gründlich den Fuß vertrat. Aber auch die paar Tage im Schwarzathal . . . etc. haben mir doch sehr wol gethan. Meine Frau und Sophie sind seit vollen 14 Tagen wieder daheim, nachdem sie mit Plancks sich 8 Wochen im Bairischen Gebirg und Oberitalien herumgetrieben. Ich lese jetzt durch, was ich in dieser

---

[1]) Diese Klagen über Franz Rühl (seit 1876 O. in Königsberg) beziehen sich ohne Zweifel nur auf die politische Tätigkeit Rühls als Mitglied der Fortschrittspartei.

[2]) Meyer von Knonau, PD. 1867 Zürich, EO. 1870, O. 1872 daselbst.

[3]) Busolt, Die Lakedämonier u. ihre Bundesgenossen, 1878.

[4]) Wilh. Planck † 1900, seit 1867 O. f. Zivilprozeßrecht u. Strafproz. in München.

Strohwittwerschaft zusammengeschrieben, Manches ist ganz passabel gerathen, Manches weniger, Manches gar nicht. Es ist ein spröder Stoff, zum Theil die spinoseste Detailuntersuchung, zum Theil allgemeine Darstellung, und schon die Anordnung hat ihre Haken. Das Ganze geht von den norddeutschen Gilden aus und soll dann eine Darstellung der Bewegung der unteren Stände von Heinrich III. an bis zum 14ten Jahrhundert geben[1]). Hoffentlich sind Sie mit Ihrem Pensum weiter gekommen.

Ich habe mich noch recht sehr bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich Ihnen nicht meine „Studien"[2]) geschickt. Aber Sie haben ja die Sächelchen früher alle en detail bekommen, und bei den Freunden, denen ich sie zugeschickt, genirte ich mich fast, ihnen noch einmal zu kommen. Dazu nur 12 Freiexemplare. Also finden Sie sich wol mit Ergebung in Ihr Schicksal??

Meine Antrittsrede in der Akademie und Mommsens Entgegnung[3]) haben Sie erhalten. Die Collegen waren offenbar etwas gespannt auf dieß Zwiegespräch, und ich gestehe, daß es über mein Erwarten ausgefallen. Mommsen ist überhaupt sehr gereizt; seine Reactionsfurcht begann sehr früh, sie grassirt hier so stark, daß selbst der gute wunderliche Julian Schmidt, vor einigen Wochen wenigstens, vollständig daran fieberte. Die Wahl Beselers zum Rektor[4]) ging nur durch, weil viele meinten, die Universität brauche einen „selbständigen Charakter". Dazu kommt nun bei Mommsen die unglückliche Diodordebatte, in die er sich fest gebissen, und deren Gang ihm entschieden unangenehm.

In diesen Tagen sind ja nun Schrader, Goltz und Güterbock als Synodalen hier.[5]) Güterbock hat sich der Linken angeschlossen, wie Schrader meinte, aus Piepmeierei. Ich glaube doch, daß er wirklich recht weit links steht. Schrader und Goltz sind bis jetzt mit dem Gang der Verhandlungen ganz zufrieden, obwol ihre Fraktion noch kleiner, als sie erwartet. Sie hoffen sicher, daß dessenungeachtet die extremen Anträge der Konfessionellen, die noch in Sicht, die Zweidrittelmajorität nicht gewinnen werden. Schrader sahen Sie ja vor Kurzem, er ist sehr frisch. Goltz meinte, auch in der Fraktionsleitung sey er zum Theil zu rücksichtslos. Der Wahlausfall hat mich doch sehr überrascht, da bei der großen und unverkennbaren Apathie mir das Ganze wie eine Lotterie

---

[1]) Vgl. S. 439, Anm. 2. [2]) Nitzsch, Deutsche Studien, 1879.

[3]) Nitzsch hielt seine Antrittsrede in der Akad. am 3. Juli 1879 über Niebuhr. Monatsber. d. Berl. Ak. 1879, S. 519ff. Ebend. auch die Erwiderung Mommsens, der den Vorsitz führte, jetzt in M., Reden und Aufs., 1905, S. 199.

[4]) Georg Beseler wurde damals zum drittenmal zum Rektor gewählt.

[5]) Die ev. Generalsynode tagte vom 9. Okt. bis zum 3. Nov. 1879. Es hatte sich in ihr eine „Gruppe der Linken", zunächst aus 8 ost- u. westpreuß. Mitgliedern, gebildet. Vgl. darüber Schrader a. a. O. S. 227 und die Verhandl. d. erst. ord. Generalsynode, Berlin 1880.

vorkam. Aber dieß Resultat ist doch kein Zufall. Der Falksche Brief[1]) scheint doch nur in Königsberg wirklich eingeschlagen zu haben. Habeat sibi! Und so ist mir das Ganze doch eine große Freude gewesen, dazu das Satyrspiel der hiesigen fortschrittlichen Wahlverhandlungen und Ihr reizender Vetter[2]) als erster Schauspieler!

Ueber die auswärtige Politik schüttelt Max Duncker, mit Berufung auf eine lange Reihe Analogien der Preußischen Geschichte, sehr den Kopf: Oestreich sey und bleibe ein ganz unzuverlässiger Alliirter, Bismark habe weder Gortschakoff stürzen noch Andrassy halten können. Aber, so wenig ich mir da ein Urtheil zutraue, die Russischen Dinge sind doch der Art, daß auch dieses alte Bündniß für uns jetzt nur auf zwei Augen steht; wenn sich die Alexanders schließen, ist für uns doch dort der Teufel los. Unser College, der Kroate Jagic, der eben zu Hause war, meint, daß die Oestreichischen Slaven einsähen, daß der Moskauer Panslavismus nur Panrussismus sey.

Was sagen Sie denn zu Treitschkes Band I? Mir hat er sehr zugesagt. Namentlich die Verbindung der literarischen und politischen Geschichte scheint mir zum Theil höchst gelungen, und das hatte doch noch Keiner so versucht. Die Trennung von den Nationalliberalen kam ihm sehr sauer an, das für ihn entscheidende Motiv waren die bevorstehenden Wahlen.

Daß mein guter, lieber Volquardsen nach Göttingen gegangen ist, hat mich sehr gefreut. Meiner Ueberzeugung nach ist er da ganz am Platz. Er selbst freut sich — unter uns gesagt — namentlich, von Schirren los zu kommen. Dieser war neulich hier, auch bei mir, um sich über Busolt zu orientiren. Er war schon durch seine Bücher für ihn eingenommen. Auch Adolf Kirchhoff hier interessirt sich entschieden für seine Arbeiten, was mich sehr freut. Ich wünsche dringend, daß der kleine Kerl endlich eine Stelle bekommt, ehe er sich zu Tode gearbeitet. Als Docent in Königsberg hat er entschieden Succeß.

Kalckstein[3]) ist „zunächst als Privatgelehrter" hierher übergesiedelt. Ich habe ihm schon früher ganz offen gerathen, die Docentencarriere endlich aufzugeben, auch seinem Vater das gesagt. Der Alte wollte

---

[1]) Der ehemalige Kultusminister Falk hatte nach seiner Entlassung (13. Juli 1879) am 2. September in einem Brief an die Redaktion der „Deutschen Revue" über die Landtagswahlen und deren Folgen für den Kulturkampf von der Möglichkeit einer Reaktion u. eines Ganges nach Canossa gesprochen und so der Opposition Waffen geliefert.

[2]) Eugen Richter war Vetter Maurenbrechers.

[3]) Dr. von Kalckstein, Verf. d. „Gesch. d. französischen Königtums unter den ersten Kapetingern" I, 1877, war einige Semester Privatdocent in Königsberg. Er widmete sich namentlich politischer Tätigkeit (als Mitglied der Fortschrittspartei) u. siedelte dann nach Berlin über. Er starb auf einer Alpentour.

freilich gar nicht darauf eingehn, scheint auch mit dieser Uebersiedelung sehr unzufrieden. Der arme Mensch dauert mich, aber er ist doch zu ungeschickt.

Hoffentlich geht es Ihrer lieben Frau und dem jüngsten ganz nach Wunsch. Meine Glückwünsche per Karte haben Sie ja erhalten.

Mit den schönsten Grüßen von Haus zu Haus

Treulichst
Ihr alter Nitzsch.

Berlin 19. 12. 79.

Lieber Freund und College.

Zunächst nehmen Sie meine besten Glückwünsche zu Ihrem Geburtstag freundlich entgegen, ich weiß nicht, der wie vielste es ist. Wenn man so wie ich in das zwei und sechzigste Jahr hineinrückt, fängt man sorgfältiger zu zählen an, und doch komme ich mir bisher noch meist innerlich so entsetzlich jung, um nicht zu sagen, grün vor. Altmeister Ranke, in seiner wahrhaft unsterblichen Frische und Heiterkeit, geht ja wol in das 3 oder 84ste hinein.

Ich habe unterdeß ja allerlei zu Papier gebracht und schriebe gern weiter, doch fürchte ich, daß es kaum in den Ferien dazu kommt, und einzeln mag ich die Untersuchungen ungern veröffentlichen. Die Hauptsache ist doch der Zusammenhang derselben.

Augenblicklich hat mich ein Schlaganfall meines lieben Freundes Harms, an dessen Folgen er noch schwer darnieder liegt, mit schweren Sorgen erfüllt. Er ist doch wie „ein Stück von mir", und ich würde mich, wenn das Schlimmste einträte, vereinsamt fühlen wie beim Verlust eines Bruders.

Innerlich fühle ich mich hier ihm und Treitschke am nächsten. Des letzteren Erklärungen über die Juden [1]) haben hier, wie Sie wissen, unendlichen Lärm erregt. Bamberger und Breßlau bereiten Antworten vor, wovon übrigens Treitschke unterrichtet ist. Vorläufig erscheint im neusten Heft der Preußischen Jahrbücher, das, meine ich, heute ausgegeben wird, noch ein kurzer Artikel Treitschkes. Unsere jüdischen Kollegen, wie Goldschmidt und der Mediciner Hirsch [2]), fühlen sich, meiner An-

[1]) Preuß. Jbb. 44, 1879, S. 559: Treitschke, Unsere Aussichten. Zur Judenfrage, bes. S. 572ff., u. ebend. S. 660: Herr Graetz u. sein Judentum. L. Bambergers Erwiderung „Deutschtum und Judentum" erschien 1880 in „Unsere Zeit" Heft 2, jetzt in B., Ges. Schriften V, 1897. Breßlau, Zur Judenfrage, Sendschreiben an H. v. Treitschke, 1880. Dazu Treitschkes Entgegnung, Preuß. Jbb. 45, 1880, S. 85 u. ebend. 224.

[2]) Lewin Goldschmidt † 1897, seit 1875 O. für Handelsrecht in Berlin. August Hirsch (1817—1894), seit 1863 O. d. Pathol. u. mediz. Gesch. u. Literat. in Berlin.

sicht nach ohne jeden Grund, tief verletzt, Mommsen [1]) erklärt die Artikel für das „Entsetzlichste“ oder „Scheußlichste“ (ich weiß nicht genau), „was je geschrieben ward“, und der gute Droysen findet ihn [!], in sittlicher Entrüstung, „höchst unpassend“. Ihr und mein College Held [2]) fragt „cui bono?“. Ich denke, dieser Sturm von Indignation zeigt bis zur Evidenz, wie sehr der Aufsatz ins Schwarze getroffen und wie zeitgemäß er war. Viele stimmen laut oder im Stillen zu, unter den letzteren auch einzelne Juden, wovon mir Treitschke heute ein Beispiel erzählte.

Treitschke selbst ist durch das bisherige Resultat zunächst vollkommen befriedigt. Er ist doch ein einziger Mensch. Er schreibt fleißig an seinem 2. Band, aber sehr bald wird er wol nicht erscheinen.

Schrader und Goltz habe ich gelegentlich der Synode nur ein einziges Mal gesehn. Im Ganzen waren sie ja doch befriedigt.

Daß Bismark die nächste Woche zur Weihnachtsbescheerung nach Berlin kommt und dann doch wahrscheinlich wieder in sein Hinterwäldlerleben verschwindet, ist mir ganz recht, da es doch wol das Gesündeste für ihn ist. Wenn man sieht, wie das Russische Chaos zu gähren anfängt, so ist doch Alles daran gelegen, daß er noch da ist, ob hier oder in Hinterpommern, ist sehr einerlei. Moltke begegnet mir jetzt häufig im Thiergarten, mit seinem ernsten Gesicht, in dem ich an den Schläfen und auf der Stirn immer etwas wie von ewiger Jugend leuchten sehe.

Puttkammer soll mit seiner letzten Rede [3]) doch auch Gegnern imponirt haben, hoffentlich ist er nun in die rechte Spur gekommen. Ueber Virchows Entgegnung ist nur Eine Stimme.

Ich erwarte heute Abend noch unsern kleinen Busolt, den jungen Kieler Professor [4]), der zu Weihnachten zu seiner Braut nach Litthauen reist. Ich traf ihn schon unter den Linden, ganz Glück und Zuversicht. Trotz seines verspäteten Anfangs ist es ihm mit seinen Vorlesungen ganz gut geglückt. Soeben kommt er. — —

Sie wissen vielleicht, daß unser kleiner Königsberger vor Allem Schirren sein Glück verdankt, der einen Historiker und keinen Philologen wollte und sich dann über seinen Kandidaten bei seinem Freunde Viktor Hehn [5]) orientirte, mit dem Busolt einen ganzen Winter in Rom

---

[1]) Mommsen schrieb ebenfalls eine Entgegnung „Auch ein Wort über unser Judentum“, 1880 (jetzt in M., Reden u. Aufs. 1904, S. 410 ff.). Dazu Treitschkes Erwiderung (Preuß. Jbb. 46, 1880, S. 661).

[2]) Held, Sohn des Staatsrechtslehrers Joseph v. Held, Nationalökonom, war eben von Bonn nach Berlin berufen worden. Er ertrank 1880.

[3]) Es handelte sich um eine Petition des Elbinger Magistrats gegen einen geg. die Simultanschulen gerichteten Erlaß Puttkammers, damals Kultusminister, besprochen im Abgeordnetenhaus am 17. u. 18. Dez. 1879. S. die Rede Puttkammers u. Virchows Entgegnung (Stenogr. Ber. 1879/80, I, 666 ff.)

[4]) Busolt wurde 1879 als EO. nach Kiel berufen.

[5]) Viktor Hehn war 1873 von Petersburg nach Berlin übergesiedelt u. gehörte zu dem Kreis um Julian Schmidt. ADB 50, 115.

verlebte. So war doch auch viel Glück bei der Sache; mich freut es doch, daß die Mommsen- oder Curtiussche Gesellschaft nicht reussirt und die Bemühungen der Familie Droysen für Dr. Hans auch nicht angeschlagen. Nach den Ferien kommen von Busolt eine Reihe kleinerer Aufsätze [1]) heraus, in deren einem der gute Curtius nicht besonders fortkommt. A[dolf] Kirchhoff ist ihm sehr wol gesinnt.

Unser neuer College Held gefällt mir recht wol, für mich und meine Manier, die Dinge zu fassen, scheint er mir sich zu viel Sorge um die „richtigen" Auditorienstunden zu machen. Ich habe ihm gesagt, die Hauptsache ist, eine festzuhalten und dann zu warten, bis sie die richtige ist. Nicht ganz so, aber ungefähr. Wir sehen und sprechen uns häufig im Sprechzimmer . . .

Die Wahl unseres Juristen Hinschius gegen den Oberpräsidenten ist doch noch ein hübsches Stück Fortschritt in dem guten Schleswig-Holstein. Auch soll in manchen Kieler Kreisen die Ernennung des Konsistorialpräsidenten Mommsen zum Universitätscurator übel vermerkt sein, während sich hier Waitz etc. und ich ganz besonders darüber freuten. Er ist freilich entschieden kirchlich.

Im Ganzen muß man doch 1879 ein sehr gutes Jahr nennen, in dem viel Erkenntniß gewachsen und gut eingebracht ist. Ich habe kaum gemeint, daß wir je so weit kommen würden. Es ist wie ein frischer, klarer Herbsttag, und da muß man den vielen Alteweibersommer, der einem ins Gesicht fliegt, schon mitnehmen. Mir fällt die Verbesserung auch jetzt wieder so sehr auf, wenn ich das Ostpreußische Nothstandgejammer von 1867 mit dem dießmaligen vergleiche, wie unendlich weit mehr wird ruhig gethan und namentlich wie viel weniger fortschrittlich gelogen. Freilich werden wir ja bald viel Vernunft brauchen, aber wenn man die Französischen und Russischen Dinge so weiter brauen sieht, so scheints ja, daß, was uns da die Zukunft bringt, die deutschen Menschen immer ernsthafter und besonnener machen müßte. Mich freuts auch, daß Bismark das noch erlebt, und ich denke, er muß, wenn er so still durch seinen Wald reitet, manchmal eben so mit sich zufrieden herumdenken und wenigstens im Stillen ein Lied für sich singen, wie vor grauen Jahren Kaiser Otto im Harz, den Sie freilich wol in dieser Parallele nicht gelten lassen.[2]) Am Ende kommts ja noch so weit, daß die deutsche Colonisation die Donau hinunter bis nach Kleinasien in Bewegung kommt, von der der gute Ludwig Roß in Halle immer phantasirte.[3]) Mir kam der Gedanke, als ich neulich in einem

[1]) Wohl Busolt, Forschungen zur griech. Gesch., Bd. 1, 1880.

[2]) Zum Vergleich Bismarcks mit Otto I. vgl. E. Marcks, Bismarck I, 438.

[3]) Ludwig Roß, klass. Philol. u. Altertumsforscher (1806—1859), 1837 Prof. in Athen, 1843 in Halle, Schüler des älteren Nitzsch, schlug in seiner Schrift „Kleinasien u. Deutschland: Reisebriefe u. Aufsätze mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Niederlassungen in Kleinasien" (1850) deutsche Kolonisation in Kleinasien vor. ADB 29, 246 ff.

Gespräch mit unserem Slavischen Philologen Jagic auf einmal entdeckte, daß diese Herren jetzt so etwas zu fürchten anfangen.

Was werden Sie und gar unsre Jungen noch für Dinge erleben! Freilich kann auch unser einer gar sehr zufrieden sein, auch wenn es, was ja gewiß, wieder einmal schlimm Wetter wird.

Karl schwärmt noch immer weiter für die Marine, aber sieht doch allmählig ein, daß das Maturitätsexamen auf alle Fälle „des Schweißes der Edlen werth" ist.

Ad vocem: Maturitätsexamen, haben Sie auch so viel Realschulabiturienten? Bei uns ist das der wahre Nothstand, wenn man bedenkt, daß diese Hunderte nach wenig Jahren unsere höheren Lehranstalten umdrängen und, wenn man sie zuläßt, ruiniren werden.[1]) Leider soll Puttkammer hier noch bedenklich unklar und unsicher sein, obgleich Manche das entschieden in Abrede stellen.

Und nun, liebster Freund, gebe Gott uns beiden ein gutes neues Jahr!

Mit den aufrichtigsten Wünschen und den besten Grüßen von Haus zu Haus

Treulichst Ihr alter

Nitzsch.

Berlin 21. Dezember 79.

Lieber Freund.

Ihr Brief langte gestern Nachmittag hier an, nachdem meiner an Sie des Morgens abgegangen war.

Haben Sie schon heute besten Dank für Ihre Glückwünsche. Die an Ranke habe ich heute Mittag ausgerichtet, er erwidert Ihre Grüße aufs freundlichste. Es war große Cour: Auch Wattenbach war da und sagte mir gleich von Ihrem Anerbieten[2]), das er aber ablehnen werde. Seine Meinung, daß es schwer sein werde, die Sache wirklich in Gang zu bringen und, wenn sie auch in Gang, schließlich bis zu einem gewissen Puncte auszuführen, diese Meinung theile ich vollständig.

Erinnern Sie sich des mit so großer Zuversicht angekündigten Brunsschen germanistischen Unternehmens, das mit Stobbes „Geschichte der Rechtsquellen" so prompt anfing und dann Jahrzehnte stillstand. Gerade darin liegt die Schwierigkeit, daß Sie zuvörderst an die „Meister" oder „die alten Herren" denken. Sybel halte ich am ersten für Ihr Anerbieten zugänglich, Droysen gar nicht, bei Duncker werde ich, was ich irgend kann, thun, ihn zu bewegen. Bis jetzt hat er, so oft seine Freunde ihm in dieser Richtung zureden, und das geschieht recht oft, sich immer ablehnend verhalten; er ist wol schwerlich von den immer neuen Auflagen seiner alten Geschichte fortzubringen. Ich halte das für ein wahres Unglück.

[1]) Auch Treitschke verteidigte das humanist. Gymnas. S. Preuß. Jbb. 1883 u. Die Zukunft des deutsch. Gymnas., 1890. [2]) Vgl. Einleitung S. 307.

Treitschke steckt doch auch wol zu tief in seiner Deutschen Geschichte. Viel mehr Aussicht werden Sie jedenfalls bei Scherer haben, und ich bin sehr froh, daß er durch Ihren Plan so bestimmt gefaßt wird.

Die genannten sind ja alle wirklich productive Naturen, denen es bisher so geglückt ist, und die an solchen Productionen ihre Freude und dazu ein eminentes Geschick haben.

Eben weil das bei mir Alles anders ist, bin ich sehr geneigt, mich in einer oder der anderen Weise für eine Verfassungsgeschichte der Kaiserzeit zu engagiren: Mir ist Ihr Anerbieten wie ein Anstoß, der auf mich alten faulen Knaben vielleicht doch noch eine erfreuliche Wirkung äußern kann. Ich kann ja nicht leugnen, daß meine Studien schon lange einem solchen Buche zutreiben, und muß es ein Glück nennen, veranlaßt zu werden, es fester ins Auge zu fassen, ein ganz besonderes aber, daß es durch Sie in solchem Zusammenhang geschieht. Dabei aber darf ich Ihnen nicht verheimlichen, daß mir davor graut, mich so zu binden. Eins möchte ich im Voraus bemerken, sollte ich einer der ersten sein, der zusagt, so werde ich keinesfalls mich auf den Druck einlassen, bis das Ganze fertig ist, und das wird noch recht lange währen. Ihr Hinweis auf meine beiden Hefte würde Ihnen selbst so komisch wie mir vorkommen, wenn Sie dieselben einmal selbst gesehen hätten. Freilich lassen sich ja, wie ich aus Erfahrung weiß, manche gute Nachschriften auftreiben, aber am Ende ist das doch Alles eben nur ein Halt.

Jedenfalls, lieber Freund, greifen Sie wol durch Ihren Brief vom 18. sehr bedeutungsvoll in mein wissenschaftliches Leben ein, gebe Gott, zu unserer beider Befriedigung.

Ist Ihnen vielleicht irgend wo eine Anzeige meiner Studien außer der Notiz im literarischen Centralblatt[1]) begegnet? Ich hatte eigentlich einige opponirende erwartet. Scherer, der jetzt erst die „Staufischen Studien“ [2]) gelesen fragte mich neulich nach Anzeigen. Mir wars ein wahrer Trost, daß er sich so contentirt aussprach. Mir machen sie schon neben der „Tiefebene“ etwas den Eindruck von „olle Camellen“. . . .

Treulichst und dankbarst

Ihr Nitzsch.

Berlin 27. 2. 80.

Lieber Freund und College.

Schon in meiner ersten Antwort auf Ihre Anfrage glaubte ich Ihnen eine Zusage gegeben zu haben. Es hat mich eigentlich sehr amüsirt, daß meine zaghaften Ausdrücke Sie darüber in Zweifel gelassen. Wie ich ja eigentlich immer, bald so bald so, in Lectüre und Gedanken auf dieses Thema zurückkomme so ist mir die Freude über Ihr Anerbieten auch in den letzten Wochen immer gewachsen, wenn ich das Eine oder das Andere deutlicher zu erkennen vermeinte und dadurch immer doch

[1]) Lit. Cbl. 1879 S. 1622. [2]) Staufische Studien (H Z. 3, 1860).

etwas an Zuversicht gewann, der großen Aufgabe relativ entsprechen zu können. Mit Waitz sprach ich sehr bald, nachdem er Ihnen zugesagt: daß er Friedrich II. mitnehmen will, finde ich ganz in der Ordnung. Die behäbige Sicherheit, mit der er von seiner colossalen Aufgabe spricht, ist beneidenswerth. Wir sind zusammen in einem Vortragskränzchen (Mittwochs alle 14 Tage), wo er dann immer nach jedem Vortrag über Deutsche Geschichte, den er anhören muß, als wissenschaftlicher Jupiter mit seinen Blitzen hineinfährt, zum Erstaunen der unbetheiligten, so neulich nach einem sehr interessanten Vortrag Müllenhoffs über die Völkerwanderung. Allmälig gewöhnt man sich ja auch an diese naive Manier und stellt sich der richtige Maßstab dafür her.

Hat Duncker eigentlich definitiv abgesagt? Das wäre doch sehr Schade.

Die Judendebatte, die ja jetzt zunächst zu verhallen scheint, hat Treitschke nie in seinem köstlichen Humor gestört. [Heute erzählte er mir von einem kürzlich erhaltenen Brief aus Memel, der zu constatiren versucht, wo er die bewußten „Hosenhandelnden Jünglinge“ [1]) gesehen, um dann auch diese Beobachtung auf ihr rechtes Maß zurückzuführen trachtet[!]. Wenn nur bei der Gelegenheit nicht bei unseren christlichen Collegen so viel schmutzige Wäsche zu Tage gekommen wäre. Ich bin einige Wochen tief verstimmt darüber gewesen. Aber am Ende hat ja der Marburger Cohn [2]) Recht: zwischen Judenthum und Protestantismus existiert für eine gewisse „wissenschaftliche Auffassung der Religion“ wirklich gar kein Unterschied. Die naive Bewunderung der Cohnschen Broschüre ist dafür sehr bezeichnend.

Hier regnet es natürlich Petersburger Skandal. Aus Bismarks nächster Umgebung wird erzählt, Großfürst Constantin stehe an der Spitze der Nihilisten, das sei in Petersburg öffentliches Geheimniß. Die Dolgorucki [3]), die Schwägerin Miliutins und Mätresse des Kaisers, sey auf ausdrücklichen Wunsch der Kaiserin jetzt ins Winterpalais gezogen, damit Alexander Abends zu Hause bleibe etc. etc. etc. Wohin wird all dieser ekelhafte Unsinn endlich treiben?

Daß Ihr Freund Thiel einen zweiten Jungen hat, der nach Moltke Hellmuth getauft ist, hat er Ihnen vielleicht selbst angezeigt. Wir waren Sonnabend bei ihnen.

Heute ist Scherer ein Stammhalter geboren, hoffentlich schlachtet er nicht nach dem Vater. Eine ganz unmotivirte Expectoration gegen Treitschke und seine Freunde in einem Winkel eines Wiener Feuilletonartikels hat diesen vielgewandten Vertreter moderner Kultur und Toleranz neuerdings in ein wahrhaft elektrisches Licht gestellt.

Müllenhoff schreibt jetzt ganz ernsthaft an seinem zweiten Band. [4])

---

[1]) Vgl. Treitschke, Preuß. Jbb. 44, 1879, S. 572 ff.

[2]) Hermann Cohen (1873 PD. Marburg, 1875 EO., 1876 O. daselbst), Bekenntnis in der Judenfrage, 1880.

[3]) Fürstin Dolgorucki, später Gemahlin des Kaisers Alexander.

[4]) Vgl. S. 323, Anm. 4.

Daß es unserem kleinen Busolt in Kiel sehr gut geht, hörten Sie vielleicht schon. Mich freut es besonders, daß unser Philologe Kirchhoff sich auch über sein neustes Buch so entschieden günstig ausspricht. Die jeunesse dorée unserer großen wissenschaftlichen Börsen wußte schon so salbungsvoll über seine „Vielschreiberei" die Nase zu rümpfen. Die Herren geben freilich nur Texte heraus. Da geht man freilich, wenn man nur gut trainirt ist, immer sicher.

Die große Sorge um meinen theuren Harms wächst von Woche zu Woche, da sein Zustand immer derselbe bleibt: fast vollständige Taubheit und fast unverständliches Sprechen. Es ist ganz trostlos. Und wie froh war ich noch vor zwei Monaten, ihn zu haben!!

Frau und Tochter sind in „Zar und Zimmermann" gegangen, sonst würde ich auch ihre Grüße zu bestellen haben.

So nehmen Sie nur mit meinen vorlieb, fürs ganze Haus.

Treulichst

Ihr alter Nitzsch.

[Über Nitzsch' letzte Tage und seinen Tod vgl. die folgenden Briefe seiner Frau.]

Berlin W. 1. 6. 80.
Lützower Ufer No 17.

Lieber verehrter Herr Professor,

mit welcher Theilnahme auch Sie und Ihre liebe, beste Frau unsrer gedenken würden, wenn die Nachricht Sie erreicht, welch große Bekümmernis unser Haus getroffen, das ist mir seitdem wiederholentlich durch den Sinn gegangen, — aber solche Trauerbotschaft kommt ja auch an Personen, die Interesse dafür empfinden, ohne direct gemeldet zu werden, und Ihr heutiger Brief ist der Beweis dafür. — Ohne irgend welche Vorzeichen des Unwolseins in den Wochen oder Tagen vorher kam die Krankheit am 26. 8 ½ Uhr urplötzlich über meinen geliebten Mann, der voller Zuversicht und Freudigkeit nach der Pfingst-Ferienwoche wieder seine dritte Vorlesung vor seiner besonders zahlreichen Zuhörerschaft dieses Semesters an dem Vormittage halten wollte. — Es ist freilich ein Schlaganfall, den er selbst zuerst nicht für so bedeutend hielt, als es sich bald herausstellte, denn geistige Klarheit, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, hat ihn niemals verlassen, doch ist die Sprache und das Auffinden einiger Ausdrücke gelähmt, Arm und Bein der rechten Seite, besonders Ersterer, ganz schlaff. Viel Schlaf und Schwäche, wenn auch nicht völlige Apathie, beherrschen den geliebten kranken Mann überwiegend, und dennoch ist so viel Körperkraft vorhanden, daß ich und unsre Kinder (denn Karl ist schon ein kräftiger junger Mann geworden) die Pflege Tag und Nacht ganz allein besorgen können, ohne daß es meinem liebsten Mann unbehaglich oder anstrengend wäre. Auch verlangt unser vortrefflicher Arzt bis jetzt keine andere Hülfe für ihn und ermahnt uns nur immer zur Geduld; — nach

Wochen erst könne die erste sichtliche Besserung eintreten, dann würde dieselbe aber sicherlich erfolgen. . . . Nitzsch hatte am 26. Morgens gerade in einem Buche über „Römische Topographie" gelesen, wie er mir gestern auf meine Frage sagte, als er selbst vom Hereinbrechen seiner Krankheit zu sprechen anfing, — da fühlte er die Erschlaffung durch den Körper zucken; er kam langsam zu mir in die zweite Nebenstube, und als ich ihn nach einem Moment ansehe, weil er ganz still stand und etwas wankte — da zeigte er auf seine rechte Seite, und mir war die Sache klar! —

Eis hatte ich ganz in der Nähe und unser Doctor war in einer Viertelstunde da — es war aber kein Schwindelanfall! — Heute Abend ist nun die erste Krankheitswoche vorüber — möchte der Sommer uns völlige Heilung bringen, früher dürfen wir nicht hoffen, unsern heißen Wunsch erfüllt zu sehen. — Der Doctor erlaubte uns heute freilich, dem lieben Kranken, wenn er es zuweilen möchte, leichte Dinge vorzulesen, aus dem „Daheim" oder dergleichen, vielleicht auch etwas Zeitung, das will aber noch nicht viel bedeuten. Der Appetit ist vorhanden, doch leicht befriedigt, bei sehr leichter Diät. Der Schlaf ist besonders Nachts gleichmäßig, und Alles um ihn herum ist still und ruhig, ich möchte sagen: behaglich eingerichtet. So wollen wir denn alle unsere sehnsuchtsvollen Wünsche für völlige Heilung auf die Zukunft richten. — Eben liest Sophie dem Vater „die Post" vor, weil er es entschieden wünschte. Die Grüße von seinen Freunden heben wir noch auf, bis die Genesung so weit vorgeschritten, daß er sich ihrer mit größerer Heiterkeit erfreut, denn zu leicht wird jetzt noch sein Kummer dadurch vermehrt. Mit aufrichtigem Dank für Ihre Theilnahme stets

in der freundschaftlichsten Gesinnung

Ihre Marie Nitzsch.

Noch möchte ich Ihnen erzählen, weils auch mir einen Freudenschein brachte, daß unser Doktor heute meinen liebsten Mann durch erzählen einer kleinen komischen Geschichte schon zum kurzen hellen Lachen brachte. — Gern schriebe ich bald wieder, doch es sind der Briefe zu viel. . . . . Am 29. war unser 25jähriger Hochzeittag. Welch ein Abstand gehoffter Gefühle und Empfindungen!

Berlin W. 25. 6. 80.
Lützower-Ufer No 17.

Lieber verehrter Herr Professor
und liebe Frau Maurenbrecher,

gern drückte ich Ihnen nur still die Hand zum Dank für Ihre mir so innig ausgesprochenen Worte der Theilnahme für mich und meine armen, verwaisten Kinder u. für den Ausdruck ewig währender Liebe und Verehrung für unsern geliebten, unvergeßlichen, so früh von uns genommenen Mann und Vater. . . . Und im Verlaufe der Krankheit meines geliebten Mannes, bald nachdem ich Ihnen auf Ihre so angstvoll freund-

schaftliche Anfrage geantwortet hatte, und meine Herzenssorge die Spuren der Besserung, die ärztliche Wissenschaft als sichere Zeichen zur wiederkehrenden Genesung erkannte, in stündlicher Pflege kaum anerkennen konnte, da, als ich zu meinem doch immer schwer Leidenden sagte: „Ach, Mann, was sollen wir nur denken, daß es noch immer nicht vorwärts geht" — da sagte er nur mit bebender, bleicher Lippe: „ich stelle Alles meinem Gott anheim".

Er hat dann nicht weiter von sicherer Todesahnung — von einem Abschiednehmen für die Ewigkeit — gesprochen: Die Krankheit wühlte ihm in Herz und Seele — der Verstand und die Sinne waren bis zum letzten Augenblick scharf und klar, oh, hätten ihm die furchtbaren Körperschmerzen, die zweimal eintraten, am 16. u. am 20., erspart bleiben können; das Qualvolle der Krankheit begann mit der letzten Woche seines Daseins — bis da hoffte ich täglich, mein Karl würde Ihnen entschiedene Besserung verkünden können.

Der Tod war ein schwerer; schon manchen habe ich sterben sehen, aber nicht mit diesen Schmerzen — — —

Am 22. in den Morgenstunden kam unser verehrter Prediger Wellmer zum zweitenmal nach der Todesstunde unseres lieben Verklärten zu uns; er sprach uns unter Gottessegen und Gebet am offenen Sarge, wie ich es gewünscht, auch noch unsern „lieben Vater" mit uns segnend, heilbringende Worte des Trostes zu, — dann geleiteten der Prediger und wir drei Verwaisten unsern Sarg, ohne jede andre Begleitung, zur Kapelle des Zwölf-Apostel-Kirchhofs, wo auch Prof. Harms und Prof. Braun begraben liegen. . . . .

Der Zeichen der Liebe und Verehrung für unsern Verklärten sind uns so viele geworden, daß es uns in tiefster Seele bewegt. Ich kann nicht für Alles Allen danken . . ., aber ich möchte Sie, lieber Herr Professor, bitten, dem „Historischen Verein Studierender in Bonn" für den ächt deutschen, grünen Gedächtnißkranz mit weißem Bande und für die Worte der Verehrung, welche die so wehmutsvoll feierliche Gabe begleiteten, meinen und auch meiner Kinder tief empfundenen Dank auszusprechen. . . . Auch an Herrn Prof. Schäfer, bitte, sagen Sie auch meinen persönlichen Gruß u. Dank; er schrieb an mich selbst Worte treuer Anerkennung und Verehrung für meinen lieben Mann. Und nun möchte ich Ihnen noch zur Beruhigung sagen, . . . daß wir . . . die schweren Tage . . . mit unsers lieben Gottes und treuester Freunde Hülfe: Müllenhoff, Beseler, Pastor Wellmer, überstanden haben. . . .

Ihre Ihnen treu ergebene

M. Nitzsch.

Nachtrag.

S. 327 Zeile 17 spielt Nitzsch offenbar auf das damals oft citierte Wort der „National-Zeitung": „Es ist eine Lust zu leben; heutzutage kann man außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben" an.

LITERATURBERICHT.

GESCHICHTE DER KÜNSTLERISCHEN KULTUR.

NEUZEIT.

ERÖFFNUNGSBERICHT.

Ein Bericht über kulturhistorische Ergebnise in der kunstwissenschaftlichen Literatur würde sich, wenn nicht der Begriff der Kultur in möglichst weitem Sinne gefaßt wird, zum großen Teil mit den Erzeugnissen der Kunstgeschichte begnügen müssen, die aus den Bildern kulturgeschichtliche Kuriosa sammeln und zusammenstellen und, bei allem Interesse, das diese Materialsammlung für die Kulturhistoriker haben kann, doch kunstgeschichtlich nur einen geringen Platz einzunehmen vermögen. Ein solcher Bericht erfordert deshalb eine Besinnung über das Wesen der Kultur, ihre Geschichte und ihr Verhältnis zur Kunstwissenschaft, um einen umfassenderen, vergeistigteren Begriff der Kultur an die Stelle einer Auffassung zu setzen, die das kulturgeschichtliche Material in den mehr der Zivilisation als der Kultur angehörigen und der materiellen Lebenshaltung dienenden Vorrichtungen und Werkzeugen sucht. Mag man solche Untersuchungen einer Spezialforschung der „Kulturgeschichte" vorbehalten, ein kulturhistorisch interessierter Bericht über eine andere Spezialwissenschaft, die Kunstgeschichte, kann sich nicht daran genügen lassen. Sein Begriff der Kultur bedeutet den Gegensatz zu allem Speziellen überhaupt, das Allgemeine und Ganze der Lebensfassung einer sozialen Gemeinschaft. Also allgemein in doppelter Beziehung, in sozialer: der einzelne Mensch im Verhältnis zu seiner Umgebung, wirkend und leidend im Kreise geselliger Vereinigung, in geisteswissenschaftlicher: das Spezialgebiet geistiger, von Denken und Willen geleiteter Tätigkeit im Ganzen eines Systems der Zwecke, eines Inbegriffs und Zusammenhanges geistiger Güter. Wie in diesem Zusammenhang die kunstwissenschaftliche Produktion orientiert ist, wie sie ihre Kräfte aus ihm schöpft oder in ihn hineinwirkt, als Kunstwissenschaft oder Kunstpolitik, Historie und Pädagogik, das ist das Prinzip eines solchen Berichtes. An Werken, die nicht eigentlich mehr zur Diskussion stehen, nicht kritisiert werden, weil sie anerkannt und vorbildlich sind, soll das Programm entwickelt werden, mit dem Ziel, Arten der Orientierung des speziellen Falles am Allgemeinen der Kultur zu finden. Velazquez und sein Jahrhundert, dies Werk von Justi[1]) ist das klassische Beispiel einer Künstlerbiographie mit ausgebreitetstem kulturhistorischen Apparat, ja es ist mehr in dem Buche von dem Jahrhundert die Rede als von Velazquez selbst, der von Zeit zu Zeit völlig im

[1]) Carl Justi, Diego Velazquez und sein Jahrhundert. 2 Bände. Bonn 1903. Verlag von Friedrich Cohen. M. 36,—.

Strom der Zeit unterzutauchen scheint. Hier wird man also erwarten, die Taine'sche These, daß der Mensch ein Produkt von Vergangenheit und Umgebung sei, in vollem Maße durchgeführt zu finden. Das Gegenteil ist der Fall. Die Persönlichkeit steht durchaus im Vordergrund, die Person und ihre Freiheit. Ihr Wille ist die produktive Kraft, die am Webstuhl ihrer Zeit mitwirkt; nicht aber ist sie selber ein Produkt. „Daher sind wir geneigt, den Einfluß der Umgebung zu überschätzen. Aber die Umgebung macht den bedeutenden Menschen nicht, sie wirkt nur zusammen mit Talent, Schicksal und Wille. Der Wille aber ist von allen diesen Faktoren die stärkste Kraft. Ohne den Willen sind die anderen drei fast nichts. Der Wille aber kann ihre Ungunst teilweise aufwiegen." Wenn dennoch der kulturhistorische Apparat so beherrschend in dem Buche auftritt, so geschieht es nicht zur Erklärung, sondern um die Persönlichkeit in dem Medium zu zeigen, in dem sie lebt und wirkt. Dadurch erhält sie einen Hintergrund, der erst das Relief ihres Bildes recht heraustreibt und ihm Bedeutung verschafft. Die Kultur ist nur Hintergrund. Vom Leben des Velazquez wäre wenig zu erzählen, wenn er nicht Zeitgenosse und Zuschauer dieser Zeit gewesen wäre. Neben seinem König stehend, hatte er die Perspektive weit genug, um das Jahrhundert in seinen Höhen und Niederungen zu überblicken. So rechtfertigt sich die Darstellung der Kultur als eine Schilderung der Erlebnisse des Velazquez. „Es gibt indes noch andere Erlebnisse als die der Familie, der Berufstätigkeit und der Erfolge oder Mißerfolge im Leben. Wir denken, ein Künstler, der in der großen Welt lebt und deren Personen studiert hat, würde, wenn er seine lebhaftesten Erinnerungen erzählte, wie Goethe auch von dem reden, was er als Zuschauer der großen Zeitbühnen erlebt hat, obwohl er da nur einer von Tausenden war, der Bühnen der Geschichte, der Dichtung, der Gesellschaft. Denn das ist es zuweilen, weshalb es am Ende der Mühe wert gewesen ist zu leben. Wenn man die Chronik von Staat und Hauptstadt aufschlägt, dann gewinnen die leeren Rahmen dieser Jahre Gestalt und Farbe; da liegen die Begebenheiten, quarum pars magna fuit." Während nach der Milieutheorie diese ausführliche Darlegung des zeitgenössischen Lebens und Schaffens die Persönlichkeit verkleinert haben würde, weil ein Teil ihres Verdienstes in das allgemeine Niveau der Umgebung hinüberströmen würde, steigt das Ansehen und die Bedeutung des Velazquez durch diesen großartigen Hintergrund der Zeit zu einer welthistorischen Bedeutung empor. Justi setzt mehr als einmal auseinander, wie Velazquez in seinen Bildern trotz seiner sachlichen, unerbittlich wahren Schilderung den Porträtierten ein besonderes Leben durch den Hintergrund mitzuteilen versteht, sodaß z. B. die Statur des Königs Philipps IV, die wohlgebaut von mittleren Proportionen war, mit Hilfe des Arrangements wächst und königlicher wird. „Die Reiterbilder verdanken dieser Umgebung nicht zum kleinsten Teil ihre Wirkung." Genau so geht es Justi mit dem Porträt des Velazquez.

Wenige Worte charakterisieren die Person, ihre Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Reinheit, das ist fast alles, was sich vom Charakter des Velazquez direkt sagen läßt. Was ihn eigentlich erst offenbart und hebt, ist die großartige Folie, auf der er sich abhebt, der Boden, auf dem er steht. Die Anknüpfung dieser Schilderung des Jahrhunderts war ja in der Kunst des Hofmalers und Porträtisten gegeben. So ist diese Kunst wie „ein zeitliches Fernrohr", durch das wir unmittelbar jene Zeit wie Gegenwart erblicken. Auch Justi als Schriftsteller weiß seinen Darstellungen von dem unmittelbaren Leben jener Zeit mitzuteilen. Einmal durch Eingehen auch auf die scheinbar unwichtigen Dinge, die wir auf den Bildern sehen. Daß man sich für das Leben des Königs, für Charakter, Herkunft und Schicksal der Königinnen und Prinzessinnen interessiert, ist selbstverständlich. Aber auch Pferde, Hunde und Narren erhalten ihre Biographie. Das Reiten und Jagen wird fachmännisch und aus Quellen der Zeit genau auseinandergesetzt. Eine imponierende Belesenheit, ein Schöpfen aus den Quellen erster Hand und eine Kenntnis des Landes und spanischen Charakters erlaubten Justi seiner Schilderung ein Lokalkolorit, eine Anschaulichkeit zu geben, die ohne poetische Blüten, nüchtern knapp und sachlich, ein Muster historischer Anschaulichkeit und Schilderung des Individuellen ist. Gern läßt er die Dichter der Zeit oder die Akten, vor allem Gesandtschaftsberichte, sprechen.

Die kulturhistorischen Anknüpfungspunkte, die allgemeinen Reihen, in die die Kunst des Velazquez hineingestellt wird, sind zahlreich. Seine Kunst bedingt einen Abriß der spanischen Kunstgeschichte. Und immer bleibt sich Justi getreu. Die Kunstgeschichte dient nicht dazu, diese Kunst abzuleiten, sondern ihre Leistung zu würdigen, ihr Eigenes, Individuelles zu präzisieren. Justi spricht es deutlich aus, wie er über diese historischen Filiationen denkt. „Der Einflüsse sind unendlich viele und verschiedene; der Werdende wählt die Vorbilder nach seinem Geschmack und entnimmt ihnen was ihm beliebt." „Und endlich — je mehr es uns gelingt, einem Meister nahe zu kommen, ihn durch wiederholtes Fragen zur Sprache zu bringen, um so bestimmter erscheint er eingeschlossen in seine eigene kleine Welt. Jenes allgemeine von Schule, Zeit, Klasse, das er von anderen hat, mit andern teilt und auf sie vererbt, ist nur (um noch einmal griechisch zu reden) wie sein sekundäres Naturell (δεύτερα οὐσία); dahinter aber liegt sein wahres Ich (πρώτη οὐσία). Jener Franzose hatte recht, wenn er ausrief: Etre maître, c'est ne ressembler à personne." Die Anknüpfung an die ältere Kunst seiner Zeit ist auch die der porträtierenden Foliierung, aufgebaut auf dem Gegensatz der auf Natur und Wahrheit gegründeten, aber Stoff und Mittel sicher beherrschenden Kunst des Velazquez zu einem eklektischen, auf Ideen gegründeten, unwahren Manierismus. Als Rubens in Madrid eintrifft, gewinnt Justi Gelegenheit zu einer herrlichen Konfrontierung der beiden Malergenies, und, schon indem Velazquez den Vergleich aushält, fallen neue, glänzende Lichter auf dieses Künstlerdasein. Das Verhältnis vom Schüler zum Lehrer ist für Justi

ein solches, daß eine gegensätzliche Natur dem Talent die Mittel, das Arbeitsmaterial an die Hand gibt, mit dem sein Wille das Eigene ausdrücken kann, das er von niemandem als sich selbst hat. Dem, der immer fragt, woher er es hat, und es erklären möchte, scheint die Lehrerschaft eines Pedanten wie Pacheco für einen geistvollen Maler wie Velazquez unmöglich. Justi findet, daß das Genie Geduld, Technik, Fleiß gerade bei einem unbedeutenden Maler lernen kann, denn das Übrige hat er selber. „Wie Liebe und Freundschaft, so beruht auch das Verhältnis von Meister und Jünger auf Gegensatz. Der starken Ichheit des Genius ist eine starke Subjektivität weniger passend als der mechanische Kopf langsamer analytischer Naturen, die seinen Drang nach dem Unbekannten an das wohltätige unentbehrliche Gesetz gewöhnen." Die Person des Velazquez knüpft Justi an die Abstammung an. Das Geschlecht der Eltern wird genealogisch verfolgt. Aber nichts von Vererbungstheorie. Es geschieht, um die Stellung zu präzisieren, den Rang, die Summe von Rechten und Verpflichtungen, die Velazquez mitbekommt als ein Pfund, mit dem seine Persönlichkeit wuchern geht, und in dessen Bewahrung er sich selbst zu bewähren hat. Selbst die ausführliche, etymologische Ableitung des Namens Velazquez — scheinbar eine ermüdende Abschweifung — fühlt man im Ganzen des Werkes als ein Mittel, das Gewicht des Namens und der Person zu verstärken. Wie man in der großen Welt die Bedeutung eines Menschen nach Anhang und Gefolge taxieren wird, so ist es hier mit der Kultur. Auch sie ist Anhang und Gefolge, je größer und bedeutender, um so höher steht die Person.

Aber auch ihren weiten und großen Inhalt erhält die Kunst des Velazquez erst durch die Schilderung der Kultur. Hat es doch gerade der Porträtist am schwersten, uns heute noch einen tiefen Eindruck zu verschaffen, da nicht das allgemein Menschliche, sondern das zeitlich Bedingte und Individuelle vor uns hingestellt wird. Aber durch die kulturhistorische Grundlage werden uns diese Personen lebendig, durch sie erwerben wir die Bekanntschaft, die die Zeitgenossen hatten, und die zum Verständnis dieser Werke notwendig ist. Man wird überhaupt bemerken, daß Justi das Inhaltliche, Literarische eines Bildes in den Vordergrund rückt, etwas, wodurch er zuweilen altmodisch wirkt. Sicherlich geht es zu weit, wenn er bei einem Kücheninterieur bemerkt: Eier — Fische werden das Menu des frugalen Mahles bilden, oder bei dem großen Bilde der Übergabe von Breda: „Etwas sonderbar nehmen sich die 29 Lanzen von Eschenholz aus (nach denen das Bild benannt wird), die bis auf vier mathematisch lotrecht, mehr als ein Drittel von Landschaft und Himmel durchschneiden. Man hat sie geschmacklos gefunden. Aber bei ihrem Anblick schlug des Spaniers Herz. Ihr starrer Parallelismus war das Symbol der Manneszucht, welche die spanische Infanterie so lange zum Schrecken Europas gemacht hatte." Aber es hat diese Methode auch ihre Berechtigung in diesem Werk, das überall auf das Persönliche dringt, auf die Auseinandersetzung von Willen und individueller

Auffassung der Person mit ihrer Umgebung. Deshalb ist von malerischen Problemen und Lösungen, die sich gewissermaßen logisch ergeben, und bei denen der Maler nur die ausführende Hand eines Themas ist, sehr wenig die Rede. Auch die Perioden, die Manieren des Künstlers werden als irrelevant beiseite geschoben, wenigstens möglichst vernachlässigt. Wenn es der Gegenstand erfordert und Velazquez will, dann malt er auch anders, als die Gelehrten seiner Manier für angemessen halten.

Man fühlt sich geneigt, eine Kongenialität des Biographen und seines Helden zu konstatieren, in ihrer gemeinsamen Stellung zu dem Ideal des Porträtisten, der menschlichen Persönlichkeit und ihrer Individualität. „Der Bildnismaler wird geboren, sagt der alte Pacheco. Velazquez kühles, doch feinfühliges Wesen, sein einfacher, redlicher, wahrhafter Charakter, wies ihn auf dieses Fach, das, mehr nach dem beobachtenden, nachahmenden Pol der Kunst als nach dem schaffenden gravitiert; störende Einmischungen der Phantasie, dieses oft zu stark brechenden Mediums, hatte er nicht zu besorgen. Hätte er die Philosophie der Schule gelernt, er würde sich zum Nominalismus bekannt haben. Ihm fehlte das Organ für das Allgemeine, das Bedürfnis ihm Gestalt zu geben; den Menschen, diesen höchsten Gegenstand der bildenden Kunst, kannte er nur als Einzelwesen, das Individuum war ihm die ‚erste Substanz'." Es ist eine Art von Heldenverehrung in Justis Werk, aber ohne blinde Schwärmerei; mit der „Nüchternheit und Sprache des Mannes von Metier", des geborenen Biographen, und mit der Geduld und dem Fleiß jener Versenkung in das Tatsächliche, die Justi bei Velazquez' Wiedergabe der Kostüme, Rüstungen, des Beiwerks rühmt. Dennoch ist das Werk ein Ganzes, es lebt in ihm eine gestaltende, dem Künstler, der selber eine Art Historiker ist, verwandte Kraft. Velazquez die Persönlichkeit, die Zeit als Schauplatz und Hintergrund. Wir möchten nicht in dem Streit um die historische Methode einer Partei Wasser auf ihre Mühle gießen und von einem Muster historischer Methode sprechen. Aber ein Muster biographischer Methode ist es, und so mag jede kulturhistorische Verwertung heißen, die ein βίος und eine Person zu schildern hat, so daß sich die Person von dem Hintergrund ihrer Zeit abhebt wie die Figur eines Reliefs.

Justis Buch hat eine bedeutende Nachfolge gefunden in der großen Rembrandt-Biographie von Carl Neumann[1]), denn auch hier ist die Künstlerbiographie und die Analyse der Werke Rembrandts aufgebaut auf dem reichen Hintergrunde ausführlicher und quellenmäßiger Schilderung holländischen Lebens, Geschmackes, holländischer Politik und Kultur im 17. Jahrhundert. Kapitel wie das über die holländischen Frauen und das religiöse Leben in Holland sind selbständige kulturgeschichtliche Exkurse von größtem Interesse für den Kulturhistoriker. Dennoch sind

[1]) Carl Neumann, Rembrandt. 2. vermehrte Auflage. Berlin und Stuttgart 1905. W. Spemann. M. 46,—.

die Zusammenhänge zwischen diesen kulturgeschichtlichen Ausführungen und dem Leben Rembrandts sehr viel weniger eng als entsprechende Kapitel bei Justi, und man empfindet sie mehr als Ab- und Umwege denn als die notwendige Basis, auf der sich das Wirken der Persönlichkeit aufbaut. Dies liegt nicht nur an einem verschiedenen Verhältnis der Verfasser zur kulturgeschichtlichen Betrachtung, sondern auch an der Persönlichkeit ihrer Helden. Velazquez ist als Porträtist der Historiker seiner Zeit, seine Zeit ist ihm Objekt und Wirkungskreis, Rembrandt dagegen ist der Künstler mit reichstem Innenleben, losgelöst von seiner Zeit und Umgebung, und wird immer einsamer, je reicher und tiefer seine Kunst allmählich sich entfaltet. Seine Werke enthalten Probleme künstlerischer und persönlicher Art, in denen der von außen gegebene Stoff fast nichts erscheint. Infolgedessen nimmt bei Neumann die Analyse des Stiles, der künstlerischen Form-Probleme, der Optik des Künstlers einen viel breiteren Raum ein als bei Justi. So ist auch die kulturgeschichtliche Methode eine ganz andere als bei Justi. Dort handelt es sich um Relationen, Bekanntschaften, Wirkungskreise, hier um Tendenzen und Probleme, die uns erklären, warum Rembrandt eine bestimmte malerische Weltansicht ausbildete. Gewisse allgemeine Strömungen sollen uns Rembrandts Eigenart in weniger befremdlichem Lichte erscheinen lassen, Rembrandt selbst soll als Vorkämpfer und höchster Ausdruck einer bestimmten Kultur vor uns hintreten. Es handelt sich also nicht einfach um Schilderung historischer Verknüpfungen und persönlicher Verbindungen, sondern um Erklärung. Wie in Neumanns Buch bei Rembrandt das Allgemeine künstlerischer Probleme untersucht wird, so auch in der Kultur das Allgemeine, Umfassende, Erklärende, — das Milieu im Sinne Taines, auf Grund der Überzeugung des Verfassers, daß „gewisse dringende Lösungen nur von einem tieferen Erfassen der Zusammenhänge des Künstlers mit der Psychologie und den geistigen Kräften seiner Zeit zu erfassen sind".

So erklärt sich nach Neumann die minutiöse Technik der ersten Werke Rembrandts aus dem Geiste der Universitätsstadt Leyden. „Die Stillebenmalerei stand überhaupt schon in diesen Jahren und weiterhin in Leyden in besonderer Blüte. Ihre spitzpinselige Art entsprach der Akribie der Philologen an der Universität." Das Kapitel über die holländischen Frauen läßt das derbe Element der holländischen und Rembrandtischen Kunst verstehen. „Das Gesamtbild der religiösen Lage seiner Zeit" hilft wenigstens dazu, für die religiöse Stellung Rembrandts „aus seiner Zugehörigkeit zur Sekte an einigen Stellen Aufklärung zu gewinnen", auch wenn wir den religiösen Menschen Rembrandt zu kennen vielleicht verzichten müssen.

Die kulturgeschichtliche Tendenz des Verfassers und seine auf das Allgemeine und Erklärende gerichtete Methode erhellt aber vor allem aus dem Grundproblem, das das ganze Werk — oft in allzustarker Betonung und deutlicher Wiederholung — durchzieht, einem Problem der

holländischen Kultur und einem dem allgemeinen unterworfenen Problem Rembrandt, einer Formel, die wie ein allgemeiner Begriff die Einzeläußerungen zusammenfaßt und erklärt, und die ein Teil der allgemeinen kulturhistorischen Aufgabe wäre, die dem Verfasser vorschwebt (Seite 104): „Es gehört zu den schwierigsten, noch kaum angegriffenen Aufgaben historisch-philosophischer Forschung, die Abwandlungen, Verschiebungen der menschlichen Psyche von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Generation zu Generation zu verfolgen". Dieses Problem ist die Überwindung der Renaissancekultur, deren Merkmale von der allgemeinen Weltanschauung zu speziellen künstlerischen Problemen führen; denn die Kunstauffassung — und nicht nur die Rembrandts — ist zugleich eine Weltauffassung. Renaissanceideale sind der Individualismus, die Betonung der Einzel-Persönlichkeit und ihrer sozialen Geltung, z. B. die Lösung des Künstlers aus handwerklichem Kunstzwang, die Sucht, sich in Kleidung und Gebaren, in Wissen und Bildung hervorzutun, in der Kunst die Bevorzugung der Einzelfigur und ihrer Schönheit, der Kultus des Nackten und der stattlichen Gewandung. Renaissance ist überhaupt alle Verschönerung, Idealisierung und Regelhaftigkeit, die Umdeutung der Natur in allegorische und göttliche Gestalten, die Wiederbelebung der antiken Kunst und Mythologie. Die Renaissance dringt auf Deutlichkeit der Darstellung der Körper, auf die scharfe Kontur der Dinge, auf eine zeichnerische Weltansicht. Alles das hängt schließlich damit zusammen, daß sie die Kunst der vornehmen Kreise ist. „Die Renaissance hat den Begriff der Bildung im modernen Sinne mit der vorwaltenden Betonung der wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen geschaffen. Indem sich die obere Gesellschaft dieser Bildung bemächtigte, hob sie sich von der Masse des Volkes und ihrer vorzugsweise religiösen Bildung hinweg, die nun als Unbildung nicht anders denn in einem Gegensatz erscheinen konnte." Und wenn damit ein soziales Milieu gegeben und charakterisiert ist, so gibt es auch ein landschaftliches Milieu, in dem diese Weltanschauung wurzelt. „Die Antike und die italienische Kunst haben den plastischen Kontur der Dinge gepflegt, womit nicht nur eine bestimmte Kunstanschauung, sondern auch eine Art Weltanschauung bezeugt ist." „Die zeichnerische Wiedergabe des Gesehenen in einem linearen Kontur und in gleichbleibender Deutlichkeit auch für die Ferne ignoriert sowohl das zeitliche Nacheinander wie die Unterschiede von Nähe und Ferne. Beides beruht auf der Sehgewohnheit des Südens."

Das Problem der holländischen Kultur besteht aber darin, daß es seine Eigenart gegen den andringenden Renaissancegeist zu verteidigen und sich von der Durchsetzung mit ihm zu befreien hat, ein Kampf und eine Befreiung, die sich in Rembrandts Kunst vollzieht. „Nicht die Individuation, die Körper und Figuren, die äußere Scheinwelt, die das Thema der italienischen Kunst ist, sucht er wiederzugeben, sondern was er von dem Nichtsinnlichen, dem wirklich Wirklichen ahnt, welches nicht in tausend und abertausend Egoismen parzelliert, sondern ein All-

verpflichtetes und Allabhängiges ist." Eine pantheistische Weltauffassung setzt sich im Lande Spinozas dem Individualismus der Renaissance entgegen. Es gilt nicht die Welt zu vergöttlichen und zu idealisieren, sondern so, wie sie ist, zu deuten und sich ihr zu unterwerfen. Der wertvollste Bestandteil der holländischen Kunst und zugleich ihr Eigenstes ist ihr Naturalismus, und die Schätzung dieses Eigensten führt Neumann dazu, den jungen Franz Hals und Rembrandt besonders hoch zu stellen und Künstler geringerer Bedeutung wie Potter an den ersten Platz zu rücken. „Schönheit ist das Wahrzeichen einer aristokratisch auslesenden Kunst." Der Naturalismus in Holland dagegen hat zur Grundlage eine gewisse demokratische Verfassung, ein volkstümliches Element, einen bäuerlich ordinären Geist. „Während in Italien der Ansturm des Naturalismus von dem festgewurzelten Geschmack der privilegierten Stände zurückgeschlagen wird, während in der italienischen Literatur und Kunst der Naturalismus immer nur eine Episode der Polemik bildet, die der in Formalismus sich verlierenden, von dem gesunden Boden zu weit sich entfernenden Konvention belebend entgegentrat, war in Holland ständische Differenzierung und aristokratische Sonderung entfernt nicht so weit gediehen; vor allem aber war die zusammenhaltende Macht des religiösen Gedankens viel stärker und verbindlicher. Er (der Naturalismus) hat seine Selbstverständlichkeit in einer gewissen kulturellen Solidarität, welche die oberen Stände weniger von den unteren scheidet und nicht die Äußerungen der unteren Stände als gemein ausschließt." Künstlerisch bedeutet das die Überwindung der Figur, des zeichnerisch-plastischen Ideals durch die malerischen Ausdrucksmittel von Licht und Farbe. Eine neue Sehgewohnheit bildet sich aus, die der Individuation körperlicher Dinge entgegenarbeitet. Es ist eine Kunst, die Rücksicht nimmt auf die Tatsachen des Undeutlichsehens alles dessen, was vor oder hinter einem beobachteten Punkt liegt oder an der Peripherie des Gesichtsfeldes. In diesem Undeutlichsehen ist „das Problem einer neuen Kunst gegeben", das mit der neuen Weltauffassung zusammenhängt. „Hier ist der Punkt, wo das optische Problem mit einem Mal einen ganz anderen Horizont gewinnt, wo der Renaissance und ihrer an das Heidnische erinnernden Vergötterung des Menschen eine Auffassung sich entgegenstellt, die von der Endlichkeit und Bedingtheit des Menschlichen durchdrungen, die Individuation wie einen Schein empfindet, wie ein Licht, das aufblitzt und im Dunkel erlischt. Plötzlich scheidet sich Kunst der Vergangenheit und Kunst der Zukunft." Naturalismus aber und Allempfinden, die Achtung vor dem Häßlichen wie das mystische Sichversenken eines reichen Innenlebens wurzeln auch in einer anderen Landschaft und in anderem Klima als die Kunst des Südens, in der rauhen nordischen Landschaft. Das nordische Leben im Hause und in der Dämmerung lenkt den Blick ab von den Menschen und ihrer Repräsentation, hin auf Stimmungen und seelische Mächte. „Rembrandts Phantasie steckt in den vier Wänden seines Hauses und seines Zimmers. Er ist der Mensch

des Nordens in einer gewissen Übertreibung. Die südliche Kunst stammt aus der Öffentlichkeit und von der Straße."

Wie diese südliche Renaissancekultur und der nordische Naturalismus und Pantheismus in den Niederlanden, in Holland und schließlich in Rembrandts Person sich begegnen, modifizieren und bekämpfen, dieses Thema beherrscht das ganze Rembrandtbuch. Schon die südlichen Niederlande, wo der Adel die Führung hatte, unterscheiden sich von Holland, wo seine Rolle verschwindend klein war, nach diesen Gesichtspunkten. Der Haag, der Sitz der Regierung, wo mehr französisch als holländisch gesprochen wird, tritt als von der Renaissance verseucht dem Sitz des Handels, des Bürgertums und freier und derber Sitten, dem holländischen Amsterdam, entgegen. Rembrandt selbst ist zuweilen in Gefahr gewesen, sich italienischen Lockungen zu ergeben. „In den Porträts besonders macht sich, wie wir weiterhin sehen werden, mit dem Ausgang der dreißiger Jahre zunehmend der Zug zum konventionalisierend Italienischen geltend. Die Neigung für Pracht der Kostüme, Häufung des kostbaren Schmuckes läßt neben der natürlichen Freude des Malers an schönen Stoffen und Dingen einen Nebenzug von der Gesinnung des reich gewordenen Emporkömmlings gewahren, der dem eleganten Ausstaffieren gesellschaftlichen Wert zuerkennt." Die Geschichte seines Lebens ist Kampf und Sieg über dieses fremde Element.

Man sieht, hier ist viel Konstruktion, aufgebaut auf einer grundsätzlichen Anschauung vom Wesen holländischer und italienischer, von moderner und Renaissance-Kunst, deren berechtigten Kern jeder fühlen und anerkennen wird. Die Kritik wird sich mehr gegen die Übertreibung und Zuspitzung des Gegensatzes und der Zusammenfassung verschiedenster Tendenzen unter den Begriff der Renaissance richten. Individualismus einerseits und gesellschaftliche Vornehmheit mit ihrer Gebundenheit andererseits sind Gegensätze wie Früh- und Hoch-Renaissance, die sich nicht vereinigen lassen. Die plastisch genaue Ausmalung einzelner Dinge ist viel mehr Eigenschaft des Naturalismus als einer klassischen Renaissancekunst. Der Naturalismus isoliert und individualisiert in höchstem Maße. Helldunkel und schönen Ton, bloß weil sie einem Schönheitsverlangen entsprechen, dem Renaissancetrieb unterordnen heißt verkennen, daß auch diese nordische malerische Kunst ihre eigenen Schönheitsmittel hat, in denen das Wesen der nordischen Kultur erst recht hätte erkannt werden müssen. Neumann bestreitet der nordischen Kunst einfach das Recht, mit ihren Mitteln, selbständig und eigenartig einen klassischen Stil auszubilden, wenn er sagt: „Denn der ‚Galerieton' ist auch ein ‚idealisierendes' Moment. Wenn demnach in dieser einen Richtung auch in Holland dem Renaissancetrieb nach schmeichelnder Verschönerung nachgegeben worden ist, so bleiben allerdings zahlreiche andere Richtungen, in denen sich die Selbständigkeit und Emanzipation der holländischen Kunst hat offenbaren können, und eben auf diesen ruht ihr ewiger und nie verlöschender Ruhm". Kühle und lichte Farben,

die wie bei Vermeer van Delft auf höchster Verfeinerung des Sehens beruhen, sind ihm Merkmale des volkstümlichen Naturalismus, im kühlen Blau des Manierismus findet er ursprüngliche Frische der Farbenempfindung. Katholizismus ist ihm von gewisser Seite her gesehen mit Renaissancekultur gleichbedeutend. Dagegen soll die holländische Kultur der mittelalterlichen verwandte Züge zeigen, besonders in der Verinnerlichung der Kunst und Religion. Dem wird man entgegenhalten, daß Feudalismus und Aristokratismus, Körperkunst, lineare Kontur und Katholizismus das Wesen der klassisch mittelalterlichen Kultur ausmachen, und daß eher die Spätrenaissance in Kunst und Gegenreformation eine Rückkehr zum Mittelalter bedeutet, während der „Naturalismus der Früh-Renaissance" das Mittelalter genau so zu überwinden suchte wie der holländische Naturalismus. Ebenso wäre zu rechten mit der symbolischen Ausdeutung der malerischen Werte von Licht und Farbe in der holländischen Malerei, die alle etwas Seelisches ausdrücken sollen, damit Neumann einen Gegensatz gegen die Schmeichelei der Sinne in der Renaissanceschönheit daraus konstruieren kann. Es ließe sich im Gegenteil behaupten, daß gerade die holländische Malerei auf Schmeichelei der Sinne in äußerster Form hindränge, während in der italienischen, im Dienste der Religion stehenden Malerei immer eine Idee sich ausdrückt. Diese Einseitigkeit der Konstruktion, etwas zu sehr Paria-Standpunkt, macht das zeitlich Bedingte, allzu Programmatische dieser Rembrandt-Biographie aus.

Wir aber haben hier weniger mit dem Resultat des Verfassers zu rechten als seinen Standpunkt zu entwickeln. Der Gegensatz zu Justis biographischer Methode ist überall deutlich, die Unterordnung unter das Allgemeine, die erklärende Tendenz, die Zurückführung der Persönlichkeit auf das geistig-physische Milieu. Wir nennen diese Art die soziologisch-erklärende Methode, die man selber wohl als einer sozialistisch-pantheistischen Weltanschauung nahe liegend auffassen mag.

Neumann selbst hat in dieser modern programmatischen Bedeutung diese Betrachtungsweise so formuliert: „Das Rembrandtproblem ist gewissermassen auch nur ein Stück des allgemeinen Kulturproblems, in dem Holland sein Eingeborenes mit der von außen zudrängenden Bildung auseinanderzusetzen hatte. Ein Problem, welches uns vielleicht jetzt erst in seiner ganzen Größe und seinem ganzen Ernst klar wird, wo wir in einen ähnlichen Kampf eintreten und uns nach klärender Erkenntnis, aber auch nach Bundesgenossen sehnen. Erst eine Zeit, die beginnt, in den Idealen der Renaissancekultur, in Individualismus und Klassizismus die tiefen Schlagschatten zu gewahren, die fast geneigt wird, jene Ideale für Idole zu erklären, ist reif geworden, die furchtbare Gewalt jener Schicksalsfrage zu empfinden und mitfühlend zu erleben, vor die das freie und protestantische Holland des siebzehnten Jahrhunderts gestellt ward, als es galt, eine Kultur hervorzubringen, die würdig sein sollte, dem großen Unabhängigkeitskrieg die Weihe einer weltgeschichtlichen Tat und einer geistigen Eroberung zu geben."

Es ist eigentümlich. Je mehr sich die kulturgeschichtliche Betrachtung von der beschreibenden und biographischen Methode entfernt, je enger sie die Verbindung der Kunst mit der Kultur faßt, um so weniger hat sie es nötig, kulturgeschichtliches Material heranzuziehen. Bei Justi in einer Biographie die breiteste Schilderung des zeitgenössischen Lebens, bei Neumann mehr selbständige kulturgeschichtliche Kapitel, bei Muther[1]) nur noch Kunstgeschichte, höchstens hier und da ein Hinweis auf gleichzeitige geschichtliche Vorgänge, die das Leben der Zeit betreffen. Dennoch durch und durch kulturgeschichtliche Betrachtung! Es begreift sich daraus, daß je mehr die Kultur nur Hintergrund, Begleitung, Gefolge ist, sie um so mehr auch bei Namen genannt werden muß, je mehr sie aber Erklärung sein soll, das Allgemeine, das dem Besonderen den Charakter des Notwendigen gibt, desto mehr muß das Allgemeine bereits im Besonderen gegeben und aus ihm herauszulesen sein. Wissenschaftliche Exaktheit würde natürlich voraussetzen, daß die Beziehung der Kunstwerke zum Ganzen des kulturellen Lebens auf induktivem Wege durch Vergleichen der geschichtlichen Tatsachen festgestellt und kontrolliert sei, und so Gesetze und Methoden, die den Schluß von dem Einzelkunstwerk auf die Gesamtkultur erlauben, am historischen Material erworben seien. Die Darstellung der Kunstgeschichte aber als eines kulturgeschichtlichen Einzelfalles macht die Beglaubigung durch kulturgeschichtliches Material nicht mehr nötig. Eine solche kulturgeschichtliche Darstellung der Kunstgeschichte ist Muthers dreibändige Geschichte der Malerei. Das Verhältnis der Kunst zur Kultur ist das des sichtbaren Ausdrucks zum seelischen Verhalten, der Stimmung der Zeit. „Kunst ist nichts Zufälliges, künstlich zu Machendes. Sie wächst, sofern sie echt ist, organisch und logisch aus dem Boden ihrer Epoche heraus, ist der natürliche Niederschlag der Kulturatmosphäre, gleichsam der Form und Farbe gewordene Geist ihres Zeitalters."

Es ist eine Methode, die auch in der romantischen Ästhetik zu Worte kommt, daß alle Kunst Ausdruck sei, hervorgegangen aus dem Bedürfnis des Menschen, seinen Stimmungen und Gefühlen in Worten oder Bildern Luft zu machen. Die Betrachtung der Werke des einzelnen Künstlers dient dazu, seine Biographie aus ihnen herauszulesen. Ebenso läßt sich aus den Werken einer Gruppe von Künstlern das Empfindungsleben einer ganzen Zeit herauslesen, wie aus den Zügen eines Gesichts Absichten und Stimmungen des Menschen. Das glänzendste Beispiel für diese Interpretation der Kunst auf das Leben der Zeit ist Muthers Darstellung des Rokoko, wo die Bilder in der Tat lebendig werden, die Leute aus dem Rahmen getreten zu sein scheinen, und wir uns mitten hinein versetzt fühlen in die galante, frivole und leichtlebige Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Damit ist einer der Vorzüge dieser Methode und ihrer An-

[1]) Richard Muther, Geschichte der Malerei. Leipzig 1909. Konrad Grethlein. 3 Bde. M. 36,—.

wendung durch Muther gegeben. Nicht trockene Aufzählung der Werke eines Künstlers und ihres uns oft wenig berührenden Inhaltes, nicht Beschreibung dessen, was sich mit Worten doch nicht wiedergeben läßt, der Darstellung und ihrer Bestandteile, sondern Umsetzung in lebendiges Handeln und Fühlen des Künstlers oder seiner Zeit. Ein zweiter großer Vorteil ist der der Gruppierung, ein Vorteil, der für eine allgemeine Kunstgeschichte, in der eine Fülle von Künstlern zu behandeln sind, nicht hoch genug anzuschlagen ist. Unter dem Begriff einer Zeitstimmung lassen sich ganze Gruppen von Künstlern vereinigen und zusammen behandeln, und das Gefühl der Notwendigkeit sowohl in dem Zusammenwirken der gleichzeitig lebenden wie in der Abfolge der nacheinander wirkenden Künstler tritt an Stelle der Ermüdung, die die Aufzählung und nur chronologisch motivierte Aneinanderreihung der Künstler und ihrer Werke mit sich bringt. Damit ist ein Hauptverdienst der Mutherschen Kunstgeschichte bezeichnet. Ihre Lesbarkeit und Übersichtlichkeit, der Rhythmus großer allgemeiner Zeittendenzen als Leitfaden für die Gruppierung der Künstler. Als Beispiel lese man die Schilderung der Kunst am Schlusse des Quattrocento, der Savonarolazeit mit ihrer weltfremden und weltfeindlichen Stimmung, ihrer Rückkehr zum Mittelalter, zur Askese und zum strengen hieratischen Stil. Zu ihr tritt in Gegensatz die Leonardo-Zeit mit ihrer auf feinen Sinnesgenuß gestellten Stimmung, empfindsam, von höchster Delikatesse, zu vergleichen mit der Grazie und Genußsucht des Rokoko. Hier wird aber auch die Gefahr dieser Methode klar. Einmal die Gefahr jeder Zusammenfassung zu allgemeinen Tendenzen, die Vergewaltigung der Chronologie. Wie bedenklich ist es doch, zwei so entgegengesetzte Kunstweisen wie die, die Muther von Savonarola bedingt hält, und die Leonardeske als allgemeine Zeitstimmungen sich folgen zu lassen, wo doch die Werke, die dafür heranzuziehen sind, zum großen Teil gleichzeitig sind. Es ist eine Gefahr, die nicht prinzipiell der Methode anhaftet, sondern mehr der Lässigkeit oder dem Leichtsinn des Verfassers, von denen man Muther nicht immer freisprechen wird. Schwerer wiegt der Einwand gegen die Deutung der Kunstwerke als Ausdruck des Lebens oder einer dauernden seelischen Verfassung der Zeit oder des einzelnen Künstlers. Die Motive und Bedingungen, die das Kunstwerk erzeugen, können so sachlicher Natur sein oder so spezialisierten Bedürfnissen entsprechen, daß von vornherein gar nicht das Verhältnis von Ausdruck und Seelenstimmung damit gegeben zu sein braucht. Oder es können sich Stimmungen in der Kunst ausdrücken, die mehr besagen, was eine Zeit oder ein Mensch sein möchte, als was er ist. Kurzum, diese Ausdrucksmethode eröffnet der willkürlichen und oberflächlichen Deutung ein zu leichtes Spiel und lenkt von der kulturhistorischen Aufgabe ab, erst historisch festzustellen, welche Zusammenhänge tatsächlich zwischen der Kunst und dem Leben einer Zeit bestehen, und wie weit sich das Leben in der Kunst spiegelt. Dieser Gefahr ist sich Muther selbst bewußt geworden. Die neue kompendiöse Geschichte der Malerei hat einen

Vorgänger in fünf kleinen Bänden der Sammlung Göschen. Diese hat vor der neuen den Vorzug der glänzenderen, ohne Abbildungen mit Genuß zu lesenden Darstellung, weil eben in oft recht willkürlicher Schaltung mit dem historischen Material der Stoff so gruppiert ist, daß sich eine — wie ein Roman spannende — Geschichte der menschlichen Psyche daraus ergab. Die Vorteile der Methode in bezug auf Darstellung waren rücksichtslos ausgenutzt. In dem neuen, großen und reich illustrierten, deshalb kontrollierbaren Werk ist der Verfasser gründlicher geworden, den Tatsachen wird neben den allgemeinen Überblicken ein größerer Raum eingeräumt. „So wurde die Erörterung der stilistischen Fragen in eigenen Kapiteln zusammengedrängt und im übrigen an der herkömmlichen Gruppierung nach Künstlern festgehalten. Diese Künstlercharakteristiken sind sachlicher als in dem älteren Werke.“ „Damals handelte es sich darum, aus dem langweiligen Chronistenton der kunstgeschichtlichen Handbücher herauszukommen. Es galt anzuregen, Stimmungen, die durch die Kunstwerke geweckt worden waren, möglichst glücklich zu vermitteln. Allmählich hat sich nun aber herausgestellt, daß diese anregende Art auch ihre Nachteile hatte. Schreiben können ist Allerweltsbesitz geworden. Die Leichtigkeit in der Handhabung der Sprache befähigt auch solche, über Kunst zu schreiben, hinter deren wohlgefügten Sätzen oft nur sehr spärliches Wissen steckt.“ Infolgedessen wendet Muther dem Sachgehalt der Kunstwerke, ihrer Analyse und stilistischen Beschreibung ein größeres Interesse zu, und indem er hier Gemeinsamkeiten feststellt, bewegt er sich in dem internen Kreise der Kunst selbst ohne willkürliche Deutung kulturgeschichtlicher Art. Damit nähert er sich einer Methode, die die Gefahren der Ausdrucksmethode vermeidet und auf dem Begriff des Stiles basiert, den Muther etwas leichthin so verdeutlicht: „Die Kunstgeschichte steht nun zurzeit an einem wichtigen Wendepunkt. Denn das, was früher so hieß, war eigentlich Künstlergeschichte. Man erzählte die Biographien der Meister, reihte ihre Werke aneinander, bedachte jeden einzelnen mit einer mehr oder weniger zutreffenden Charakteristik, doch von dem, was der Ausgangspunkt aller kunstgeschichtlichen Betrachtungen sein sollte, war nur selten die Rede, ich meine von den großen Stilwandlungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollziehen. Was nennen wir Stil? In der Kunst ist Stil das nämliche, was im Leben die Mode ist; jenes allmächtige Etwas, das sämtlichen Erzeugnissen einer Zeit den Stempel aufprägt. Man kann von jedem Hut und jedem Frack mit ziemlicher Sicherheit sagen, wann sie getragen wurden. Ganz ebenso hat jedes Bild seinen Taufschein. Alles ist auf die gleiche Note gestimmt, was innerhalb der gleichen Geschmacksphase im Süden wie im Norden entsteht. Freilich vergeht eine gewisse Zeit, bis ein Hutmodell, das in Paris kreiert wird, in die Provinz gelangt. Ebenso kommen neue Stilformen in den verschiedenen Ländern nicht ganz gleichzeitig, sondern da früher, dort später zur Herrschaft. Ja, gewisse Hüte, die in Paris getragen werden, sind anderwärts über-

haupt nicht möglich. Sie müssen sich eine Umfassionierung gefallen lassen, eine andere, dem anderen Ortscharakter mehr entsprechende Garnitur erhalten, um Eingang in Kopenhagen oder Rom zu finden. Ganz ebenso erleben die Stile auf ihrer Wanderung durch die Welt eine Umbildung. Es ergeben sich nationale Differenzen, die durch den Genius loci, durch den verschiedenen Charakter von Land und Leuten bedingt sind." Muther selbst empfindet eine solche auf den Formengehalt der Kunst beschränkte Methode als Gegensatz gegen die kulturgeschichtliche, die er ihr doch nicht ganz opfern möchte. „Auch die kulturgeschichtliche Betrachtungsart öffnet dem Dilettantismus eine Tür. Es ist im Grunde recht billig, Geschichtswerke so zu exzerpieren, daß auf Grund des Exzerptes bewiesen werden kann, wie die Kunst einer Epoche ‚notwendig' werden mußte. Doch wenn man in Reaktion gegen die Tainesche Methode nun plötzlich verkündet, daß die Kunstgeschichte lediglich eine Geschichte rein künstlerischer Gedanken sein dürfte, so halte ich das auch für verkehrt. Man sagt da: Der Künstler stellt sich die Probleme. Sobald gewisse Probleme ihre Lösung gefunden haben, nimmt die darauffolgende Generation neue in Angriff. Schön. Doch über dem Künstler steht der Auftraggeber. Die Themen, die dieser behandelt zu sehen wünscht, ergeben sich aus der Zivilisationsatmosphäre der Epoche, und die Probleme, die der Künstler sich stellen kann, sind durch diese Stoffe bedingt. Also läßt sich — bei allem Respekt vor den rein künstlerischen Fragen — die kulturgeschichtliche Betrachtungsart doch nicht ganz ausschließen. Sie muß nur derart vertieft, muß mit der Besprechung der aus dem Stoffwechsel resultierenden künstlerischen Probleme derart verquickt werden, daß die Kunst wirklich als der Form und Farbe gewordene Geist ihres Zeitalters sich darstellt." Er wendet sich damit zugleich gegen den Hauptvertreter der rein formalen Analyse, gegen Heinrich Wölfflin. Die Frage ist deshalb, wieweit eine solche speziell künstlerische Stilistik doch kulturgeschichtliche Betrachtung heißen kann. Muthers eigenste Methode aber mag die psychologisch interpretierende heißen.

Es hat zunächst den Anschein, als ob Wölfflin[1]) für seine Fragestellungen eine kulturgeschichtliche Betrachtung der Kunst überhaupt ablehne. „Es gibt eine Auffassung der Kunstgeschichte, die in der Kunst nichts anderes sieht als eine ‚Übersetzung des Lebens' in die Bildsprache, und die jeden Stil als Ausdruck der herrschenden Zeitstimmung begreiflich zu machen versucht. Wer wollte leugnen, daß das eine fruchtbare Betrachtungsweise ist? Allein sie führt doch nur bis zu einem gewissen Punkt, fast möchte man sagen, nur bis dahin, wo die Kunst anfängt." Wölfflin will dagegen auf „rein formale Momente zurückgreifen, die an sich ausdruckslos sind und einer Entwicklung rein optischer Art

[1]) Heinrich Wölfflin, Die Klassische Kunst. 4. Aufl. München 1908. Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. M. 10,—.

angehören." Damit ist also nur von den artistischen, den künstlerischen und optischen Werten die Rede, die Beziehung zur Kultur wird zurückgedrängt. Und dennoch ist die Beziehung zum Allgemeinen, das Absehen von allem Individuellen bei Wölfflin am allerstärksten, sein Werk bildet den äußersten Gegenpol zu Justis biographischer Methode. Die Beziehung zur Kultur aber liegt in dem Begriff des Stiles, der Wölfflin die methodische Direktive für die Betrachtung der italienischen Hochrenaissance und ihres Gegensatzes zur Frührenaissance gibt. Quattrocento und Cinquecento sind ihm Stilbegriffe, nicht historisch chronologische Perioden. „Die Kunst einer ganzen Zeit einmal allseitig aufzunehmen und zu erklären", in dieser Fragestellung liegt die besondere kulturhistorische Methode Wölfflins beschlossen. Das Apriori dieser Methode steckt in der Voraussetzung, daß allen künstlerischen Erzeugnissen einer Zeit ein gemeinsames Moment innewohnt, das mit dem Begriff des Stiles erfaßt wird. Weil dieses Gemeinsame nicht hinter oder neben den Erscheinungen liegt, wie bei der Milieu- oder Ausdrucksmethode, sondern in den Werken als ihre gleichartige Form, als ihr Rhythmus gewissermaßen, so kann eben nur die rein formale Betrachtung diesen Stil als Lebensform der Zeit eruieren, und zwar nach den verschiedensten Seiten hin, die Wölfflin unter die drei Kategorien zusammenfaßt: die neue Gesinnung, die neue Schönheit und die neue Bildform. Diese drei Begriffe, die nicht immer streng auseinanderzuhalten sind, aber doch die grundlegenden Scheidungen enthalten, beziehen sich auf folgende Faktoren. Die neue Gesinnung spricht sich in den Bildern durch alles das aus, was die Stellung des Menschen zur Welt und zu anderen Menschen betrifft, so in der Hochrenaissance durch das repräsentative und würdevolle Auftreten, die große Gebärde und die Zurückhaltung aller Affekte. Das Porträt steigert sich zu dramatischer Größe, die Menschen werden idealisiert. Das natürliche und einfach Gegebene ist weder für die Kunst noch für das Leben ein Maßstab, das Wunderbare als erhöhte Wirklichkeit wird wieder anerkannt, und das Unnatürliche, soweit es nur den Ansprüchen an die feierliche Erscheinung repräsentativer Menschlichkeit gerecht wird, findet überall im Bilde Platz. Denn der Mensch ist jetzt überall das Maß der Dinge, in dem Sinne, daß auf die Steigerung seiner Erscheinung alles, Hintergrund und Schauplatz, bezogen wird. Von diesem Begriff der neuen Gesinnung öffnet sich am leichtesten der Weg zu den übrigen Gebieten der Kultur, obwohl Wölfflin nur selten solche Ausblicke tut, aber auch zur Ausdrucksmethode und zum Milieu; so wenn Wölfflin diesen Stil einen aristokratischen nennt und an den Cortegiano des Grafen Castiglione anknüpft mit der Bemerkung, daß Italien im 16. Jahrhundert die Begriffe des Vornehmen festgestellt habe, die dem Abendland bis heute verblieben sind.

Die neue Schönheit betrifft die künstlerischen Werte, den Geschmack der Zeit, das, was sie gern sieht, inbezug auf Körperhaltung das Zusammengenommene und Feste, die mächtige Bewegung, aber auch die

latente Kraft des ruhig Gelösten und der harmonisch fließenden Linie, im Körperbau das Gewichtige, die breiten völligen Formen und harmonischen Proportionen sowie die Artikulation der Glieder, als Hintergrund die Resonanz eines schönen Raumes. Der Ernst der Außenarchitektur hat sich auch nach innen gewendet. Körperschönheit aber ist überhaupt der höchste künstlerische Wert für diese Zeit.

Die neue Bildform aber enthält die Regiekünste dieses Stiles, die Art, wie die neue Gesinnung und die neue Schönheit dem Auge präsentiert werden, wie z. B. die Figuren im Rahmen größer werden, das Großflächige anstelle des Krausen und Vielfältigen tritt, die einfachsten und klarsten Ansichten bevorzugt werden, und wie dennoch mit Hilfe reicherer Bewegungen und vielstimmiger Kompositionen in der Einheit eine größere Mannigfaltigkeit geboten wird. Vereinfachung und Klärung, Bereicherung, Einheit und Notwendigkeit sind konstituierende Faktoren des klassischen Stiles.

Eine Kritik der Wölfflinschen Darstellung wird zunächst prüfen, wie weit mit dieser Analyse der klassischen Kunst wirklich ein einheitlicher Stil charakterisiert ist, und wie weit die Bezeichnung klassisch im Gegensatz etwa zu barock für diesen zutrifft. Es würde sich herausstellen, daß mit den Momenten, die für die neue Gesinnung und neue Schönheit als charakteristisch befunden werden, weniger eine klassische als eine monumentale Kunst getroffen wird, die der Barockzeit in gleichem, vielfach sogar stärkerem Maße eignet als der klassischen Periode. Dahin gehören die Bevorzugung der menschlichen Figur, des Nackten, das Repräsentative, die starke Körperbildung, die große Gebärde und mächtige Bewegung. Monumental aber ist dieser von Wölfflin charakterisierte Stil vor allem darin, daß er fast ganz von kirchlicher Kunst erfüllt ist, einer Kunst, die in erster Linie einen feierlichen Gehalt der Andacht, nicht aber Genuß im ästhetischen Sinne bieten will. Nach beiden Seiten hin, der Vornehmheit, Ritterlichkeit einer den Menschen in den Vordergrund stellenden Kunst wie auch der kirchlichen Tendenz, hätte ein Hinweis auf die mittelalterliche Kunst den Begriff des monumentalen Stiles geklärt. Nur einer Kunst, die so sehr im Dienste der Idee steht, kommt es auf das „Sprechende des Eindrucks", auf das Zurechtmachen eines gegebenen Objekts im Bilde — im Gegensatz zum rein bildlichen Komponieren — an.

Dieses Verhältnis der Darstellungsmittel zu den Ideen, die an sich gar nichts ästhetisch Wirkungsvolles besagen sollen, hat sich bei Wölfflin ganz verschoben, indem einmal inhaltliche, stoffliche und außerästhetische Faktoren der religiösen Kunst als rein künstlerische Formen gewertet werden, und andererseits rein formale Elemente, die Darstellungsmittel, zum Selbstzweck künstlerischer Darstellung und ästhetischer Anschauung aufrücken. Wenigstens ist Wölflin so verstanden worden trotz seiner Verwahrung: „Damit wollen wir durchaus nicht einer formalistischen Kunstbeurteilung das Wort geredet haben: das Licht gehört freilich dazu, den Diamanten blitzen zu machen."

Hier rächt sich etwas, daß Wölfflin, obwohl er den Stilbegriff, der als rein formaler Begriff des Gemeinsamen der Kulturäußerungen einer Zeit aus der Kunst so gut wie aus anderen Phänomenen herausgelesen werden kann, zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung nimmt, dennoch eine der Kultur- wie geschichtlichen Betrachtung entgegengesetzte Tendenz befolgt, nämlich die Merkmale des klassischen Stiles als absolut gültige Gesetze des Kunstschaffens unabhängig von Zeit und Gesellschaft aufzustellen. Dadurch wird die Hochrenaissance nur eine fortschrittliche Entwicklung gegenüber der Frührenaissance, und das geschichtlich Einseitige und Beschränkte sowohl der Monumentalkunst wie der Darstellungsmittel, die im Dienste einer religiösen Idee stehen, wird übersehen.

Die klassische Kunst von Wölfflin gehört bereits zu den Werken, die nicht nur Kulturgeschichte, sondern Kultur enthalten und diese vermitteln wollen, also bildend wirken wollen im Sinne der Erziehung zur Kunst als eines der geistigen Kultur des Menschen notwendigen Bildungsbestandteiles. Und zwar werden diese Werke in demselben Maße Kultur enthalten, als sie eine Fähigkeit des Menschen harmonisch im Verhältnis zu anderen entwickeln und nicht nur spezielle Kenntnisse vermitteln wollen. Diese Führung zur Kunst kann auf verschiedenen Wegen geschehen, durch Klärung der Begriffe von künstlerischen Wirkungsverhältnissen, durch Übungen im Sehen und Betrachten von Kunstwerken, Genußbildung, und durch die Bildung des Geschmackes, d. h. die künstlerische Gestaltung unserer Umgebung und des ganzen Lebens. Für die Kulturgeschichte aber werden diese Werke wichtig, soweit sie für ihre pädagogischen Zwecke sich auf vergangene Perioden der Kunst und Kultur beziehen und mit den für die Gegenwart wertvollen Begriffen oder künstlerischen Zielen zugleich dem Historiker Handhaben geben, die Geschichte der Kunst kulturhistorisch zu begreifen. Für die Klärung der Begriffe ist also darauf zu achten, wie weit die Begriffe am kulturhistorischen Material erläutert werden und Kulturgeschichte betreffen, andererseits wie weit sie als Begriffe künstlerischer Wirkungen psychologisch erfaßt sind und damit für die Geistesverfassung gewisser Kunstperioden bezeichnend werden. Die Notwendigkeit, solche Begriffe psychologisch und geisteswissenschaftlich klar erfaßt zu haben, muß dem Leser dringend geworden sein gegenüber der Unklarheit, mit der die Begriffe des Naturalismus und der Renaissance bei Neumann gehandhabt werden.

Für die Klärung künstlerischer Begriffe und die Vermittlung von Einsicht in die Wirkungszusammenhänge eines Stiles können drei Werke herangezogen werden, die alle dasselbe Problem anpacken und drei Autoren angehören, deren Bemühen um philosophisches Eindringen in den künstlerischen Gehalt historisch gewordener Kunstschöpfungen einmal einer monographischen Darstellung bedarf. Es sind die Studien über das Wesen des Barockstiles von Wölflin, Schmarsow und Riegl.

Bei allen dreien handelt es sich um die Beziehung dieses historisch zurückliegenden Stiles zu modernen künstlerischen Problemen, also immer um ein Stückchen Kunst- und Kulturpolitik. Deshalb steht neben der Frage nach dem Wesen des Barockstiles unmittelbar die nach dem Wesen des Malerischen, aber die Erläuterung dieses Begriffes am Wesen des Barockstiles zeigt seine Bedeutung für die Kulturgeschichte.

Die Antwort, die Wölfflin[1]) für das Wesen des Barock gibt, wird durch zwei Begriffe bestimmt, Masse und Bewegung. Alle Formen im Barock werden schwerer, massiger, geballter. Auf detaillierte Einzeldurchbildung wird verzichtet zu Gunsten einer Gesamtform kolossaler Dimension, von Gebäuden „aus einem Stück", und diese schwere Körperlichkeit erfüllt sich mit starken Kräften von Tragen und Lasten, mit Spannungen einer sich steigernden Entwicklung, mit Richtungskontrasten und Verschiebungen der Achsen. Ein Bewegungsdrang scheint das ganze Gebäude ergriffen zu haben, überall quellendes und rauschendes Leben, nirgends Ruhe und Harmonie, wie in der Renaissance. Diese beiden Momente, Masse und Bewegung, gelten Wölfflin zugleich als Merkmale des malerischen Stiles, wenn auch der malerische Stil durch diese Merkmale nicht erschöpft ist, sondern über sie hinausgreift und deshalb zur strengen Definition des Begriffes „Barock" nicht benutzt werden kann. Der malerische Stil, der mit „Schattenwirkungen" arbeitet, gibt die körperliche Rundung, die einzelnen Teile scheinen im Raume vor und zurückzutreten. Wo deshalb in der Architektur durch die Rundung der Formen starke Schattenwirkung entsteht, ist der Eindruck auch ein malerischer. So ergibt sich also teilweise Identität von barock und malerisch. „Der alte Stil dachte linear, seine Absicht ging auf den schönen Fluß und Zusammenklang von Linien, der malerische Stil denkt nur in Massen: Licht und Schatten sind seine Elemente." „Dem Gegensatz von linear und massig korrespondiert ein anderer: flächenhaft und räumlich (körperlich)." „Der malerische Stil ist auf den Eindruck der Bewegung angelegt". Solche Bewegung aber ist Wölfflin schon alles, was der klaren Logik harmonisch geordneter Teile eines Ganzen widerspricht, was subjektiv eine Unruhe verursacht, den Betrachter in Erregung versetzt.

Hier fassen wir nun den Kernpunkt der Wölfflin'schen Theorie, als bedingt durch ein subjektives Empfinden, eine bestimmte Interpretation, die er selbst zugibt, wenn er sagt: „Wir Modernen sind geneigt, die Dinge malerischer aufzufassen als die Zeitgenossen." Und diese besondere Einstellung muß man sich vergegenwärtigen, um diese Begriffe von barock und malerisch, wie sie von Wölfflin weitergegeben und bei seinem Einfluß durch eine starke und lebendige Sprache bedeutsam geworden sind, in

[1]) Heinrich Wölfflin, Renaissance und Barock. 3. Aufl. München 1908. Verlagsanstalt F. Bruckmann. M. 6,—.

ihrer Einseitigkeit zu verstehen. Wölfflin setzt das Barocke und Malerische nicht in Gegensatz zum Plastischen, sondern zum Flächenhaften und Linearen. Flächen- und Linienverhältnisse sind ihm ideal, sie geben in ihrer harmonischen Proportionalität das Klassische. Indem er nun die barocke Architektur auf solche Flächen- und Linienverhältnisse hin betrachtet, wird ihm Störung, Disproportionalität, Formlosigkeit, was mit anderer Einstellung Ordnung, Sinn, Notwendigkeit sein könnte. Nehmen wir ein Beispiel. Ein Fensterrahmen ist ihm eine dem Fensterviereck entsprechende geometrisch rechteckige Umrahmung. Infolgedessen ist die Verlängerung der Seitenleisten über die Fußlinie hinaus willkürlich. Sie hat aber Sinn bei einer Architektur, die aus den Fensterrahmen aufrechtstehende Träger eines Gebälkes machen möchte, also die Funktion betont. Verkröpfung des Gebälkes, die notwendig ist, um das Gebälk über der Wand und den aus der Wand heraustretenden Pilastern oder Säulen gleichweit hervorragen zu lassen, ist für Wölfflin Brechung einer Linie. Die mangelnde Durchgliederung der Wand, also die ungegliederte Fläche, — notwendig für einen Stil, der nur funktionierende Glieder, Säulen, Gebälke, Rahmenleisten kennt und sie auf der leeren Wand wie auf einem Reliefhintergrunde herausmodelliert, ist ihm unbefriedigend, ein formloser Zustand. So leidet die ganze Auffassung Wölfflins von barock und malerisch darunter, daß er sein Auge auf Flächen- und Linienverhältnisse richtet und in ihren abstrakten, geometrischen Verhältnissen die harmonische klassische Schönheit findet. Es ist die Optik des Klassizismus, bei Wölfflin in den merkwürdigen Zirkel gespannt, daß er, wo funktionelle Kräfte am Werke sind, Linien und Flächen sehen möchte und andererseits, um die Wirkung solcher Linien und Flächen zu verdeutlichen, doch nur von aktiveren Kräften, von Leben und Bewegung, von Wohlsein und Unbefriedigung reden kann. Deshalb beschränkt sich Wölfflin auch auf die Anfänge des Barock, wo die ersten Symptome verbunden sind mit einer ernsten strengen Tendenz, mit dem Klassizismus der Vitruvianer. Die Sympathie, die Wölfflin dem Barock entgegenbringt, erstreckt sich nur auf den klassizistischen Barockstil, sie hört da auf, wo erst die ganze Macht und Pracht und weltbezwingende Herrschaft dieses Stiles sich entfaltet. Das ist aber so, als ob man das Wesen des Barockstiles in der Malerei nicht von Rubens, sondern einem Manieristen der Spätrenaissance wie Bronzino ableiten wollte. Denn abgesehen von einer gewissen Steigerung und Übertreibung, die nach Wölfflin für den Barockstil, besonders in seiner späteren Zeit, charakteristisch ist, ist das Neue, das diesen Stil gegenüber der Renaissance, dem Flächen- und Linienstil (Bramante) charakterisiert, ohne weiteres auch für die Hochrenaissance charakteristisch, und bei Wölfflin in der klassischen Kunst ist diese oft mit denselben Worten charakterisiert wie hier der Barockstil.

Fast alles nämlich, was Wölfflin malerisch nennt und in den Eigenschaften von Masse und Bewegung findet, müßte vielmehr plastisch

heißen. Das ist ein durchaus berechtigter Einwand, den Schmarsow[1]) gegen Wölfflin richtet. Auch er wirft ihm vor, die weitere Entwicklung zu kurz genommen und doch, um das Eigenartige des Barock charakterisieren zu können, Symptome des Späteren in die Grundlage vorweg hineingenommen zu haben. Es läßt sich eben, um das Wesen eines Stiles festzustellen, nur von dem Höhepunkt ausgehen, und erst wenn daraus das Spezifische gewonnen ist, kann man das Entstehen der Symptome verfolgen. Ferner fehlt Wölfflin nach Schmarsow eine bündige Definition des Malerischen.

Wenn Wölfflin von ungeformter, geballter Materie spricht, so ist das für Schmarsow ein Bilden einheitlicher Körper im Sinne des Organismus, alles Schwellen und Drängen der Formen ist nur die Analogie zum Leben und Funktionieren organischer Wesen. Bewegung ist also nur Symptom für die dem Menschen analoge Körperlichkeit, das organische Wachstum. Plastik aber ist „Körperbildnerei", die menschliche Gestalt, ihre Haltung und Bewegung sind ihr Ideal. Die Analogien zum organischen Körper findet Schmarsow in der barocken Architektur im Hochdrang, dem Aufgerichteten, Strebenden, das lebendige Aktivität voraussetzt, im Ausdruck des Werdens (Steigerung nach der Mitte und nach oben), in der Wulstigkeit (Muskulatur) des Mauerkörpers, in dem Bauen von Gebäuden aus einem Stück, was der plastischen Isolierung des Einzelkörpers entspricht. In der Tat ist auch Wölfflin gezwungen, öfter von plastischer Steigerung der Formen zu sprechen, die ihm freilich nur für malerischen Schattenschlag beweisend ist.

Jedenfalls hat Schmarsow das Richtige getroffen, wenn er im Barockstil — und das gilt für die Barockmalerei wie für die Architektur — eine Steigerung der Körperbildung sieht, eine Steigerung der körperlichen plastischen Form und ihrer von innen her wirkenden Kraft. Welche Bedeutung dieses Moment körperlicher Darstellung im Barockstil für die Verfassung einer ganzen Zeit haben kann, erhellt daraus, daß die Bauherren der Barockzeit die Fürsten und adligen Herren sind, also eine aristokratische, ritterliche Gesellschaft, denen körperliche Haltung und Bewegung, denen Sport und Jagd und Kriegshandwerk die eigentlich vornehmen Äußerungen menschlicher Tätigkeit sind. Nur hätte Schmarsow das spezifisch Barocke im plastischen Stil noch entschiedener charakterisieren können, wenn er den Begriff der Kristallisation (regelmäßige Bildung anorganischer Körper) und den der Organisation (innere Belebung) unter den der Plastik als Körperbildung zusammengefaßt hätte und nun Kristallisation, leblose von außen geformte Körper einerseits und Organisation von innen, Belebung anderseits als entgegengesetzte Pole dieser Körperkunst hingestellt hätte, von denen die Übertreibung innerer Aktivität dem Barock zu eigen gehört, so sehr, daß selbst das

[1]) August Schmarsow, Barock und Rokoko. Leipzig 1897. S. Hirzel. M. 6,—.

Architekturwerk, die toten Massen des Gebäudes in Bewegung und Schwellung geraten. Der Barockstil also ist plastisch, aber eine bestimmte Art von Plastik, deren Merkmal die Herrschaft des Bewegungsdranges von innen über die äußere Form ist. Daher Schwung und Schwulst, Leidenschaft und Übertreibung. Damit wird dann Barock aus einem historisch-chronologischen Begriff zu einem künstlerischen Stilbegriff.[1])

Was bedeutet nun der Begriff des Malerischen? Schmarsow meint, einen Gegensatz zu Plastisch und Architektonisch, d. h. zu dem körperlich Isolierten und dem räumlich Begrenzten; denn Architektur ist in erster Linie Raumgestalterin, wie Plastik Körperbildnerei. Die Definition des Malerischen bei Schmarsow aber leidet unter einer Häufung der Charakterisierungen, indem einmal Plastik, Architektur, Malerei aufgeteilt werden unter die drei Dimensionen der Höhe (Vertikalismus des aufrechten Körpers), der Tiefe (Anregung zum Durchschreiten des Raumes) und der Breite (Ausbreitung des Sehbaren im Nebeneinander des Sehfeldes). Das muß verwirren, da die Plastik der Tiefe, der dritten Dimension, zur vollen Körperlichkeit nicht entbehren kann, bei der Fläche doch von zwei Dimensionen geredet werden kann und der Raum alle drei Dimensionen wie der Körper beansprucht. Der Gegensatz zwischen Körper und Raum besteht auch mehr in dem zwischen Voll und Leer, zwischen Undurchdringlichkeit und Durchschreitbarkeit als in einem Gegensatz der Dimensionen. Die feinen Bemerkungen über die Bevorzugungen der Dimensionen in den Künsten geben keine konstituierenden Merkmale der drei Begriffe. Dann soll Malerei wieder eine Vereinigung von Körper und Raum sein in der Darstellung auf der Fläche, wobei also der Unterschied nicht so sehr im Inhalt, sondern in der Art der Darbietung, dort als vollwertige Realität, hier als Abbild, als Darstellung, besteht. Ein wichtiger Gesichtspunkt, aber nicht ausgenutzt. Eine dritte Richtung der Bestimmung geht auf das Sehen und Genießen des rein optischen Bildes, auf Ausschluß der Tast- und Bewegungsanregungen, die bei Körper und Raum eine Rolle spielen. Das geschieht im malerischen Sehen, einem Sehen mit parallel gestellten Augenachsen, die in die Ferne schweifen, wo Form und räumliche Entfernung der Dinge verschwimmen, oder wenn sich das Bild ganz auf Hell- und Dunkelwirkung konzentriert, wo alle Dinge in einer dem Auge allein gewidmeten Symphonie des Lichtes zergehen und nur noch „Stimmungen" bleiben. Schließlich ist die Malerei die einheitgebende Kunst, im Gegensatz zur Plastik und Architektur, die Grenzen zwischen die Dinge setzen, isolieren und abgrenzen, während das Bild verbindet. Diese Einheit wird dann poetisch-pantheistisch zum Weltgefühl und zur Empfindung für gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung alles Existierenden, so daß eine strenge begriffliche Fassung des Malerischen in einem unbestimmten philosophischen Begriff verloren

---

[1]) Vgl. die Aufsätze über Plastik vom Verfasser dieses Berichts in Dessoirs Zeitschrift für Ästhetik Bd. III.

geht. Und doch ist nichts, wie immer bei Schmarsow, ohne berechtigten Kern und Einsicht in das richtige Verhältnis, aber wie auch im Ausdruck zu sehr von Impulsen und verschiedenen Direktiven hin und her geworfen, mit einem Hang zur Mystik und Schwärmerei, im Gegensatz zu Wölfflin, bei dem alles einseitig, vorurteilsvoll, aber dadurch imponierend und einprägsam, mehr künstlerisch aktive Propaganda als philosophisch produktiv ist.

Die Bestimmung des malerischen Sehens aber als eines Genießens rein optischer Faktoren und unbestimmter Stimmungen ist ebenso wie die des plastischen als Körperkunst kulturhistorisch wertvoll, wenn wir darauf achten, wie die Kunst der Holländer mit diesen Bestimmungen charakterisiert werden kann im Gegensatz zur aristokratisch-plastischen Kunst. Man denke an das Sichgehenlassen des demokratischen Holländers, an das Phlegma des schwerfälligen Nordländers, an die Erziehung des Auges innerhalb einer Kultur, in der der Kaufmann tonangebend wird, und an den Einfluß einer Landschaft, der es selbst an plastischer Bestimmtheit fehlt. Trotzdem ist der Begriff des Malerischen für diese „optisch-sinnliche" Kunst nicht verwendbar.

Man sieht auch leicht ein, wie sich die einzelnen Bestimmungen bei Schmarsow widersprechen, wie Vereinigung von Plastik und Architektur im Bilde dem rein Optischen der verschwimmenden Ferne und der Lichtkunst widerstreben. Die Einheit von Plastik und Architektur, die das zusammenfassende Sehen herstellt, heißt nicht malerisch, wenn ein Feldherr die Konstellation der Truppenkörper auf dem Schlachtfelde überschaut. Die topographische Einheit ist nicht malerisch. Alle diese Merkmale der Überschau faßt Schmarsow unter dem Begriff des Bildes zusammen. Dieser Begriff der Bildlichkeit ist in der Tat von höchster Bedeutung für den des Malerischen. Ehe wir aber selber die Frage zu klären versuchen, wenden wir uns noch zu Riegls[1]) Theorie.

Von ihm haben wir leider nur eine posthume Ausgabe von Notizen für Vorlesungen, deshalb schwer lesbar und für den Historiker, der für die einzelnen Werke Gesichtspunkte stilistischer Gruppierung und kritischer Würdigung sucht, wertvoller als für den, der strenge begriffliche Scheidung will.

Riegl vollzieht in mancher Hinsicht eine Synthese zwischen Schmarsow und Wölfflin. Schmarsow hatte bei Wölfflin den Widerspruch entdeckt, daß er neben Masse und Bewegung, also den eigentlich plastischen Merkmalen, die malerischen nennt, Verschwommenheit, Grenzenlosigkeit, Zerfließen im Unendlichen und Mystik des Lichtes. Diese letzteren Momente sind nach Schmarsow erst für die spätere Entwicklung des Barockstiles charakteristisch, die erste Phase aber ist entschieden plastisch. Riegl dagegen findet in dem Widerspruch zwischen diesen Auffassungen einen Widerspruch, an dem die Zeit nach der Blüte der Hochrenaissance

[1]) Alois Riegl, Die Entstehung der Barockkunst in Rom. Wien 1908. A. Schroll & Co. M. 7,—.

selber krankt. „Dadurch, daß diese Kunst zum Teil unserem Empfinden entgegenkommt, fällt es uns nur um so störender, widerspruchsvoller auf, daß der andere Teil unserem Empfinden nicht entspricht. In der Renaissance ein grundsätzlich Fremdes, aber in sich Harmonisches; in der italienischen Barockkunst ein zum Teil uns Verwandtes, aber in sich widerspruchsvoll Erscheinendes.“ Das Verwandte sind „gesteigerte Empfindung“ [Empfindung ist verbindendes, optisches (selbstauflösendes) Element; Wille ist isolierendes, taktisches (selbstbegrenzendes) Element] und gesteigerte subjektiv-optische Aufnahme. Das Fremde aber ist die gesteigerte Bewegung und Körperlichkeit, die Plastik; z. B. eine Figur, die betet und sich dabei in konvulsivischen Bewegungen krümmt. Zugleich stört uns der Widerspruch zwischen der Einzelfigur, deren Isolierung jetzt noch gesteigert wird, und der Berücksichtigung von formverzehrenden Lichtern und Schatten. „Die Kunst des 17. Jahrhunderts wird immer malerischer, und trotzdem tritt die Plastik als führend an Stelle der Malerei!“ Damit hat Riegl klar erfaßt, daß hier zwei Kunstauffassungen aufeinanderplatzen. Die Kultur der Barockzeit ist in der Tat dadurch charakterisiert, daß die Plastik als herrschende Kunst und herrschender Stil gewisse Bestrebungen nach seelischer Vertiefung und stärkerer Heraushebung rein optischer Faktoren von atmosphärischen Helldunkel- und Lichtdarstellungen überwältigt, vergewaltigt. Schmarsow wiederum hat recht, wenn er diese „malerischen“ Tendenzen für die Renaissance eigentümlich findet, und ihre Steigerung ihm deshalb ein Weiterleben des Renaissancegeistes ist. Am stärksten treffen sich diese beiden Tendenzen in der Kunst des Correggio. Riegl hätte nun von diesem historischen Widerstreit zur Charakteristik der Stile, die aufeinanderplatzen, fortschreiten müssen, sowie Wölfflin und Schmarsow darauf ausgehen, das Wesen des Barock als eines künstlerischen und in sich berechtigten Stils zu erfassen. Diese beiden Stile sind aber Barock (die plastisch übertriebene Organisation von innen, Schwellung und Bewegung) und Impressionismus (die Steigerung des Gefühles und der optischen Faktoren, speziell des Lichtes). Impressionismus ist die Steigerung der genießenden Bildauffassung des 15. Jahrhunderts, Barock eine Gegenströmung, dem Mittelalter (auch in der Kultur der Gegenreformation) sehr verwandt, wie denn der Vergleich zwischen Gotik und Barock bei Wölfflin und Schmarsow auftaucht. Es sind also zwei Kulturen, die aufeinanderstoßen, eine herrschende und eine unterworfene.

Was bedeutet nun malerisch, und wie kann es zur Kulturcharakteristik in Beziehung treten? Riegls Auffassung ist zu wenig entschieden in diesem Werke ausgesprochen, als daß sie sehr in Betracht käme. Einiges hat er mit Schmarsow gemein, den Gegensatz optischer Faktoren gegen taktische Vorstellungen und den Gegensatz von Vereinigung zur Isolierung. Dagegen wird man mit Schmarsow ablehnen, wenn er das Malerische definiert als eine Durchbrechung der taktischen Ebene durch den optischen Tiefraum, als „eine entschiedene Bewegung nach der optischen

Seite hin, denn der Tiefraum und Luftraum läßt sich nicht tasten, sondern nur nach dem Geschauten abschätzen". Der Tiefraum läßt sich zwar nicht abtasten, aber wohl abschreiten, und der Begriff des Architektonischen für Raumgestaltung dürfte überzeugender sein als der des Malerischen. Ebenso bleibt der Begriff des Subjektivismus und sein Verhältnis zum Malerischen bei Riegl unklar.

Versuchen wir deshalb selbst dem Begriff des Malerischen näher zu kommen. Auszugehen ist davon, daß das Malerische gar keinen bestimmten Inhalt dessen, was das Auge sieht, bezeichnet, sondern eine bestimmte Stellungnahme des Subjekts zu solchen Inhalten, und diese Stellungnahme ist die des genießenden Betrachtens oder Zuschauens. Daher ist Malerisch ein Gegensatz gegen die praktische Benutzung, die deutliche Erkennbarkeit der Dinge (plastisches Nahbild) und Räume (Anweisung auf unsere Bewegungen). Die bloß schmückende und ordnende Funktion der dekorativen Kunst, zu der klassische Plastik in ihrer Strenge und bloß begleitenden Tendenz gehört, die Einordnung in ein höheres Ganzes bei Wandmalereien oder Statuen an einem Gebäude sind nicht malerisch, sondern architektonisch (dekorativ). Eine solche praktische oder die Praxis des Lebens ästhetisch begleitende, schmückende Kunst hat einen Sinn nur da, wo es sich um Wirklichkeiten, Realitäten handelt, des Gebäudes, der Wand oder der Säule. Dagegen ist es der Sinn des Bildes, uns Plastik, Architektur oder sonst einen Inhalt des Sichtbaren nur zur Augenweide darzubieten, zum Anschauen, und die Zusammenfassung, die das Bild mit seinem Rahmen vollzieht, ist zugleich eine Isolierung, d. h. Heraushebung aus der Praxis des Lebens. Wie eine malerische Gegend, ein malerisches Zimmer nicht unplastisch und unarchitektonisch in ihrem Inhalt werden, sondern nur unpraktisch, wenn wir sie schauend genießen, aber nicht benutzen, so erleichtert umgekehrt die Unwirklichkeit des Gemalten, die Darstellung auf der Fläche und die Zusammenfassung im Bildrahmen dieses ästhetische Genießen, den malerischen Standpunkt. Das ist der tiefere Sinn des „Bildes" bei Schmarsow.

Erst dadurch, daß einen solchen Standpunkt manche Inhalte der Welt leichter ermöglichen als andere, erlangen sie malerischen Wert. So die „malerische Unordnung", die unpraktisch, weil desorientierend ist, aber durch den Reichtum des Vielfältigen und Bunten reizvoll zu sehen, die malerische Pose, die nicht vorbildlich, erzieherisch, sondern hübsch anzusehen ist, die Gegenstände, die, im Bild vereint, sich mit einem Blick übersehen lassen und dadurch die Anschauung bereichern, in Wirklichkeit auseinanderliegend reizlos bleiben. Alles, was überhaupt nur gesehen, nicht gegriffen werden kann, wie Farbenstimmungen, Sonnenuntergänge, Lichtspiele, ist schon um einen Grad der anschaulichen Tendenz näher als das, was greifbar und dadurch praktisch nützlich werden kann. Deshalb ist alles Unplastische und Unarchitektonische leichter malerisch wirksam als Plastik und Architektur.

Wie aber ein Bild, das die Anschauung sichert, nach Schmarsow Architektur und Plastik vereinigen kann, so können Plastik und Architektur auch bildlich betrachtet werden, und dazu fordern sie schon heraus, wenn sie Schaustücke sind, lebendig wie auf einer Bühne agieren oder mit Prunk beladen die Augen auf sich ziehen. Und nun sehen wir, daß Wölfflin nicht ganz unrecht hatte, wenn er die barocke Architektur malerisch findet, weil sie eben durch Masse und Bewegung, durch ihre Vordringlichkeit und starken Effekte zum Schauspiel wird. Schmarsow dagegen hat recht, wenn er behauptet, der Inhalt dieser zur Schau gestellten Reize ist ein plastisches Spiel von Kräften. Beide irren, wenn sie den Begriff des Malerischen von einem bestimmten Inhalt ableiten wollen, Wölfflin von den Elementen, die das Barock bietet, Schmarsow von denen, die den Gegensatz zum Barock bilden. Unter den Begriff des Malerischen kann ebensowohl barocke Plastik wie impressionistische Malerei fallen, wenn auch letztere dem Malerischen leichter zugänglich ist als Plastik und Architektur. Der Begriff des Malerischen könnte also die ganze Kunst des späten Mittelalters und des 17. Jahrhunderts umfassend charakterisieren. Innerhalb des Malerischen aber würden sich eine plastische Kunstauffassung verbunden mit ritterlich-aristokratischer Kultur und personaler Weltauffassung einerseits und eine optisch-sensuelle Kunstauffassung verbunden mit bürgerlich-demokratischer und merkantiler Kultur und pantheistischer Weltauffassung anderseits scheiden. Das Malerische der ganzen Zeit aber im Gegensatz zu einer rein schmückenden, dekorativen Kunst würde zu einer Steigerung des ganzen Lebens, einem Aufregungsbedürfnis passen, das die Überschreitung der klassischen Höhe des Lebens ganz allgemein ausdrückt. Dennoch nimmt das Malerische in bezug auf die gegensätzlichen Kulturen im 17. Jahrhundert auch noch wieder eine verschiedene Haltung ein. Die malerisch belebte Plastik und Architektur der großen Herren bietet den malerischen Anblick an Stellen, die der dekorativen Kunst vorbehalten bleiben sollten, an Gebäuden und Gebrauchsgegenständen, daher das Überwiegen von Plastik und Architektur. Indem der Schmuck jetzt so üppig und berauschend auftritt, daß er als malerischer Effekt die Augen auf sich zieht, wird das Malerische ein Mittel, für die Kirchen, den Kultus, die Paläste und ihre Säle, kurz für das ganze Leben Propaganda zu machen. Es dient mehr zum An- und Aufreizen als wirklich zur Befriedigung der Sinne. Denn in der Tat ist ja die barocke Kunst als ästhetischer Genuß eine wenig befriedigende, und sie will es auch nicht sein, weil sie den malerischen Effekt nur benutzt, um für höhere Zwecke, den katholischen Kultus oder den fürstlichen Hofhalt, die Massen zu begeistern. Damit vergleiche man die Propaganda des Jesuitismus, um die Kirche und den Geist der Zeit im Zusammenhang zu begreifen. Das Malerische also verwirklicht sich hier nicht rein, es kommt nicht zu wirklich bildmäßiger Wirkung, sondern nur zu einer Art künstlerischem Reklameschmuck des Lebens, der sich des Augenreizes des Malerischen bedient.

Dagegen bedeutet die reine Freude am Bilde als einem Augengenuß, der durch den Rahmen aus der Architektur gelöst wird und im kleinen Format sich von den großen Wandflächen scheidet, um zur Versenkung in seinen Gehalt einzuladen, eine Verselbständigung rein geistiger oder sensueller Genüsse, eine Verinnerlichung des Lebens, die wieder in Gegensatz tritt zur gesellschaftlich-aristokratischen Kunst des Barock mit seinem äußeren Prunk. In dieser Verinnerlichung und Verselbständigung des Bildes zum Malerischen ist die holländische Kunst der Frührenaissance verwandter als der gleichzeitigen Barockkunst. So zeigt sich also, daß die Kultur des Barock doch nicht mit dem Malerischen in der Kunst gleich gesetzt werden kann, da die barocke Kunst malerische Effekte nur benützt, um sie zu unmalerischen Zwecken, dem Schmuck und der Propaganda, zu benützen. Die reine malerische Kunst ist still, den Geist versenkend, die barocke aufrüttelnd, lärmend. Die Kultur, die das rein Malerische in der Kunst verwirklicht, ist eine innerliche, die barocke dagegen eine dem äußeren Apparat des Lebens und dem äußeren Auftreten hingegebene. Es muß aber einleuchten, wie wichtig es ist, die Begriffe psychologisch, als geistige Verhaltungsweisen scharf zu fassen, um das Verhältnis von Kunst zu Kultur zu begreifen. Und es ergibt sich, daß die Klarheit nur dann gewonnen wird, wenn man den Begriff Barock selbst als einen Stilbegriff definiert, den Stil einer Kunst, dessen Inhalt plastische Werte ausmachen, aber in einer Steigerung, daß sie mit malerischen Effekten die Augen auf sich ziehen, ohne indes für den Augengenuß, zum Bilde, bestimmt zu sein, sondern für Schmuck, Reklame und Propaganda. Die Identifizierung mit dem Malerischen dagegen kann nur verwirrend wirken.

Eine zweite Art kunstpolitischer Werke hat zum Ziel die Erziehung des Sehens. Eine solche Übung im Sehenlernen ist natürlich methodisch auch für den Kulturhistoriker wichtig, der die Werke bildender Kunst zum Materiale kulturhistorischer Untersuchungen nimmt, und es fragt sich also, welche kulturhistorischen Ergebnisse sich bei einer bestimmten Art des Sehens ergeben haben und ergeben können. Die vergleichenden Gemäldestudien von Karl Voll[1]) sind wohl das gewichtigste Werk mit der ausschließlichen Tendenz, zum Betrachten von Kunstwerken anzuleiten, das Verständnis durch Übungen im Sehen zu fördern und Quellen des Genusses dadurch zu eröffnen. Die Methode dieser Erziehung zum Sehen von Gemälden — um solche handelt es sich ausschließlich bei Voll — ist absichtlich eine schulmeisterliche Übung, indem jedesmal zwei im Stoff verwandte Bilder einander gegenübergestellt werden, sei es Original und Kopie oder derselbe Stoff von demselben Künstler zu verschiedenen Zeiten oder von zwei verschiedenen Künstlern dargestellt oder ein Bild mit Übermalung späterer Zeit und ohne diese

[1]) Karl Voll, Vergleichende Gemäldestudien. 2. Aufl. München und Leipzig 1908. Verlag von Georg Müller. — Neue Folge. Ebenda 1910. M. 7,50.

Übermalung. Die Unterschiede herauszufinden und zu verstehen, ist die Aufgabe, zu deren Lösung Voll als Erzieher den Leser mit peinlicher Genauigkeit hinführt, indem er zugleich das Künstlertemperament und den Zeitstil den Differenzen als Erklärung unterlegt. So wird der einzelne Vergleich ein Glied in einer Kette, die zu allgemeinen Gesichtspunkten, in letzter Linie zu einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Kunst führt. Dieser Ernst der Beobachtung und die Weite des Gesichtspunktes geben den Gemäldestudien ihren Wert und gediegenen Inhalt. Aber die Methode hat ihre Gefahren. Je ähnlicher sich Werke sind, um so mehr verführen sie dazu, den Blick auf subtile Unterschiede und Einzelheiten einzustellen. Denn das Ganze ist ja in vieler Hinsicht übereinstimmend. Das Sehen wird destruktiv, es löst das Bild in Einzelheiten auf. Inbezug auf das Sehen kulturgeschichtlicher Zusammenhänge kann die Methode dazu verführen, das an dem Einzelfall demonstrierte Stilgeschichtliche zu falschen Verallgemeinerungen zu benutzen, zu wörtlich zu nehmen. Der Zeitstil läßt sich nur aus einer Überschau eines großen Materials wirklich verstehen. So wird Voll selbst durch die Tendenz, an zwei einzelnen Werken stilgeschichtliche Verallgemeinerungen zu demonstrieren, dazu verleitet, die Dinge unter einer schiefen Optik zu sehen und ein früheres Werk gegenüber einem späteren auch als künstlerisch primitiver zu interpretieren, während doch spätere Werke absichtlich oder unbewußt archaisieren können. Anderseits kann ein Werk, dessen künstlerische Absicht und Bedeutung in einer bestimmten künstlerischen Wirkung liegt, die es vielleicht noch primitiv und ungeschickt, noch nicht im Vollbesitz der Herrschaft über die Mittel hervorbringt, gegenüber einem späteren, reicheren rückständig erscheinen. Holt nun die vergleichende Betrachtung diese Rückständigkeit als Charakteristikum hervor, so wird ein Mangel zum Wesentlichen gemacht, die Hauptsache übersehen.

Und so die Mängel zur Hauptsache zu machen, ist Voll besonders leicht in Gefahr, da seine ganze Kunstanschauung auf einen Begriff, den der Naturtreue und des Fortschrittes der Kunst in der Annäherung an die Natur, gestellt ist. Wenn er auch Fortschritt nicht im Sinne des höheren Wertes aufgefaßt haben will, so läßt sich garnicht vermeiden, daß das frühere Gute gegenüber dem späteren Schlechten als unvollkommen empfunden wird, das Frühere nur als Vorstufe gefaßt wird. Kulturgeschichtlich ist aber gerade der entwicklungsgeschichtliche Standpunkt am wenigsten ergiebig. Einmal ist er zu sehr auf technische Momente angewiesen. Die Vervollkommnung des Malenkönnens würde damit nur ein Glied sein in der Reihe der fortschreitenden Vervollkommnungen der Mittel und Techniken, mit denen der Mensch über die Natur Herr wird. Die eigentlich geistigen Inhalte würden hinter dem äußeren Apparat des Lebens zurücktreten. Andererseits verlangt eine solche Betrachtung technischer Vervollkommnung gerade eine spezialisierte Betrachtung der einzelnen Gebiete, und es läßt sich kaum ein Maßstab aus-

denken, an dem abzumessen wäre, ob ein bestimmter Fortschritt in dem einen Gebiete einem Fortschritt auf anderen Gebieten entspricht, ob also mit der Entwicklung dieser einen Seite der Kultur sich das Kulturniveau überhaupt gehoben hat. Man denke daran, wie die ungeheuren Fortschritte der Technik im 19. Jahrhundert vielen als ein Kulturrückschritt gegenüber dem Zeitalter unserer klassischen Literatur erscheinen. Voll vergleicht einmal ein Porträt Jan van Eycks mit einem ähnlichen von Rubens und gelangt dazu, Jan van Eyck als Vorläufer, ja als künstlerischen Bruder des Rubens anzusprechen. Wie anders würde sich aber der Gegensatz dieser beiden Künstler darstellen, wenn man aus der Überschau des ganzen Werkes der beiden die Überzeugung gewänne, daß Jan van Eyck überall losstrebt von dem kirchlich-dekorativen Schema mittelalterlicher Monumentalmalerei, und daß ein neues Gefühl für das bildliche Sehen der Natur, der Menschen und ihrer Umgebung seinen Bildern einen intimen Charakter mitteilt, während Rubens der Maler des Katholizismus ist, kirchlich, festlich im Stil, monumental und heroisch. Und eine kulturgeschichtliche Betrachtung würde diesen Gegensatz zu dem einer bürgerlichen und einer aristokratischen Gesellschaft erweitern und so aus der Richtung auf das Ganze der Kultur Gesichtspunkte für das Sehen und aus dem Sehen im Ganzen Wegweiser zur kulturgeschichtlichen Würdigung finden.

Von den drei Arten erzieherischer Kunstwissenschaft, der Klärung der Begriffe, der Erziehung zum Sehen und der Propaganda für eine Umgestaltung unserer Umgebung in einem künstlerischen Sinne, ist letztere für die Kulturgeschichte bei weitem am wichtigsten. Denn sie greift unmittelbar in das Leben hinein, und obwohl das Verständnis für Architektur und dekorative Kunst im strengeren Sinne fachmännisch zu sein scheint als das für die freien Künste, hängen jene doch unmittelbarer mit dem ganzen Leben und der Kultur zusammen als diese, die oft genug sich bestreben, uns aus dem Leben herauszuführen. Für die Kulturgeschichte können deshalb Werke, die nicht Geschichte, sondern Propaganda enthalten, dadurch wichtig werden, daß sie das Verhältnis von Architektur und Dekoration zur Kultur klar legen, indem sie sich auf eine bestimmte Beziehung beider zueinander berufen, sodann dadurch, daß sie ihre Forderungen begründen mit Verallgemeinerungen, die sich auf historischer Anschauung von Kultur überhaupt oder der eines bestimmten Volkes aufbauen.

In Lichtwarks[1]) Schriften ist dieser Zusammenhang der dekorativen Künste mit dem Leben überall lebendig. Lichtwarks Forderung, daß in Fragen des Geschmackes der Künstler die produktive Mithilfe der Laien beanspruchen muß, daß überhaupt die praktischen Bedürfnisse des Be-

[1]) A. Lichtwark, Palastfenster und Flügeltür. 3. Auflage 1905. — Drei Programme. 2. Aufl. 1902. — Park- und Gartenstudien. 1909. — Der Deutsche der Zukunft. 1905. Berlin, Bruno Cassirer. M. 4,—.

stellers in der Architektur die erste Rolle zu spielen haben, gründet sich auf die Erkenntnis, daß bei der Architektur und dekorativen Kunst es sich um eine völlige Durchdringung des Lebens mit Kunst handelt, nicht anders wie bei der von Inhalt und Form. „In Wirklichkeit bedeutet die künstlerische Erziehung doch nur eine Provinz in dem großen Reich der Gesamterziehung unseres Volkes, für die wir neue Grundlagen zu suchen und auszubauen die Pflicht haben.“ Scheinbar nur Vorschläge, wie der Mensch sich kleiden soll, denn auch die Architektur ist wie eine Art des Menschen, sich zu kleiden, in der Tat aber eine Reform des ganzen Lebens! Deshalb heißt es nicht die Dekoration der Zukunft, sondern der Deutsche der Zukunft. Die Kunst aber hat für Lichtwark die Aufgabe, diese Form sichtbar zu machen, den Menschen zur Form zu erziehen, einer Form, die nicht die Form der Kunst bleiben, sondern das ganze Leben erfüllen soll. „Jede Wirkung strahlt nach allen Seiten aus.“

Damit hängt weiter zusammen, daß in den dekorativen Künsten, im Kunstgewerbe, auch die Tradition eine ganz andere Rolle spielt als in den freien Künsten. Hier herrscht ja immer das Bestreben, möglichst das Neueste vom Neuen zu geben. Im Kunstgewerbe dagegen, vor allem in der Architektur, sorgt der Zusammenhang mit dem eigentümlichen Leben eines Volkes, einer Stadt, eines Standes dafür, daß eine gewisse Gleichartigkeit, ein Stil die Entwicklung der Formen durchzieht. Die Tradition ist nicht nur beständig wirksam in den dekorativen Künsten, sondern auch eine sichere Führerin in Zeiten, die unsicher geworden sind und sich erst wieder zu Geschmack und Stil zurückfinden wollen. Daher ist für die Kulturgeschichte das Kunstgewerbe so wichtig, daß sich kaum eine andere als die kulturgeschichtliche Betrachtung denken läßt. Denn es handelt sich ja jedesmal darum, zu erkennen, wie ein Stück Leben einer Zeit in der Kunst Form gewonnen hat, nicht um ein selbständiges künstlerisches Gebilde. Zugleich gewährleistet die Tradition in der Ausschmückung des Daseins die geschichtliche Kontinuität.

Im Kampf gegen die moderne Formlosigkeit und den Mangel an Tradition geht Lichtwark von einer bestimmten Ansicht über die Kultur der Deutschen aus, die sich durchaus historisch rechtfertigen läßt. Die Formlosigkeit, die das moderne demokratisierte Leben durchdringt, findet er bei den Deutschen am stärksten entwickelt. „Unter den Kulturvölkern sind wir die Ungeschlachten. Ein anmutiger Deutscher, der Ausdruck wirkt heute noch komisch.“ „Wer sich bei uns mit der Sorgfalt und peinlichen Sauberkeit kleidet, die bei unseren Nachbarn mit dem Ausdruck korrekt bezeichnet wird und in guter Gesellschaft als unerläßlich gilt, setzt sich leicht dem Gespött aus. Wehe ihm, wenn er gar noch Haar und Bart einer besonderen Pflege unterwirft! Gerade dieser Mangel ästhetischer Erziehung, der sich so auffällig in der Vernachlässigung des Äußeren kund tut, läßt uns bei höher gesitteten Nationen als halbe Barbaren erscheinen.“ Pflicht ist es, „die Deutschen der kommenden Geschlechter an eigener Gesittung den Nationen mit älterer, nie unter-

brochener Kulturtradition ebenbürtig zu machen." „Wir haben zu lange der Intelligenz gelebt", „am tiefsten steht unser Bildungsniveau jedoch in den bildenden Künsten".

Die Tatsache, daß in Deutschland die romanische Architektur mit ihrer behaglichen Raumgestaltung, ihrem abwechslungsvollen und lässig geordneten Schmuck die höchste Ausbildung erfuhr, dagegen die strenge, logische und geistreiche Gotik immer ein Fremdling blieb, daß in Deutschland die Renaissance durch Häufung und Verworrenheit der Motive wirkte, die in Italien eine klassische Kunst herbeiführten, und daß die große Zeit deutscher Kultur ein Höhepunkt der Literatur und Philosophie gewesen ist, bestätigen diese Auffassung Lichtwarks. Nur würde man seiner Forderung, durch eine größere Rücksicht auf äußere Form und durch Korrektheit diesem Mangel abzuhelfen, die tiefere kulturhistorische Einsicht entgegenhalten, daß damit ja gerade die „wertvolle Tradition" abgebrochen würde, und daß es immer nur darauf ankommen könne, in der Geschichte nach Formen zu suchen, die der Eigenart der Deutschen gerecht zu werden vermögen. Eine kulturhistorische Betrachtung über den „Deutschen der Vergangenheit" müßte die Grundlage abgeben für das Ideal des Deutschen der Zukunft.

Desgleichen fordert das Vorbild des deutschen Offiziers und des englischen Gentleman, das Lichtwark aufstellt, eine solche historische Betrachtung heraus über das Verhältnis von Gesellschaftlichkeit und Ritterlichkeit zum militärischen Stande überhaupt und das Verhältnis einer äußerlichen Korrektheit und eines Formalismus zu einer Kultur, bei der, wie in der englischen, der ausschlaggebende Faktor gerade die äußerste Liberalität der Lebensverfassung ist.

Es zeigt sich eben, daß Lichtwark, so sehr er vor der Durchdringung des Lebens mit der Kunst in der Geschmackskultur überzeugt ist, doch die Beziehung beider zueinander nicht bestimmt genug faßt; denn wenn die Formung des Lebens durch die Kunst in äußerlicher Korrektheit bestände, würde die Kulturgeschichte nur immer einen Grad von Formvollendung oder Formlosigkeit in einer Kultur feststellen können, aber nicht von der künstlerischen Ausschmückung aus die Eigentümlichkeit des Lebens verstehen können, das sich in ihr sichtbar gestaltet, seine besondere Form gewinnt.

In dieser Beziehung schreitet Schultze-Naumburg[1]) über Lichtwark hinaus, von der allgemeinen Korrektheit zu einer bestimmten Form des Lebens.

Er verhält sich zu Lichtwark wie Praxis zu Theorie. Lichtwark ist der sprachbegabte Agitator, der den Sinn zu wecken versteht, das Be-

[1]) Paul Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten. Bd. 1. Hausbau. M. 4,50. Bd. 2. Gärten. M. 5,—. Bd. 3. Dörfer und Kolonien. M. 5,—. Bd. 4. Städtebau. M. 6,50. Bd. 5. Kleinbürgerhäuser. M. 4,50. München 1903—1907. Kunstwart-Verlag, Georg D. W. Callwey.

dürfnis nach Besserung der Zustände. Schultze-Naumburg könnte auf das Wort fast ganz verzichten, er wirkt durch praktische Beispiele, indem er das gute Alte dem schlechten Neuen im Bilde gegenüberstellt. Seine Kulturarbeiten sind Bilderbücher, in denen durch Beispiel und Gegenbeispiel unmittelbar die Praxis des Hausbauens, der Gartenanlagen, des Städtebaues, der Kolonisation behandelt wird. Dennoch läßt das Wenige an allgemeinen Bemerkungen und die Auswahl der Bilder die kulturgeschichtliche Seite dieser „Kulturarbeiten" deutlich erkennen. Auch sie betonen den Zusammenhang der dekorativen Kunst mit dem Leben. Schönheit ist zwar noch nicht Zweckmäßigkeit, aber wo die Erscheinung den Zweck, d. h. das Leben, das sich in ihm vollzieht, ausdrückt, da wird es schön. Damit hat Schultze-Naumburg einen Gesichtspunkt aufgestellt, der umfassender und auch bestimmter als Lichtwarks Korrektheit das Verhältnis der dekorativen Künste zur Kultur bezeichnet. Denn er besagt nicht weniger, als daß alle künstlerische Gestaltung des Lebens ein sichtbarer Ausdruck der Kultur sein müsse, d. h. den unmittelbar praktischen oder nur theoretisch festgelegten, aber sinnlich nicht erkennbaren Zweck zur ästhetischen Erscheinung bringen und dadurch auf das zweckmäßige Handeln des Menschen zurückwirken müsse. „Wohl erzeugt der behagliche Sinn den behaglichen Ort, umgekehrt aber schafft die gemütliche Stätte die Ruhe des Gemütes." Dadurch wird auch den einzelnen Individualitäten, Ständen, Nationen eine eigene Lebensform, ein eigener Stil zugestanden. Der oberste Grundsatz ist Wahrhaftigkeit, nicht mehr scheinen wollen, als man ist.

Bei der Auswahl des Bildmaterials beschränkt sich Schultze-Naumburg auf einen begrenzten Kreis von Formen der künstlerischen Gestaltung des Lebens, auf das bürgerliche Wohnhaus und die kleinstädtische Anlage einer Ortschaft. Indem er hier das gute Alte, das Historische dem geschmacklosen Neuen entgegenhält, gibt er eine Kulturgeschichte des Bürgertums und seiner künstlerischen Lebensform, wie sie anschaulicher und reicher nicht gedacht werden kann. Obwohl er sich durchaus bewußt ist, für eine bürgerliche Mittelstandskultur einzutreten, überläßt er es dem Leser, sich an der Hand dieses Materials die Beziehung zu dem Leben, das sich in diesem Milieu vollzieht, d. h. zur Kultur selber herzustellen, an die Ruhe und Behaglichkeit eines Lebens in kleiner Stadt zu denken bei den winkeligen und geschlossenen Straßenanlagen und den gekrümmten Straßenzügen, die zum Betrachten der Häuser auffordern, an die Gemütlichkeit im Hause bei den schlichten Hausfassaden, die die wandmäßige Geschlossenheit betonen und sich nicht mit Prunk nach außen wenden, oder auch an einen gewissen nüchternen und sparsamen Sinn der Bewohner bei den zopfig klassizistischen Formen.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Kultur des Bürgertums aus seinen sichtbaren Formen aufbauen, zumal das Material dem Leser zur Hand sein müßte, wenn die einzelnen Zeichen gedeutet werden sollten. Es muß genügen, auf die Fülle an wertvollem Material für den

Kulturhistoriker hinzuweisen und den allgemeinen Gesichtspunkt anzugeben, der gerade von den angewandten Künsten zum Ganzen des Lebens hinführt.

Da aber jede wissenschaftliche Arbeit mehr oder minder eine Orientierung des besonderen Falles am Allgemeinen ist, so wäre zu wünschen, daß die kunstwissenschaftliche Literatur auch in den speziellsten Fällen diese Aussicht auf das Allgemeine nicht außer acht ließe und damit Anschluß an das Ganze der Kultur suchte. Denn wenn die Betonung des Allgemeinen und Umfassenden philosophisch genannt zu werden verdient, so ist es heute auch der Philosophie ganz gegenwärtig, daß sie ihre umfassendste Aufgabe nur durch eine Philosophie der Kultur erreichen kann. Dieser gehört die Zukunft. Daß aber die Beziehung zur Kultur in kunstwissenschaftlichen Werken auch da vorhanden ist, wo sie formell scheinbar abgelehnt wird, versuchte dieser Vorbericht zu zeigen. Ebenso wird es Pflicht dieses kulturgeschichtlichen Berichtes, wo nur Material geboten wird, die Richtlinien zur kulturgeschichtlichen Verwertung anzugeben

R. Hamann.

KLEINE MITTEILUNGEN UND NOTIZEN

Unter Mitwirkung von A. Hofmeister und Rud. Stübe hat Paul Herre in Form eines „Handbuches" soeben eine „Quellenkunde zur Weltgeschichte" erscheinen lassen (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1910). Im Gegensatz zu Langlois, der „ein bibliographisches Repertorium zur Universalgeschichte" als ein trügerisches Bastardwerk bezeichnet hat, hält Herre ein solches mit Recht für ein dringendes Bedürfnis, zumal bei dem universalen Zug der heutigen Geschichtswissenschaft. In dem endlosen Meer der immer stärker anschwellenden Geschichtsliteratur muß ein solches Orientierungsmittel höchst willkommen sein. Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser aber vor allem deshalb auf dasselbe, weil in dieser Quellenkunde die kulturgeschichtliche Literatur eine weitgehende und angemessene Berücksichtigung findet. Vollständigkeit ist bei diesem Werk natürlich nicht beabsichtigt: es soll die Kenntnis der allgemeinen Quellen und Darstellungen vermittelt werden, von denen aus der Benutzer leicht und bequem den Weg zur speziellen Literatur findet. Im Vordergrunde steht die deutsche Geschichte, die ausländische ist aber nicht vernachlässigt und besonders ausführlich für die Perioden berücksichtigt, in denen ein Volk eine bedeutende Rolle in der allgemeinen Entwicklung gespielt hat. Das Werk beschränkt sich auf die Erscheinungen in den führenden germanischen und romanischen Sprachen sowie in der lateinischen Sprache. Solche in deutscher Sprache sind übrigens durchweg bevorzugt. Zweifellos liegt in dem Näherbringen der ausländischen Literatur aber der Hauptgewinn für den deutschen Leser, ebenso wie in der Orientierung über die Literatur zur außerdeutschen Geschichte. Und hier ist denn auch die Arbeit der Herausgeber besonders schwierig gewesen, und man wird ihren Anspruch auf nachsichtige Beurteilung zumal bei der Beschränkung in räumlicher Beziehung ohne weiteres als berechtigt anerkennen. Es wäre z. B. leicht, auf kulturgeschichtlichem Gebiet für dieses oder jenes Land, etwa für die skandinavischen Länder, angebrachte Ergänzungen zu geben. Man wird dasselbe ebenso für die deutsche Kulturgeschichte tun, ja auf diesem Gebiet auch hie und da eine empfindliche Lücke feststellen können. In einem bestimmten Falle glauben wir aber an ein Versehen, etwa das Verschwinden eines Zettels. Man wird auch bezüglich der Unterscheidung des Wichtigen und Unwichtigen durch Groß- und Kleindruck (wofür das überhaupt als Muster dienende Werk von Dahlmann-Waitz vorbildlich war) nicht immer der Meinung der Herausgeber sein. Aus Dahlmann-Waitz ist übrigens eine unerklärliche fehlerhafte Angabe über Steinhausens Geschichte des deutschen Briefes übernommen: eine 3. Auflage in 3 Teilen gibt es von derselben nicht, sondern nur die erste in 2 Teilen. Derartige kleine Schönheitsfehler werden bei der 2. Auflage

leicht ausgemerzt werden können: für eine solche planen die Herausgeber eventuell auch eine Übersicht über die wichtigsten Zeitschriften. Wenn auf deren Anführung aber jetzt verzichtet wurde, so durften auch nicht einzelne Zeitschriften berücksichtigt werden. Von allen „Archiven" ist einzig das „Archiv für Schweizerische Reformationsgeschichte", von allen „Zeitschriften" nur die „Byzantinische Zeitschrift" aufgeführt worden. Indessen die Hauptsache bleibt das Geleistete; für die willkommene Gabe können wir nur dankbar sein.

Eine höchst interessante bibliographische Fundgrube insbesondere für den Kulturhistoriker ist der 1. Band des Kataloges der Nürnberger Stadtbibliothek (Nürnberg, U. E. Sebald, 1909). Dieser erste Band verzeichnet den ersten Teil der Schriften zur Geschichte, darunter auch diejenigen zur allgemeinen Kulturgeschichte. Auf die bibliothekstechnische Seite der mühevollen und verdienstlichen Arbeit gehen wir hier nicht ein: hier interessiert uns nur der aus dem Katalog hervorgehende Reichtum der Bibliothek an teilweise seltenen Quellen für die Kulturgeschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Die vorliegende Zusammenstellung ihrer Titel — von Vollständigkeit auf einem Gebiet kann selbstverständlich keine Rede sein — bietet dem Forscher ein willkommenes bibliographisches Hilfsmittel. Besonders aufmerksam machen wir an dieser Stelle auf die Briefstellerliteratur, die Titel-, Kanzlei- und Formularbücher S. 80ff., auf die heraldisch-genealogische Abteilung S. 102ff., auf die Kipper- und Wipperliteratur S. 164ff., auf die sehr reichhaltige Abteilung: Prophezeiungen, wunderbare und merkwürdige Ereignisse, Kometenerscheinungen, Prognostika, Jahreskalender usw. S. 321ff., auf die in der Abteilung: Allgemeine Staatslehre und Politik enthaltenen Schriften zur „politischen" Klugheitslehre, etwa S. 448ff., auf den Abschnitt: Aberglaube S. 490ff., auf die Trink- und grobianische Literatur S. 515ff., auf die Ehestands- und Weiberliteratur S. 525ff., auf die Abschnitte: Hof und Gesellschaft; Etikette S. 559ff., Kleidung und Trachten S. 564ff. usw. S. 557 findet sich bei dem Büchlein von Sommer (Olorinus) der Fehler: Ethnographia mundi statt Ethographia mundi. Denselben Fehler machten übrigens mehrere Bände der Janssen-Pastorschen Geschichte, worauf in Besprechungen an dieser Stelle von Steinhausen früher schon zu verschiedenen Malen hingewiesen wurde.

Unser besonderes Interesse verdienen Erörterungen über Wesen und Einrichtung der kulturhistorischen Museen, die meist als historische Museen bezeichnet werden. Wir wiesen seinerzeit auf eine wegen ihrer Ziele verdienstliche Abhandlung O. Lauffers in der „Museumskunde" (Jahrg. 1907) über das historische Museum und seinen Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen hin (vgl. Archiv Bd. 6, S. 253 ff.). Derselbe Verfasser sieht sich jetzt genötigt, gegen einen derjenigen Museologen, die auch den historischen Museen gegenüber den Standpunkt der Kunstsammlungen nicht aufgeben wollen, sich in einem Artikel derselben Zeitschrift (Jahrg. 6, S. 32ff.) energisch zu wehren (Herr Schwedeler-

Meyer und die Historischen Museen). Schw.-M. hat den Lafferschen Aufsatz von A—Z verworfen, und so bereitwillig L. zugibt, daß eine Reihe seiner früher vorgetragenen Anschauungen fehlerhaft sei, wie er auch selbst später erkannt habe, und so gern er alle Korrekturen anzunehmen geneigt ist, so scharf weist er den Ton und die Art der Sch.-M.schen Polemik zurück. In der Tat sollte man das Bemühen L.s, die historischen Museen höher entwickeln zu helfen, unbeschadet einzelner Meinungsverschiedenheiten, nach Kräften unterstützen. Mit Recht legt L. „Verwahrung ein gegen das Bestreben, sie in Bausch und Bogen als ‚Rumpelkammern' oder ‚Räuberhöhlen' verächtlich zu machen". — Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit die Laufferschen Berichte über das Museum für hamburgische Geschichte für 1908 und 1909 (Hamburg 1909/10), die von der ersprießlichen Tätigkeit des Museumsleiters Zeugnis ablegen. Gleichzeitig ist Nr. 1 der Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte erschienen. Den Inhalt bildet eine mit Bildern und Karten reich ausgestattete, sehr tüchtige Arbeit von Willi Peßler, Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, vornehmlich im Hamburgischen Amte Ritzebüttel. P. hat bekanntlich auf dem Gebiet der Hausforschung sich schon früher trefflich bewährt.

Die Prähistorie gehört im allgemeinen nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift, aber soweit man sie mit der historischen Entwicklung der Menschheit in Zusammenhang bringen kann, darf ihr auch das besondere Interesse der Historiker nicht fehlen. Auf diesen Zusammenhang weist ein Artikel: L'héritage des temps primitifs, den C. Jullian in der Revue bleue (1909, 16. und 23. Januar) veröffentlicht, direkt hin. Er findet in den prähistorischen Betätigungen und Leistungen die Vorstadien aller Elemente der menschlichen Kultur.

Ein Aufsatz R. Mielkes in der Zeitschrift für Ethnologie (Jahrg. 40, H. 4) (Ein merkwürdiger Totenbrauch) beschäftigt sich mit der Bestattung in sitzender Stellung, die z. B. hervorragenden Toten in nordischer Vorzeit zuteil wurde. Auch aus der so reichen Literatur über vorgeschichtliche Bestattung werden Fälle angeführt, bei denen ein sitzender Hocker nachgewiesen ist. Die zugrundeliegenden Vorstellungen ergeben sich aus der Bedeutung, die dem Sitzen überhaupt innewohnt (Wichtigkeit des Stuhls, Attribut der Macht). Dem Toten wollte man die Macht durch Bestattung in sitzender Haltung gewährleisten.

Aus dem Journal of the Royal Asiatic Society (1909, Juli und Oktober) erwähnen wir die Artikel von H. G. Jacobi, H. Oldenberg und A. Berriedale Keith, On the antiquity of Vedic culture.

In der Revue historique (t. 101, II) entwirft H. de Genouillac unter dem Titel: Une cité du Bas-Euphrate au quatrième millénaire ein anziehendes und vielseitiges Kulturbild aus der Zeit um 3500 bis 3200 v. Chr. Es handelt sich um die einstige Stadt Lagas, deren Stätte jetzt Tello heißt. Auf Grund der durch die Ausgrabungen E. de Sarzecs

zu tage geförderten Dokumente (Tontafeln) schildert G. die Hierarchie, das Leben und den Kult in dieser Stadt.

Allgemeines Interesse wird die Abhandlung finden, die F. Delitzsch im Alten Orient (Jahrg. 11, Heft 1) über Asurbanipal und die assyrische Kultur seiner Zeit veröffentlicht, ebenso sein in der Deutschen Revue (1910, Januar) erschienener Aufsatz: Das Land ohne Heimkehr: die Gedanken der Babylonier-Assyrer über Tod und Jenseits nebst Schlußfolgerungen. Danach beruhen unsere auf das Neue Testament sich gründenden Vorstellungen von Hölle und Paradies, von Dämonen und Teufeln auf babylonischen Spekulationen. Auch die Bestattungsgebräuche werden berührt. Erdbestattung ist das Übliche.

In den Mitteilungen der Vereinigung der Saalburgfreunde (Nr. 18/9) bringt J. Kurth Einiges über die Totenausstattung im alten Ägypten.

Aus der Bibliothèque universelle et Revue suisse (Nr. 162, 1909, Juni) notieren wir die Arbeit von R. Bornand, Les débuts de la civilisation en Canaan.

A. Bayets Arbeit: La civilisation de la Crète ancienne (Revue de l'université de Bruxelles 1908/9, Nr. 4/5) bestreitet die angebliche große Bedeutung der Phönizier für die griechische Kultur und stellt diejenige der Kreter ins rechte Licht.

Allgemeingeschichtlichen Charakter tragen die Aufsätze Ph. Hausers über Griechen und Semiten in der Kulturgeschichte (Les Grecs et les Sémites dans l'histoire de l'humanité) (La Nouvelle Revue 1909, 1. Januar bis 15. August).

Die Xenien (1910, Heft 6) bringen einen Aufsatz von W. Jerusalem, Altgriechisches Kleinleben.

W. Schubarts in den Preußischen Jahrbüchern (Bd. 137, H. 3) veröffentlichter Aufsatz: Neues aus dem alten Alexandrien beruht auf den aus Alexandrien stammenden Urkunden, die man auf dem Friedhofe von Abusir el mäläq in Oberägypten entdeckt hat. Was wir bis jetzt davon kennen, reicht vom 6. bis zum 26. Jahre des Augustus. Die Urkunden geben „reichen Aufschluß über die Bevölkerung und ihr tägliches Treiben“ und führen uns ein buntes Bild aus der größten Stadt des Ostens vor Augen“.

Th. Birts „Skizze zur römischen Kulturgeschichte“: Die Römerin (Deutsche Rundschau Jahrg. 35, H. 8) will nur „ein flüchtiger Aufriß“ sein. B. will versuchen, den Zeitgenossinnen des Scipio, Cäsar und Trajan einmal etwas näher zu treten, und gibt Schilderungen von der Ehe, deren Bande sehr gelockert waren, von Putz und Kleidung der Frauen, von ihrer Bildung usw. Die römische Geschichte sei im übrigen Männergeschichte.

In der English Historical Review (1909, Okt.) setzt H. Howorth seine bereits erwähnte Abhandlung: The Germans of Caesar fort: diese

„Germanen" seien zu beiden Ufern des Rheins damals im wesentlichen Kelten gewesen.

Beachtung verdient die Abhandlung von R. Much, Die germanischen Frauen in der Schlacht (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien Bd. 39, Nr. 3/4).

Einen brauchbaren, handlichen Führer durch die deutschen Altertümer von den ältesten Zeiten bis ins Mittelalter hinein stellen Herm. Fischers Grundzüge der deutschen Altertumskunde (Wissenschaft und Bildung, 40. Bändchen, Leipzig, Quelle u. Meyer, 1908) dar. F. orientiert in etwas nüchterner und auch nicht immer erschöpfender, aber meist zuverlässiger und kritischer Weise über Land und Leute, Ansiedlung, Haus und Hausgeräte, Kleidung und Körperpflege, Kulturpflanzen und Haustiere, Essen und Trinken, öffentliche Verhältnisse, Familie, Gewerbe und Handel, Unterhaltung und Belustigung, Götterglaube und Gottesdienst, Zeitrechnung, Kriegswesen und Bewaffnung. Bei aller Anerkennung des Gebotenen muß man aber gegen die übertriebene Lobpreisung, die dem Buch von einer Seite zuteil geworden ist, Einspruch erheben. Es fehlt namentlich bezüglich der späteren Zeiten nicht an bedenklichen Stellen. Der Ausfall Fischers gegen die Kulturhistoriker trifft gerade die wenigen wissenschaftlich fundierten Werke auf diesem Gebiet, die Fischer anscheinend ignoriert, nicht. Er hat wohl nur die Scherr, Henne am Rhyn usw. im Auge.

Von Theodor Lindners Weltgeschichte seit der Völkerwanderung liegt der siebente Band (Amerika; Europa bis zum Beginn der französischen Revolution; Die Revolution und die Republik; Napoleon) vor (Stuttgart und Berlin 1910, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). Im Gegensatz zu der ausführlichen Besprechung, der wir die einzelnen früher erschienenen Bände unterzogen, begnügen wir uns diesmal mit einem kurzen Hinweis, da der Inhalt des Bandes in weit überwiegendem Maße ein politisch-historischer ist. Das hindert natürlich nicht, daß wir die Leistung des Verfassers, seine Beherrschung des weitschichtigen Stoffes, seine Kunst der zusammenfassenden Darstellung und die Weite seiner Gesichtspunkte aufs neue mit Wärme anerkennen. Auch fehlt es nicht ganz an kulturgeschichtlichen Partien oder kulturgeschichtlichen Umblicken; insbesondere bieten die beiden ersten Abschnitte des ersten Buches (Amerika) und das zweite Buch (Europa bis zum Beginn der französischen Revolution) sowie der Abschnitt über die Vorgeschichte der Revolution mancherlei in dieser Beziehung.

Ein im Zusammenhang bisher nicht behandeltes, kulturgeschichtlich äußerst ergiebiges Thema hat sich Georg Steinhausen mit seinem Aufsatz: Die Deutschen im Urteil des Auslandes (Deutsche Rundschau Jahrg. 36, Heft 3 und 4) gewählt. Er weist nach, daß die heutige Unbeliebtheit der Deutschen ein altes Inventarstück der Geschichte ist, erklärt sie historisch und verfolgt überhaupt die Beurteilung der Deutschen von den Römerzeiten an durch die Jahrhunderte. Ein wichtiges

Moment ist, daß die römische Anschauung von den germanischen Barbaren von den Romanen gegenüber den Nordländern, vor allem gegenüber den späteren Deutschen festgehalten wurde und bis heute nachwirkt. Die lange dauernde kulturelle Überlegenheit der Romanen wurde auch erst spät von den Deutschen überwunden, und erst seit dem 18. Jahrhundert erblühte eine hohe nationale Geisteskultur, der sich die anderen Völker beugten. Aber die Anerkennung dieser Kultur wurde wieder durch den Neid auf die neuen nationalen, politischen und wirtschaftlichen Errungenschaften der Deutschen im 19. Jahrhundert zurückgedrängt. Dauernd werden wir wegen der mangelnden Lebenskultur von den Romanen herabgesetzt. — Bald nach dieser Studie hat H. Liebmann in gründlicher und umfassender Weise ein ähnliches Thema, aber unter Beschränkung auf eine bestimmte Zeit und auf italienische Beurteiler behandelt (Deutsches Land und Volk nach italienischen Berichterstattern der Reformationszeit) (teilweise Jenaer Dissertation 1910, dann vollständig Berlin, Ebering, 1910). Er faßt anderseits seine Aufgabe in weitem Sinne und in voller Breite, indem er die Äußerungen und Berichte über die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands im allgemeinen wie der einzelnen deutschen Landschaften behandelt und ebenso zusammenstellt, was über Leben und Treiben des Volkes in seiner Gesamtheit wie in seinen einzelnen Ständen berichtet wird. An Kritik läßt er es nicht fehlen. Im übrigen deckt sich sein Resultat für die Gesamtbeurteilung mit dem Steinhausens, daß nämlich fast in allen Berichten der Unterton durchklingt, daß man es bei den Deutschen mit einem rückständigen Volk, mit Barbaren zu tun habe.

G. Schmoller erörtert in seinen Ausführungen über die tatsächliche Entwickelung der deutschen Städte im Mittelalter (Sitzungsberichte der preuß. Akademie der Wissenschaften, Philosoph.-histor. Klasse, 1910, No. 3) „die Geschichte der Marktprivilegien, die Ausbildung von Jahrmarkt und Wochenmarkt, die Entstehung des Wortes 'Stadt', die baugeschichtliche Seite der Stadtentwickelung und die Resultate der neueren Untersuchungen über den Gang der städtischen Bevölkerung im ganzen und im einzelnen. Er sucht zu zeigen, daß diese Resultate für die ganze Beurteilung der deutschen Geschichte von Bedeutung seien."

In den Deutschen Geschichtsblättern (Bd. 10, H. 4) handelt R. Jecht über die Pflichten eines mittelalterlichen Bürgermeisters.

Der Aufsatz von R. Hoeniger, Der 30jährige Krieg und die deutsche Kultur (Preußische Jahrbücher Bd. 138, H. 3) verficht ausführlicher, aber teilweise vielleicht zu weitgehend, eine Anschauung, die zuletzt von G. Steinhausen in dessen Geschichte der deutschen Kultur (S. 568—575) maßvoll vertreten und eingehend begründet wurde, übrigens unter Berücksichtigung aller Seiten des Kulturlebens, besonders des sittlichen und geistigen Lebens, nicht nur, wie bei Hoeniger, im wesentlichen unter Beschränkung auf das wirtschaftliche Gebiet. Stein-

hausen aber wird sonderbarerweise von Hoeniger gerade nicht als Vorgänger angeführt, nur Erdmannsdörffer (der aber „nicht entschieden genug von der alten Auffassung sich losgewunden" habe) und Haendcke. Genannt wird Steinhausen nur gelegentlich einer von ihm angeführten Stelle aus Sommers Ethographia — natürlich schreibt auch Hoeniger wiederum Ethnographia (vgl. in diesem Heft oben S. 502). H. hat die Absicht, „weit über die bisherigen Anläufe (!) hinaus die Gesamtanschauung über den Umfang der Kriegsschädigungen und über ihre Bedeutung für unsere Kulturentwicklung überwinden zu helfen". Er sucht nachzuweisen, „daß schon die zeitgenössische Überlieferung (was ja bereits Erdmannsdörffer erkannt hat) in ungewöhnlich starkem Maße übertreibende Entstellungen des wirklichen Tatbestandes aufweist, und daß die späteren Zutaten eine weitere Umgestaltung ins Grauenhafte verursachten", „daß die wirklichen Kriegsverwüstungen an das behauptete Ausmaß nicht entfernt heranreichten", „endlich daß der schwere Druck, der im 17. Jahrhundert unzweifelhaft auf Deutschland lastet, aus andern Quellen stammt als aus dem 30jährigen Krieg". Bezüglich des zweiten Punktes bedarf es entschieden einer genaueren Untersuchung, als H. sie für nötig erachtet. Es ist doch bereits eine große Anzahl von lokalgeschichtlichen Arbeiten über die Zerstörung und die wirtschaftliche Schädigung durch den Krieg, gerade auch in den letzten Jahren, erschienen, die bei weitem nicht alle von H. verwertet sind, und es bedarf zur völligen Lösung der Frage noch weiter solcher Spezialuntersuchungen. Was den auch von Steinhausen behaupteten wirtschaftlichen Rückgang bereits vor dem Kriege betrifft, so hat diesen Punkt neuerdings auch v. Below in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Bd. 7 H. 1) berührt (Die Frage des Rückgangs der wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands vor dem 30jährigen Krieg). Der betreffende Artikel, der eine Besprechung zweier Werke darstellt, beschäftigt sich insbesondere mit Gotheins Schrift: Deutschland vor dem 30jährigen Krieg. Gothein hat als einer der ersten einen Rückgang der deutschen Wirtschaft schon vor dem Kriege angenommen. Below streitet dieser Anschauung eine gewisse Berechtigung nicht ab, glaubt aber heute vor dem andern Extrem warnen zu sollen. Gotheins Schrift biete selbst Material für die Einschränkung jener Anschauung. Den wirtschaftlichen Niedergang der Städte lange vor dem Kriege hat übrigens neuerdings wieder Gebauer in seiner Arbeit: Alt- und Neustadt Brandenburg zur Zeit des 30jährigen Krieges (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Bd. 22, 1. Hälfte) zu erweisen gesucht.

Einen Reisebericht über Teile von Deutschland und Holland im Jahre 1636 veröffentlicht K. Schottmüller in Heft 52 der Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins (Reiseeindrücke aus Danzig, Lübeck, Hamburg und Holland 1636). Der Bericht stammt von dem französischen Gesandtschaftssekretär Ogier und ist in seinem ersten

Teil bereits 1656 gedruckt. Hier handelt es sich um die wieder aufgefundene Fortsetzung.

Auf einer in der Nürnberger Stadtbibliothek befindlichen Handschrift: „Meine Reisen durch Deutschland und Holland" beruht die interessante Darbietung E. Reickes: Eine Nürnberger Reisebeschreibung aus der Wertherzeit (Unterhaltungsblatt des Fränkischen Kurier Jahrgang 57, Nr. 15, 17, 19, 21, 23, 25). Die Reisebeschreibung setzt sich aus Abschriften von Briefen des Reisenden selbst (des 20jährigen Sohnes des Nürnberger Münzmeisters Riedner) wie seiner mit ihm korrespondierenden Freunde zusammen. R. betont den hohen Grad von Herzens- und Geistesbildung, der aus allen diesen Briefen spricht, vor allem aber den empfindsamen Charakter, den sie zumal in den Äußerungen der Freundschaft — ganz im Geiste der Zeit — tragen. Die Reise ist 1780 unternommen worden. Die Mitteilungen über R.s Reise im einzelnen, über seine Erlebnisse und Beobachtungen sind vielfach beachtenswert.

Zu einem von uns (Bd. 5, S. 495f.) näher besprochenen Aufsatz: Zur Kulturgeschichte des Straßburger Münsters i. 15. Jahrh. veröffentlicht O. Winckelmann in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (N. F. Bd. 24, H. 2) Nachträge, in denen er sich gegen eine in den Historisch-politischen Blättern (Bd. 140) erschienene Kritik seines Aufsatzes wendet. Er habe keineswegs die behandelten kirchlichen Mißstände gegen Ende des Mittelalters zu schwarz, sondern sachlich und quellenmäßig geschildert. Auf die Einzelheiten — vor allem handelt es sich auch um den sonderbaren „Roraffen" im Münster — kann hier nicht eingegangen werden.

Die Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen bringen in ihrem 32. Heft zunächst einen namentlich für die Wirtschaftsgeschichte förderlichen Beitrag von K. H. Schäfer, Geschichte des Oberhofes Eickenscheidt im Gebiete der gefürsteten Reichsabtei Essen mit besonderer Rücksicht auf die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Dieser mehr als tausend Jahre alte Hof erschien „zu einer genaueren Darstellung der abteilichen Güterverwaltung und des alten Essener Hofrechts vorzüglich geeignet"; die Quellen dazu flossen reichlich. Von den weiteren Beiträgen notieren wir: Das eheliche Güterrecht im alten Essen von Heinemann; Preußische Werber in der Stadt Essen im 18. Jahrhundert von H. v. Glümer; Dr. Karl Arnold Kortum (der Dichter der Jobsiade), Beiträge zur Geschichte seines Lebens und Wirkens von W. Grevel.

Einen recht interessanten Beitrag steuert H. Richter zu den Hansischen Geschichtsblättern (1909, H. 2) bei: Ein Blick in das städtische Leben Westfalens im 13. Jahrhundert nach dem Palpanista (des Notars Bernhard von der Geist).

Von dem eifrigen Dortmunder Lokalforscher A. Meininghaus, dessen Arbeiten wir hier schon wiederholt erwähnt haben, liegt wieder eine Reihe kleinerer Arbeiten vor, auf die wir aber im einzelnen nicht näher eingehen können. Wir nennen: Das „Haus zum Spiegel" am Markt zu

Dortmund (Dortmundisches Magazin Nr. 17); Der Freistuhl auf dem Könighofe vor Dortmund (Aus: Rhein.-Westf. Ztg. 1909, 9./10. Mai); Die Entstehung des Dortmunder Freigerichts (S.-A. ohne weitere Angabe, wohl ebenfalls aus Rhein.-Westf. Ztg.); Der Freistuhl zu Dortmund im Jahre 1742 (Westfäl. Magazin Jahrg. 2, Nr. 4) — alle diese Arbeiten finden ihre Ergänzung in M.s Arbeit: Die Dortmunder Freistühle und ihre Freigrafen (Beiträge z. Gesch. Dortmunds Bd. 19) —; Das Dortmunder Stadtwappen (Westfäl. Magazin Jahrg. 2, Nr. 2); Zur Tinktur des Dortmunder Stadtwappens (Ebenda Nr. 9); Das Dortmunder Banner (Ebenda Nr. 10); Von den Dortmunder Stadtfarben (Aus: Generalanzeiger für Dortmund 1910, 13. Juni); Kuckelkestraße und Kuckelketor im alten Dortmund (Aus: „Mußestunden" [Dortm. Ztg., Beil.] 1910, 6. Juli); Eine Inschriftenfälschung am Brackeler Hellweg (Westf. Magazin Jahrg. 2, Nr. 3).

In der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde (Bd. 43) veröffentlicht F. Küch eine Quelle zur Geschichte des Landgrafen Ludwigs I., die die Beachtung auch des Kulturhistorikers verdient. Es handelt sich um den Jahrgang 1430/1 der Ausgaberegister des Kammerschreibers Schrunter. Abgesehen von guten Einblicken in die politischen Verhältnisse der Zeit, erhalten wir solche in die Zustände am landgräflichen Hofe (Hofleben, Hofstaat und Hofgesinde, Hofkleidung, Musik, Kunstübung, Bauten, Feste, Jagden, Bäder, Reisen und Wallfahrten).

Der Geschichts- und Altertumsverein zu Friedberg i. H. publiziert zwei kleine Schriften von Ferdinand Dreher: Das Städtische Archiv zu Friedberg i. d. W. 1273—1910, ein Umriß seiner Geschichte und Bestände (Friedberg 1910) und Aus der Geschichte des Badewesens, zwanglose Skizzen mit besonderer Rücksicht auf das mittelalterliche Friedberg nebst einem Plane der Stadtbefestigungen (ebenda 1909).

Aus dem Jahresbericht des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 1908 (erschienen 1909) erwähnen wir den Beitrag E. Mummenhoffs, Die Geschichte der Juden in Nürnberg bis zum Jahre 1499 2) Lokal- und Kulturgeschichtliches.

Von den Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte liegen uns einige Hefte (als letztes das 5.) vor (Leipzig, anfangs Breitkopf u. Härtel, dann H. A. L. Degener in Kommission). Die Zurückhaltung, die dem Unternehmen gegenüber von Historikern und insbesondere von Archivaren vielfach geübt worden ist, soll hier auf ihre Berechtigung nicht näher geprüft werden. Überhaupt fällt ja die Genealogie an sich aus dem Rahmen der vom ‚Archiv' zu vertretenden Aufgaben. Für die Kulturhistoriker ergibt sich an diesem ganzen Gebiet nur unter bestimmten Bedingungen ein direktes, häufig natürlich ein indirektes Interesse. Familiengeschichte kann, ganz abgesehen von dem etwaigen kulturgeschichtlichen Stoffmaterial, das Familienchroniken, Tagebücher, Briefe usw. bieten, abgesehen auch

von der kulturgeschichtlichen Bedeutung bestimmter Familienmitglieder, wesentlich kulturgeschichtlich gerichtet sein: sie wird allerdings in der Regel äußerlich und von persönlich-familienhaften Interessen aus betrieben. Anderseits kann die Zusammenfassung genealogischen Materials, wie sie z. B. für eine ganze Stadt versucht ist, interessante sozialgeschichtliche Ergebnisse liefern. Einen allgemeinen Hinweis auf die Zentralstelle wollen wir jedenfalls nicht unterlassen, wenn auch in den uns nicht ganz vollständig vorliegenden „Mitteilungen" kulturgeschichtliche Interessen nicht allzu sehr berührt werden.

Zur Kulturgeschichte Italiens verzeichnen wir folgende Zeitschriftenbeiträge: A. O. Meyer, Einiges über den italienischen Volkscharakter (Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde Bd. 11, H. 1); M. Wackernagel, Die Spuren mittelalterlicher Mönchskultur in Süditalien (Hochland Jahrg. 7, H. 12); J. Mesnil, La civilisation florentine au 15e siècle (Mercure de France 1909, 16. Febr.); J. de Lahondès, Un voyage en Italie en 1729 (Revue des Pyrénées t. 21, no. 4).

Von Ludwig Pastors Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters ist der fünfte Band erschienen, der die Zeit Pauls III. (1534—1549) d. h. den Übergang zur Periode der katholischen Reformation und Restauration behandelt (Freiburg i. Br., Herder, 1909). Über die früheren Bände des grundlegenden und für katholische wie protestantische Historiker unentbehrlichen Werkes haben wir eingehend berichtet. Der vorliegende bringt, so wichtig er sonst ist, für die Kulturgeschichte im engeren Sinne nur wenig. Dahin gehört z. B. die Partie über die wiederauflebenden Karnevalsfeste und die noch immer vorherrschenden weltlichen Neigungen des Papstes. Seine Zeit war eben eine solche des Übergangs. „Noch wirkte die Renaissance mächtig nach, und die neuen kirchlichen Tendenzen begegneten einem starken Widerstande." Weiter ist auf das Schlußkapitel: Paul III. als Mäcen von Wissenschaft und Kunst hinzuweisen. Wieder zeigt sich der Übergangscharakter. „Der Übergang aus dem schöngeistigen Jahrhundert Leos X. in eine mehr von kirchlich-theologischen Interessen bewegte Zeit konnte indessen unter einem Papst, der im humanistischen Lager groß geworden war, nur stufenweise erfolgen." Von einem umfassenden Mäcenat ist aber auch nicht mehr die Rede. Ausführlich behandelt Pastor das Hauptwerk der Malerei, welches Paul III. seine Entstehung verdankte, Michelangelos Jüngstes Gericht, und den Neubau der Peterskirche. — Von den 14 übrigen Kapiteln des Buches wird die Historiker das siebente, Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu, besonders beschäftigen.

Auf die Arbeiten Ch.-V. Langlois' gründet sich der Artikel G. Raynauds, La société et la vie en France au moyen âge (Journal des savants 1909, Mai).

Aus der Revue historique de Bordeaux (1909, Mai/Juni) notieren wir den Beitrag P. Courteaults, Les impressions d'un Parisien à

Bordeaux en 1669. Es handelt sich um den Arzt und Architekten Claude Perrault.

Mit dem neuerdings mehrfach untersuchten chinesischen Einfluß im 18. Jahrhundert beschäftigen sich die gleichbetitelten Aufsätze von H. Cordier (Académie des inscriptions et belles-lettres, Comptes Rendus 1908, November) und von R. Kœchlin (Gazette des beaux arts 1910, August) (La Chine en France au XVIIIe s.).

Den französischen Kultureinfluß auf Flandern behandelt im Bulletin de la classe des lettres de l'Académie royale de Belgique (1908, no. 4) M. Wilmotte (La culture française en Flandre: le passé et le présent).

Ch. Petit-Dutaillis schließt seine Arbeit: Documents nouveaux sur l'histoire sociale des Pays-Bas au 15e siècle in den Annales de l'Est et du Nord (1908, Nr. 4, nicht, wie Archiv Bd. 7, S. 115 bemerkt, Nr. 3) ab.

Die Bijdragen voor vaderlandsche Geschiedenis (4. R. IX, 1/2) bringen einen wirtschaftsgeschichtlich bemerkenswerten Artikel von A. Zijp, Jets over den economischen toestand van Alkmar in 1514.

Den Einfluß der französischen Renaissancekultur auf England schildert in der Fortnightly Review (1909, Juni) Sidney Lee (French Culture and Tudor England).

Nordeuropa in der Vorstellung Adams von Bremen betitelt sich eine Arbeit, die H. Krabbo in den Hansischen Geschichtsblättern (1909, Nr. 1) veröffentlicht.

Aus dem Arkiv for Nordisk Filologi (N. F. 22, 2) verzeichnen wir die Bemerkungen Th. Hjelmqvists zu Olriks bekanntem Werk (Anmälan av „Axel Olrik, Nordisk Aandsliv i Vikingetiden og tidlig Middelalder").

Über Wesen und Aufgaben der Volkskunde handelt, wie wir etwas verspätet mitteilen, klar und anregend E. Mogk in den Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (1907, Nov.). Das Verhältnis zur Kulturgeschichte erscheint uns freilich immer noch nicht genügend geklärt. Wir wollen aber einen bezüglichen Satz Mogks herausheben: „Mit (diesen) Reflexäußerungen psychischer Association hat sich die Volkskunde zu beschäftigen, und hierin stellt sie sich in Gegensatz zur Geschichte und besonders zur Kulturgeschichte, in der der abwägende Verstand des Individuums bestimmend ist". — Auf die volkskundliche Arbeit in einem bestimmten Lande beschränkt sich der gut orientierende Vortrag Ed. Hoffmann-Krayers über Wege und Ziele schweizerischer Volkskunde (Schweizer. Archiv f. Volkskunde Bd. 12, S. 241 ff.). Die bewußte Spezialforschung setzt um die Wende des 18. Jahrhunderts ein und zwar auch in der Schweiz bei der Volkspoesie, und seitdem ist, wie H.-K. im einzelnen aufführt, ein gut Stück Arbeit geleistet worden. Er umschreibt dann die weiteren Aufgaben, die noch der Lösung harren. — Wir nennen noch eine entsprechende Arbeit von G. Worms,

Über deutsche Volkskunde in den Ostseeprovinzen (in: Arbeiten des ersten Baltischen Historikertages zu Riga, Riga 1909, S. 141--150).

Zahlreich sind wieder die Arbeiten zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenprozesse, auch, worauf es am meisten ankommt, für die frühere Zeit. Außer einem Beitrag von A. Leroux, bei dem es sich nicht um eine weibliche Angeschuldigte handelt (Information secrète contre un curé du Bas-Limousin accusé de malefices 1475, Annales du midi 1909, Januar) verzeichnen wir die folgenden: Reymond, Cas de sorcellerie en pays fribourgeois au 15e siècle (Schweizer. Archiv für Volkskunde Jahrg. 13, H. 2); A. Hocquet, Documents des archives de Tournai concernant la sorcellerie (Prozeß von 1459) (Revue tournaisienne 1908, Nr. 2); A. M. Koeniger, Zum Kapitel Hexenprozesse (Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg Jahrg. 33); E. Balzer, Die Bräunlinger Hexenprozesse, und A. Hellwig, Der Hexenmord zu Forchheim (Alemannia Bd. 38, H. 1/2); R. Winckler, Über Hexenwesen und Hexenprozesse in Estland während der Schwedenherrschaft (Prozesse von 1622—1650 und 1695—1701) (Baltische Monatsschrift Jahrg. 67, H. 5). — N. Paulus ferner beschäftigt sich auf Grund einer Arbeit von P. Schweizer mit dem Hexenwahn der Zwinglianer, nicht ohne Tendenz (Histor.-polit. Blätter Bd. 144, H. 8).

Von besonderer Bedeutung ist die Abhandlung F. v. Bezolds über Jean Bodin als Okkultist und seine Démonomanie (Historische Zeitschrift Bd. 105, H. 1). Es handelt sich um das Problem, das der schreiende Widerspruch zwischen dem kühnen Freidenker und dem bornierten Hexenverfolger Bodin bietet. Der Okkultismus ist eben vom ganzen Denken und Fühlen des 16. Jahrhunderts nicht zu trennen. Bezold geht nun „den Anfängen und der Entwicklung jener okkultistischen Interessen nach, denen der berühmte Publizist sein ganzes Leben hindurch nur zu sehr treu geblieben ist“. Er stützt sich dabei vor allem auf Bodins Démonomanie, „die sich überhaupt bei näherer Betrachtung als ein höchst persönliches Buch darstellt“. Er tut überzeugend dar, „daß dabei persönliche innere Erlebnisse des Verfassers bedeutsam mit ins Spiel kommen“. Alle Einzelheiten müssen hier beiseite bleiben.

Zur Geschichte des Schulwesens liegt eine ganze Anzahl von Zeitschriftenaufsätzen vor. Das antike Schulwesen betreffen diejenigen von A. Brinkmann, Aus dem antiken Schulunterricht (Rhein. Museum f. Philolog. N. F. 65, 1); P. E. Sonnenburg, Aus dem antiken Schulleben (nach Papyrusfunden) (Das humanistische Gymnasium 20, 5/6); Bouché-Leclercq, L'Université d'Athènes sous les empereurs (La Revue de Paris 1909, 15. Juni); F. Schemmel, Die Hochschule von Alexandria im 4. und 5. Jahrhundert p. Chr. n. (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Gesch. u. D. Litt. Jahrg. 12, H. 8); A. Müller, Studentenleben im 4. Jahrh. n. Chr. (Philologus 69, 2). Für das Mittelalter kommt die Fortsetzung der Arbeit von E. Habel über

Johannes de Garlandia, einen Schulmann des 13. Jahrhunderts in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte (Jahrg. 19, H. 2) in Betracht. Vom Mittelalter zur Neuzeit führt die mit den Schulen des 14. Jahrhunderts einsetzende Arbeit von B. Bois, Recherches historiques sur l'enseignement primaire en Anjou des origines jusqu' à nos jours (Revue de l'Anjou 1908, no. 4—6; 1909, no. 3 und folgende) sowie diejenige von C. van den Haute, Les libraires et maîtres d'école de Bruges du XVe au XVIIe siècle (Annales de la société d'émulation de Bruges 1909, no. 1). A. L. Veit behandelt im Katholik (Jahrg. 89, H. 5/6) das Volksschulwesen in Kurmainz unter Erzbischof Johann Philipp von Schönborn 1647—1673 (auch als Dissertation erschienen). R. Reuß beendet in den Annales de l'Est et du Nord (5, 1909, no. 3) seine hier schon erwähnte Arbeit: Notes sur l'instruction primaire en Alsace pendant la révolution.

Die Geschichte der Erziehung im allgemeinen fördern die Arbeiten von G. Lefèvre, L'éducation des filles au XVIIe siècle, Fénélon, Mme. de Maintenon (Revue pédagogique 1909, 15. Juni); E. Reichel, Gottscheds Stellung in der Geschichte des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens (Mitteilungen der Gesellschaft f. deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte Jahrg. 19, H. 2); Th. Hartwig, Instruktion für Erziehung des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel (Zeitschrift des Vereins f. hessische Geschichte Bd. 43).

Wilhelm Stiedas Beitrag: Zur sächsischen Gelehrtengeschichte (Berichte über die Verhandlungen der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Philol.-histor. Klasse, Bd. 62, H. 3) geht von der Besetzung der kameralistischen Professur in Greifswald aus, bei der auch der Magister Hoffmann in Leipzig und der bedeutendere J. G. Steinhäuser in Plauen zur Wahl standen. Die auf deren Bewerbung sich beziehenden Schreiben (1798/99) werden zum Abdruck gebracht. Die Kameralwissenschaft hielt man damals offenbar für eine Naturwissenschaft.

Weniger zur Geistes- als zur Sittengeschichte gehören die nachfolgend verzeichneten studentengeschichtlichen Beiträge. Fabricius hat seine guten Quellenkenntnisse zur Abfassung eines Festspiels beim Gießener Universitätsjubiläum: Eine Deposition im 17. Jahrhundert (München 1909, Sonderabdr. aus den „Academ. Monatsheften" Jahrg. 25, H. 12) verwandt. Er läßt dabei den alten Ritus depositionis in einer getreuen Nachbildung wieder aufleben. — W. Bruchmüller will in seiner Abhandlung: Ein Propatriaskandal zwischen Leipziger und Hallenser Studenten aus dem Jahre 1803 und seine Untersuchungsergebnisse für das damalige studentische Verbindungswesen in Leipzig (Sonderabdruck aus Studium Lipsiense, Berlin 1909) „die veralteten und überlebten Orden und die rudimentären Anfänge der neuen Landsmannschaften kurz vor der vollen Umwandlung des alten studen-

tischen Verbindungswesens in modernere Formen nebeneinander in einem deutlichen Ausschnitt zeigen". — K. Konrad stellt in den „Academischen Monatsheften" (1909, 1. Juni) in anregender Weise dar, was er mit vielem Spürsinn über die Beziehungen des Studententums zum Aberglauben gesammelt hat (Studentenschaft und Aberglaube, ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Studententums). Der Student erscheint einerseits als abhängig vom Aberglauben seiner Zeit, anderseits aber als pfiffiger Spekulant auf den Aberglauben der Mitmenschen. Natürlich sind alle die Historien und Vorfälle, wie der Verfasser auch selbst sagt, nicht sowohl für das Studententum als für den befangenen Zeitgeist der vergangenen Jahrhunderte überhaupt charakteristisch. — Derselbe Verfasser stellt allerlei „Mosaikstückchen" über die nicht unbedeutende Rolle der Jagd im Leben der deutschen Studenten früherer Zeit (Weidmannsheil und alte Burschenherrlichkeit) in der Deutschen Jägerzeitung (Bd. 54, Nr. 14) zusammen und ergänzt damit die ebenda (Bd. 51, Nr. 28 und Bd. 52, Nr. 33) unter gleichem Titel gegebenen Bilder.

In der Zeitschrift für hessische Geschichte (Bd. 43) behandelt M. Falckenheiner das Stammbuch eines Marburger Studenten aus dem Jahre 1576, das sich im Besitz der Göttinger Bibliothek befindet. Der Wert beruht auf dem Alter des Buches und seiner Einzeichnungen, ferner auf der farbigen Abbildung des Eigentümers in Marburger Studententracht.

Die kulturgeschichtlich so ergiebigen Publikationen von Privatbriefen werden u. a. durch die beiden folgenden vermehrt: O. Schütte, Vier Liebesbriefe einer Braunschweigerin vom Jahre 1642 und 1643 (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Jahrg. 19, S. 423/26), und Th. Renaud, Zwölf Briefe von 1753—1787 aus dem Nachlasse des Pfarrers Philipp Patrick in Romansweiler (Jahrbuch f. Gesch., Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 1909). Die letzteren — interessante Familienbriefe, teilweise aus Amerika — ergänzen das im Jahrbuche von 1906 und 1908 mitgeteilte Tagebuch des Magisters Patrick.

Für die Kenntnis der Lebenshaltung sind oft Testamente von Interesse. Auf ein solches gründet sich die in den Deutschen Geschichtsblättern (Bd. 10, H. 11/12) erschienene Arbeit W. Hoppes, Ein Domherr am Ausgang des 13. Jahrhunderts (Dietrich von Torgau).

In das mittelalterliche Privatleben führen die Haushaltsaufzeichnungen eines Münchener Arztes (Sigism. Gotzkirchner) aus dem 15. Jahrhundert (um 1460) ein, mit denen uns Paul Lehmann in den Sitzungsberichten der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften (Philos.-philolog. u. histor. Klasse, 1909, Abhandl. 5) bekannt macht.

Ähnlichen Wert haben die häuslichen Gedenkbücher von Bologneser Notaren des 15. Jahrhunderts, über die L. Frati im Archivio storico italiano (5. ser., vol. 41, 2) handelt.

In diesem Zusammenhang sei auch eine Abhandlung von L. Campana, Monsignor Giovanni della Casa e i suoi tempi: vita privata aus den Studi storici (17, 3/4) erwähnt.

In das private und Familienleben reicher Bürger, von Notaren und von Handwerkern in Frankreich, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, gewähren die Publikationen H. Jadarts in den Travaux de l'académie nationale de Reims (t. 121) gute Einblicke (Deux anciens livrets de famille à Reims et à Château-Porcien 1617 et 1748 — Un 3e livret de famille rémois de 1567 à 1753).

Aus der Revue de l'Agenais (t. 36, no. 5) notieren wir den Beitrag von J. de Vivie-Régie, Vues sur le budget d'un propriétaire de l'Agenais au commencement du 18e s.

Über ein kulturgeschichtlich nach vielen Seiten hin verwertbares 32bändiges Sammelwerk der Darmstädter Hofbibliothek, das zahlreiche bildliche Darstellungen, Flugblätter, Zeitungen, Ausschnitte aus Büchern nebst handschriftlichen Bemerkungen des Sammlers († 1606) enthält, orientiert ein Aufsatz Ed. Ottos in der Zeitschrift für Bücherfreunde (N. F. Jahrg. 1, H. 12) (Dr. Markus zum Lamm und sein Thesaurus picturarum). Otto hat bereits in unserer früheren Zeitschrift für Kulturgeschichte (Bd. 6, 1899, S. 46ff.) einen Beitrag auf Grund dieses Sammelwerkes erscheinen lassen.

Beachtung verdient die allerdings nicht immer einwandfreie Arbeit, die Baring-Gould in den Transactions of the Royal historical Society (1909) über Family names and their story veröffentlicht.

Kurz verzeichnet sei ein geschichtlicher Rückblick der Herzogin von Marlborough über die Stellung der Frau (The position of woman) (N. Am. Rev. 1909, Januar und später).

Interessant ist der Beitrag von E. Calvi in der Nuova Antologia (fasc. 904, 1909, 16. August): La donna in Roma secondo i letterati e i viaggiatori del cinquecento.

Die bekannte Tatsache, daß bei der Eheschließung in der Vergangenheit vor allem praktische Rücksichten und erst in zweiter Linie die Neigung entscheidend waren, erörtert auch der Aufsatz von H de Gallier, Comment on se mariait autrefois (La Revue 1909, 1. und 15. August).

In der Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik (1909, 29. Mai) veröffentlicht B. Haendcke eine „kunsthistorische Studie" über die bildenden Künste und die politische Machtstellung. Durch einen schnellen geistvollen Überblick über die Geschichte der europäischen Völker von den alten Griechen an sucht er zu erweisen, „daß die politische Macht, Ruhe, Frieden, Geld in nur bedingtem Maße zur Entwicklung einer echten Kunst nötig sind, daß diese ihren von den äußeren Verhältnissen wenig berührten Pfad weitergeht, so lange sie an dem realen Leben, das sie umbrandet, überhaupt noch irgendwelche Hilfe finden kann. Es sind auch in der Kunst, wie im

Werden und Vergehen der Völker, die geheimnisvollen, unwägbaren Kräfte, die Imponderabilien, die wirklich bestimmenden Mächte".

In der Ehrengabe für Lamprecht: Studium Lipsiense (S. 374—386) faßt Max Kemmerich unter dem Titel: Die erste Entwicklungsstufe des deutschen Porträts die Resultate seiner einschlägigen, hier bereits mehrfach gewürdigten Arbeiten zusammen und betont nachdrücklich, „daß bei richtiger kritischer Betrachtung uns die Porträts auch des frühen Mittelalters eine reiche Ausbeute liefern".

Zur Geschichte des Hauses tragen folgende Zeitschriftenaufsätze bei: Fr. Marx, Die Entwicklung des Römischen Hauses (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Gesch. u. D. Litt. Jahrg. 12, H. 8); H. Falk, Fortsatte studier over gammelnorsk husbygning (Maal og Minne 1910, 1); W. Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geschichtlichen Bedeutung (Zeitschr. des Histor. Vereins f. Niedersachsen Jahrg. 1910, H. 2/3); O. Schell, Die Entwicklung des bergischen Hauses (Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde Jahrg. 19, H. 1). Letzterer schildert des näheren den großen Wechsel seit Mitte des 18. Jahrhunderts: an Stelle des altbergischen Hauses tritt das Schieferhaus, ein sehr wirkungsvoller Bautypus (Verquickung der alten volkstümlichen Bauweise mit fremden Elementen und Motiven, den allgemeinen Stilrichtungen entlehnt). — Ein besonderes Interesse hat endlich die im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst (3. Folge, Bd. 10) veröffentlichte Arbeit O. Lauffers, Der volkstümliche Wohnbau im alten Frankfurt a. M. Der Reiz derselben liegt in dem Versuch, die volkstümliche Bauweise eines Ortes in ihrer gesamten Entwicklung von den frühesten Zeiten bis in das 19. Jahrhundert zu verfolgen und zusammenhängend darzustellen. Um die Geschichte der künstlerischen Architektur handelt es sich hier natürlich nicht, sondern um die typischen allgemeinen Verhältnisse. Die Arbeit, die sich auch auf die Schätze des Frankfurter Stadtarchivs stützt, ist von Wert für die Geschichte des städtischen Wohnbaues in Deutschland überhaupt.

Beachtung verdient eine Publikation von Ed. G. Hurtebise, Inventario de los bienes muebles de Alfonso V de Aragón como Infante y como Rey (1412—1424) (Institut d'Estudis Catalans, Anuari 1907).

A. Thomas' Arbeit: Le mobilier d'un bourgeois de Périgueux en 1428 (Annales du midi 1908, Oktober) gibt Berichtigungen zu einer Publikation F. Villepelets im Bulletin archéologique du comité des travaux historiques et scientifiques.

Im Schweizerischen Archiv für Volkskunde (Jahrg. 14, H. 2) handelt Heierli über Basler Trachten um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

